# Literaturblatt.

## Jahrgang 1857.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

---

Stuttgart.

In Commission bei Paul Neff.

# Register.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, № 1. 3. Januar 1857.

## Neujahrsbetrachtungen.

Wohl mancher wird das neue Jahr mit trüben Betrachtungen und geringer Hoffnung begonnen haben, denn die offenen und geheimen Schäden und Leiden Europa's, wie insbesondere unseres geliebten Vaterlands, sind durch den letzten europäischen Friedensschluß so wenig geheilt worden, wie durch die dem Kriege vorangegangene Unterdrückung der Revolutionen. Die Schulden aller Staaten haben sich vermehrt, die Armuth der Bevölkerung hat zugenommen. Die Sicherheit der Staaten hängt immer noch vom Haare eines Zufalls ab; die Sicherheit der Privatexistenz wird durch die Macht des Capitals und durch die wachsende Theurung immer mehr gefährdet. Die Begeisterungen, echte wie falsche, sind erloschen, die politischen Leidenschaften abgekühlt; die Rednerbühne, wo sie noch besteht, flößt kein Interesse mehr ein. Die Presse ist blasirt, die Jugend ebenso. Man ist nicht sowohl ruhig, als ermattet; nicht sowohl befriedigt, als geekelt durch vorangegangene Anstrengungen, die alle erfolglos geblieben sind.

Gleichwohl gereicht es zu einiger Herzenserleichterung und Aufheiterung des Blickes, wenn man am heutigen Neujahrstage zehn Jahre rückwärts blickt in das Jahr 1847. Damals stand es in aller Beziehung schlimmer, denn es hatte sich der Geisterwelt eine Verblendung, Verwilderung, Vergiftung bemeistert, mit welcher verglichen die heutige Ernüchterung, wenn sie auch etwas von Katzenjammer an sich trägt, doch als Wiederkehr zur gesunden Vernunft anerkannt werden muß.

Faßt man zuerst die Presse ins Auge, die richtiger als der Barometer die Stimmung der geistigen Atmosphäre nicht nur anzeigt, sondern auch bewirkt, so läßt uns jenes Jahr in Frankreich die hinreißende, alles überwältigende Gewalt erkennen, welche die Bücher des Eugene Sue und der Georges Sand auf die Franzosen ausübten, eine wahrhaft dämonische Bezauberung, zu der übrigens noch viele andre Dichter und Volksschriftsteller mitwirkten. Ohne Zweifel waren der ganze Ekel, die ganze Ungeduld, die Ludwig Philipps langweiliges, immer Ehrbarkeit zur Schau tragendes und doch tief unsittliches Regime einflößte, erforderlich, um ein so geistreiches Volk, wie das französische, in diese wüste Phantasterei zu versenken und mit heißer, wahnsinniger Wonne an Bildern der Unzucht, des Bluts, des Elends und Lasters, der raffinirtesten, ja einer unmöglichen Verworfenheit zu erfüllen. Und doch entschuldigt auch das verächtlichste Regime eine solche Vertbierung und Verteufelung der Poesie eines großen Volks in dieser Ausdehnung und mit diesem ungetheilten Beifall nicht. Man kann sich nur insofern mit einiger Befriedigung darüber hinwegsetzen, als die politische Revolution, die jener literarischen Geistesberauschung folgte, durch ihren vernünftigen Verlauf die schlimmsten Erwartungen, die man von ihr gehegt hatte, beschämte. Das französische Volk hat sich viel besser benommen, als seine Presse vorher befürchten ließ.

In Deutschland delirirte die Presse nicht minder, nur in andrer Art. Sie war vorzugsweise durch den Atheismus berauscht. Es war die Blüthezeit der Ruge'schen Jahrbücher, des Lebens Jesu von Strauß, der Hegelei, des Deutschkatholicismus, der Lichtfreunde, der Proteste, der Bruno Bauer-Feuerbach'schen Presse, der Diesterweg'schen Versuche, die Kirche ganz durch die Schule zu verdrängen. Wer das alles nicht miterlebt hat, nicht den ganzen damaligen Lärm um sich rasen gehört hat, macht sich heute, erst zehn Jahre später, kaum mehr einen Begriff von der Stimmung jener Zeit. Auch die Poesie im damaligen Deutschland schwoll von Gift. Eine Legion politischer Dichter verdrängte jedes andere poetische Interesse und überheulte alles mit ihren cannibalischen Gesängen, deren ewig wiederholtes Thema

der Umsturz der Altäre und Throne und Kampf auf Leben und Tod gegen jede Autorität, vor allem gegen die des Kreuzes war. Es war die Blüthezeit der Herwegh, Heinzen, Freiligrath, Kinkel rc. Außerdem sorgte der concurrirende Buchhandel dafür, daß Deutschland alle wilden Wahnsinnsträume der französischen Poesie mitträumen mußte. Von Eugene Sues Schriften erschienen in Deutschland zwanzig Uebersetzungen zumal. Unsre bescheidnen Blätter kämpften damals vergebens gegen den Strom, sagten vergebens die Wahrheit, setzten sich nur dem Haß und der Verfolgung der literarischen Meuten und der tonangebenden Presse aus und fanden keinen ausreichenden Schutz bei dem Theil des Publikums, den man den besonnenen zu nennen pflegt. Denn die Gewohnheit der Philister, jede Mode mitzumachen, blos weil sie Mode ist, und ihre Feigheit trieben damals schon viele ins radikale Lager, ehe noch die Revolution ihnen ihre Stimmen abforderte.

Wir wollen uns mit diesen wenigen Schlaglichtern begnügen, die wir in die schwüle Literatur jener Brütezeit der Revolution geworfen haben, um gleich zu den allgemeinen Zuständen überzugehen.

Wie stand es vor zehn Jahren in Frankreich? Gewiß schlechter als jetzt. Ludwig Philipp hatte seinen Thron bereits bis auf den letzten Pfosten selbst unterwühlt durch ein System von Corrumpirung, wie es nie vorher in der Geschichte vorgekommen ist, durch den schändlichsten Geiz auf der einen und die gewissenloseste Verschwendung auf der andern Seite, Geiz nämlich in Bezug auf Geld, Verschwendung in Bezug auf gute Namen, die er, so viel ihrer waren, in ganz Frankreich beinah alle abzunutzen und niederträchtig zu machen verstand. In jenes Jahr 1847 fallen die Prozesse Teste, Praslin, Beauvallon, welche die ganze Fäulniß um den Julinsthron her enthüllten, kurz vor seinem Zusammensturz. Frankreich hat seitdem eine Revolution überstanden, von welcher die ganze Wirthschaft, wie sie unter Ludwig Philipp bestanden, weggeschwemmt worden ist, zum Glück des Landes.

In vieler Beziehung war die Lage Oesterreichs im Jahr 1847 derjenigen von Frankreich ähnlich. Beide standen am Vorabend der Revolution, beide aus gleicher Schuld. Denn auch Fürst Metternich hatte, ohne es zu wollen, den Kaiserthron systematisch unterwühlt durch ein falsches System, das in völliger Apathie endete. Grundfehler dieses Systems war die geistige und commercielle Absperrung vom übrigen Deutschland. Der Ursprung, die Kraft des Kaiserhauses ist das deutsche Oesterreich. Sobald sich die Deutschösterreicher nicht mehr mit den übrigen Deutschen verbunden fühlten, sich nicht mehr vom Reich her stärkten, nicht in dem Maaß die deutsche Geistesüberlegenheit über die nichtdeutschen Stämme handhabten, wie sie es gekonnt hätten, wenn sie nicht isolirt worden wären, begannen die Nationalitäten des Kaiserreichs, die bisher an der Peripherie eine nur untergeordnete Rolle gespielt hatten, mehr und mehr gegen das deutsche Centrum in Wien zu gravitiren und konnten endlich den Gedanken fassen, sich gänzlich zu emancipiren, das Kaiserreich zu zerstückeln. Was Mazzini in Italien, Kossuth in Ungarn, in einer gewissen Zeit sogar Palacky in Böhmen wollten, hätte ihnen gar nie in den Sinn kommen können, wenn Metternich das deutsche Element im Austriacismus gehörig zu pflegen und stark zu erhalten verstanden hätte. Aber sein System war, die Deutschösterreicher wie Kinder in ewiger Unmündigkeit mit eitlem Tand und Spiel, Essen und Trinken hinzuhalten, sie unter das natürliche Niveau ihres sittlichen und intellectuellen Werthes hinunterzudrücken. Selbst die Kirche wußte er alles Geistes zu entleeren. Dieses falsche und schlechte System hat seine Früchte getragen. Oesterreich hat die schwere Krisis überstanden und ist, wie Frankreich, gesunder und kräftiger wiedererstanden.

Zwei Ereignisse des Jahres 1847 charakterisiren die damals schon eingetretene greisenhafte Schwäche des Metternich'schen Systems, die Mazzinischen Umtriebe in Italien und der Sonderbundskrieg in der Schweiz. Durfte es doch Mazzini damals, im Angesicht Metternichs und Ludwig Philipps, wagen, den Pabst zu seinen Zwecken benutzen, über die Tiare selbst die rothe Mütze ziehen zu wollen. Und der Radikalismus in der Schweiz durfte dicht an den Grenzen Oesterreichs die katholischen Kantone mit einem ungerechten Kriege überziehen, die treuen Vorkämpfer der Kirche und des gesetzlichen Bestandes mishandeln und ausplündern, ganz Europa Trotz bieten, die Aufwühler aller Länder bei sich beherbergen, eine revolutionäre Presse begründen, deren Erzeugnisse wie Brander durch ganz Europa vertheilt wurden, und die Freischaarenzüge vorbereiten, die bald nachher von Tessin aus nach der Lombardei, von der Nordschweiz aus nach Baden eindrangen. Hiebei ist noch in Erinnerung zu bringen, daß beinah die gesammte Tagespresse in Deutschland diesem Schweizertreiben zujauchzte und gegen den unglücklichen Sonderbund Partei ergriff.

Preußen trat in jenem verhängnißvollen Jahre 1847 in die Reihe der constitutionellen Staaten ein und erweckte große Hoffnungen. Aber es war nicht minder, wie andre Staaten, längst unterwühlt und zwar hauptsächlich durch die Irreligiosität, die unter den früheren

Regierungen leider so viel Duldung und Pflege gefunden hatte (am meisten unter dem Ministerium Altenstein). Die antikirchliche Aufregung in Preußen war damals groß, der Rongeanismus, die freien Kirchen gingen von dort aus. Hatte doch noch kurz vorher (1845) der Berliner Magistrat selbst in feierlicher Audienz vom König geradezu den Umsturz der Landeskirche verlangt und die Mehrheit in der Synode von Magdeburg den Bibelglauben verworfen. Die Geister waren wie betrunken und die überall wie Pilze aufsteigenden Literaturjuden übernahmen die Leitung der Tagespresse, die in der That des christlichen Namens nicht mehr würdig war.

Die Mittelstaaten schwankten zwischen Preußen und der Schweiz. Von Königsberg, Berlin, Magdeburg, Halle und Breslau her wurde Leipzig in den antikirchlichen, von der Schweiz her Baden in den radikalen Sturm und Drang mit fortgerissen. In Leipzig, dem Centralpunkt alles geistigen Verkehrs der Deutschen, übte damals schon Robert Blum eine Art von plebeischer Dictatur aus. In Baden, dem liberalen „Musterstaate", neigte der ehrliche und vertrauensvolle Constitutionalismus immer mehr zu dem pfiffigen und rücksichtslosen Radikalismus hinüber und lauerten hinter dem Terrorismus der Staatslexikons-Schablone schon alle Gelüste der demokratischen Republik. Welker war schon von Hecker und Struve überholt. Indem das liberale Bürgerthum das allgemeine und direkte Wahlrecht bevorwortete, gab es die Vertretung aus der Hand und ließ sie den Demokraten zufallen, die den vierten Stand aufwühlten. Man darf es als einen großen Gewinn betrachten, daß die Forderungen der Schablone, die deutschen Grundrechte, die s. g. Errungenschaften des Märzes in den Jahren 1848 und 1849 einer harten Probe unterworfen und gesichtet worden sind. Die Freiheit war durch ihre Feinde weniger gefährdet, als durch ihre falschen oder bethörten Freunde. Die Lehre, welche die letzteren empfangen haben, wird gute Früchte tragen.

Wer wollte miskennen, daß Reformbestrebungen im Jahr 1847 vollkommen gerechtfertigt waren, daß jeder besonnene und rechtliche Mann sie theilen mußte. Allein die Uebel, die man verbannen wollte, wurden von zu vielen schlechten und aufdringlichen Aerzten behandelt. Daher das Mislingen der in den beiden folgenden Jahren ausgebrochenen Revolution. Wenn in der ersten französischen Revolution der Unsinn erst einige Jahre nach ihrem Beginne in die Blüthe kam, so ging er unsrer deutschen Revolution voran, vielleicht zum bessern Glücke Deutschlands, denn der Ekel, den er einflößte, stumpfte die Spitze des revolutionären Impulses ab und ersparte uns Scenen, wie sie Frankreich nach der Hinrichtung König Ludwigs XVI. sehen mußte. Die große deutsche Bewegung im Jahr 1848 wurde durch das Jahr 1847 zwar vorbereitet, aber auch gedämpft. Die schlechten Elemente gingen zu weit und in zu großer Masse voraus, als daß sie nicht der Mehrheit zur Erkenntniß und Warnung hätten dienen müssen. Struve z. B. hat durch den Widerwillen, den sein tolles Treiben erweckte, die deutsche Revolution schon im Beginne gehemmt. Wenn er seine Zeit abgewartet hätte, wie Robespierre und Marat die ihrige, würde er der furchtbare Mann wirklich geworden seyn, der er gern werden wollte. Er kann als Beispiel dienen, wie ungeschickt es ist, in Worten, Reden, Zeitungsartikeln zu anticipiren, was eben deshalb nachher nicht mehr zur That werden kann. Die deutsche Revolution wurde zu Tode geschwatzt, ehe sie recht geboren war.

Rußland befand sich vor zehn Jahren ausnahmsweise in einer beneidenswerthen Lage. Es übte eine Art von Vormundschaft über die meisten andern Staaten, England ausgenommen. Es zog allein Vortheil von allen Fehlern und Schwächen der Nachbarn. Aber eben deswegen dürfen wir die gegenwärtige Zeit, in welcher der russische Uebermuth eine Demüthigung erfahren hat, der damaligen vorziehen und diesen Umstand hauptsächlich bei Vergleichung der beiden Jahre 1847 und 1857 in Rechnung bringen.

Wenn es nun unstreitig in Europa etwas besser aussieht, als es damals aussah, wenn wir jetzt wie auf eine Periode des überstandenen Wahnsinns auf jene letzten Vierziger Jahre zurückblicken können, so müssen wir uns doch zunächst fragen: war menschliche Weisheit die Ursach dieses Besserwerdens? Schwerlich. Ohne dem einen oder andern Geist, der das Beste wollte, unter den Herrschenden zu nahe zu treten, dürfen wir doch bekennen, Gott hat auf unerwartete, selbst von Europa unverdiente Weise manches zum Guten gelenkt, was menschliche Weisheit nicht zu Wege gebracht hätte. Wie denn auch der Dank dafür in dem gedeihlichen Wachsthum religiöser Gesinnung und kirchlichen Lebens, der schönsten Errungenschaft der letzten Jahre, sich ausgesprochen hat.

Der böse Dämon der Zeit ist aber noch nicht gewichen, er hat nur seine Position verändert. Indem in der Küche der politischen Leidenschaften das Feuer mehr und mehr ausging, hat er sich in die neue Leidenschaft für materielle Interessen eingeschlichen, wie er denn immer in und mit der Mode die Geister zu beherrschen trachtet. Er redet nicht mehr aus den feurigen Zungen tumultuarischer Volksversammlungen und Klubs, aber er schwindelt in Börsenspeculationen, Staatspapieren und Actien und verkündet dem Volk in populären Na-

turlehren das Evangelium des Materialismus. Schriften dieser Art vermehren sich jetzt gerade in so auffallender Menge, wie früher die deutschkatholischen, und dienen derselben Tendenz, den Volksglauben zu untergraben, nachdem die alte Methode abgenutzt ist, nach einer neuen, die mit dem Reiz der Neuheit wirkt und in einer der Industrie zugewandten Friedenszeit in der That auf Erfolg rechnen kann.

Außerdem drohen der wiedererwachten christlichen Begeisterung noch Gefahren genug auf dem kirchlichen Boden selbst. Weder das österreichische Concordat in der katholischen, noch die Tendenz zu Orthodoxie, reicherer Liturgie und strengerer Kirchenzucht in der protestantischen Welt können durchgeführt werden, ohne früher oder später einem mächtigen Widerstand zu begegnen, ja denselben zum Theil selbst durch Voreiligkeit und Uebergriffe hervorzurufen. Es gehen zwei Strömungen durch die Kirche, eine apostolische der Mission, der aller Segen des neuen christlichen Lebens zu danken ist, und eine pharisäische, hierarchische oder cäsaropapistische, die mit Gesetz, Amtsgewalt und Macht erzwingen will, was die Liebe versagt und die nur Unsegen säet. Es wird überhaupt in den kirchlichen Dingen zu viel gestritten, gerechtet, plaidirt. Nur da ist der Glaube in der Kirche am mächtigsten und unzerstörlichsten, wo am wenigsten gezankt wird, wo stille Liebe ihre Pflicht thut. Die Presse übt auch in diesen Beziehungen eine verderbliche Macht aus. Sie eifert zu viel, sie wetteifert von allen Seiten in Verunglimpfungen, sie drängt ihre Dienste der Kirche mit Unverschämtheit auf und ahmt in religiösen Fragen die grobe und boshafte Polemik nach, von der sich die religiöse Presse bereits wieder zu besserem Anstande gewendet hat. Selbst Blätter derselben Partei hadern unter einander, oft nur um elender Eifersucht willen. So weit dies auf katholischer Seite geschieht, beweist es noch eine Einflußlosigkeit des Episcopats, die ihm von protestantischen Konsistorien sicher nicht beneidet wird.

Im Uebrigen wird der Gang aller innern Entwicklungen, der industriellen, kirchlichen und was immer als nächstes Interesse sich zur Oberfläche drängen wird, ohne Zweifel von neuen europäischen Kriegsstürmen durchkreuzt und gestört werden. Denn das dürfen wir am wenigsten vergessen, daß wir immer noch in einem faulen Frieden leben, wie vor dem letzten Kriege, so nach ihm. Es ist nicht wohl denkbar, daß keine solche Störungen mehr eintreten sollten, nachdem die alte Ordnung der Dinge in Europa einmal erschüttert und eine neue, welche Bürgschaften der Sicherheit und langen Dauer in sich trüge, noch nicht gefunden worden ist.

Die Ordnung der Dinge, wie sie nach dem Sturze Napoleons festgestellt wurde, bezweckte die Niederhaltung und ewige Fesselung der Revolution durch das Mittel der Eintracht unter den fünf Großmächten (der Pentarchie Oesterreich, Preußen, Frankreich, England, Rußland). Nun hat sich aber die Revolution dennoch mit elastischer Kraft erhoben und ihre Fesseln zerrissen, schon mehrmals und mit immer mehr anwachsender Gewalt. Die spanische Revolution von 1820 hatte noch nicht so viel Energie wie die Julirevolution und diese wieder noch nicht so viel wie die Februarrevolution. Ein progressives Fortschreiten in der Stoßkraft dieses revolutionären Plutonismus, der die politische Oberfläche Europa's ändern will, ist durchaus nicht zu verkennen. Wer möchte behaupten wollen, daß sie nicht zum viertenmal eine noch gewaltsamere Katastrophe herbeiführen wird, wie 1820, 1830 und 1848. Dabei muß erwogen werden, daß jetzt eine der Bedingungen fehlt, die noch 1848 der Contrerevolution ihre größte Stärke verlieh, nämlich die Bedingung der Eintracht unter den fünf Großmächten. Man muß die Zähigkeit des diplomatischen Instinktes bewundern, der die Pentarchie von 1815 an bis 1853 trotz aller Versuchungen, trotz aller Gegensätze der Staatsinteressen dennoch zusammenhielt. Erst der letzte russische Krieg hat das Band jener Eintracht zerrissen, erst im Jahre 1854 haben sich wieder Armeen des einen Großstaates mit denen zweier andern in offnem Felde bekämpft. Das ist ein Vorgang von erstaunlicher Tragweite. Der Zauberring ist zerrissen, wer wird ihn wieder zusammenfügen? Der europäische Areopag hat den Heiligenschein verloren, seine Glieder sind über einander selbst hergefallen. Was gestern möglich war, wird es morgen wieder seyn. Neue Conflikte der Großmächte unter einander sind jetzt eben so wahrscheinlich, als sie vorher unwahrscheinlich waren.

Als Lord Clarendon sagte: „wir steuern nicht mehr, wir lassen uns treiben," sprach er das Geheimniß von ganz Europa aus. Noch zu keiner Zeit gönnte man dem Zufall so viel Macht, wie heute. Man weiß, daß wenn zwei Augen sich schließen, das Chaos zurückkehrt, und man weiß nicht, welcher Zufall wieder die Dinge ganz anders lenken wird, als die Einen hoffen, die Andern fürchten. Nie herrschte größere Ungewißheit und eine muhamedanischere Resignation im christlichen Europa. Gott ist groß, sagt der Türke, mag geschehen was da will. Das ist jetzt ziemlich die allgemeine Parole.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 2.** 7. Januar 1857.


## Ein Bibelwerk.

Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache. Mit gegenüberstehendem griechischem und lateinischem Texte, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung von H. F. Maßmann. Stuttgart, S. G. Liesching, 1857.

Die gothische Bibelübersetzung des Bischof Ulfilas ist nicht nur das älteste und ehrwürdigste Denkmal deutscher Sprache, sondern auch für das Verständniß der h. Texte selbst von Werth, weil sie so alt und so treu ist, daß man aus ihr sichere Schlüsse auch auf den ihr zu Grunde liegenden alten Text ziehen kann.

Der Herausgeber, welcher Jahre lang mit äußerstem Fleiß und seltener Liebe dem schwierigen Werke obgelegen, äußert sich über diese Bedeutung des Ulfilas wie folgt: „Die mindestens schon im zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung in Afrika in weniger gutem Latein entstandene Uebersetzung des N. B. (die Afra) erfuhr früh in Italien (daher die Itala) mannigfache Abänderungen des Lateins, denen endlich der h. Hieronymus mit seinen nach griechischen Handschriften vorgenommenen Besserungen abhalf. Diente diese Uebersetzung (die von der abendländischen Kirche angenommene Vulgata) durch jene Umstände wesentlich mit zu einer Grundlage, um einem nach unsren handschriftlichen Mitteln erreichbaren Texte des vierten Jahrhunderts sich anzunähern, so war doch andrerseits auch die lateinische Sprache ihrer Natur nach, als die Sprache des irdischen Rechtes, wenig für die Tiefe und den Ausdruck christlicher Begriffe geeignet und es bedurfte daher für jene Absicht noch einer anderen Sprache, welche gleichzeitig und mit tieferen Mitteln der Wortableitung, des Wurzelzusammenhanges (fides erreicht nie galáubeins) und des Satzbaues begabt, ohne sich selbst Gewalt anthun zu müssen und somit ihren Zweck zu verfehlen, Wort für Wort den griechischen Text der h. Schriften treu zu begleiten und wahrhaft wieder zu geben vermochte. Dies ist unbedingt die gothische oder deutsche Sprache. Lachmann hat bei seiner Ausgabe (Novum Test. graece et latine; 1842. 1850) verschmäht, außer der lateinischen Vulgata, Handschriften irgend welcher der vorgenannten und andrer Uebersetzungen zu Rathe zu ziehen; hatte er doch schon die griechische sich eng genug begrenzt. Daß er aber für das vierte Jahrhundert grade Ulfilas' Uebersetzung unbeachtet gelassen, dessen auf uns gekommene Handschriften doch so wenig von jenem Jahrhundert abstehen und so treu das ursprüngliche Wort überliefert haben, ist mir stets unerklärlich geblieben. Tischendorf dagegen hat in seiner Ausgabe (Nov. Test. graece: 1849) das Versäumte einzubringen sich bemüht und sich deshalb an die Ausgabe des Ulfila von Dr. Gabelentz und Dr. Löbe (1836), so wie an Knittels unvollkommene Bemerkungen gehalten. Wie diese ihn wohl und übel geleitet, habe ich S. LXXXVI der geschichtlichen Einleitung näher nachgewiesen. Daß aber die selbstgesteckte Begrenzung der Lesartenbenützung bei Lachmann auch nach Löbe noch (1843. 1846) in zweifelhaften Fällen des gothischen Wortsinnes vollständig im Stiche ließ, hat Tischendorfs weiter gezogener Gesichtskreis zu R. 11, 1 dargethan: man s. S. 651 und LXXXIV. Ich wiederhole aber und bekräftige das S. LXXXV-VII bereits anders Gesagte, daß vielleicht Niemand einen besseren Zeugen für den griechischen Text des vierten Jahrhunderts abzugeben im Stande sey wie Ulfilas; und ich hätte, wie einst W. Wackernagel in seinem Altd. Lesebuche versucht hat, getrost aus ihm einen griechischen Text herstellen können, wie er dem Ulfilas einst vorgelegen haben müsse, wenn mich davon nicht anderweitige

Rücksichten abgehalten hätten; weshalb ich mir mit gegenseitigen Klammern (eckigen und runden) beim gothischen und griechischen Texte genügen ließ, alles Uebrige und Besondre aber bei dieser Schulausgabe in die Anmerkungen verwies."

Ulfilas lebte und wirkte im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt während der Völkerwanderung in der schweren Zeit, in welcher die Gothen ins römische Reich hereinbrachen und das Christenthum annahmen. „Vierzig Jahre unablässiger Seelsorge und Sittenbildung durch Rede, Schrift und Fürbitte, ungeirrt durch den Lärm der Schlachten und die Ströme Blutes, war er der geistige Führer seines Volkes durch die Wirren der Zeit, weshalb ihn Kaiser Valens (ehrendes Anerkenntniß des fremden weltlichen Machthabers!) den Moses seines Volkes (Philostorg. 2, 5) nannte. Er ist seinem Volke aber mehr geworden, ein Friedefürst und Glaubensbote, der die Gothen aus dem kriegslustigen Heidenthume zum Herrn des Friedens und aus dem streitsüchtigen Christenthume der Griechenwelt zur untrüglichen Quelle der heiligen Schrift führte, die er ihnen in ihrem ganzen Umfange verdeutschte." Die Bibelübersetzung hatte den nächsten Zweck, die Gothen auf die ewige Quelle des Glaubens selbst zurückzuführen von den mancherlei Sekten, die sich in der griechischen Welt damals schon ausgebildet hatten. Bekanntlich sind die Gothen Arianer geworden, aber Ulfilas war es nicht, der sie in diese einseitige Richtung hineinführte. Sein Bekenntniß ist uns erhalten. „Dieses Glaubensbekenntniß, das Auxentius uns lateinisch überliefert hat und das von Ulfilas ohne Zweifel gothisch niedergeschrieben, zugleich aber auch wohl griechisch und lateinisch hinterlassen worden war, lautet in seiner bezeichnenden Kürze wörtlich also: ‚Ich Wulfila, Bischof und Bekenner, habe alle Zeit so geglaubt und bekenne diesen allein wahren Glauben vor meinem Gott und Herrn: Ich glaube an einen einigen ungebornen und unsichtbaren [oder untheilbaren] Gott Vater, und an seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Gott, den Schöpfer alles Geschöpfes, dem Keiner gleich ist, sondern der Gott ist Aller, auch über die Unsrigen; und an den heiligen Geist, die Kraft, welche erleuchtet und heiligt (wie Christus zur Belehrung zu den Aposteln sagt: Sieh, ich werde die Verheißung meines Vaters zu Euch senden; Ihr aber weilet in der Stadt Jerusalem, bis Ihr anziehen werdet die Kraft aus der Höhe [Luc. 24, 49]; desgleichen Und ihr werdet empfangen die Kraft, welche Euch überkommen wird, den heiligen Geist [Ap.Gesch. 1, 8], der selbst weder Gott noch Herr, sondern ein Diener Christi und dem Sohne in Allem untergeben und gehorsam ist, wie der Sohn in Allem untergeben und gehorsam ist Gott dem Vater, der immerdar heilig ist . . . . . durch Christum Jesum und den heiligen Geist. Amen!' Hier ist keine Spur von dem Streite über ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος, der im griechischen Reiche bis in die Dörfer und auf die Märkte gedrungen war und in den Hütten wie am Hofe verhandelt wurde. Ja Auxentius, welcher den Inhalt jenes durch ihn aufbewahrten Glaubensbekenntnisses umständlich als die Lehre ausführt, welche sein Lehrer die vierzig Jahre seines Bischofsamtes unwandelbar gelehrt habe, zeigt uns in dieser ausführlichen Erörterung, wie Jener sowohl die Homoousianer als die Homoiousianer als beklagenswerthe, ja verabscheuungswürdige, gottlose Zersplitterer der Einen ewigen Kirche, als Verkehrer der heiligen Schrift, nicht minder aber auch alle und jede andere Sekten, die er namhaft macht (Manichäer, Marcioniten, Montanisten, Paulinianer, Sabellianer, Anthropianer, Patripassianer, Photinianer, Donatianer, Macedonianer u. s. w.) für un- und antichristlich verworfen, und wie ein treuer Hirte die Wölfe und Hunde von seinen Gothen abgewehrt habe; nicht also ein feiger Miethling oder gleichgültiger Ueberläufer, wie Theodoret ihn schildert, sondern gerade ein rechter Eiferer für das Haus des Herrn, ein Feind aller Ketzerei, ein Nachfolger (imitator) der Apostel und Blutzeugen mit aller Klugheit und allem Fleiße bemüht, sein Volk zu erbauen, streng nach der Lehre der Evangelisten und der Ueberlieferung der Apostel, mit andern Worten, lediglich und streng nach der heiligen Schrift."

Dies möge hinreichen, die Stellung des Bischof Ulfilas und die hohe Bedeutung seiner Bibelübersetzung zu charakterisiren. Welchen Werth noch die nächsten Jahrhunderte auf sein Werk legten, erhellt aus dem noch auf uns gekommenen codex argenteus, der berühmten Pergamenthandschrift seiner Bibel, deren Buchstaben alle von Silber auf Purpur aufgetragen sind. „Handschriften mit silberner und goldener Unzialschrift, auf schwarzem und auf purpurnem Pergamente waren im 4. 5. 6. Jahrhundert nicht ungewöhnlich, wie solche noch heute mehrfach zu München, Straßburg, Paris, Rom 2c. aufbewahrt werden. Solche Handschriften kannte schon der h. Hieronymus 2c." Es leuchtet jedoch ein, daß so kostbare und schön verzierte Handschriften immer nur für Könige bestimmt waren. Ohne Zweifel war die Handschrift ursprünglich im Besitz der Westgothenkönige. „Man hat gefragt, und nicht mit Unrecht, wie die silberne Handschrift nach Werden gekommen. Man hat an des h. Liudger dritthalbjährigen Aufenthalt in Italien (zwischen 782—785) gedacht, wovon Alfred in Vita Liudgeri 2, 8 spricht. Man hat

auch nach Spanien geblickt, von wo Childebert (nach Gregor. Tur. 4, 10) bei der Einnahme des westgothischen Narbonne im J. 636 zwanzig mit Gold und Edelsteinen gezierte Evangelieneinbände erbeutete und mit heim nahm. Bezeichnend ist jedenfalls, daß die Werdener Handschrift schon bei ihrem ersten Wiederauftauchen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ohne Einband gewesen zu seyn scheint, der ursprünglich dem Werthe der Handschrift selbst gewiß entsprochen haben mag." Gott weiß, wie und wohin sie entführt worden und durch wessen diebische Hand sie des wahrscheinlich goldenen Deckels beraubt worden ist. Im dreißigjährigen Kriege wurde sie von den Schweden mit viel andrer guter Beute aus Deutschland nach Stockholm gebracht, wo sie noch ist.

Der silberne Codex ist nicht vollständig, aber im Kloster Bobbio bei Mailand sind andre Bruchstücke wahrscheinlich derselben gothischen Uebersetzung durch den berühmten Cardinal Majo aufgefunden worden, desgleichen einige Blätter in Wolfenbüttel und Salzburg. Ueber alle diese Texte gibt der Herausgeber die genaueste Auskunft. Als erläuternde Zugabe dient die s. g. skeireins, ein Commentar des Evangeliums Johannis in gothischer Sprache, vielleicht von Ulfilas, gleichfalls aus Mailand.

In sehr schönem klarem Druck auf hellweißem Papier ist nun der gothischen Uebersetzung der griechische und lateinische Schrifttext Blatt für Blatt gegenübergestellt. Dann folgt Skeireins, zuletzt Anmerkungen, das erklärende Wörterbuch und eine kurze Grammatik zum Verständniß der Formen.

So empfiehlt sich das Werk nicht nur als Schulbuch, sondern auch zur Privatlecture für alle Freunde sowohl der h. Schrift, als der deutschen Sprache.

---

## Gedichte.

**Gedichte von Eduard Mörike. Dritte vermehrte Auflage. Stuttgart und Augsburg, Cotta'scher Verlag, 1856.**

Unter den schwäbischen Lyrikern nimmt Mörike einen ehrenvollen Rang ein und welchen Anklang er gefunden, beweisen die wiederholten Auflagen seiner schönen Gedichte. Diese Gedichte sind von großer Mannigfaltigkeit, tief ernst und wieder vom heitersten Humor, rein lyrische Ergüsse, Stimmungen, Musik in Worten, dann wieder Romanzen, Naturgemälde, kleine Idyllen, sogar ein kleines komisches Epos, Gelegenheitsgedichte und gesellige Lieder, Erinnerungen an Todte rc.

Vorzugsweise schön und charakteristisch erscheint uns bei diesem Dichter der Ausdruck eigenthümlicher Stimmungen, die man unnennbare zu nennen pflegt, weil es schwer und nur dem glücklichen Dichter und Componisten möglich ist, sie recht zu bezeichnen. Die Dichter und Componisten berühren sich nirgends so nahe, als in solchen Gefühlsausdrücken, in solcher Seelenmalerei. Einige Beispiele aus Mörike's Gedichten. Gleich das erste:

### An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang.

O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseyns glühe?

Einem Krystall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluthen scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwerk vor meine Sinne ruft u. s. w.

Wie dieses Morgengefühl, so ist das sommerliche Badegefühl meisterhaft ausgedrückt in dem Liede:

### Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal,
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder,
Die Arme hab ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzu gerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um,
Und mühst dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Man weiß nicht, wen? drum fragen

Der Himmel, blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin,
Und kann sie nicht erschwingen!

Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
— Schwill an mein Fluß und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle;
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh,
Die lieben Sterne führe du
Zur ewigen Mutterquelle!

Unter den humoristischen Dichtungen ist das Märchen vom „siechen Manne" ausgezeichnet durch die ernsthafte Würde, mit der die tollsten und komischesten Dinge vorgetragen werden, und die „häusliche Scene" durch ihre porträtähnliche Wahrheit. Präceptor Zuborius unterhält sich vor dem Einschlafen mit seiner Gattin:

Schläfst du schon, Rike? — „Noch nicht." — Sag' hast du denn heut die Kukumern
Eingemacht? — „Ja." — Und wie viel nahmst du mir Essig dazu? —
„Nicht zwei völlige Maas." — Wie? fast zwei Maas? Und von welchem
Krug? von dem kleinern doch nicht, links vor dem Fenster am Hof?
„Freilich." — Verwünscht! So darf ich die Probe nun noch einmal machen,
Eben indem ich gehofft schon das Ergebniß zu sehn!
Konntest du mich nicht fragen? — „Du warst in der Schule." — Nicht warten? —
„Lieber, zu lange bereits lagen die Gurken mir da." —
Unlängst sagt' ich dir: nimm von Numero 7 zum Hausbrauch. —
„Ach wer behielte denn stets alle die Zahlen im Kopf!"
7 behält sich doch wohl! nichts leichter behalten als 7!
Groß, mit arabischer Schrift, hält es der Zettel dir vor. —
„Aber du wechselst den Ort nach der Sonne von Fenster zu Fenster
Täglich, die Küche pressirt oft und ich suche mich blind.
Bester! dein Essiggebräu', fast will es mich endlich verdrießen.
Ruhig, obgleich mit Noth, trug ich so Manches bis jetzt.
Daß du im Waschhaus dich einrichtetest, wo es an Raum fehlt,
Destillirest und brennst, schien mir das Aeußerste schon.
Nicht gern sah ich vom Stockbrett erst durch Kolben und Krüge
Meine Reseden verdrängt, Rosen und Sommerlevkoi'n.
Aber nun stehen um's Haus her rings vor jeglichem Fenster,
Halb gekleidet in Stroh, gläserne Bäuche gereiht;
Mir auf dem Herd stehn viere zum Hinderniß; selber im Rauchfang
Hängt so ein Unthier jetzt, wieder ein neuer Versuch!
Lächerlich machen wir uns — nimm mir's nicht übel!" — Was sagst du?
Lächerlich? — „Hättest du nur heut die Dekanin gehört.
Und in jeglichem Wort ihn selber vernahm ich, den Spötter;
Boshaft ist er, dazu Schwager zum Pädagogarch." —
Nun? — „Einer Festung verglich sie das Haus des Präzeptors, ein Bollwerk
Hieß mein Erker, es sey Alles bespickt mit Geschütz!" —
Schnödes Gerede, der lautere Neid! Ich hoffe mein Stecken-
Pferd zu behaupten, so gut als ihr Gemahl, der Dekan;
Freut's ihn, Kanarienvögel und Einwerfkäfige Dutzend-
Weise zu haben, mich freut's, tüchtigen Essig zu ziehn. —
(Pause. Er scheint nachdenklich. Sie spricht für sich.)
„Wahrlich, er dauert mich schon: ihn ängstet ein wenig die Drohung
Mit dem Studienrath, dem er schon lange nicht traut." &c.

Wir begnügen uns mit diesen wenigen Proben, um die Gedichte eines Mannes zu empfehlen, der wohl nur wenigen unsrer Leser nicht schon bekannt seyn wird.

---

## Missionssache.

Festbüchlein des rauhen Hauses zu Horn. Von Dr. Wichern. Dritte vermehrte Auflage. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1856.

Zunächst für die Genossen des rauhen Hauses bestimmt enthält das kleine Buch doch auch für ferner Stehende die sehr interessante Geschichte und Beschreibung des rauhen Hauses. Es wird darin ausführlich erzählt, wie es entstanden ist und sich unter der segensreichen Leitung Wicherns allmählig immer vollkommener ausgebildet hat. Hier waltet die thätige Liebe, hier hat man ein echtes Werk der evangelischen Mission und ein Muster vor sich, wie durch Frömmigkeit, Liebe, Hingebung, Geduld trotz aller Ungunst der Welt und mitten in ihrem wildesten und üppigsten Lärm und Getriebe doch die Nachfolge Christi geübt werden kann.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, **N° 4.** 14. Januar 1857.


## Kirchenrecht.

Lehrbuch des Kirchenrechts aller christlichen Confessionen von Ferdinand Walter. Zwölfte verbesserte und vermehrte, das österreichische Concordat genau berücksichtigende Ausgabe. Bonn, Marcus, 1856.

Dieses Werk hat die weite Verbreitung, die es gefunden, drei Vorzügen zu danken, einmal der reichen, allumfassenden Uebersicht, die es gewährt, zweitens seiner Billigkeit und milden Auffassung der Streitpunkte, drittens einer gewissen wohlthuenden Wärme, welche die ganze Behandlung des zuweilen trockenen Gegenstandes durchdringt.

Der Verfasser wirft in der Vorrede den Blick auf die früher erschienenen Auflagen zurück. Die erste erschien 1822 zu einer Zeit, wo das canonische Recht ganz im Argen lag, vergessen oder „absichtlich verkannt und entstellt" war. Nach und nach begann die Kirche sich von den Banden, die sie hart umstrickt hielten, zu lösen und jede neue Auflage des vorliegenden Werks wird durch einen neuen Fortschritt dieser elastischen Lösungskraft, durch eine neue Feststellung des kirchlichen Rechts, durch eine neue Aufklärung über das noch zu Hoffende und zu Suchende charakterisirt. Es ist hiebei sehr merkwürdig, daß es nicht schon die restaurirten Dynastien der Bourbons, sondern erst protestantische Fürsten waren, durch welche der Kirche dem Staate gegenüber wesentliche Rechte gewährt wurden. Die eigentliche Emancipation der Kirche war zuerst in der belgischen Verfassung von 1831 ausgesprochen, ein Werk des protestantischen König Leopold, und ihm folgte Friedrich Wilhelm IV. „Preußens König war der Erste, welcher unerwartet und aus dem eigensten Antriebe 1841 diese Fesseln löste und der Kirche eine größere Freiheit der Bewegung gab. Wenn es überall das Schwerste ist, durch Erhebung über den von stehend gewordenen Vorurtheilen eingeengten Gesichtskreis neue fruchtbare Bahnen zu eröffnen, so gebührt Ihm in Deutschland dieser Ruhm und dieses Verdienst. Was die Preußischen Verfassungsurkunden und deren Nachahmungen seit 1848 in dieser Richtung in erweitertem Maße festgesetzt haben, ist nur davon die weitere Entwicklung, die für die Kirche wie für den Staat um so größere Früchte bringen wird, je mehr von denjenigen, welche dieselbe zu leiten haben, der Geist ihres Urhebers verstanden und geachtet wird."

Ueber das österreichische Concordat sagt die Vorrede: „Sehr mühsam ist die Regeneration des kirchlichen Geistes in Oesterreich, wo in Folge eines mehrere Menschenalter hindurch wirksamen falschen Regierungssystems die Selbstständigkeit und freie Bewegung der Kirche völlig gelähmt, die Wissenschaft ihres befruchtenden Einflusses beraubt worden, und der Klerus an eine ihm bequem und fast zur Nothwendigkeit gewordene Bevormundung gewöhnt den Geist einer anderen Stellung kaum mehr zu erfassen vermag. Im richtigen Gefühl, daß nur die frei gewordene Kirche die populäre nachhaltige Kraft entfalten kann, welche das geistige Leben zu regeneriren im Stande ist, hat hier der Kaiser 1855 in das Concordat die Gesinnung eines großen christlichen Fürsten niedergelegt, welcher der Kirche aus innerster Ueberzeugung und ohne Rückhalt ihr volles Recht, gewährt und im Bunde mit ihr die Herstellung der großen Idee eines wahrhaft christlichen Staates anstrebt. Durch diesen Geist der Eintracht, welcher in den an das Concordat sich anschließenden Declarationen des Pabstes und des Kaisers seine nähere Auslegung erhalten hat, und durch die Reichhaltigkeit seines Inhaltes, übertrifft dieses Concordat Alle, die je in der Geschichte vorgekommen sind, und ist eigentlich das Erste, welches wahrhaft diesen Namen verdient."

Wenn der Verfasser einerseits die tiefe Erniedrigung der Kirche unter den Staat charakterisirt und daraus den Beweis nimmt, wie unumgänglich nothwendig und unvermeidlich eine freiere Gestaltung der Kirche geworden sey, so verfehlt er doch nicht, andrerseits auch wieder bei jeder Gelegenheit vor Uebereilung und Ueberstürzung zu warnen und überall besonnene Milde zu empfehlen, weil nothwendig der Misbrauch kirchlicher Amtsgewalt nur wieder zur Knechtung der Kirche führen muß.

Das Verhältniß der Kirche zum Staat ist jetzt das wichtigste. Deswegen wollen wir es hier besonders hervorheben. Wenn man die jura circa sacra überblickt, die der Staat sich angeeignet hat und zum Theil in vielen Ländern noch jetzt im vollen Umfang ausübt, kann man doch nicht umhin, darin ein an der Kirche begangenes schweres Unrecht zu sehen. 1) Das jus advocatiae, wonach der Staat Beschützer der Kirche seyn soll, ist so umgedeutet worden, daß der Staat Vormund, Wächter und Herr der Kirche geworden ist und daß er 2) sich des Eigenthums aller Kirchengüter durch Secularisation bemächtigt, das gesammte Kirchengut zur Staatsdomaine geschlagen oder verkauft hat und die Geistlichen nur noch aus Staatsmitteln als Staatsdiener besoldet. 3) Das jus cavendi, wonach die Staatsgewalt, wenn sie nur den leisesten Verdacht gegen die Kirche hegt, außerordentliche vorbeugende Maßregeln gegen sie ergreifen darf (wie gegen einen unter Polizeiaufsicht gestellten entlassenen Strafgefangenen, bei dem man beständig einen bösen Willen voraussetzt). 4) Das jus supremae inspectionis, was die Staatsgewalt berechtigt, von der innern Verwaltung der Kirche Kenntniß zu nehmen, dieselbe zu überwachen, mit Bezug darauf Verbote ergehen zu lassen 2c. 6) Das jus placeti regii, wonach kein päbstlicher Erlaß gilt, wenn die weltliche Staatsgewalt nicht ihr placet darauf gesetzt hat. 7) Die appellatio ab abusu, wonach Jeder, der sich durch einen Act der Kirchengewalt verletzt glaubt, an die weltliche Gewalt appelliren darf. 8) Das jus reformandi, wonach die Staatsgewalt die Bedingungen stellen kann, unter denen sie die Kirche überhaupt dulden will oder nicht. 9) Die Leitung der Schulen, selbst derjenigen, in welchen die jungen Geistlichen gebildet werden, und das Recht, die Lehrer zu ernennen. 10) Die Ernennung der Geistlichen selbst. Der Verfasser sagt hierüber: „An und für sich ist die Auswahl und Anstellung der Kirchenbeamten eine der wesentlichsten inneren Angelegenheiten der Kirche und von ihrer Selbstständigkeit unzertrennlich. Sie muß daher entschieden dagegen protestiren, wenn die Staatsgewalt als solche jenes Recht in Anspruch nimmt. Auf der anderen Seite erkennt sie an, daß für die Eintracht beider Gewalten sehr Vieles auf die Persönlichkeit der Beamten ankommt. In diesem Geiste wird sie bei der Anstellung der Kirchenbeamten von den der Regierung positiv misfälligen Personen schon aus eigenem Interesse absehen. Auch hat sie sich immer bereit gefunden, insbesondere bei Besetzung der bischöflichen Stühle, worauf so Vieles ankommt, der Staatsregierung durch Vertrag einen gewissen Einfluß einzuräumen, was das allein richtige und rechtmäßige Mittel ist, beide Gesichtspunkte der kirchlichen Freiheit und des staatlichen Interesse mit einander in Einklang zu bringen."

Man ersieht hieraus, wie ungeheuer beengt die Kirche war (zum Theil noch ist), und wenn man erwägt, wie oft die Staatsgewalt zu Ausübung ihrer jura circa sacra sich solcher Personen bediente, die principiell Feinde der Kirche und ohne allen Glauben waren, so ist eine solche Unnatur gewiß nicht weniger empörend, als es diejenige war, die den Anstoß zur Reformation gegeben hat, die Unwürdigkeit, ja Lasterhaftigkeit der höchsten geistlichen Würdenträger. Gegen die letztere ist so unendlich viel geeifert worden, jedes Kind weiß von den Greueln des Pabstthums zu erzählen, man glaubte diese Dinge nicht schwarz genug malen zu können. Aber gegen die entgegengesetzte Unnatur, die Mishandlung und tiefe Herabwürdigung der Kirche durch die Willkühr der Staatsgewalt und durch irreligiöse, tief vom Unglauben der Zeit angesteckte Beamte scheut man sich zu reden; da will man keinen Misstand sehen, alles in guter Ordnung finden. Man ist hier offenbar parteiisch und ungerecht und zum eignen Schaden, denn jede Unnatur rächt sich zuletzt nur an denen, die sie begehen oder dulden und gutheißen.

Auf der andern Seite ist die Unterdrückung der Kirche unter die Staatsgewalt wie eine natürliche Folge des früheren entgegengesetzten Extrems, so auch eine wohlthätige Buße und Prüfung für sie gewesen. Die Gläubigen haben durch ein Reinigungsfeuer gehen müssen. Das hat ihnen neue Kraft gegeben, sie mit einem neuen Geist erfüllt. Vergleichen wir, wie es heute mit dem Glauben steht, wie mächtig und siegreich er den Unglauben bekämpft, welcher neue Frühling für die Kirche aufgegangen ist, mit dem Tode des Glaubens und alles kirchlichen Lebens, insonderheit mit der Versunkenheit und mit den Verirrungen der Theologie im vorigen Jahrhundert und noch im Anfang des gegenwärtigen, so kann man nicht anders, als diese Veränderung preisen und die Ursachen, welche sie herbeigeführt haben, also die Noth selbst, welche die Kirche litt, segnen.

Die völlige Trennung der Kirche vom Staate ist nicht in ihrer Idee und historischen Entwicklung begründet. Der Verfasser drückt sich darüber sehr verständig aus: „Jeder Staat trägt daher in seinen Mitgliedern die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur an sich, und kann mithin so wenig wie der Einzelne zu seinem sittlichen Daseyn der Hülfe der Religion entbehren. Das Christenthum hat daher auch den Staaten als Ganzes eine Fülle von Segnungen erschlossen. Der Gehorsam und die Ehrfurcht vor der Autorität haben durch dasselbe eine tiefere Begründung, jede Art von Pflichterfüllung eine neue Schwungkraft, und die Gesellschaft neue erhabene Gesichtspunkte und Aufgaben erhalten, zu deren Lösung sie nur im Bunde mit der Kirche gelangen kann. Umgekehrt bedarf aber auch die Kirche der Staatsgewalt, weil nur unter deren Schutz und Mitwirkung das hohe Ideal christlicher Staatenbildung zu verwirklichen möglich ist. Wo diese Anschauungen lebendig sind, werden beide Gewalten sich über die Ausführung leicht verständigen. Wo sie fehlen, werden Gesetze nichts helfen, sondern den Zwiespalt nur vermehren. Wendet sich aber die Staatsgewalt von dem Bunde mit der Kirche ab, so muß diese sich schweigend auf ihr Gebiet zurückziehen und ihr Tagwerk allein fortsetzen. So sehr sie auch ihre Unabhängigkeit von der Staatsgewalt vertheidigt, so betrachtet sie doch die völlige Trennung und Gleichgültigkeit zwischen Kirche und Staat als ein Uebel, das sie nicht wünschen, viel weniger herbeiführen kann."

Vieles im Verhältniß zwischen Staat und Kirche ist unnatürlich und fällt uns nur deswegen nicht mehr auf, weil wir daran gewohnt sind. So z. B. nimmt der Staat als solcher Eide ab im Namen der Religion und bedient sich selbst zu solchen Acten, die der Kirche den Todesstoß versetzen, einer von der Kirche geborgten Form. Zu diesem Extrem aber hat es kommen müssen, weil im Mittelalter einmal das andre Extrem, der Misbrauch kirchlicher Autorität zu weltlichen Zwecken der herrschenden Geistlichkeit, vorgekommen war. Ueberaus viel moderne Unnatur in kirchlichen Dingen hat ferner ihren Grund in der Parität, in dem Vorkommen mehrerer Confessionen unter der nämlichen Staatsgewalt. Wenn sich die Staatsgewalt, wie in der Türkei und Nordamerika, gar nicht in die Angelegenheiten der einzelnen Kirche einmischt, so vermeidet sie viel unnatürlichen Zwang. Wenn sie aber die Idee des christlichen Staats nicht ganz fallen lassen will oder kann, so kann sie diesem edeln Bestreben kaum genügen, ohne in die bezeichnete Unnatur zu fallen.

Die Parität selbst ist eine Unnatur, wenn der christliche Staat eine Wahrheit seyn soll. Es war gewiß ein Unglück, daß nach dem Sturz Napoleons so viele neue Zwitterstaaten geschaffen wurden. Die Parität ist im Königreich der Niederlande bald ganz zum Bruch gekommen, in Preußen hat sie unangenehme Conflicte herbeigeführt und eben so in Bayern. Die gemischten Ehen stellen im Privatleben dasselbe dar. Nur auf dem Boden des Unglaubens erregen sie kein Bedenken. Welchem Theil es mit dem Glauben Ernst ist, der kann in der gemischten Ehe unmöglich befriedigt bleiben. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß in der ersten Zeit nach der Reformation die Protestanten selbst es gewesen seyen, die aus Gewissensgründen sich am entschiedensten gegen gemischte Ehen aussprachen.

Die Unionen sind nicht minder eine Unnatur und haben zu eben so bedauerlichen Conflicten geführt. Man denke nur an die 1600,000 unirten Polen und Kosaken, die Kaiser Nicolaus im Jahr 1838 von der lateinischen Kirche zur griechischen hinüberzwang, nachdem die Kaiserin Katharina II. sechzig Jahre früher schon einen ähnlichen Staatsstreich ausgeführt hatte. Auch die Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche ist eine blos äußerliche, conventionelle, durch keine innere Nothwendigkeit geboten, daher nirgends befriedigend. Der Verfasser bemerkt dazu: „Es ist für den außerhalb dieser Union Stehenden schwer, sich die Grundlage derselben klar zu machen. Baut man dieselbe auf das formale Bekenntniß zur heiligen Schrift, so genügt dieses nicht, weil man in der Auslegung über wesentliche Punkte abweicht. Will man sie auf das gründen, worin die beiden Confessionen einig seyen, so wird entweder das, worin sie uneins sind, für unwesentlich erklärt, was kein Theil zugeben kann, oder man nimmt eine Einheit an, die zugleich in wesentlichen Punkten uneins ist. Läßt man den Lehrbegriff ganz dahin gestellt und gründet man die Vereinigung blos auf die Verfassung und den Ritus, so übersieht man, daß das Wesentliche jeder Kirche nicht die Verfassung und der Ritus, sondern der Glaube ist. Man hat daher durch die Union ein Element aufgenommen, welches nothwendig zur Unbestimmtheit und dadurch zum Indifferentismus führt. Auch für die Staatsgewalt und das Kirchenregiment entstehen daraus unauflösliche Schwierigkeiten, indem die wesentlichen Gegensätze trotz aller künstlichen Beschwichtigung doch immer durchbrechen müssen. Insbesondere hat aber die Erhebung der Union zur evangelischen Landeskirche die Folge gehabt, daß die lutherischen Gemeinden, die an der Bestimmtheit ihres Bekenntnisses festhaltend sich der Union nicht anschließen wollten, ins Gedränge geriethen, und daß gerade die,

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, N° 5. 17. Januar 1857.

## Theologie.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Prof. K. Schwarz. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1856.

Ein Ueberblick über die Entwicklungen in der protestantischen Theologie seit der Krisis, welche durch das Leben Jesu von Strauß herbeigeführt wurde.

Vorher herrschte, wie bekannt, der Rationalismus, dem der Supernaturalismus nur allmählig einiges Terrain abgewann. Den Rationalismus charakterisirt der Verfasser sehr gut: „Da der Geist sich von den über[illegible] natürlichen Jenseitigkeiten, von allen den Wunder-[illegible] Ur- Gnadenerweisungen hinweggewandt, ergreift er mi[illegible]n ein so stürmischerer Hast die ihm vor den Füßen lie[illegible] des wirkliche Welt. Aber welch eine Welt elendester [illegible] das meinheit und plattester Spießbürgerlichkeit breite[illegible] lo- nun aus! Welch eine Moral, die nun die Stel[illegible] eine Religion vertreten soll! Eine Moral der gemeinen [illegible] ihm lichkeit und Zweckmäßigkeit, des versteckten Egoi[illegible]agen, und Eudämonismus! Welch eine Philanthropie! [illegible] wo Verhätscheln der lieben Natur in allen ihren Schwä[illegible]te." und Unarten ohne Zucht und Gesetz, ohne Vertief[illegible]Ge- und Erhebung des Geistes! Und welch ein geschichtli[illegible]an- Pragmatismus an Stelle der Wunder und Offen[illegible]n- rungsacte! Ein Pragmatismus der kleinen, persönlic[illegible] Motive, an denen die großen Entscheidungen der We[illegible]n geschichte hängen, ein Hintergrund von gemeinen Kü[illegible] sten, von Staatsintriguen und von Priesterbetrug, dur[illegible] welche Religionen gestiftet und erhalten werden! Das Princip des Rationalismus: die Suprematie der Vernunft, kommt nur in den heruntergekommensten Formen zur Erscheinung. Denn diese Vernunft ist nur der platteste Verstand, der seine Grenze hat sowohl an dem speculativen Erkennen als an dem unmittelbaren Gefühl, dieses Wissen ist keine zusammenhängende Wissenschaft, sondern nur aphoristischer und gedankenloser bon sens, diese historisch-kritische Gelehrsamkeit ist nur ein äußerlicher Apparat, ohne wahrhafte Vertiefung in die Vergangenheit, ohne Geschmack und Sinn für den religiösen wie für den poetischen Kern der kanonischen Schriften. Also nicht zu groß ist die Herrschaft der M[illegible] der diesem Rationalismus, sonder[illegible]mus, der Leiden- [illegible]vollen und genußbedürftigen jedoch nicht zu verge[illegible] unerträgliche Alleinherrschaft der lismus heute [illegible]ren! Es hat sich hier die Reaktion des der ge[illegible]mus gegen den Hegel'schen Panlogismus vollzogen. In Feuerbach erhebt sich wieder die gekränkte Natur. Er selbst hat lange die Fesseln der Logik getragen und schleudert sie nun von sich mit der Leidenschaft eines Rasenden. Er sieht überall Beschränkung der Natur, Unnatur, falschen Spiritualismus und Idealismus. Er will den wahren Realismus herstellen, der in dem Idealrealismus Hegels nur als Karrikatur zum Vorschein gekommen ist. Natürlich, daß diese Reaktion, namentlich da sie nicht mit wissenschaftlicher Besonnenheit vollzogen wird, sondern nur als ein Lavastrom der Leidenschaft sich ergießt, da sie nicht als eine zusammenhängende Gedankenentwicklung auftritt, sondern nur stoßweise, in Antithesen und Paradoxien, in rhetorischen und polemischen Wendungen sich äußert, als extremste Einseitigkeit, als Materialismus, als ganz willkührliches und atomistisches Raisonnement erscheint. Er bestimmt die Religion nicht allein als eine mangelhafte Vorstellung, sondern als eine grundverderbliche. Er geht darauf aus, diese ‚welthistorische Heuchelei' zu entlarven, das Menschengeschlecht von diesem Drucke zu befreien. Er erkennt als die sittliche Consequenz der transscendenten Vorstellung, die Heteronomie, das Knechtsbewußtseyn, die Verkrüppelung der menschlichen Natur. Bekannt ist seine Definition: ‚Die Religion ist [illegible]as Verhalten des Menschen zu sich selbst, oder zu einem Wesen, aber als zu einem andern Wesen.' Diese

Wegen die Vermittlung der philosophischen Freiheit mit dem Offenbarungsglauben.

Inzwischen hatten Andre bereits einen festen Boden gesucht und gefunden in der alten Orthodoxie. Hatte doch der Rationalismus nur auf der Oberfläche geherrscht, in den Tiefen der Volksmassen wohnte immer noch genug vom alten Kirchenglauben. Man durfte nur in der Wissenschaft um hundert Jahr zurückgreifen und im Volke die vernachläßigte, aber noch vorhandene Glaubenskraft wieder anrufen und man hatte eine Position gewonnen, die der Schule des Unglaubens gegenüber eine sehr feste genannt werden darf. In ihr fußte Hengstenberg. Herr Schwarz spricht sich feindselig gegen ihn aus und hat nicht ganz Unrecht, wenn er ihm Inconsequenz vorwirft, sofern er der Union beigetreten sey. Indeß ist der Vorwurf ungerecht, Hengstenberg habe nur aus weltkluger Rücksicht der Union sich angeschlossen und sein Princip dabei aufgeopfert. Dieses Princip schließt die Staatskirche so sehr in sich ein, daß eine Hengstenberg'sche Kirche getrennt vom Staat oder gar in Opposition mit ihm nicht gedacht werden kann.

Gebührende Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser der Tübinger Schule und ihrem Meister Baur, den er sehr rühmt. „Dessenungeachtet, so rühmlich sich Baur vor allen andern Mitgliedern der Hegel'schen Schule durch gediegene Gelehrsamkeit auszeichnet, soll doch das Urtheil nicht unterdrückt werden, daß auch bei ihm ein gewisser Dualismus, ein Mangel an Verschmelzung des Allgemeinen und des Besondern spürbar ist, daß das Allgemeine öfter wohl eine von vornherein fertige logische Kategorie ist, in welche das Einzelne wie in eine Schlinge gefangen wird, das nur wie eine Etikette ihm äußerlich angeklebt ist. Es ist, möchte man sagen, öfter eine abstract-logische Kategorie angewandt, da wo man eine concret-historische wünschte und erwartete." Das ist vollkommen wahr. Schade für die große Gelehrsamkeit eines Mannes, der sich selbst so sehr tyrannisirt, daß er sich nur erlaubt, zu finden, was er finden will und voraussetzt.

Die Junghegelianer, die nach dem Vorgange von Strauß dem Christenthum offen Krieg erklärt, werden ebenfalls von Herrn Schwarz gut geschildert. „In Bruno Bauer vollzog sich auf sehr eclatante Weise der Umschwung von der äußersten Rechten zur äußersten Linken der Hegel'schen Schule, vom confusesten Dogmatismus zum wüstesten Radikalismus. Dieser Sprung war in der That nicht so groß, wie er auf den ersten Anblick erscheint. Das Vermittelungsglied ist die philosophische Abstraction, die abstrakte Logik, für welche, eben vermöge ihrer Abstraktion, jeder Inhalt ein gleichgültiger ist, die daher, bald dieser, bald jener Zeitströmung folgend, sich in dem verschiedenartigsten Inhalt mit unfruchtbarer Dialektik umherwirft. Charakteristisch ist ferner, daß sich mit dieser Leerheit ein eigener Fanatismus verbindet, ein Fanatismus der sogenannten Wissenschaft, der in seinem Eifer für die Wahrheit sich bis zur Tobsucht steigert. B. Bauer stellt, und zwar in sehr akuten Formen, die tollgewordene Logik dar. Und doch tritt uns in dieser furibunden Gestalt eine Energie des Denkens, eine Schärfe und Leidenschaft des Geistes entgegen, die uns Bewunderung abnöthigt und den tragischen Eindruck der ganzen Erscheinung erhöht." Wir theilen diese empfindsame Rührung nicht. Es ist in dem Treiben der junghegel'schen Schule eine so colossale Frechheit und Buberei hervorgetreten, daß sie uns nicht Mitleid, sondern nur Züchtigung zu verdienen scheint. — Von Feuerbach sagt Herr Schwarz: „Es ist in Feuerbach ein gewaltiger Durchbruch der Sinnlichkeit, des Anschauungsvermögens, der Leidenschaft, des ganzen lebensvollen und genußbedürftigen Menschen durch die unerträgliche Alleinherrschaft der Logik eingetreten! Es hat sich hier die Reaktion des Realismus gegen den Hegel'schen Panlogismus vollzogen. In Feuerbach erhebt sich wieder die gekränkte Natur. Er selbst hat lange die Fesseln der Logik getragen und schleudert sie nun von sich mit der Leidenschaft eines Rasenden. Er sieht überall Beschränkung der Natur, Unnatur, falschen Spiritualismus und Idealismus. Er will den wahren Realismus herstellen, der in dem Idealrealismus Hegels nur als Karrikatur zum Vorschein gekommen ist. Natürlich, daß diese Reaktion, namentlich da sie nicht mit wissenschaftlicher Besonnenheit vollzogen wird, sondern nur als ein Lavastrom der Leidenschaft sich ergießt, da sie nicht als eine zusammenhängende Gedankenentwicklung auftritt, sondern nur stoßweise, in Antithesen und Paradoxien, in rhetorischen und polemischen Wendungen sich äußert, als extremste Einseitigkeit, als Materialismus, als ganz willkührliches und atomistisches Raisonnement erscheint. Er bestimmt die Religion nicht allein als eine mangelhafte Vorstellung, sondern als eine grundverderbliche. Er geht darauf aus, diese ‚welthistorische Heuchelei' zu entlarven, das Menschengeschlecht von diesem Drucke zu befreien. Er erkennt als die sittliche Consequenz der transscendenten Vorstellung, die Heteronomie, das Knechtsbewußtseyn, die Verkrüppelung der menschlichen Natur. Bekannt ist seine Definition: ‚Die Religion ist das Verhalten des Menschen zu sich selbst, oder zu seinem Wesen, aber als zu einem andern Wesen.' Diese

Selbsttäuschung, diese Hallucination des Geistes ist das Geheimniß der Religion, ist der Schlüssel, der, an die verschiedensten Erscheinungsformen angelegt, überall paßt. Die psychologische Analyse ist, wie schon angedeutet wurde, eine etwas andere als bei Hegel. Die Religion ist phantastische Praxis, sie hat ihren Sitz in der Phantasie, zugleich aber im Gemüth. Denn die Phantasie ist es, welche alles Diesseitige jenseitig, alles Innerliche äußerlich macht. Aber es kommt noch das praktische Bedürfniß, der Glückseligkeitstrieb hinzu. Dieser praktisch-egoistische Zug wird Gemüth genannt."

Herr Schwarz macht darauf aufmerksam, welch großen Anhang diese Theorie gefunden, wie ihr Organ, die Ruge'schen Jahrbücher, die politischen, immer zugleich gottlosen Dichter, die Lichtfreunde, Deutschkatholiken 2c. ganz Deutschland mit ihrem Lärm erfüllt haben.

Ganz isolirt dagegen erscheinen die Anfänge von Richard Rothe und seiner kleinen theosophischen Schule, die sich an den älteren Oetinger anschließt. Der Verfasser zeigt sich ihr wenig hold.

Uebergehend zu den neuesten Erscheinungen kehrt der Verfasser seine schärfsten Spitzen gegen das Neulutherthum. „Die Unionstheologie der neuern Zeit, die in Preußen ihren Mittelpunkt und an der hier eingeführten Union ihre Rechtsbasis hat, zerfällt wieder in gar verschiedene Fraktionen. Drei Hauptparteien sind zu unterscheiden. Zuerst die schon oben geschilderte, durch Hengstenberg, Stahl u. s. w. repräsentirte Partei der orthodoxen Staatstheologen. Sie geht nur gerade so weit in ihrer Theorie, als die königlichen Kabinetsordres die Praxis bestimmen. Oder vielmehr: sie sucht aus diesen Bestimmungen das Minimum von Union herauszuinterpretiren. Sie hält sich an die Kabinetsordre vom 28. Febr. 1834, um damit die vom 27. Sept. 1817 zu beseitigen; sie acceptirt dankbarst die vom 6. März 1852, und ignorirt die vom 12. Juli 1853. Sie geht mit Einem Worte darauf aus, die Union zu einer nur äußerlichen, nur kirchenregimentlichen herabzusetzen. Sie behauptet, durch diese Union des Kirchenregiments sey der frühere Bekenntnißstand in keiner Weise alterirt, bei ihr seyen die Sonderbekenntnisse in voller Geltung geblieben. — Eine wesentlich andere Stellung zur Union nimmt die Schleiermacher'sche Schule in denjenigen Mitgliedern, welche den Uebergang zur Rechtgläubigkeit bildet, ein. Ihre bedeutendsten Vertreter sind: Nitzsch (‚Urkundenbuch der Union'), J. Müller (‚Die evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht'), Sack, Lücke, Dorner, Schenkel (‚Princip des Protestantismus', ‚Unionsberuf des evangelischen Protestantismus'). Diese Männer wollen nicht allein eine kirchenregimentliche, sondern auch eine Lehr- oder Bekenntnißunion. Sie behaupten, daß die eine ohne die andere gar nicht zu denken sey. Der Consensus in den Bekenntnissen der verschiedenen Confessionen ist viel größer und durchgreifender als der Dissensus; er bildet die geistig einende Macht." — Eine dritte Partei will die Union geradezu als Negirung der confessionellen Unterschiede. „Von ihren Gegnern wird die Union, welche sie wollen, die negative, die bekenntnißlose, die symbolfeindliche genannt. Am richtigsten wird sie als die antidogmatische bezeichnet. Denn sie richtet sich nicht nur gegen die protestantischen Sondersymbole, sondern gegen die altprotestantischen Symbole überhaupt, ja gegen die verpflichtende und bindende Auctorität aller dogmatischen Formeln." Ihr Organ ist die protestantische Kirchenzeitung, die heftigste Gegnerin der evangelischen Kirchenzeitung Hengstenbergs. „An ihrer Spitze stehen die Namen derjenigen Schüler Schleiermachers, welche schon in dem bekannten Protest vom 15. August 1844 der ‚Evangelischen Kirchenzeitung' entgegentreten, mit ihr auf immer gebrochen hatten. Mit diesen Schleiermacherianern, Jonas, Sydow, H. Krause, Eltester u. s. w., denen die theologischen Namen A. Schweizer, Schwarz in Jena, Gieseler, Gaß, Redepenning, Dittenberger u. A. zur Seite stehen, verbinden sich Theologen einer gelehrt kritischen Richtung wie Credner, Hitzig, Knobel, Ewald, Rückert, Hase, Hilgenfeld, speculative Philosophen wie Weiße, Historiker wie Gervinus, Häußer 2c."

Die Neulutheraner gehen über Hengstenberg hinaus. Dieser ist ihnen noch nicht hart, noch nicht kalt genug. Sie wollen die Orthodoxie in der Form des blinden Gehorsams, in einer fast mehr russischen als deutschen Façon. „Zu dieser politischen Stimmung und Gesinnung der Neulutheraner, deren Köpfe von der Gefahr der Demokratie, der Anarchie, der Verfassungsbildungen ‚von unten her' ganz erfüllt sind, und die dem gegenüber Alles ‚von oben her', durch vor- und überweltliche Ordnungen und Aemter leiten möchten, wie namentlich Kliefoths Werk über die Kirche hiefür den besten Beleg gibt; — kommt ein eigenthümlicher Mangel an Dem, was früher die Rechtgläubigkeit so wirksam ergänzte und das wir das pietistische Element genannt haben."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 6. 21. Januar 1857.

## Theologie.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Prof. K. Schwarz. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1856.

(Schluß.)

„Viel kühler, viel theoretischer, viel mehr aller subjectiven Gefühlserregung bar, viel nackter in seinem abstrakten Dogmatismus, viel gehässiger gegen den Pietismus tritt das neue Lutherthum auf. Man lese nur das Sendschreiben des Herrn Kliefoth an die göttinger theologische Fakultät und die Vorwürfe, welche er hier gegen Spener als ein ‚erotisches Gewächs' in der lutherischen Kirche, als Denjenigen, welcher sie ‚zersetzt und zerrissen' habe, wie gegen die Spener'sche Schule, welche sich mit den Rationalisten, wie ‚Herodes mit Pilatus' verbunden, erhebt. Die Religiosität gilt hier nichts mehr, die reine Lehre, das Dogma Alles." Selbst Hengstenberg gehört ihmzufolge schon einem überwundenen Standpunkt an. Innerhalb der Neulutheraner gibt es eine allerstrengste und aggressivste Partei. „Wir nennen diese extremste Partei die der Hyperlutheraner oder der hierarchisch-katholisirenden Lutheraner. An ihrer Spitze stehen: Löhe, Delitzsch, Vilmar, Kahnis, Kliefoth, Münchmeyer, Petri u. A. Sie haben sich bis dahin noch gescheut, mit ihren alten Parteigenossen zu brechen, in der Hoffnung, den größern Theil derselben zu sich herüberzuziehen. Sie haben sogar die streitigen Fragen wiederholt für ‚offene' erklärt, welche sie in ihrem gemeinsamen Gegensatze gegen die Unionstheologie nicht voneinander scheiden und denselben nicht mit betreffen. Indessen sind nicht nur von Seiten der Altlutheraner, in dem bedeutendsten Organ derselben, der Rudelbach-Guerike'schen Zeitschrift, auf den gefährlichen Hierarchismus dieser jungen Generation starke lutherische Keulenschläge geführt, sondern auch Männer, wie Höfling, Hofmann und Harleß haben sich für verpflichtet gehalten, das wahre Lutherthum gegen dieses Hyperlutherthum zu vertreten."

In gewissen Zügen dieses Neulutherthums erkennt der Verfasser die stärkste Tendenz zur katholischen Kirche hin. Am Sacrament wird die „magische Kraft" hervorgehoben, dem „Amt" wird fast ein Ansehen wie das der Priesterweihe zugeschrieben, in den Liturgien nähert man sich dem Reichthum katholischer Formen ꝛc. Der Verfasser wünscht diesen Bestrebungen guten Erfolg, nicht als ob er sie theilte, sondern damit sie sich überstürzen und das nach seinem Sinn Bessere zum desto kräftigeren Durchbruch komme. „Es thut Noth, eine protestantische Besinnung über den Begriff der Kirche, über das Wesen der Auctorität, über die Bedeutung des Sacraments, über das Verhältniß von Bekenntniß und Glaube, von reiner Lehre und innerlicher Ueberzeugung, von objectiver Wahrheit und subjectiver Zueignung derselben. Alle diese Fragen müssen aus der Tiefe des protestantischen Geistes heraus eine neue Beantwortung finden! — Und worin soll die Reinigung und Fortbildung unserer Theologie der Zukunft bestehen? Vor allem in der consequenten Durchführung einer wahrhaft speculativen, einheitlichen und zusammenhängenden Weltanschauung; in der Ueberwindung des äußerlich-supranaturalistischen, unserm ganzen Denken fremd gewordenen Schemas; in der völligen und ehrlichen Beseitigung desselben mit allen seinen Ueberbleibseln und Anhängseln; in der klaren Erkenntniß, daß der Inhalt des Christenthums bei einer solchen Beseitigung nichts verliert als die Form der Aeußerlichkeit, der Willkühr und der Aphoristik in der Offenbarungsthätigkeit Gottes."

Man traut seinen Augen kaum, wenn man diesen

wahrhaft erbärmlichen Schluß eines Buches liest, dem man in mancher Beziehung festes und klares Dreinschauen nicht absprechen kann. Also abermals eine speculative Ueberwindung des Offenbarungsglaubens wird uns in Aussicht gestellt, der schon hundertmal speculativ Getödtete soll zum hundert und erstenmal noch todter getödtet werden. Und das schämt sich Herr Schwarz nicht niederzuschreiben, nachdem er in seinem Werk mit so vielem Scharfsinn die Nichtigkeit der Verstandeshoffahrt und das schnelle Vorübergehen aller ihrer Modeerfolge dargelegt hat.

Es wäre viel natürlicher, wenn Herr Schwarz im Angesicht des tollen Fastnachtsspuckes, den sein Gemälde vor uns enthüllt, sich in Sack und Asche hüllte und an der Zukunft einer Theologie verzweifelte, die so ist, wie er sie schildert.

Die protestantischen Theologen erscheinen in dieser ganzen Darstellung zunächst in ihrer rationalistischen Mehrheit als Miethlinge, als Verräther des Herrn, dem sie dienen sollten. Das Volk hat noch den alten Glauben, nur die Theologen nicht mehr, und nur aus Rücksicht auf das Volk heucheln sie noch die oberflächliche Anerkennung des Glaubensinhalts und bedienen sich noch der conventionellen Kirchensprache, gehen aber systematisch und Schritt für Schritt ihrem Voltaire nach, dessen Parole war écrasez l'infame, d. h. l'église. Diesen Verräthern und Verschwörern gegen Christum folgen Theologen, die jede längere Heuchelei für unnöthig halten, das Christenthum geradezu für einen Mythus oder für eine Pfaffenerfindung zur Völkerverdummung erklären und sich offen zu einer wesentlich antichristlichen Philosophie bekennen, gleichwohl aber sich als Professoren der Theologie an Universitäten berufen und zu Doctoren der Theologie creiren lassen. Und dies zwar in der Absicht, um Herrn des Terrains zu bleiben, um nach und nach die vorher christliche Gemeinde, ohne daß sie es selber merkt, in eine unchristliche umzuwandeln. Denn es wäre unklug, das Terrain sofort aufzugeben und den Orthodoxen zu überlassen. Weiter führt uns das Gemälde die lieben Vermittler vor, die sich des vertriebenen Gottes wieder erbarmen und ihn in sein Heiligthum wieder einführen, ihm jedoch dabei einige Bedingungen stellen. Denn so ganz umsonst wollen sie es nicht thun und an Geisteshoffahrt stehen sie hinter den Feinden des Herrn keineswegs zurück. Der Gott, der sie erschaffen hat, soll gleichsam als ihr Client erscheinen, als der ihrer hohen Protection bedürfe, um noch fernerhin in der Welt etwas zu bedeuten. Jeder findet etwas an ihm auszusetzen und stutzt und putzt an ihm mit Hofmeistersmiene. Die Evangelien dürfen nicht ohne die strengste Kritik passiren. Sie sind der „ungenähte" Rock des Herrn. Aber es kommt eben darauf an, meinen die theologischen Kleiderkünstler, daß er genäht werde, deswegen zerreißen sie ihn, um ihn nachher wieder flicken zu können. Wenn Hengstenberg in diesem nichtswürdigen Treiben sowohl der vermittelnden als der absolut antichristlichen Theologen die tiefste Entweihung des geistlichen Amtes erkannte, wer mag es ihm verdenken! Die ganze s. g. Reaction auf protestantischem Gebiet ging nur aus der entsetzlichen Erkenntniß des Abgrunds hervor, an dessen Rand die Theologie geführt hat. Sie war nur eine Nothwehr und mußte unumgänglich einen mehr praktischen untheologischen Charakter annehmen, weil gegen die Greuel der Untreue, welche die Theologen verschuldet, eine Hülfe nur noch im Köhlerglauben des Volks und im wohlverstandenen Interesse des weltlichen Staates zu finden war.

Wenn nun die Neulutherischen darin wieder zu weit gehen, daß sie blinden Gehorsam mit Zwang durchsetzen wollen, was nur freie Liebe und begeisterter Glaube leisten können, so darf auch dieses Extrem nicht überraschen. Es ist durch das ihm vorangehende hervorgerufen. Das Experiment, zur Härte des Flacianismus zurückzukehren, wird übrigens jedenfalls mislingen.

Eine Kirche ohne Glauben ist, wie Herr Schwarz selbst gesteht, unmöglich. Eine Zwangskirche im Widerspruch mit allen Gefühlen und Denkweisen der Neuzeit eben so. Eine Kirche, die der Arche Noä gleich in der Sündfluth schwimmt und die wenigen allein Gerechten birgt, reicht für das welthistorische Bedürfniß ebenfalls nicht aus. Je exclusiver ein solches Kirchlein ist, um so mehr Millionen müssen draußen stehn und untergehen. Es gleicht dem sich ängstlich abschließenden Judenthum. Dem widerspricht die christliche Mission, die das Heil an alle mittheilt und nicht Erweckte, Auserwählte, Wiedergeborne sammelt, zu sich zieht und dann die Thür abschließt, sondern im Gegentheil immer und allezeit auf der Straße ist, um die Armen an Leib und Geist, die Schwachen, die Sünder und Zöllner, die Heiden aufzusuchen, ihnen die frohe Botschaft zu bringen und sie nicht für eine irdische Anstalt in Beschlag zu nehmen, sondern ihnen den Weg zum Himmel zu weisen.

Entschlagen wir uns aller Illusionen, so bleibt am wahrscheinlichsten, daß die protestirenden Kirchen immer wieder auf das Maaß von Schicklichkeit und Anstand zurückkommen werden, was ihre Existenz bedingt gegenüber dem Volk, dem man den Glauben nicht nehmen kann, und gegenüber den großen Nachbarkirchen, deren

Urtheil man zu beachten hat. Zweitens, daß die Weltlust dabei nicht zu kurz kommen und Kopfhängerei niemals die Regel werden wird. Drittens daß die Mission, wenn auch nur in engeren Bahnen, gleichfalls nie ermüden wird. Dreierlei Tendenzen werden, wenn auch in anderem Verhältniß zu einander, immer bestehen, die der nothwendigen und unumgänglichen Schicklichkeit, die der daneben sich immer zu helfen wissenden irdischen Lust und die der religiösen Innigkeit und Nachfolge Christi. Etwas außerordentlich Neues und Großes wird auf dem Boden und mit den Mitteln der protestirenden Kirchen nicht erreicht werden; eine großartige Conversion, Rückkehr zur römischen oder Unterbutterung unter die russische Kirche ist ebenfalls nicht in nächste Aussicht zu nehmen. Man wird sich behelfen und es auch leichter können, indem die Extreme sich an einander mehr und mehr zerreiben. Im Allgemeinen läßt sich erwarten, daß der Glauben dem Unglauben immer mehr Terrain abgewinnen wird, aber die Regeneration einer einheitlichen abendländischen Kirche, die man bald auf diese, bald auf jene Weise zu erreichen hofft, und die alle Parteien sich als letztes Ziel setzen, bedarf andrer Menschen, als die heutigen sind.

Vielleicht kommt einmal die Zeit, in welcher das Volk zu der Einsicht gelangt, wie ungeheuer seine heiligsten Interessen durch die Licenz gefährdet werden, die jedem ersten besten Kathedernarren, einem eitlen und ehrgeizigen Privatdocenten, einem desperaten Candidaten, einem neidig verbissenen Professor oder auch einem Pantoffelhelden, der seiner bösen Frau in die Dogmengeschichte entflieht, einem geistlichen Stutzer, der gern in einem Salon orakelt, einem andern, der in der Loge Festreden hält, einem Speculanten in der Buchmacherei, Associé eines Verlegers oder gar einem Demagogen, der in theologischer Maske nur Politik treibt, und jedem Unwürdigsten gestattet, neue theologische Systeme nicht nur auszuhecken, sondern auch der studirenden Jugend aufzudringen und die Klasse der Prediger und Seelsorger, auf die sich das Volk unter allen Umständen sollte verlassen können, heillos zu verwirren und zu corrumpiren. Die Regierungen haben in dieser Beziehung ihre Pflicht nicht gethan, deshalb wohl verdient, daß ihnen die Revolution von 1848 über dem Kopf zusammenschlug. Denn die gottlosesten Theologen auf allen Universitäten waren Günstlinge der Ministerien, vor allen bevorzugt, und wenn ein destructiver Privatdocent nicht gleich angestellt wurde, so schrie alle Welt über Unterdrückung der Lehrfreiheit, und alle wurden wirklich angestellt, nur die tollköpfigsten mußten hinterdrein wieder entlassen werden. Die gläubigen Theologen aber waren zurückgesetzt, verhöhnt, wo nicht wie der edle unglückliche Scheibel verfolgt. Nach dem Volk und seinem Recht auf gläubige, rechtschaffene Prediger frug niemand. Unbedenklich schickte man frommen Gemeinden gottlose, von der Zeitphilosophie verstrickte Pfarrer zu. Unbedenklich ließ man junge Theologen, die rein und unschuldig aus den Familien kamen, durch vom Staat angestellte Irrlehrer verführen. Allein es gibt auch in diesem, wie in jedem Unrecht ein Maaß, das nicht überschritten werden kann. Vielleicht gelangt man endlich zu der Einsicht, wie furchtbar hier am Volke gesündigt worden ist.

Der Anspruch der Facultät auf ewige Weiterentwicklung der theologischen Speculation hört auf, berechtigt zu seyn, sobald sie das Fundament des Glaubens, welches zugleich Erbe und Eigenthum des Volks ist, antastet. Wenn die Speculation in einer abgeschlossenen Schule von Denkern, die das Volk nicht berührt, den Kreislauf der Zweifel durchmacht, um am Ende wieder beim Glauben anzulangen, so darf dieses Experiment doch nicht am ganzen Volke gemacht werden. Das Volk in jede Laune, Unart, Tollheit der Gelehrten mitfortreißen zu lassen, ist grundverkehrt und von denen, die zu gebieten haben, unverantwortlich.

---

## Gedichte.

**1) Toldi's Abend. Poetische Erzählung in sechs Gesängen. Aus dem Ungarischen des J. Arany von Moritz Kolbenheyer. Pesth, Heckenast, 1856.**

Ein kleines Epos, welches den ungarischen Helden Toldi feiert, einen stolzen Magyaren, der bei Hofe in Ungnade gefallen, dennoch dem Könige Treue bewahrt, ohne Eigennutz, alles nur zur Verherrlichung seines Volkes:

Alle wissen, wie ich Tag und Nacht mich mühte,
Daß des Ungarvolkes Ruhm und Ehre blühte,
Daß im Krieg und Frieden hell es mögte glänzen,
Innerhalb und außerhalb des Landes Gränzen.

Nicht um mich zu prahlen, spricht mein Mund die Worte,
Doch mich zu rechtfert'gen, ist hier nicht am Orte,
Und vor Dir besonders; wissen wir doch Beide,
Stets war der Magyare meines Herzens Freude.

Oder war es Haß und war es nicht aus Liebe,
Daß ich zu veredeln sucht' des Volkes Triebe,
Es emporzuheben über alle Lande,
Daß es Ehre brächte mir und keine Schande.

Wir sehen also eines der Dichterwerke vor uns, durch welche neuere ungarische Dichter die magyarische Begeisterung entflammt haben. Da sich diese Begeisterung aufs feindseligste gegen uns Deutsche gerichtet hat, so liegt in dem Umstande, daß gleichwohl dergleichen von Deutschen für Deutsche zum poetischen Genuß übersetzt wird, wieder ein starker Beweis von unsrer unzerstörlichen Gutmüthigkeit und politischen Imbecillität.

2) Sonette von Heinrich Bone. Köln, DuMont-Schauberg, 1856.

Das sind s. g. geharnischte Sonette, wie einst die von Rückert. Sie rufen aber zum Kampf für den Glauben. Es ist christliches Ritterthum in ihnen, oder eigentlich Priesterthum, denn der Dichter weiß wohl, daß stolzes Schelten und prahlende Drohung hier nichts ausrichten, sondern die Kraft in der Buße und im Gebete liegt.

O Gott des Lichts, sieh an die Nacht der Erden,
Und sende Strahlen gnadenvoll hernieder,
Auf daß die Herzen aller meiner Brüder
Mit heil'ger Macht davon ergriffen werden.

Der Nacht der Schmerzen, Armuth und Beschwerden
Zeig' hellen Glanz der ew'gen Seelengüter!
Der Nacht der Furcht gib Licht der Hoffnung wieder,
Und mit dem Licht zerstreue die Gefährden!

Die Nacht des Zweifels und des blinden Wähnens,
Die Nacht der Thorheit und des trüben Sehnens,
Laß sie wie Nebel fliehen und verschwinden!

Und, ach! die schwarze, ödeste der Nächte,
Erschrecke sie, laß strahlen deine Rechte,
Vernichte sie, die schwarze Nacht der Sünden!

* * *

Ich will den Rückschritt! Seht die Dome ragen,
Seht Felsenburgen, seht die Römermauern
Und Gräberhallen, die in Tiefen dauern,
Und sucht das Große bei vergangnen Tagen!

Und les't die Alten, les't der Väter Sagen,
Schaut Bild und Farben, die in Trümmern trauern,
Erlernt Gesetze bei Gewohnheitsdauern,
Und sucht das Schöne in vergangnen Tagen!

Und steigt zurück, treulose Christenkinder,
Zurück die Sprossen der zahllosen Sünder,
Zurück ins Leben jener ersten Brüder,

Die Christum glaubten, christlich lebten, dachten,
Und allem Guten alle Opfer brachten,
Und sucht im Rückschritt alles Gute wieder!

Die vielen bösen Werke unserer Neuzeit haben den tiefen Unmuth und die schwüle Sorge geboren. Aus ihr rettet nicht Klage, nicht Buße, nicht einmal Gebet allein, hier tritt die Pflicht der guten Werke, das unmittelbare Handeln ein, zum ora das labora.

Wann trostlos sich dein armes Herz umnachtet,
Des Glaubens Licht, sonst hold und reich verzieret,
Wie Morgenroth in Wolken sich verlieret,
Und deine Seele bang nach Hoffnung schmachtet;

Wann wehmuthsvoll dein Auge die betrachtet,
Die friedensselig süße Lieb' regieret,
Und fromme Lust in Haus und Tempel führet;
Wann du dich wähnst von Gott selbst unbeachtet:

Dann mehr als jemals greif' nach guten Werken,
Nach solchen, die das Herz des Bruders laben,
Bring' Kranken Trost und reich' den Armen Gaben;

Sie werden wunderbar den Muth dir stärken,
Wie Ruhekissen deine Seel' umfangen,
Und Sternen gleich dir hell am Himmel hangen.

Es bedarf nicht mehr, als den Ausdruck solcher Gesinnungen, um diesen Sonettenkranz allen Freunden religiösen Ernstes zu empfehlen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, | N° 7. | 24. Januar 1857.

## Geschichte.

**Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Vierter Band. Stuttgart und Augsburg, Cotta'scher Verlag, 1856.**

Dieser Band enthält die Geschichte der Pfälzer Mordbrennereien und des spanischen Erbfolgekriegs und ist, wie vom Verfasser zu erwarten war, nicht nur (im diplomatischen Theile) sehr genau und ausführlich, sondern auch reich an neuen, aus bisher unbenutzten Quellen geschöpften Erläuterungen. Herr Ranke hat das Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Paris benutzt. Was wir an dem vortrefflichen Werke allein auszusetzen finden, ist, daß es der Kriegsgeschichte so gar wenig Aufmerksamkeit schenkt und fast nur die Geschichte des Hofes und der Diplomatie gibt, und sodann eine gewisse Blasirtheit oder wenigstens affectirte Gleichgültigkeit des Verfassers, wo er furchtbare Greuel und empörendes Unrecht zu schildern hat. So findet er es z. B. nicht einmal der Mühe werth, die Mordbrennereien Melacs im Einzelnen zu beschreiben. Er geht ganz oberflächlich darüber hinweg und zeigt keine Spur von Mitgefühl für das leidende Vaterland. Auch des General von Thüngen geschieht keine Erwähnung, eben so wenig des Prinzen Georg von Darmstadt, der, schon lange in Spanien heimisch, das wichtigste Werkzeug der habsburgischen Politik daselbst war und dem namentlich die Engländer die Eroberung von Gibraltar zu verdanken haben. Der Tiroler Kampf von 1703 wird überaus kurz abgethan. Kaum daß ein paar magre Worte zu Ehren des alten Dessauer abfallen ꝛc. Da nun der große Kampf doch hauptsächlich zwischen Deutschland und Frankreich geführt wurde, hätte der Geschichtschreiber, wenn er auch vom französischen Gesichtspunkt ausging, doch so ausgezeichneten Feinden etwas mehr Aufmerksamkeit widmen sollen.

In der Hauptsache hat übrigens der Verfasser entschieden Recht und das Lob, das er dem Lord Bolingbroke als Friedensstifter gespendet, hat derselbe verdient. Es leidet keinen Zweifel, daß schon beim Beginn des spanischen Erbfolgekrieges das Recht auf Seiten Frankreichs war, denn nach dem uralten cognatischen Erbrecht mußte die ältere Tochter, und das war die Gemahlin Ludwigs XIV., erben. Ferner leidet es keinen Zweifel, daß die Vereinigung Spaniens, Neapels, Amerika's mit dem alten Erbe Habsburgs unter einem Haupte, Karl VI., das Gleichgewicht Europa's umgeworfen haben würde, daß mithin alle andern Mächte das dringendste Interesse hatten, jene Machtvergrößerung Karls nicht zuzugeben. Andrerseits ging aber auch der ursprüngliche Anspruch Ludwigs XIV. zu weit, sofern er Spanien und Frankreich unter seinem Enkel Philipp vereinigen wollte. Die Weisheit Bolingbroke's bestand nun darin, beides, das Uebergewicht Oesterreichs wie Frankreichs, zu verhindern, Spanien zwar einem Bourbonen zu geben, aber von Frankreich zu trennen, und mit den übrigen spanischen Besitzungen in Italien und den Niederlanden Oesterreich zufrieden zu stellen.

Sodann wird die letzte Zeit der Regierung Ludwigs XIV. und die Regentschaft Philipps von Orleans abgehandelt. Herr Ranke bestrebt sich, das Potrait des alten Königs in voller Gravität wiederzugeben und den selbstständigen Herrscher auch da zu zeigen, wo man ihn für schwach hielt. Frau von Maintenon selbst durfte nicht wagen, in seine Willenssphäre bestimmend eingreifen zu wollen. „Sie hatte die Klugheit, sich entfernt zu halten, bis sie herbeigerufen ward. Der Grundsatz des Königs war, in Geschäften nur die Meinung seiner Minister zu hören; er hat einmal den Nuntius darüber getadelt, daß er sich an Frau von

Maintenon gewandt hatte. Und wie oft, auch in den vertrautesten Briefen, beklagt diese sich selbst, daß alle Geschäfte ausschließend in den Händen der Minister seyen, daß sie nichts vermöge. Zuweilen war sie, wo man sie für die Urheberin hielt, mehr das Werkzeug, wie in der Sache Fenelons; der König war von anderer Seite her auf dessen abweichende Meinungen aufmerksam geworden, und machte die Pflegemutter der Kinder dafür verantwortlich, daß diese in der rechten Religion erzogen würden. Sie hätte nicht gewagt, von den Gesichtspunkten des Königs wesentlich abzuweichen. Wie Fenelon, so hat sie später ihren Freund Noailles fallen lassen, weil er beim König gefallen war. Indem Ludwig XIV. die Geschäfte in ihrer Gegenwart verhandelte, suchte er nur bei ihr jenes persönliche Behagen, das die Nähe einer durch innere Sympathie verwandten Persönlichkeit hervorbringt; allein wie hätte bei der Vertraulichkeit dieses Verhältnisses einer Frau von Verstand und Haltung nicht ein unberechenbarer Einfluß zu Theil werden sollen? Ein im rechten Augenblick vorgetragenes Fürwort, ein auf das Erlebte begründetes Urtheil über die Persönlichkeiten, die man eben gesehen, über die Anträge, die man eben vernommen hat, konnte nicht anders als bestimmend auf den König wirken. Es war ein Glück, in ihrer Gunst zu stehen, und Jedermann bewarb sich darum. Ihre Vermittlung ward bei jeder Gelegenheit in Anspruch genommen. Finden wir doch Marschälle, welche sie ersuchten, eine Veränderung in der Disciplin der Truppen bei dem König zu befürworten. Und sie selbst hielt es für ihre Pflicht, wenn Jemand zurückgestoßen und nicht wohl behandelt war, dies auf die eine oder die andere Art wieder gut zu machen. Sonderbare Mischung von Einfluß und Unterwürfigkeit. Ihre Art und Weise, zu seyn, zu denken, sich auszudrücken, übte auf den König immer die gleiche Anziehungskraft. Man erstaunte, wenn man in Gesellschaft bemerkte, daß er nicht eine Viertelstunde seyn konnte, ohne mit ihr zu sprechen, ihr etwas ins Ohr zu wispern" 2c.

Der Streit zwischen Jesuitismus und Jansenismus wird ziemlich ausführlich erörtert, er spielte bekanntlich in der letzten Zeit des großen Königs eine wichtige Rolle. Die lange Duldung des letztern erklärt sich aus der gallikanischen Kirchenpolitik. Kaum war er endlich verurtheilt, so fiel auch der Jesuitismus. Einer starb dem andern nach, beide ein Opfer der weltlichen Politik.

Von besonderem Interesse ist, was über Ludwig XIV. und den Regenten als erster Anfang des modernen Regime gelten kann. Im Jahr 1693 stiftete der König den ersten Militairverdienstorden, sehr zu unterscheiden von den früher schon bestehenden Kreuzen und Sternen geistlicher oder halbgeistlicher Corporationen, wie die Malteser, die spanischen Ritter von Calatrava 2c. Unter dem Regenten begannen die Finanzschwindeleien der berüchtigten Mississippicompagnie Laws, der diabolischen Großmutter alles modernen Baukunfugs. „Zuerst, noch im Jahr 1716, ward eine Bank auf Actien gegründet, welche, da sie ein geringes Disconto festsetzte, allgemeines Vertrauen gewann, und namentlich durch die Vermittlung der Geldsendungen des Staats aus den Provinzen nach der Hauptstadt und umgekehrt gute Dienste leistete; so daß sie nach einiger Zeit zu einem Institut des Staates erhoben wurde, mit dem Rechte, daß ihre Scheine in den öffentlichen Cassen angenommen werden konnten. Indessen war auch eine Handelscompagnie auf Actien gegründet worden. Zunächst war es der Handel nach Canada und dem vor kurzem besetzten Louisiana, den sie übernahm: Law trat mit seiner Bank als Hauptactionär in dieselbe ein. Die Actien wurden in Staatspapieren bezahlt, und mit den Renten, die diese trugen, verzinst. Es dauerte lange, ehe ihr Preis den Nennwerth erreichte; ein Aufschwung des Geschäftes trat nicht eher ein, als bis diese Compagnie sich an der Pacht der öffentlichen Einkünfte zu betheiligen anfing. Dies geschah zuerst bei dem Tabaksmonopol, für welches sie ein paar Millionen mehr als ihr Vorgänger bezahlte, in der Voraussetzung, daß das Gebiet des Mississippi besonders für die Cultur des Tabaks geeignet sey. Am Mississippi meinte man ein neues Peru zu besitzen, und wer kannte nicht den alten Vortheil des ostindischen Handels. Die Actien wurden bei jeder Geschäftserweiterung vermehrt, sie stiegen bis auf 624,000, jede zu 500 Livres; sie fanden nicht allein Abnehmer, sondern wurden eifrig gesucht. — Die Compagnie machte dem Staate ein Darlehen von 1200 Millionen zu einem ungewöhnlich geringen Zinsfuß und setzte ihn dadurch in den Stand, zur Abzahlung der um vieles höher zu verzinsenden alten Schulden zu schreiten. Davon wurden alle betroffen, Privatleute und Corporationen, Einheimische und besonders Ausländer. Noch immer hatten die Genuesen, welche die Anleihegeschäfte im Großen zuerst in Frankreich in Gang gebracht hatten, einen sehr bedeutenden Antheil an dem dortigen Schuldenwesen, und nirgends schienen die Capitalien sicherer zu stehen; jetzt wurden sie ihnen gekündigt und zurück gezahlt. Sie in baarem Geld aus Frankreich wegzuführen, war durch geschärfte Verbote der Metallausfuhr fast unmöglich; die französischen Papiere in andern Ländern verwerthen zu wollen, machte die Hälfte der Summe verlieren; dagegen stellten sich

die Mississippiactien, die immer zunehmende Vortheile verhießen, als sehr geeignet zu neuen Geldanlagen dar. Die bedächtigen Genueser zögerten einen Augenblick, aber was sollten sie thun? Sie entschlossen sich endlich, dies Mittel zu ergreifen? Holländer und Engländer folgten ihrem Beispiel. Alle benachbarten Länder wurden in die Bewegung des französischen Geldmarktes gezogen. Indem nun aber die durch die Compagnie ausgezahlten Kapitalien wieder in die Actien derselben zurückströmten, mußte deren Preis in gleichem Maße steigen. Unerhörte Gewinnste, welche Einzelne gemacht hatten, reizten die Geldgier aller Anderen an. Die Actien erreichten in einigen Monaten das Zehnfache, Zwanzigfache ihres ursprünglichen Betrages." Nur die Parlamente sahen die Trüglichkeit des Systems ein und protestirten. Zuletzt mußte die Unmöglichkeit, das viele Papier in Silber umzutauschen, den Betrug Jedermann anschaulich machen. Das Papier wurde gänzlich werthlos und die Thoren, die es gekauft hatten, verloren alles.

Als sehr gelungen und ausgezeichnet müssen die Charakteristiken der Cardinäle Dubois und Fenelon bezeichnet werden. Am ersteren findet der Verfasser, abgesehen von seinen scandalösen Sitten, die diplomatische Gewandheit zu rühmen, mit der er die Dinge im Großen zu lenken wußte. Dasselbe Lob ertheilt er auch Fleury, dem es gelang, Frankreich in den Besitz von Lothringen zu setzen.

Der Schluß des Bandes umfaßt noch die Regierung Ludwigs XV., den österreichischen Erbfolgekrieg und den siebenjährigen Krieg, so wie eine Uebersicht über die Glanzperiode der französischen Literatur jener Zeit, über Voltaire, Rousseau, die Encyklopädie ꝛc., wodurch der Sturz des Jesuitismus entschieden, eine ganz neue Ansicht der Dinge verbreitet und die Revolution vorbereitet wurde.

---

## Biographie.

Sir Robert Peel. Eine politische Skizze von Guizot. Aus dem Französischen. Berlin, Springer, 1856.

Aus der révue des deux mondes übersetzt und in demselben Berliner Verlag auch in französischer Sprache abgedruckt.

Es ist dies eines der glänzendsten Werke Guizots, was Styl und Beredsamkeit betrifft. Auch ist es voll ehrlicher Wahrheit. Doch spiegelt sich darin etwas zu selbstgefällig die doctrinäre Behaglichkeit und jene Prätension der Ueberlegenheit ab, die am allerwenigsten im Munde Guizots berechtigt ist, des Musterdoctrinärs, den das Schicksal dazu ausersah, zu beweisen, daß man mit schönen Grundsätzen und Worten allein die Völker weder glücklich machen, noch überhaupt regieren kann.

Sir Robert Peel war als Sekretair für Irland schon in dem Cabinet der Restauration unter Castlereagh und Wellington vor Canning und trat später wieder in das Torycabinet nach Canning in vorragender Stellung ein. In dieser Periode war der ihn leitende Gedanke, den ganz Europa bewundert hat und den auch wieder Guizot nicht genug preisen kann, der Gedanke: die Torys müßten ausführen, was die Whigs beantragen. Versteht man darunter nur, es ziemt den Moderados das, was die Progressisten in die Hand genommen, auf das rechte Maaß zurückzuführen, so kann Niemand gegen den Grundsatz etwas einwenden. Allein es handelte sich in England um etwas mehr. Mit welcher seltnen Würde und Vornehmigkeit auch Sir Robert Peel der Opposition gegenüberstand, so war seine Handlungsweise doch nur scheinbar die eines überlegenen Mannes oder auch nur eine freiwillige. In Wahrheit stand er unter dem Einfluß eines Zwanges. Es blieb ihm nämlich keine Wahl, er mußte entweder ausführendes Werkzeug dessen werden, was die Whigs wollten, oder er mußte den Whigs alle Geschäfte überlassen. Der wahre und eigentliche Grund, warum Sir Robert Peel die Reformen durchführte, die nicht von seiner Partei ausgegangen waren, war einzig das Interesse seiner Partei, gleichwohl die Leitung der Geschäfte zu behalten, trotz der zwingenden Nothwendigkeit, den Reformern nachgeben zu müssen.

Nichts ist natürlicher, als daß eine Partei, welche lange in sicherem Besitze der Macht gewesen, nicht plötzlich fallen will, sondern sich hält, so lange sie kann, und selbst durch Mittel, über deren Ehrlichkeit sie sich täuscht. In diesem Fall war die englische Aristokratie unter Sir Robert Peel. Aber nichts würde auch unbesonnener seyn, als wenn man sich einbilden wollte, eine Opposition, welche der Regierung einmal ein solches System aufgezwungen hat, werde sich damit begnügen. Unaufhaltsam rollt der Staatswagen der englischen Aristokratie abwärts und die Zeit ist nicht mehr fern, in der man in den Gedanken des Sir Robert Peel nicht mehr so viel Weisheit finden wird, als Herr Guizot heute noch darin findet, nicht mehr viel Weisheit, aber desto mehr versteckte Schwachheit.

Wir wollen dem großen englischen Minister den Tribut unsrer Hochachtung nicht vorenthalten, wir erkennen von unsrem continentalen Standpunkt alles an, was er gethan hat, die Emancipation der Katholiken, die neue Skala des Zolltarifs, die Ermäßigung der Korngesetze, die Vorbereitung der Parlamentsreform rc. Allein für die Partei, welche Sir Robert Peel vertrat, für die protestantische Aristokratie Englands, die seit anderthalb Jahrhunderten England regiert, waren alle diese Maßregeln verderblich und durch die folgerechte Weiterentwicklung dieser Maßregeln wird unvermeidlich der Sturz dieser Aristokratie herbeigeführt werden. Die Regierung wird aus den Händen derer, die bisher auf den Wollsäcken saßen, in die Hände derer übergehen, welche die Wolle spinnen. Schon hat Lord Palmerston auf dem Boden der auswärtigen Politik ein neues radikales System improvisiren können, welches unfehlbar in nicht zu langer Zeit ein andrer Minister auf die innere Politik Englands anwenden wird. Die Scala Wellington, Peel, Palmerston bleibt bei diesem letztern nicht stehen, sie steigt noch weiter in die liberale und demokratische Region hinunter. Man sage, das sey ein nothwendiger Gang der Dinge; aber man sage nur nicht, Sir Robert Peel, der zuerst auf der schiefen Fläche glitt, habe eine imposante und feste Stellung eingenommen.

Guizot verfehlt nicht, auch von sich selbst zu reden. Vieles von dem Glanze, in dem er den englischen Minister strahlen läßt, fällt auf sein eigenes Portrait zurück. Guizot war unter Louis Philipp französischer Gesandter in London und mit Sir Robert Peel in vielfachem Verkehr. Ein starke Erkältung trat zwischen ihnen erst in Folge der berüchtigten spanischen Heirath. Ueber diese äußert sich Guizot, wie folgt: „Im Jahre 1846 hätten wir die Sache herzlich gern vertagt, um dadurch zugleich die Verwickelungen zu vertagen, die daraus entstehen mußten; aber die ganze spanische Regierung, das Kabinet, die Königin-Mutter, die Cortes, widersetzten sich der Vertagung. Alle waren sie, wie es damals hieß, fest entschlossen, für die eheliche Verbindung der Königin Isabella einen mächtigen Schutzpatron zu erwerben, Frankreich oder England, um diese Länder, Eins oder das Andre, zu nöthigen, aus den Ausflüchten und Zögerungen, die man ihnen vorwarf, herauszutreten. Unter dem drängenden Eindruck dieses spanischen Willens und von andern Umständen, die ich nicht nöthig habe, hier wieder ins Gedächtniß zu rufen, waren wir bald zu unserm letzten Mittel getrieben, denn die Vermählung der Königin Isabella mit dem Prinzen Leopold von Koburg wurde wahrscheinlich und nahe bevorstehend. Ich wenigstens glaubte dies, und bleibe überzeugt, daß ich vollkommen Recht hatte, es zu glauben. Ich schwankte also nicht länger. Ich gab dem Könige den Rath und, mit seiner Erlaubniß, dem Grafen Bresson, seinem Gesandten in Madrid, den Befehl, die sofortige Doppelvermählung, der Königin von Spanien mit dem Infanten Don Franz von Assisi, und der Infantin mit dem Herzog von Montpensier, zu betreiben. — Ich verachte von ganzer Seele jene schlaue Kunst, — und habe sie auch niemals geübt — vermöge welcher man sich den Sieg verschafft und über den Besiegten ins Fäustchen lacht; — aber ich lasse mich ebenso ungern übertölpeln, als ich mir ein Schelmenstück werde gefallen lassen, wie es denn überhaupt meiner Meinung nach in Staatsangelegenheiten nichts Schlimmeres geben kann, als kurzsichtige Unentschiedenheit. Die Sache lag so: Die französische Politik mußte ebensowohl national als royalistisch seyn und daher darauf bestehen, daß der spanische Thron den Händen der Bourbons nicht entfalle. Dieses Prinzip hatte ich offen dargelegt. Es stand auf dem Punkte zu unterliegen, ich mußte es also mit Entschiedenheit zum Ziele führen. Die englische Politik fühlte sich allerdings davon verletzt, gleichwohl glaube ich, daß es keinen englischen Ehrenmann gibt, der in seinem Innersten mir nicht beipflichtet und der nicht wie ich gehandelt haben würde, wenn ihm so wie mir das Messer an der Kehle gestanden hätte.“

Diese Auffassung ist keinesfalls die richtige. Daß die Politik Ludwig Philipps hiebei ihren Vortheil gesucht hat, ist keine Entschuldigung für den Minister, der nur gar zu viel und hier am ungeschicktesten Platze von seiner Ehrlichkeit redet. Es gibt eine so sehr in sich selbst verliebte Ehrlichkeit, daß sie ihren Ruf auch in den schmutzigsten Verbindungen behauptet, wie die Biene im Honigwaben reinliche und trockene Flügel behält. Ist Herr Guizot in diesem Fall, so muß man Louis Philipp bewundern, daß er so ehrliche Männer fand und benutzte, die spanische Heirath ist und bleibt aber dennoch eine schmutzige und nichtswürdige Intrigue.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 9. 31. Januar 1857.


## Geschichte.

**Rußlands Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland. Von S. Sugenheim. Zweiter Band. 1773—1855. Frankfurt a. M. H. Keller, 1856.**

In der Vorrede sucht der Verfasser die Behauptung, durch die er den ersten Band besonders pikant gemacht hat, daß nämlich Katharina II. eine natürliche Tochter Friedrichs des Großen gewesen seyn soll, zu vertheidigen. Diese und ähnliche auch im zweiten Bande enthaltenen scandalösen Privatissima hoher Personen sind zu wenig historisch beglaubigt und reizen zwar den Leser, schaden aber der Achtung, die man der sonst in dem Buche ausgesprochenen Wahrheit gerne zollt, und sie sind denn doch auch nicht so wichtig, daß man sie hervorzuheben hätte in der Schilderung von Dingen, die wirklich erheblich sind. So möchten wir auch den Ingrimm und Cynismus tadeln, der Rußland durchgängig den „Knutenstaat" nennt.

Wir wollen hier nur einige der wichtigen Punkte hervorheben, die der Verfasser ins rechte Licht gestellt hat und die für jeden deutschen Leser interessant sind. Zuerst Katharina's II. Politik gegenüber von Oesterreich und Preußen. Der Schlüssel zu dieser Politik, wie auch zu der ihrer Nachfolger, liegt einfach in der Begier nach dem Besitz Constantinopels. Um freie Hand im Orient zu haben, unterhielt Rußland unaufhörlich Zwietracht im Occident, zunächst zwischen Oesterreich und Preußen, in zweiter Linie zwischen England und Frankreich. Joseph II. hatte bekanntlich die fixe Idee, seine Staaten durch den Besitz von Bayern abzurunden, und bei dieser Schwachheit wußte ihn Katharina zu fassen, versprach ihm Bayern und verleitete ihn, Preußen feindlich anzugreifen und ihr in Polen und gegen die Türken völlig freie Hand zu lassen. Als Joseph aber mit Bayern Ernst machen wollte und ihm Friedrich der Große dabei energisch in den Weg trat, wurde Joseph von Rußland im Stich gelassen, das sich unterdeß der Krimm bemächtigte. Anstatt gegen Rußland zusammenzuhalten, standen Oesterreich und Preußen einander feindlich gegenüber und buhlten beide um Rußlands Gunst, die sie nur durch Concessionen erkauften. Als Gustav III. das Joch brach, unter welches die russischen Gesandtschaften den schwedischen Adel gebeugt hatten und Rußland den Krieg erklärte, stand ihm weder Preußen noch England bei.

Erst Leopold II. sah den groben Fehler ein, den Joseph II. begangen hatte, und eilte sich mit Preußen zu verständigen, um dem immer drückender werdenden Einfluß Rußlands ein Gegengewicht zu geben. Sein großer Plan war, Polen wiederherzustellen als ein mächtiges Bollwerk gegen Rußland. Allein er starb schnell und sein Nachfolger Franz glich ihm nicht, kehrte zur ganzen alten Eifersucht gegen Preußen zurück und schmeichelte Rußland. Erschrocken darüber glaubte nun auch Preußen wieder sich zu Rußland wenden zu müssen. Friedrichs des Großen Nachfolger befand sich unter dem Einfluß einer von Rußland bestochenen Camarilla, in der sonderlich der berüchtigte Bischofswerder, eine von ihr persönlich instruirte Kreatur Katharina's, mit dem edeln Minister Herzberg auch das antirussische System in Berlin stürzte. Hohnlachend über Wien und Berlin benutzte Katharina die Eifersucht beider sogleich, um eine neue Theilung Polens einzuleiten und dabei abermals wieder den größten Beutetheil wegzuholen. Das Gehässige dieser Maßregel aber wußte sie geschickt Preußen unterzuschieben. Friedrich Wilhelm II. hatte die Schwachheit, alles an den Besitz von Danzig und Thorn zu setzen, und Katharina lockte ihm gegen Zusicherung dieser beiden Städte das Versprechen ab, Frankreich zu bekriegen. Franz II. wurde gleichfalls gegen Frankreich

gehetzt, indem ihm Katharina wiederum Bayern versprach. Während sich aber Preußen und Oesterreich am Rhein geringe Lorbeeren sammelten, operirte Rußland bequem gegen Polen und Türken. Auf russischen Betrieb wurde die Conföderation von Targowitz geschlossen und dem russischen Heere ein Vorwand geliehen, in Polen einzurücken. Kaum aber hatte Katharina ihre Beute gefaßt, als sie Preußen die ausbedungenen Zugeständnisse in den mit Polen gepflogenen Tractaten theils verweigerte, theils an neue Bedingungen knüpfte.

Jetzt erst erkannte Friedrich Wilhelm II., der damals am Rhein stand, wie schändlich er von Rußland betrogen worden, und kehrte sogleich um, fest entschlossen, sich nichts mehr von Rußland bieten zu lassen. Von Stund an blieben auch die an dem Rhein zurückgebliebenen Truppen unthätig und sein bald nachher abgeschlossener Basler Frieden mit Frankreich war die nothwendige Folge. Zu schwach, um mit Frankreich und Rußland zugleich Krieg führen zu können, machte er mit ersterem Frieden, um die Anmaßungen und unwürdigen Beleidigungen des letzteren abzuwehren. Nun aber standen die Polen selber auf und bekämpften alle ihre Dränger, Preußen wie Russen, und so stellte sich die preußisch-russische Allianz von selber wieder her. Aber Rußland ließ in diesem Kampf Preußen im Stich und entfaltete klugerweise seine Streitkräfte erst, als sowohl Preußen als Polen sich erschöpft hatten, um zuletzt allein als Sieger aufzutreten. Daher bei der dritten Theilung Polens Rußland ein viermal größeres Gebiet an sich riß, als Preußen und Oesterreich. Franz II. ließ sich das gefallen, indem er sich abermals durch die alte Katharina ködern ließ. Sie schloß nämlich mit ihm einen geheimen Tractat über die Theilung der Türkei und versprach ihm, was er in Polen zu wenig bekäme, in der Türkei zu ersetzen.

Man kann in der That nicht überlegener und klüger denken und handeln, als es Katharina II. gethan hat, und nicht schwächer und einfältiger, als die damaligen Cabinette von Wien und Berlin. Beide ließen sich abwechselnd von Rußland als Werkzeuge brauchen zu Maßregeln, die immer nur ihnen selbst gefährlich wurden.

Endlich starb diese „alte Spinne“, die aus dem nördlichsten Winkel Europa's heraus ihre Netze spann und so viele gekrönte Fliegen fing.

Gegen Paul I. ist der Verfasser nicht ganz gerecht. Er miskennt die nobeln Aufwallungen dieses Sonderlings, hat aber im Uebrigen vollkommen Recht, wenn er hervorhebt, daß es demselben bei seinem Feldzug gegen Frankreich hauptsächlich um den Besitz der jonischen Inseln und Malta's zu thun gewesen sey, durch die er die Türkei gleichsam im Rücken habe fassen wollen. Gewiß ist, daß Paul erst den Krieg erklärte, nachdem Malta von den Franzosen erobert worden war. Schon im Jahr 1770 soll Katharina II. einen Versuch gemacht haben, diese Insel dem Maltheserorden abzukaufen. Im Jahr 1775 mislang ein von ihr heimlich unterstützter Versuch einer Empörung auf Malta, der diese Insel einer in der Nähe befindlichen russischen Flotte ausgeliefert haben würde. „Wie lebhaft die Zarin fort und fort danach gierte, einen festen Stützpunkt und Hafen im Mittelmeere zu erwerben, erhellt aus der Thatsache, daß sie einige Jahre später die, unsern Malta gelegenen, unter neapolitanischer Bothmäßigkeit stehenden Inseln Lampidosa und Linosa zu acquiriren, und nach einem Decennium (1785) neue diplomatische Anknüpfungen mit den Maltesern versuchte. Beides indessen ohne Erfolg; letztere scheiterten hauptsächlich an dem erwachten Argwohne und der daher rührenden energischen Opposition des französischen Hofes, und erst zur Zeit der zweiten Theilung Polens eröffneten sich Katharinen II. günstigere Aussichten. Der Orden hatte durch Frankreichs Staatsumwälzung seine großen Besitzungen in diesem Lande (Sept. 1792) eingebüßt, und die Zarin hegte die gegründete Hoffnung, daß seine steigenden finanziellen Bedrängnisse ihn ein vortheilhaftes Tauschgeschäft nicht verschmähen lassen würden. Noch ehe die zu dem Behufe mit ihm gepflogenen Unterhandlungen zu einem Ergebniß geführt, brachte des Sarmatenreiches letzte Zerstücklung das Ordenspriorat Ostrog in Volhynien und dessen bedeutende Grundbesitzungen in russische Hände. Um seine Rückerstattung zu erwirken ward der Bailli von Litta nach Petersburg geschickt, und von Katharinen II. sehr freundlich aufgenommen. Ihr bald nachher erfolgender Tod wurde der Unterhandlung Litta's eher förderlich als hinderlich, indem Paul I., wie wenig er es auch sonst liebte, der Nachtreter seiner Mutter zu werden, doch ihren Plan bezüglich Malta's mit Begierde weiter verfolgte. Von der richtigen Erkenntniß geleitet, daß Großmuth ihn am schnellsten zum Ziele führen werde, schloß er kaum zwei Monden nach seiner Thronbesteigung (15. Januar 1797) mit Litta einen Vertrag ab, kraft dessen er sich zum Beschützer des Ordens erklärte, diesem nicht allein seine sämmtlichen Besitzungen in Polen restituirte, sondern auch deren, bislang nur auf 120,000 (polnische) Gulden sich belaufenden, Jahreserträgnisse auf 300,000 zu erhöhen und Ersatz für die in den letzten Jahren verlornen versprach, wogegen die Malteser zur Gründung eines nur aus Unterthanen des Zars gebildeten russischen Großpriorats, einer sogenannten Zunge, und noch zu einigen anderen Zuge-

ständnissen sich anheischig machten, die dem petersburger Hofe einen bedeutenden Einfluß im hohen Rathe des Ordens in sichere Aussicht stellten. Da aber nach den bisherigen Gesetzen desselben nur römische Katholiken, von Pauls I. Landeskindern mithin nur Polen, in ihm Aufnahme finden konnten, trat der Zar mit dem heil. Stuhle in Unterhandlung, um eine, die Zulassung auch Griechisch-Katholischer gestattende Abänderung jener zu erlangen, und erhielt sie auch wirklich zum Lohne der großmüthigen Zusage, des Ordens immer kritischer sich gestaltende finanzielle Lage durch Stiftung von zweiundsiebenzig neuen, jedoch lediglich für Ritter griechisch-katholischen Bekenntnisses bestimmten, Komthurien erheblich zu verbessern. Allein der Courier, der den betreffenden Vertragsentwurf nebst der Ratifikation des erwähnten Januar-Traktates und bedeutenden Geschenken dem Großmeister überbringen sollte, wurde in Ancona von den Franzosen aufgefangen, und diesen damit die unerbauliche Gewißheit gegeben, daß Rußland nahe daran sey, unter dem unanstößigen Titel eines Protektors des Ordens dessen werthvollstes Besitzthum endlich zu capern. Der spätere Kaiser Napoleon I. war bereits damals Staatsmann genug, um zu begreifen, welch' tödtlichen Stoß Malta's Uebergang an den Knutenstaat der Geltung Frankreichs und dessen Küstenländern versetzen würde. Er drang deshalb schon im Juli 1797 in das Direktorium, dem Zaren zuvorzukommen, und führte, mit dessen Zustimmung, den klugen Rath gelegentlich seiner Heerfahrt nach Aegypten selbst innerhalb weniger Tage aus, was ihm, bei der ungeheuern Festigkeit der Insel und der für ihn vorhandenen Nöthigung, mit deren Belagerung keine Zeit zu verlieren, allerdings nur durch gepflogene Einverständnisse mit den französischen Ordensrittern glückte." Daher nun der gewaltige Zorn Pauls I. und Suwarows Feldzug in Italien. Daher die Schonung, welche Suwarow Sardinien angedeihen ließ auf Kosten Oesterreichs die Versuche Rußlands, in Neapel Einfluß zu gewinnen. Und daher wieder die Eifersucht Oesterreichs und das Zerwürfniß von 1799.

Die Eifersucht Oesterreichs soll sogar am Verderben Suwarows auf seinem Alpenmarsch Schuld gewesen seyn. „Allerdings wurde der äußere Anstoß dazu von der stets höher schwellenden Erbitterung der österreichischen Generale und Truppen über Suwarows und seiner Moskowiter unerträglichen Uebermuth gegeben, allein der eigentliche, der entscheidende Grund lag doch viel tiefer, nämlich in der vom wiener Hofe gemachten überraschenden Entdeckung, daß Oesterreichs theuerste Interessen durch die Anschläge seines Bundesfreundes Paul I. noch in höherem Grade gefährdet wurden, als durch die Frankreichs, seines Feindes. Schon die auffallende Vorliebe, die Suwarow nach den errungenen bedeutenden Erfolgen für das gegen Habsburg bekanntlich nie freundlich gesinnt gewesene Haus Savoyen an den Tag legte, war nur zu geeignet, in Franz II. und seinen Räthen den Verdacht zu wecken, daß des russischen Autokraten zur Schau getragener grimmiger Franzosenhaß und seine Opferwilligkeit denn doch anderen Quellen entfließen mochten, als seiner ritterlichen Begeisterung für die hehre Sache der Legitimität, und die gleichzeitigen Vorgänge im Neapolitanischen und im Kirchenstaate, im mittelländischen Meere und in den Küstenstrichen des adriatischen waren ganz danach angethan, diesen Argwohn zur Gewißheit zu erheben. Jene russisch-türkische Flotte nämlich, die den Franzosen die jonischen Inseln entrissen, war nach deren Eroberung (April (1799), vornehmlich durch den Zar bis auf vierzig große Kriegsschiffe mit einer Bemannung von 32,000 Köpfen verstärkt, nach der Küste Neapels abgesegelt, hatte sich der Städte Brindisi und Bari so wie gesammten Pugliens bemächtigt, dann Sinigaglia und Fano im Kirchenstaate genommen, und (18. Mai 1799) die Blocade des wichtigen Ancona begonnen.. — Oesterreich befand sich mithin im Sommer 1799 ganz in derselben Lage, in der sich Friedrich Wilhelm II. in den J3. 1793 und 1794 befunden, und es war das Verdienst Thuguts, des damaligen eigentlichen Lenkers seines Staatsschiffes, wie wenig achtungswerth der alte Satyr im Uebrigen auch immer seyn mochte, dies rechtzeitig erkannt und mit raschem Entschlusse von zwei Uebeln das kleinere erwählt, nämlich der heimtückischen, verderbenschwangern Allianz Rußlands den Einzelkampf gegen Frankreich vorgezogen, jenes mit gleicher Münze bezahlt zu haben. Nur deshalb gewährte er dem vom russischen Uebermuthe unaufhörlich so tief verletzten Selbstgefühle der in Italien mit so viel Auszeichnung und Glück fechtenden österreichischen Generale und Krieger die Genugthuung, sie von der peinlichen Waffenbrüderschaft der Moskowiter, selbst um den Preis des Verlustes aller Früchte der bisherigen Siege zu erlösen. Er befahl nämlich in dem Momente, wo es nur energischen Zusammenwirkens der beiderseitigen Streitkräfte bedürft hätte, um die Vertreibung der Franzosen aus der Halbinsel zu vollenden, zu Suwarows unermeßlichem Aerger, den Rückmarsch der kaiserlichen Truppen nach Mantua, und wußte es mit Hülfe Englands, dem die bedeutenden Subsidien, die es beiden Kaiserhöfen zahlte, ein Recht gaben, bei der Berathung der Kriegsoperationen mitzuwirken, durchzusetzen, daß der genannte russische Feldherr die Halb-

insel verlassen und mit seiner ganzen Streitmacht sich nach der Schweiz wenden mußte, um die Franzmänner von dort zu verjagen. In Helvetien ereilte die Uebermüthigen der Nemesis gerechte Strafe, vermuthlich nicht ohne einige Nachhülfe Oesterreichs. Wenigstens war Thugut gar nicht zu gut dazu, der Russen klägliche Unkenntniß der Terrainverhältnisse zu benützen, um ihnen einige abkühlende Erfahrungen zu vermitteln. Als Suwarow mit seinem Heere Mitte September am Fuße des schweizerischen Hochgebirges anlangte, fehlten durch ein Misverständniß die österreichischerseits verheißenen Maulesel; sie trafen erst später und nicht in der erforderlichen Anzahl ein, so daß jener den größten Theil seiner Kosaken absitzen lassen mußte, um sich ihrer Pferde zum Tragen der Lebensmittel zu bedienen. Der Plan zu Suwarows ruhmvollem, aber ganz überflüssigen Marsch über den St. Gotthard, da er ja auch die viel bessere Splügenstraße hätte einschlagen können, war vom österreichischen Generalstab entworfen worden und litt an dem eigenthümlichen Versehen, daß er den Umstand ganz unberücksichtigt ließ, wie für Suwarow und seine aus ungefähr 24,000 Köpfen bestehende Reisegesellschaft unter den obwaltenden Verhältnissen gar keine Straße über den St. Gotthard nach Schwyz, ihrem Bestimmungsorte, führen konnte, sintemalen die Gotthardsstraße bei Altdorf endet, und der Weg nach Schwyz nur zu Wasser über den vierwaldstätter See oder auf ein paar Hirten- oder Jägersteigen durchs Schächen- oder Muottathal gemacht werden kann."

Der Basler Frieden sicherte Frankreich und Rußland seit 1795 bei jeder Operation, die sie gegen Oesterreich vornahmen, ohne daß Preußen mit seiner Neutralität etwas gewonnen hätte. Diese unglücklichen Verhängnisse unseres großen Gesammtvaterlandes werden vom Verfasser mit patriotischem Schmerze auseinandergesetzt. Das nothwendige Ergebniß einer so verkehrten Politik war die Ueberwältigung Oesterreichs und Preußens, des gesammten Deutschland.

Wenn der Verfasser S. 234 behauptet, daß Preußen im Jahr 1806 durch Rußland in Krieg gegen Napoleon gehetzt worden sey, weil Rußland gerade damals wieder über die Türkei habe herfallen wollen und also wünschen mußte, daß Napoleon im Westen beschäftigt werde, so ist das im Allgemeinen ganz wahr, aber daß der König von Preußen sich durch Drohungen Rußlands habe zum Kriege zwingen lassen, wie Schlaben behauptet, unterliegt doch großem Zweifel. Vollkommen gewiß ist nur, daß Kaiser Alexander durch das rasche Unglück Preußens sich sehr genirt fand. Er hatte auf einen längeren Widerstand Preußens gerechnet und glaubte mit einem geringen Auxiliarcorps wegkommen zu können, während er den Kern seiner Truppen zur Eroberung der Türkei verwenden könnte. Nun lag auf einmal die Hauptlast des französischen Krieges auf ihm. Das war ihm lästig, daher die wenig energische Kriegführung, die Neigung zu Frankreich, der Tilsiter Frieden und endlich die förmliche Allianz der Kaiser Alexander und Napoleon auf Kosten Preußens, das sein halbes Gebiet verlor und von dem auch Rußland sich nicht schämte, ein Stück abzureißen, Schwedens, dem Rußland Finnland entriß, und der Türkei, der es die Donaufürstenthümer entriß.

Bekanntlich hat Napoleon den Russen in der Türkei nichts weiter als jene Fürstenthümer zugestehen wollen. Als er sich um die Hand einer Schwester des Kaiser Alexander bewarb, wurde ihm das ganze Polen und Constantinopel als Preis gesetzt. „Alexander ließ den französischen Gesandten unschwer errathen, daß er nach dem Empfange der fraglichen Ratifikation Napoleons keinen Anstand nehmen werde, diesen mit seiner Schwester zu vermählen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er zuletzt selbst dazu sich bequemte, noch vor dem Eintreffen jener eine bezügliche bindende Zusage zu ertheilen, weil Caulaincourt ihm vorgestellt haben mochte, daß die in Rede stehende Bestätigung von seinem Gebieter nach der stipulirten Verschwägerung eher zu erwarten sey. Wir erfahren nämlich aus sehr glaubwürdigen Quellen, daß im Febr. 1810 die Einwilligungen sowohl des Zars, wie seiner Mutter und Schwester nach Paris gelangten, aber — zu spät. Denn Bonaparte, durch Caulaincourts Depeschen belehrt, welchen Preis Alexander für der Großfürstin Hand begehrte, und überzeugt, daß ihm diese auch nach stattgefundener Verlobung vorenthalten bleiben würde, bis er jenen entrichtet, bis er das Opfer gebracht, welches er als gleich unvereinbar erkannte mit seiner Ehre wie mit dem Staatsvortheile Frankreichs, hatte mittlerweile dem Gedanken an eine russische Heirath definitiv entsagt und um die Hand der Erzherzogin Marie Louise anhalten lassen, die ihm von Kaiser Franz auch unverzüglich und gar gerne bewilligt wurde."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 10. 4. Februar 1857.

## Geschichte.

Rußlands Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland. Von S. Sugenheim. Zweiter Band. 1773—1855. Frankfurt a. M. H. Keller, 1856.

(Schluß.)

„Hieraus, aus dieser staatsmännischen Weigerung Napoleons, eine aufrichtige und bleibende Allianz mit Rußland eben so wenig um den Preis der Aufopferung Polens für alle Zeiten wie des osmanischen Reiches zu erkaufen, floß in Wahrheit der Bruch zwischen ihm und Alexander I.; die Türkei und Polen sind die Haupt-, die eigentlichen, die sonst genannten nur die secundären, die vorgeschützten Motive gewesen."

Ueber die den deutschen Interessen so verderbliche Politik Rußlands während des großen Krieges von 1813—1815 hätte der Verfasser mehr sagen, insbesondere die Intriguen mit Talleyrand hervorheben sollen, die dem ersten und zweiten Pariser Friedensschlusse vorhergingen. Am hellsten beleuchtet der Verfasser das Verhältniß Rußlands zu Preußen im Frühjahr 1813 und wenn dabei der berühmte Minister Stein etwas in die Schattenparthien fällt, so ist es nicht die Schuld des Verfassers. Dieser patriotische Mann war damals von Rußland offenbar übertölpelt und ließ sich als Werkzeug Rußlands in den deutschen Angelegenheiten brauchen. „Es liegt klar zu Tage — Steins warmer Patriotismus und sein glühender Franzosenhaß wurden von der russischen Arglist schnöde dazu misbraucht, den preußischen Monarchen zum Anschlusse an Rußland zu zwingen, und ihn für den Fall, daß er eine den Wünschen des Zaren nicht entsprechende Entschließung fassen sollte, unter dem Deckmantel patriotischer Erhebung gegen Napoleon, des Besitzes seiner besten Landestheile, seiner bedeutendsten Hülfsquellen zu entkleiden. Schon die Stimmung, die es in Königsberg gegen ihn hervorrief, und die Auftritte, die es dort setzte, konnten ihn hierüber nicht in Zweifel lassen. Wie befreundet die hervorragendsten Männer der Provinz mit Stein auch waren, er stieß doch bei allen auf den entschiedensten Widerstand. Der schon erwähnte treffliche von Schön, weiland Steins Kollege im preußischen Ministerium und sein Intimus, erklärte ihm sehr bestimmt, daß er von seiner russischen Vollmacht gar keine Notiz nehmen, keinerlei fremde Einmischung in Preußen dulden werde, daß Alles, was zu des Landes Befreiung geschehen solle, nur durch Preußen und mit des Königs Genehmigung geschehen müsse, daß er sonst die Sturmglocke läuten lassen und das Volk gegen die Russen aufbieten werde. Zu noch heftigeren Erörterungen kam es zwischen Stein, Auerswald und York. Letzterer nannte jenen einen verbrannten Kopf, der Alles gegen sich aufrege, und damit des Landes Theilnahme an dem großen Schritte, den er gewagt, lähme; die Besprechungen der beiden Männer wurden zuletzt so bitter, daß Stein dem General vorwarf, er habe mit seiner Convention von Tauroggen Etwas angefangen, was er nicht weiter zu führen wisse, und schließlich sogar mit Anwendung von Waffengewalt drohete, worauf York erwiederte: ‚so werde ich Generalmarsch schlagen lassen und Ew. Excellenz mögen dann sehen, wo hier Ihre Russen bleiben werden.' Nur Schöns warmer Zusprache glückte es endlich, Stein zur Erkenntniß der wahren Sachlage zu bringen; er sah ein, wie schnöde sein patriotischer Eifer von der russischen Hinterlist misbraucht worden, entschloß sich, auf ferneres Geltendmachen der Vollmacht Alexanders I. zu verzichten, und zur unverzüglichen Abreise aus Königsberg (6. Febr.), wo er zuletzt völlig isolirt gestanden."

Die große Sorge Alexanders, die Bourbons auf

den Thron Frankreichs zu bringen, darauf zu erhalten und zu befestigen, hatte keinen andern Grund, als bei den ferneren Absichten Rußlands auf die Türkei neben Preußen, das sich fortan ganz Rußland hingab, auch Frankreich gegenüber von Oesterreich und England zu gewinnen. Das bildet den Rahmen der neuen russischen Politik. Ludwig Philipp folgte noch den Bourbons in ihrer Hingebung an Rußland, Napoleon III. durchkreuzte zum erstenmal diese Politik. Bei diesem Anlaß läßt der Verfasser dem so oft geschmähten Fürsten Metternich Gerechtigkeit widerfahren. Er war lange Zeit fast der einzige Deutsche, der Rußlands uns so verderbliche Absichten erkannte und bekämpfte, während selbst unser gutmüthiger Liberalismus für die Russen (in der griechischen Frage) schwärmte.

Ueber die russischen Denkschriften und Umtriebe, durch welche den deutschen Mittelstaaten ein russisches Protectorat aufgeschwatzt werden sollte, hätte der Verfasser wieder ausführlicher und vollständiger seyn können. Lindner scheint er S. 386 für einen Württemberger zu halten, aber dieser Lindner war in den Ostseeprovinzen gebürtig, ein geborner russischer Unterthan. Zu den Agitationen Rußlands gegen das deutsche Nationalinteresse gehörte damals auch die panslavische. „Gleich in diesen Erstlingsfrüchten des literarischen Panslavismus tritt uns schon die Eigenthümlichkeit desselben schroff genug entgegen, die er bis auf den heutigen Tag so treu bewahrt hat — der grimmigste Haß gegen das Deutschthum. So spricht z. B. Kollar mit dürren Worten die Hoffnung aus, daß, von seinem Liede geweckt, slavischer Laut und slavisches Leben an der Elbe und Saale entlang sich wieder erheben, und der ‚rohe (!) Sklavenmörder, der listige Bösewicht' (der Deutsche nämlich) nicht länger ‚unter slavischen Linden' (den Slaven, was den Deutschen die Eiche) sich brüsten, ‚nicht länger das Blut des niedergetretenen slavischen Volkes, in welchem er die ganze Menschheit geschändet, saufen werde.' Das Schlimmste an diesem deutschen Bösewicht sey, expectorirt der vielgelesene Dichter weiter, daß er sich noch immer nicht ‚ob diesem Raub, der den Himmel zur Rache anruft, der Reue zuwende', und für uns das Merkwürdigste ist ohne Zweifel, daß von Kollars haßtriefendem Gedicht im J. 1832 eine zweite Auflage mit Genehmigung der österreichischen Censur erschien."

Endlich ist noch des Eifers zu erwähnen, mit welchem Rußland die Einverleibung der Herzogthümer Schleswig-Holstein in den dänischen Gesammtstaat betrieben hat. Doch wir schließen hier, weil doch nicht alles gesagt werden kann. Genug, eine Theilung und Verschlingung Deutschlands ist eben so traditionale Politik Rußlands, wie die Theilung und Verschlingung Polens, der Türkei und Skandinaviens.

---

## Reise.

Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von Prof. Wilhelm Vischer. Basel, Schweighauser, 1857.

Diese Reise wurde im Jahr 1853 gemacht unmittelbar vor dem russischen Kriege. Der Verfasser reiste über Ancona und Corfu nach Athen und machte von da aus die mannigfachsten Ausflüge durch das ganze Morea, wie auch durch Livadien, den Rückweg aber nahm er über Constantinopel. Ueberall kommt es ihm vorzugsweise auf die Alterthümer an und sein umfangreiches Reisewerk ist als eine Geographie der classischen Ruinen zu betrachten, so daß nichts fehlt als ein Atlas voll Grundrisse und Prospecte.

Mit unendlicher Ausdauer hat der Verfasser alle im Alterthum berühmten Städte, Tempel, Schlachtfelder ꝛc. bereist und untersucht und überall knüpft er daran die Bestätigung oder Bestreitung der Meinungen anderer gelehrter Reisenden und Erklärer. Es macht im Ganzen einen wehmüthigen Eindruck, da wo einst die prachtvollsten Gebäude standen und ein geistreiches Volk die höchste Bildung pflegte, jetzt nichts mehr als wenige kahle Trümmer in baumloser Wüste zu sehen, um die sich die wißbegierigen Söhne eines fernen Barbarenlandes streiten. Für den speciellen Freund altgriechischer Studien sind aber die zahlreichen Notizen des Verfassers von nicht geringem Werthe. Da kommt es allerdings darauf an, ob der rohe Steinhaufen, der sich an einer bestimmten Stelle noch vorfindet, zum Pnyr gehöre oder nicht, was der übrigen Welt höchst gleichgültig ist.

Von allgemeinerem Interesse ist die Geschichte einzelner Denkmäler, z. B. der Akropolis in Athen. „Im Jahre 438 v. Chr. war das Bild der Göttin aufgestellt und der Tempel geweiht worden. Fast ein Jahrtausend blieb er in der Hauptsache unverändert, aber er sollte nicht unversehrt bis auf unsere Zeiten fortbestehen. Zwar wurde er, Anfangs wohl mit verhältnißmäßig geringen Veränderungen, in eine christliche Kirche umgewandelt. Die Bildsäule der Athene wurde entfernt, vielleicht nach Konstantinopel geschleppt, und an die Stelle der jungfräulichen Göttin der Weisheit trat als Besitzerin die heilige Weisheit Gottes (ἡ ἁγία Σοφία), der die Kirche geweiht wurde, später die heilige Mutter

Gottes, die Panagia (ἡ Παναγία Θεοτόκος). Es zeigt sich darin, wie in unzähligen ähnlichen Umwandlungen, die versöhnliche, friedliche Art, in der in Griechenland häufig der Uebergang aus dem abgestorbenen Heidenthum in das Christenthum stattfand. Aber auch die Panagia sollte nicht im ruhigen Besitze dieses Hauses bleiben. Wie die h. Sophia in Konstantinopel, mußte auch sie dem Halbmonde weichen; der Parthenon ward zur Moschee. Aber nicht dieser Wechsel der Religionen, denen er diente, war die Hauptursache der Zerstörung, vielmehr schützte er, von gewissen Umänderungen und Verstümmelung eines Theils der Bildwerke abgesehen, im Ganzen das Gebäude." Aber im Jahr 1687 belagerten die Venetianer unter Morosini mit Hülfe deutscher Reichstruppen Athen und eine Bombe fiel in das Pulvermagazin im Tempel, wodurch ein großer Theil desselben zertrümmert wurde. „Beim Abzuge wollte Morosini noch den prächtigen Wagen der Pallas im westlichen Giebelfeld des Parthenon, zur Verherrlichung seines Einzuges in Venedig, herunternehmen; aber die damit beauftragten Leute ließen ihn herabfallen, so daß er, wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, zu Staub zertrümmert ward. Das war die Hauptkatastrophe, in Folge deren der Parthenon zur Ruine wurde, aber zu einer Ruine, die noch einen großen Theil des alten plastischen Schmuckes trug. Den hat ihr Lord Elgin im Anfang unseres Jahrhunderts geraubt, wobei es ihm nicht darauf ankam, den Rest des Gebäudes noch weiter zu zerstören. Um die kunstreich eingefügten Metopen herauszunehmen, wurde das prächtige Kranzgesimse herabgestürzt. Weitern Schaden haben die wechselnden Schicksale des Befreiungskrieges gebracht, wogegen dann seit der unabhängigen Constituirung des Landes auch sehr Wesentliches zur Erhaltung des Vorhandenen, zur Aufräumung des Schuttes und Entfernung ungehöriger Zuthaten geschehen ist, wie denn namentlich die hineingebaute Moschee jetzt verschwunden ist."

Nach den Plünderungen des Lord Elgin ist freilich nicht viel mehr von alten Bildwerken in Athen erhalten; doch lobt Herr Vischer ein Basrelief am kleinen Dionysos-Theater: „Der Gott war, wie die Sage erzählte, von tyrrhenischen Seeräubern, die ihn für einen Königssohn hielten, geraubt worden. Aber die Banden fielen von seinen Händen. Umsonst warnt der Steuermann; da fließt Wein durch das Schiff, Reben und Epheu umranken den Mastbaum und der Gott, in einen Löwen verwandelt, erschreckt die Frevler so, daß sie sich ins Meer stürzen und in Delphine verwandelt werden. So ist die älteste Erzählung in einem homerischen Hymnus. Der Künstler hat die Sage nach seinen Zwecken frei gestaltet. Satyrn als Gefährten des Gottes führen die Züchtigung der Seeräuber aus, aus denen ein Theil unter ihren Schlägen büßt, während andere sich köpflings ins Meer stürzen und im Sturze in Delphine verwandelt werden. Zu dieser bewegten Scene, die dem Künstler die verschiedensten Motive gewährte, bildet der Gott selbst den schönsten Contrast. Während sein Wille von seinen Dienern ausgeführt wird, sitzt er von den Leidenschaften unberührt in heiterer Ruhe in der Mitte und bietet einem Löwen eine Schale zum trinken; links und rechts, ihn von dem Getümmel trennend, sitzt je ein jugendlicher schöner Satyr. Dieses kleine Relief ist mit ungemein viel Geist und Leben entworfen, wenn auch der Ausführung etwas Flüchtigkeit vielleicht mit Recht vorgeworfen wird."

Eine der wehmüthigsten Empfindungen weckte der Anblick der weltberühmten Olympia. Hier wo einst alle Hellenen sich zu den großen Spielen versammelten und die reichste Blüthe ihres Volksthums entfalteten, ist jetzt eine völlig öde baumlose Wüste, in der nur träge Schildkröten umherkriechen (S. 471). An andern Orten sind die Ruinen großartig und erwecken von fern unter günstiger Beleuchtung noch immer eine lebendige Erinnerung an ihre ehemalige Pracht. „Das schönste Denkmal des alten Aegina ist der etwa zwei Stunden von der Stadt entfernte Tempel der Athene. Auf einem über 600 Fuß hohen, von ziemlich spärlichen Fichten bewachsenen Berge stehen seine herrlichen Ruinen. Der Tempel kommt an Größe und Bauart dem Theseustempel in Athen am nächsten. Fast der ganze Golf, vielleicht der schönste, den es gibt, breitet sich vor dem Blicke aus, mit dem prächtigen Halbkreis seiner Küsten vom Vorgebirge Sunion im Südosten bis nach der Halbinsel Methana im Südwesten, und nach Südosten sieht man einen Theil der Kykladen aus der weiten See auftauchen, während im südlichen Theile der Insel selbst sich der Berg des heiligen Elias spitz erhebt, der einst das Heiligthum des panhellenischen Zeus trug. Eine glühende Abendbeleuchtung ließ mich dieses Schauspiel in seiner vollsten Pracht genießen. Der Eindruck des Tempels, als er noch von reichlicherem Wald, als jetzt, umgeben, vollständig mit seinen Sculpturen und im Schmuck der Farben da stand, muß ein ganz außerordentlicher gewesen seyn."

Von der Gebirgsnatur Griechenlands überhaupt entwirft der Verfasser folgendes Bild: „Das klare Wasser, die frischen, blauen Flüsse und Bäche, die Wasserfälle, die herrlichen Seen, welche einen Hauptreiz unserer Gebirgswelt ausmachen, fehlen der griechischen oder sind

wenigstens selten; denn das Wasser auch reicher Quellen versiegt in der wärmern Jahreszeit, oder nimmt, in dem Thale angelangt, eine trübe, gelbliche Farbe an. Fast nur das nördliche Arkadien erinnert mit seinen wasserreichen Bächen an unsere Thäler, und die wenigen Landseen haben mit ihren kahlen, felsigen oder versumpften Ufern wenig landschaftliche Schönheit; die schwellenden, grünen Wiesen und Weiden findet man nicht und die dichten, dunkeln Wälder in den tiefern Regionen unserer Gebirge sind selten. Aber die Seen und Flüsse sind reichlich ersetzt durch das Meer mit seinen Buchten und Inseln; der schönste Landsee kommt dem Meere nie gleich; Wälder vermißt man freilich in den meisten Theilen des Landes schwer, seit Jahrtausenden sind sie arg und unwiederbringlich verwüstet worden, man kann in einigen Gegenden Tage lang reisen, ohne einen ordentlichen Baum zu Gesichte zu bekommen."

Was das Volk anlangt, so ist ihm der Verfasser im Allgemeinen günstiger gestimmt, als so viele andre Reisende. Er fand auf seinen Landreisen noch überall patriarchalische Sitten. Seine Ansicht von der Echtheit oder Unechtheit der heutigen Griechen ist ohne Zweifel die richtige. Er gibt die Aufreibung der echten alten Hellenen schon seit der macedonischen und römischen Herrschaft, schon vor den Gothen-, Slaven- und Türkenstürmen zu. Er erkennt in dem neugriechischen nicht mehr das althellenische, sondern nur das byzantinische Staats- und Kirchenthum. Er erinnert daran, wie viele nicht griechische Volksbestandtheile schon unter den macedonischen Königen die griechische Sprache und Bildung angenommen haben, so daß hier nichts gewisser ist, als die Ueberlegenheit des durch die Sprache vermittelten griechischen Geistes, aber auch nichts ungewisser, als die Echtheit hellenischen Blutes in irgend einem der Volksbestandtheile, die heute noch griechisch reden.

Ueber die moderne Bildung, die man den Griechen aufklebt, macht der Verfasser S. 486 eine gute Bemerkung: „Die in Athen gebildeten Geistlichen passen nicht auf das Land; sie haben zu viele geistige und materielle Bedürfnisse kennen gelernt, um sich in einer Stellung zu gefallen, wie sie der Dorfpapa als armer Bauer hat, und die Bauern selbst wollen solche Leute, die ihnen geistig überlegen sind, nicht. Auch von Seite der hohen Geistlichkeit hat sich gegen eine solche Bildung Mistrauen und Widerstand gezeigt; dem würdigen, gelehrten Professor der Theologie, Pharmakidis, sind seine Vorlesungen eingestellt worden. Das Wesen der heutigen orientalischen Kirche ist ein unbedingtes Festhalten am Ueberlieferten, wo auch der bloße Gedanke an einem Zweifel, nicht nur gegenüber den Dogmen, sondern auch der Kirchenverfassung, als verderblich und sündlich betrachtet wird." Man begreift nach solchen Aeußerungen nicht recht, wie der Verfasser gleich auf der folgenden Seite die Hoffnung aussprechen kann, es werde dem Protestantismus gleichwohl gelingen, „daß ein freierer evangelischer Geist in der griechischen Kirche angeregt werde."

Ueber die politischen Ereignisse spricht der Verfasser sich wenig aus. Doch ist die Charakteristik des intriganten Kalergis S. 323 von Interesse: „Man sprach damals noch hauptsächlich von ihm als dem ostensiblen Leiter der Revolution von 1843, und erzählte mir, daß er als eleganter Reiter und Tänzer, der an den Hofbällen besonders in der Mazurka geglänzt, eine gewisse Berühmtheit gehabt habe, bis er im September jenes Jahres den durch russische Intriguen angelegten Streich ausführte, der zur Entfernung aller bayerischen Beamten und sonderbarer Weise zu der Verfassung, dem Syntagma, führte, das seitdem officiell als das Heil des Landes gepriesen wird, während ich fast überall darüber klagen und schimpfen hörte. Die Verfassung war auch nicht der Zweck der Bewegung von Seite der wahren Leiter, die hinter den Coulissen agirten, sondern nur Vorwand und eigentlich soll es auf die Entfernung des Königs abgesehen gewesen seyn, der ihr nur durch rasches Bewilligen der Constitution zuvorkam. Man erzählt, daß als Kalergis diesen Erfolg dem wahren Anstifter gemeldet, dieser ihn als einen ungeschickten Menschen ausgescholten habe, der die Sache verdorben. Und das stimmt nicht übel mit dem, was mir ein entschiedener Verabscheuer seiner Handlung und hochgestellter Mann gesagt hat, er sey im Grunde ein gutmüthiger, lebenslustiger, aber eitler Mensch, der durchaus nur als Werkzeug gehandelt habe. Auch in den traurigen Vorgängen der letzten Jahre hat sich Kalergis als grundsatzloses Werkzeug brauchen lassen, wie damals als russisches, so jetzt als französisch-englisches und auch jetzt offenbar wieder als ungeschicktes, plumpes Werkzeug."

Der Verfasser glaubt, das griechische Element habe bisher eine gewisse Ueberlegenheit über das albanesische bewährt und breite sich auf Kosten desselben aus, überhaupt sey „das jetzige Königreich nur der Anfang einer weitern Entwicklung, die nicht ausbleiben werde". Wir theilen diese Meinung nicht. Das griechische Element ist nicht das vorherrschende in der europäischen Türkei, weder physisch noch moralisch.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **Nº 15.** 21. Februar 1857.

## Gebirgsreisen.

1) Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen. Von Karl A. Souklar, Edlen von Innstädten, k. k. Major. Wien, Seidel, 1856.

Es ist immer angenehm, Reisebeschreibern in Gegenden zu folgen, die höchst selten besucht werden, die uns überall Neues und Unbekanntes darbieten. Zu diesen Gegenden gehört das Waagthal im Nordwesten Ungarns gegen die Grenze von Mähren, Schlesien und Galizien sich langhinstreckend. In dieses führt der Herr Major uns zuerst. Er reiste mit zwei geistlichen Herren von Wien aus und erzählt mit Behagen und nicht ohne einige Redseligkeit sehr genau, was er gesehen und fügt scharfsinnige Bemerkungen über die Bevölkerung und interessante historische Erinnerungen hinzu.

Nicht weit hinter dem hoch civilisirten Wien beginnt eine Bevölkerung, die noch auf der tiefsten Stufe der Cultur steht. Die Slaven im Waagthale sind ein harmloses, gutmüthiges, gehorsames und sehr religiöses Volk, aber in Schmutz und Armuth elend versunken. „Diese Aermlichkeit und Mangelhaftigkeit aller Apparate des Lebens nahm mit der Entfernung von Trentschin sichtlich zu und erreichte, so weit der eigene Augenschein es uns lehren konnte, im Wratnathale jenseits Sillein den relativ höchsten Grad. Aber das Volk ist hier arm, und seine Arbeitsscheu, im Verein mit der tiefen Stufe der Kultur, auf der es steht, läßt es die Unzulänglichkeit des ihm zugemessenen Bodens nur um so härter empfinden. Größere industrielle Unternehmungen, die sich hier, blos mit Rücksicht auf die niedrigen Arbeitslöhne, gewiß rentiren würden, scheuen die Entlegenheit dieser Gegenden von den Hauptwegen des Verkehrs, und sind schon deshalb nicht vorhanden. Der Ackerbau aber kann allein unmöglich die an Zahl überhand genommene Bevölkerung ernähren; und deshalb folgt der Slave dieser Gegend um so lieber der seinem Stamme von Natur eigenen Wanderlust, damit er in der Fremde durch kärglichen Erwerb die Bedürfnisse seines einfachen, genügsamen Lebens decke. Auf daß aber hierin nicht einer den andern störe und benachtheilige, so haben sich die verschiedenen Bezirke des ärmeren Landes in den Betrieb bestimmter Industriezweige getheilt, denen sie unverbrüchlich treu bleiben. So stammen z. B. alle Hausirer mit Glaswaaren aus dem Umkreise von Illava, alle Drahtbinder aus der Gegend von Rowne, und die Leinwandhändler aus Rosenberg und anderen Theilen des Liptauer Komitats." Aber alle diese Erwerbsmittel reichen nicht aus, die zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, die in schlechten Jahren wiederholt dem Hungertyphus anheimfällt. Die traurigste Zugabe sind die Juden, „welche häufig pfandweise die Güter des schwachsichtigen Landvolks bewirthschaften." Dieses Geschmeiß hat sich hier überall eingenistet, wie in Polen, und nimmt dem Bauer allen Gewinn seiner Arbeit ab, um ihn dafür mit Branntwein zu vergiften. Der Verfasser sieht im Branntwein einen Hauptfeind der Bevölkerung, die dadurch entnervt wird. Sodann im Schmutz. Dieser ist fabelhaft.

Daran knüpft der Verfasser folgende interessante Bemerkung: „Diese Unbehäbigkeit der häuslichen Existenz, und dieser Schmutz vor und hinter den Thüren ist indeß noch immer nicht so auffallend und befremdlich, als die oben bereits vorübergehend erwähnte äußerliche Unabgeschlossenheit aller einzelnen Haushaltungen. Auch hier stehen die Häuser von allen Seiten frei und zugänglich da, und keine Mauer, Planke oder Umzäunung schließt den Einzelbesitz deutlich ein, und sondert ihn von dem des angrenzenden Nachbars ab. Welchen kalten, öden und unfreundlichen Anstrich die Dorfschaften hiedurch gewinnen, wird denjenigen kaum erklärlich

seyn, die die obige Wahrnehmung mit eigenen Augen zu machen noch keine Gelegenheit fanden. Aber diese Eigenthümlichkeit beschränkt sich nicht etwa blos auf Mähren und den nördlichen Theil Ungarns, sie ist allenthalben unter den Slaven anzutreffen, hier so gut wie unter den Südwenden, unter den Czechen so gut wie unter den Serben, in Kroatien so gut wie in allen slavischen Theilen des russischen Reiches.*) Hie und da hat die vorgeschrittene Kultur und das Beispiel nebenwohnender Volksstämme anderer Zunge, und zum Theil auch, wie in der k. k. österreichischen Militärgrenze, die obrigkeitliche Nöthigung, diese den Slaven spezifisch angehörige, zellartige Freistellung der Wohnhäuser mehr oder weniger verändert; dennoch aber blickt überall, wo dies geschehen, der Mangel eines innerlichen Antriebes dazu mit voller Klarheit durch. Diese echtslavische Spezialität ist nun meines Wissens nirgends noch mit demjenigen Akzente, den sie verdient, hervorgehoben und erklärt worden. Ich aber bin der Meinung, daß sie ein bemerkenswerther Ausdruck der innersten Wesenheit des slavischen Volkes ist, und deshalb ein Argument zur Erklärung dieser Wesenheit liefert. — Aus der allgemeinen Beschaffenheit der slavischen Haushaltungen läßt sich zuvörderst mit aller Sicherheit die Folgerung abziehen, daß der Slave das Bedürfniß einer vollkommen abgeschlossenen und jeder unberufenen Annäherung unzugänglichen Häuslichkeit nur wenig kennt. Bei ihm herrscht der Geist der Gesellschaftlichkeit vor, der in Rußland, wo das Slaventhum unzweifelhaft in seiner eigensten und urwüchsigsten Gestalt dasteht, sogar in eine Art von Kommunismus übergegangen ist, und in der russischen Gemeindeverfassung seinen berechtigten, gesetzmäßigen Ausdruck gefunden hat."

Damit hängt auch die niedre Stellung des Weibes bei den Slaven zusammen. Sie ist mehr Sklavin als Herrin des Hauses, sie steht auf der Grenze zwischen der Orientalin und Europäerin. Ein früherer Reisender in den Karpathen, Herr von Sydow, hat darauf aufmerksam gemacht, wie die fortschreitende Germanisirung der slavischen Grenzen hauptsächlich der „deutschen Frau" zu verdanken sey. Vermöglichere, durch Militair- oder Staatsdienst aus dem Schlamm erhobene Slaven suchen sich ein deutsches Bauernmädchen und durch diese wird das Haus, durch mehrere werden nach und nach ganze Dörfer germanisirt. Die deutsche Frau ist sauber und sparsam, was die Slavin nicht ist.

*) Harthausen, August Freiherr von, „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands." Siehe I. Seite 19, 94, 162, 254. u. a. a. O.

Uebrigens malt der Herr Major auch das Gegenstück zu jenem Slavismus aus. In der Eigenthümlichkeit des deutschen Bauern, überall sein Eigenthum einzuhegen, erkennt er den Grundzug der deutschen Nationalität, der zum Extrem der Kleinstaaterei führen mußte.

Am Fuße der Karpathen, nicht weit von der hohen Lomnitzer Spitze liegt ein neu eingerichteter Badeort, Schmecks, wo der Verfasser eine Zeitlang Posto faßte. Von hier aus bestieg er jenen Berggipfel, der zu 8530 Wiener Fuß Höhe geschätzt wird. Es ist hier eine der merkwürdigsten Wetterscheiden. Die Karpathen liegen als der erste Damm den Luftströmungen vor, die aus den ungeheuren Ebenen Rußlands kommen. Daher auch seltsame Luftspiegelungen. „Dafür bot diese einförmige, stockende Dunstdecke eine Täuschung, deren Reiz vielleicht dem Genusse des reinsten Wetters nahe kam. Sie gab nämlich allem tieferen Lande, hüben wie drüben, das Ansehen, als sei es von einer ungeheuren, weißleuchtenden See bedeckt, aus deren Mitte das Tatragebirge als eine wilde, felsige Insel emporragte. Besonders gegen Süden hatte dieses Meer, dessen Wogen unter dem wehenden Nordost langsam dahintrieben, einen durch nichts gestörten Zusammenhang, und hier war denn auch die Illusion so vollkommen, wie sie nicht besser zu wünschen gewesen wäre." Die Karpathen sind wilde, nackte, zerrissene Felsen von auffallend verwittertem Ansehen. „Jene allgemeine grause Zerrissenheit, Zertrümmerung und Nacktheit, die ihm den Anschein gaben, als ob alle zerstörenden Kräfte der Urwelt Jahrtausende lang sich abgemüht hätten, um es aufs Aergste zu verwüsten. Deshalb aber auch nirgends eine breite, in sanfteren Linien sich erhebende Masse; deshalb alles Unruhe in dem Bilde und gegensatzlose, unvermittelte Wildheit. Nirgends durfte das Auge auf dem heiteren Frieden einer unter dem Sonnenlichte grünleuchtenden Alpenmatte haften; nirgends sich an der silbernen Pracht eines schimmernden Eis- oder Schneefeldes erfreuen. Die Alpenwirthschaft ist in diesem Theile des Gebirges, zum mindesten auf der ungarischen Seite, völlig unbekannt. Da gibt es keine Sennhütten und keine lustigen Sennerinnen; kein Gesang ertönt auf den rauhen Berghalden; kein gellender Alpenruf und kein schallendes Heerdengeläut verkündet hier jenes poetische Vergleben, das die Alpen so reizend macht und deshalb zur Winterszeit in den Träumen des Aelplers lebt. Hier scheint die Natur alt und krank und erschöpft von den zerstörenden Gluthen einer leidenschaftlich durchlebten Jugend. Und so mag denn die Summe aller dieser Eigenthümlichkeiten dem Tatra-

gebirge eine gewisse rauhe Großartigkeit verleihen, aber schön und anziehend konnte es dadurch nicht werden. Seit ich die Tatra gesehen, sind mir die Alpen noch viel lieber geworden."

In der Zips fand der Verfasser die seit sieben Jahrhunderten hier eingewanderten Deutschen als eine Oase in der Wüste. „Das Volk, das die Zips bewohnt, ist indeß wohl nur zum dritten Theile deutscher Abstammung, und dieser Theil mag sich auf etwas über 60,000 Seelen belaufen. Es ist ein ruhiges, betriebsames, nüchternes und ausdauerndes Völklein, das hier im fremden Lande, mitten zwischen scheelsüchtige, geistesmatte Slaven eingelagert, und von stolzen, weit über allem Rechte sich dünkenden Magyaren beherrscht, eine deutsche Insel bildet, mehr als sieben Jahrhunderte lang Sprache, Recht und Sitte der Väter festzuhalten, frühzeitig eine nach germanischer Weise geordnete Munizipalverfassung in diese Völkerwildniß einzupflanzen, und ungeachtet aller Hindernisse die natürliche Berechtigung des bürgerlichen Elements, dem selbstsüchtigen Uebergreifen der Oligarchie gegenüber, geltend zu machen verstand." Den Rückweg nach Wien nahm der Verfasser über Schemnitz.

Im zweiten Theil des Buchs schildert er eine Reise nach Tirol und zwar zuerst das Oetzthal hinauf, beim wundervollen Stuibenfall vorüber. Hier ist die Gebirgsnatur unendlich großartiger und doch auch freundlicher als in den Karpathen. Das Volk deutsch, treuherzig, noch von alter Liebenswürdigkeit. Der Verfasser tadelt mit Recht die mancherlei Touristen und sonderlich die Münchner, die der Welt glauben machen wollen, die alte Treue in Tirol sey längst nicht mehr zu finden. Diese alte Treue hat sich im Jahr 1848 bewährt. Alle Versuche gedachter Touristen, die neuen Tiroler zu Bayern machen zu wollen, sind eben so illusorisch, wie die, die alten Tiroler für Etrusker zu erklären. Die Oesterreicher haben guten Grund, sich gegen solche zudringliche Insinuation zu verwahren, obgleich sie nichts verfangen, da das Tiroler Kernvolk gar keine Notiz davon nimmt.

Vorzüglich interessant ist die Schilderung, die der Verfasser von den hochgelegensten Dörfern im Oetzthal entwirft, namentlich von Fend, dem höchsten Dorf in der österreichischen Monarchie, mehr als 6000 Fuß über der Meeresfläche. „Eine halbe Stunde hinter Zwieselstein wurden wir von zwei Männern aus Fend eingeholt, die schwere Säcke mit Brot auf dem Rücken trugen, welches sie für den Bedarf ihrer und anderer Familien zu Lengenfeld eingekauft hatten. Die armen Leute haben daher ihre Backöfen 8 bis 10 Stunden weit im Thale unten, bis wohin nämlich im Sommer noch Mehl verfahren werden kann; — eine etwas unbequeme Wirthschaft! obgleich sie die Frauen der Gegend des Brotbackens überhebt. Die Schulter des Mannes ist in der besseren Jahreszeit begreiflicherweise das einzige Transportmittel für die Bewohner dieser höchstgelegenen Thäler. Die Säumung ist nicht üblich, auch würde die Herstellung und Erhaltung des hiezu erforderlichen Saumsteigs die Kräfte dieses an Zahl und Glücksgütern armen Volkes weitaus übersteigen. Im Winter aber bildet das Bett des festgefrornen Baches die Bahn, auf welcher vermittelst Schlitten die Verbindung mit den tiefer liegenden Theilen des Oetzthales erhalten wird, auf der diese Hochlande ihre Produkte zu Markte bringen und ihre eigenen Bedürfnisse an sich ziehen. Aber welche Gefahren der schrecklichsten Art umgeben diese beschwerliche Straße!"

Weiter schildert der Verfasser einen Ausflug ins Zillerthal, nach Dux, zum Achensee rc. und endlich seine Besteigung des Groß-Glockner. Es ist schwer, die höchste Spitze zu erreichen: „Der Uebergang zum höheren Gipfel geschah einzelweise, da jetzt jeder von uns, gegen vorne sowohl als gegen rückwärts, ins Seil genommen wurde, und daher zweier Führer bedurfte. Vom Kanape weg führte der Weg erst längs der, etwa 50—60 Fuß langen Schneescheide des Gipfels auf einem Pfade weiter, dessen Breite die einer Handfläche kaum übertraf, und von den Führern mit der Haue in die Schneewand eingerissen worden war. Die Gipfelschneide lag uns zur Rechten, überhöhte den Fußsteig um 3—4 Fuß und konnte als Geländer dienen; wer aber, wie ich es that, seinen Bergstock fest dagegen stemmte, dem geschah es, daß er die dünne Schneekante durchstieß und durch die hieraus entstandene Oeffnung den jenseits in der Tiefe liegenden Pasterzengletscher erblicken konnte. Am jenseitigen Ende des Gipfels angelangt, setzte der Weg auf die nördliche oder Pasterzenseite über und senkte sich jetzt, immer längs der in ihrer Schärfe sich gleichbleibenden Schneeschneide hinführend, in fast senkrechtem Absturze, zu jenem Sattel herab, durch welchen beide Gipfel mit einander zusammenhängen. Hier mußte man sich umkehren, wie man es thut, um über eine Leiter herabzuklettern; ein Führer schritt einige Stufen voraus hinab, indeß der auf dem Gipfel zurückbleibende zweite Führer sich mit den Füßen und Knien fest in den Schnee eingrub, da die Sicherheit des Hinabsteigenden zumeist von der Festigkeit des oberen Seiles abhing. Mit dem einen Fuße in der oberen Stufe stehend, mußte man mit dem anderen Fuße die nächste Stufe suchen; da aber bei der

großen Steilheit des Abhanges die Stufen nur sehr weit von einander entfernt angelegt werden konnten, da sie sonst im Schnee leicht durchgetreten worden wären, so war die nächsttiefere Stufe nur dadurch zu erreichen, daß der obere Fuß seine Stufe verließ und der Körper am Seile hängend langsam hinabglitt, wobei der untere Führer den Fuß ergriff und ihn vorsichtig in die gesuchte Stufe einsetzte. Solcher Stufen gab es sechs bis acht. Ich legte dabei einige Male, wo es anging, den rechten Arm über den nahen Schneegrath, um mich daran festzuhalten, und fühlte, wie seine Spitzen unter dem Drucke meines Körpers zerbröckelten. — Das Absteigen über diese vertikale, lockere und nicht mehr als fußbreite Treppe, die über einem Abgrunde von 5000 Fuß Tiefe hing, wird gewiß selbst von dem kühnsten Bergebesteiger als ein nicht zu verachtendes Muthpröbchen willig anerkannt werden, und dennoch erschien es mir weitaus nicht so grauenvoll, als die kurze Passage über den Sattel selbst. Hier sah man sich auf einer durch Felsen gebildeten und von etwas Schnee geebneten, 4—6 Zoll breiten Schneide, mit Felswänden von so entsetzlicher Steilheit zu beiden Seiten, daß sich die Hände, die keinen greifbaren Gegenstand in ihrer Nähe fanden, unwillkührlich dem Boden näherten, um den Schwerpunkt des Körpers tiefer zu stellen. Zum Glück betrug die Länge dieses Sattels nicht mehr als höchstens 36 Fuß; er war in wenigen Augenblicken überschritten. Nach solchen Gefahren war das Erklimmen des noch etwa 120 Fuß über den Sattel sich erhebenden eigentlichen Glocknergipfels, ungeachtet seiner Steilheit, nur mehr ein Spiel. Dennoch geschah es hier, daß Baron T*** auf einer vom Schmelzwasser des Schnees befeuchteten Felsplatte ausglitt und unfehlbar in den Abgrund gestürzt wäre, wenn nicht Fleißner vermittelst des Seiles ihn zurückgehalten und gerettet hätte. Als wir endlich alle auf dem Gipfel vereinigt waren, zeigte meine Uhr Punkt 12 Uhr Mittags." Der Tag war diamantklar, die Aussicht unermeßlich.

Wunderbar schön war die Beleuchtung am Abend. „Je länger wir auf dem Gipfel verweilten, desto mehr veränderte sich das Aussehen des Himmels ober uns. Die schöne dunkle Farbe desselben, wie wir sie anfangs sahen, hatte sich jetzt in ein tiefes Schwarzblau verwandelt, dessen Ton mit der Farbe von dunkelangelaufenem Stahl einige Aehnlichkeit zeigte. Noch deutlicher trat dieses unheimliche Kolorit hervor, als wir rückkehrend die Adlersruhe wieder erreicht hatten und unsere Blicke nochmals der Höhe zuwendeten. Der weißstrahlende Gipfel schien da, vor dem dunklen, fast grünblauen Himmel, von einem röthlichen, fremdar[illegible], magischen Lichte beleuchtet."

## Deutsche Alterthumskunde.

Der Berchtolds-Tag in der Schweiz. Eine mythologische Skizze von H. Runge. Zürich, Meyer und Zeller, 1857.

In dieser kleinen Schrift werden die Gebräuche des 2. Januar in der Schweiz zusammengestellt. „Der Berchtolds- oder Bechtelis-Tag wird jährlich am zweiten (wenn aber Neujahr auf einen Sonnabend fällt, am dritten) Januar als ein Freudentag gefeiert. Am Vormittage werden in Zürich die sogenannten Neujahrsstücke der verschiedenen Gesellschaften ausgegeben und festlich gekleidete Kinder ziehen umher, um sie in Empfang zu nehmen. — Auch an andern Orten der Schweiz und namentlich der nördlichen findet sich die Feier des Berchtolds-Tages; eine Gesellschaft, welche sich zu diesem Zweck bildet, heißt eine Bechtele. Im Thurgau war sonst der Bechtelis-Tag der Rechnungstag der Gemeinden; an ihm hatte auch das Bürgerfest statt. Wenn das Neujahr herannaht, so treten die vermöglichen jungen Leute von Tegerfelden im Kanton Aargau zur Feier des lustigen Berchtolds-Tages in einen Verein zusammen, welcher die Bechtelisgesellschaft heißt. Als schmuckaufgeputzte Rebleute und Stitzenträger erscheinen sie an den Häusern aller bemittelten Einwohner, um ihre Glückwünsche herzusagen und einen Zunfttanz aufzuführen. Sind ihnen dafür dann die Stitzen überall im Keller mit Wein gefüllt, so ziehen sie ab und leeren diese wieder in den Hütten der Armen mildthätig aus." Damit hängen die Redensarten zusammen „zum Berchtold führen" d. h. zum Weine, und „wo Barthel Most holt".

Der 6. Januar ist bekanntlich der Prechtentag oder das hohe Fest der großen Göttin Prechta, der mit dem s. g. Brechtenlaufen, der Wahl des Bohnenkönigs ꝛc. gefeiert wird. Zwischen beiden Tagen scheint ein Zusammenhang gewesen zu seyn, die Feier eines Gottes, welcher die einer ihm auch im Namen innig verwandten Göttin folgte.

Herr Runge findet im Berchtold mit Recht die Spur des Wodan (Odin), der hier als Wirth in der Walhalla gedacht werden müsse, als Spender des deutschen Trunkes.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 16. 25. Februar 1857.


## Gebirgsreisen.

2) Die Algäuer Alpen bei Oberstdorf und Sonthofen. Beiträge zur Charakteristik der Alpenwelt. Zugleich ein Führer für Fremde. München, Franz, 1856.

3) Ausflug ins Algäu. 13 Stahlstiche. Daselbst. Klein Querfolio.

Ein bequemer Wegweiser für alle, die das dem Bodensee und den dorthin convergirenden Eisenbahnen so nahe und schöne Algäu bereisen wollen. Zugleich aber auch ein Beitrag zur Gebirgskunde überhaupt mit mannigfachen unmittelbar aus langer Erfahrung geschöpften kultur- und naturgeschichtlichen Notizen, so daß der verständige Verfasser mit Ehren seinen Namen hätte beisetzen dürfen.

Die Gegend, von der es sich handelt, ist das obere Illerthal. „Im Thale zu Oberstdorf münden strahlenförmig, als ihrem Mittelpunkte, die Seitenthäler Spielmansau, Birgsau und Walserthal aus, welche die drei Quellenbäche der Iller, die Trettach, Stillach und Breitach, durchströmen, und die überraschendste Mannigfaltigkeit an Naturschönheiten darbieten. Die Quellen befinden sich im Hintergrunde dieser Hochthäler auf mehr als 4000′ Höhe. Es ist ein einziger Punkt im Thale unterhalb Oberstdorf, wo sich die drei Bäche vereinigen, um die Iller darzustellen, 2443 Par. Fuß über dem Meere. Der Fremde ist dort so mitten in den Bergen, zunächst am Fuße jener gewaltigen Massen, deren Haupt in die Region des Eises emporragt, fast alles Pflanzenlebens entbehrt, und deren kahle Gipfel kein Fuß betritt, es sey denn der des kühnen Bergsteigers, der Gemse, des Adlers und des Steinhuhns. Mit diesen hochgethürmten, imposanten Dolomit-Kronen der Alpenwelt stehen etwa tausend Fuß tiefer in freundlichem Contraste die grünen Triften der Alpen, auf denen das stattliche Algäuer-Rind bis an die Knie in der Weide steht, in Ritz, Mardaun und Schnittlauch schwelgend, und der nervige Senne den zentnerschweren Käs aus dem Kessel hebt. Unter den Alpentriften, auch zwischen diesen sich hinaufschiebend, liegt die Waldregion der Fichten, der Buchen und des Ahorns, nicht selten Urwald mit zu Boden gestürzten, modernden, moosbewachsenen Stämmen von ungeheurem Umfange, eine wilde, stille Einsamkeit, nur belebt von dem Rufe des Zitronenzeisigs und der Ringeldrossel. Vom Walde gen das Thal hinab graben Bergströme tiefe Schluchten in das Gestein und toben Wasserfälle in die Tiefe. An dem Thalgelände hat die Kultur vom Boden Besitz genommen, wohlgepflegte Wiesen und üppiger Graswuchs erfreuen das Auge der Thal-Soole entlang.“

Der höchste Berg der Umgegend ist der Mädeligipfel von 8117 Fuß Höhe. Von ihm ist die Aussicht gegen den Bodensee und die Schweiz entzückend. „Die Zugspitze beginnt im Osten den Reigen und an diese lehnt sich der Karwendel, rechts und tief hinaus taucht der Großglockner und der Venediger hervor und mehr im Süden die Ortelsspitze und in schimmerndem Silber die Oetzthaler Firner, dann die Bündtner Alpen, die Gletscher der Scesa plana, mehr westlich der Sentis, der östliche Grenzstock jener grandiosen Gebirgskette, welche das Reußthal zu beiden Seiten begleitet, die Dödikette, und über und neben diesen unzählige schimmernde Kuppen, Spitzen und Giebel, die von der Finsterahorngruppe nach Osten und Norden sich absenken, alle mit dem blendendweißen Mantel der Firner angethan, in ihnen Punkte, die wie Diamantblitze erglänzen, wahrscheinlich hervorgerufen, wenn die heißen Sonnenstrahlen am Firnerwasser sich brechen. — Wunderbar sind die Veränderungen der Lichtbrechung auf den Fir-

nern und Gletschern, die beim Gang der Sonne nach Westen in kurzen Intervallen auf allen Punkten am fernen Horizonte sich ändern, bald da ein blauer Schatten erscheint, wo eine Minute vorher das Silberlicht des Eises erglänzte, bald an einem Punkte das Schneefeld in röthlichem Schimmer prangt, auf welchem vor wenigen Augenblicken tiefer Schatten lag. Dies Schauspiel fesselt den Wanderer unwiderstehlich und die Zeit schwindet im Fluge.

Niedriger ist der weit in die Ebene vorspringende Grünten, der Rigi des Algäus.

Der Verfasser macht interessante Bemerkungen über die verschiedenen Empfindungen der Menschen auf hohen Berghöhen: „Das mannigfache Ungemach, welches den Menschen in der Schneeregion befällt, ist nicht allgemein gültig. Zwar ist die kümmerliche, zollgroße, eiskalte Schneeblöße der Hochalpen dem Organismus nicht gerecht. Die Besteiger des Montblancs und anderer Höhen der alten und neuen Welt klagten von Uebelkeit, Bluten aus Nase, Ohren und Augen, Schwindel, Ohrensausen, plötzlicher bleischwerer Müdigkeit, Erbrechen und Ohnmacht wie von unsichtbaren Feinden angefallen worden zu seyn, oft auch empfanden sie nur die eine oder die andere dieser Beschwerden; so litt Humboldt am Chimborasso im Juni bei einer Kälte von 32° R. auf einer Höhe von 18,216′ ü. M. an starken Augen- und Nasenblutungen. Man hat in dem verminderten Luftdrucke vergeblich eine hinlängliche Ursache dieser Uebel gesucht; daß dagegen in Folge der außerordentlichen Trockenheit der Luft die Gesichtshaut austrocknet, springt und sich losschält, ist natürlich. Andere Reisende dagegen empfanden gar nichts von all diesem Ungemach. Währen, der Finsterahornbesteiger, fühlte nur auf der Spitze ohnmachtartiges Uebelseyn; er und sein Gefährte kamen todtenblaß und mit ganz verändertem Aussehen und tonloser Stimme vom Gipfel zurück, erholten sich aber augenblicklich und zeigten sonst in ähnlicher Höhe gar keine Athmungsbeschwerden oder Pulsveränderung. Alexander Gerard empfand auf den Hochpässen des Himalaja bei 14,000′ ü. M. heftiges Kopfweh und die größte Muthlosigkeit. Nichts davon die meisten Luftschiffer. Am 27. Juli 1850 stiegen die Franzosen Barral und Birio in eine Höhe von 22,000′ ü. M. und empfanden selbst bei einer dort herrschenden Kälte von 31. 74° R. nichts von den erwähnten Uebeln, so daß dieses wohl mehr der individuellen Disposition, als einem allgemein gültigen Naturgesetze zuzuschreiben ist.“

Auch über die eigenthümliche Beschaffenheit des Lawinenschnees hat der Verfasser Beobachtungen gemacht. Derselbe drückt alles dermaßen zusammen, daß z. B. ein starker Mann, wenn er nur mit den Füßen von einer Lawine erreicht worden ist, sich nicht mehr losmachen kann. — Bemerkenswerth ist ferner, was er über die „Runsen“ sagt, plötzliche Anschwellungen der Gebirgsbäche durch Thau und Gewitterregen, die ganze Dörfer überschwemmen und in Schutt begraben. Sie sollen erst in neuerer Zeit gefährlicher geworden seyn, weil die Bergwälder, die dagegen schützten, ausgerodet worden sind.

Das Volk ist tüchtig, bieder und wohlhabend. Sonthofen liegt im Mittelpunkt des berühmten Algäuer Viehhandels. Die Algäuer Race wird weithin geführt nach Norddeutschland und Skandinavien, auch nach Italien. Wenn erst die Eisenbahn nach Wien offen ist, erwartet man noch eine größere Concurrenz. Den eigenthümlichsten Theil der Bevölkerung bilden die Walser im Walserthal (nach A. Schott Reste der Burgunder und von Wallis hieher verpflanzt). Wie reich und gastfrei sie sind, davon ein Beispiel: „Das erfuhren wir, als wir bei einer Hochzeit als Gäste im Thale erschienen. Als unser Fuhrwerk auf dem Sträßchen daherrollte, sprang der Vater des Bräutigams mit einer mächtigen Weinflasche zu uns heraus, hielt das Pferd an, brachte uns nach kräftigem Handschlag den Trunk zum Willkomm, und wusch darauf mit dem Weine des Pferdes Rücken und Füße, der Rest aber ward bei aufgehobenem Schweife nach des Thieres Unaussprechlichem gesandt. Erst nach dieser Prozedur durften wir absteigen und es ging zum Mahle. Dreimal dreierlei Suppen, Fleischsorten in allen Formen, saure Brühen mit Weinbeer und Eibeben, Milchmuß mit gekochten Birnen und Kirschen, dann solches mit Mandeln, Butter mit Honig gemischt, eine Unzahl ungekanntes Backwerk und dann den Fasser, die Krone und den Probirstein Walserkochkunst bestehend aus geriebenem und mit Butter geröstetem Semmelbrode, mit Kirschen gesotten, rother Wein daran gegossen und dazu Zimmt und Zucker, trug die Tafel in einer zehnstündigen Periode, und die Pausen wurden mit lustigem Tanze getreulich ausgefüllt. Da flogen die hochgehefteten Röcke der Meiken weit hinaus im drehenden Walzer und der Bube stampfte den Boden gleich dem muthigen Rosse. Die Alten aber tanzten ‚auseinander‘ fein gemach und artig, indem der Tänzer das Weibsen in zierlichen Schritten umtänzelt, Haupt, Körper und Arme schmeichelnd und wohlgefällig wiegend und wendend, hat der Walser diesen charakteristischen Tanz dem Spielhahne abgelauscht, wenn er früh beim Morgenroth auf der Schneefläche um die Henne wirbt. Es konnte nicht fehlen, daß

Hitze und Staub im Saale die Tanzenden belästigte, und der Wein, reichlich und üppig auf den Boden gesprengt, half dem Uebel allemal ab. Da wird nicht geknausert und nicht gerechnet, denn der Walser hat es. — In den Wohnhäusern der Walser blinkt uns die löblichste Reinlichkeit entgegen. Alles ist blank gescheuert und wie ausgeblasen, sämmtliches Meublement bunt bemalt, gelb, roth und grün, mit vielfarbigen Blumen geziert und frommen Sprüchen beschrieben, besonders im ‚Gaden' die zweispännige Bettstelle, wo zu Haupten auch Name von Mann und Weib zu lesen ist. In der Stube eines Wohlhabenden darf neben ein paar Wanduhren auch eine Wiener Stockuhr oder eine Spieluhr nicht fehlen." Wie viel freundlicher ist dieses Bild, als das, was uns Herr Major Sonklar, Edler von Innstädten, von den Karpathenbewohnern entworfen hat. Wie hoch steht der deutsche Sohn der Berge über dem slavischen.

Zur Thierkunde der Alpen erhalten wir hier einige sehr interessante Beiträge. Ein allgemeines Volksfest ist der Adlerfang, das Ausnehmen der Jungen aus dem Nest des Adlers, zu dem sich an den schroffsten Felswänden der Jäger an einem oft viel hundert Fuß langen Seil hinablassen muß. Die alten Adler helfen den Jungen nie, sondern sitzen ruhig in sicherer Ferne. Nur der Lämmergeier kämpft für seine Brut. — Vom Luchs wird berichtet, es sey eine Fabel, daß er auf Bäume steige, um den Hirschen und Reben auf den Nacken zu fallen. Er thue das letztere, aber immer nur im Sprunge vom Boden aus. Nach Vertilgung der großen Raubthiere haben sich die Gemsen auffallend vermehrt. Der Verfasser kennt diese Thiere genau. „Ihre Muskeln werden wie Stahlfedern und mit dem Winde fliegen sie in herrlichen Sätzen über Kluft und Eis. Man muß sie selber gesehen haben, um sich einen Begriff von ihrer wunderbaren Schnelligkeit, von ihrer staunenswerthen Schnellkraft, von der unbegreiflichen Sicherheit ihrer Bewegungen und Sprünge machen zu können. Von einem Felsblock zum andern setzen sie über weite und tiefe Klüfte und halten sich im Gleichgewichte, schnellen sich mit den Hinterfüßen auf und erreichen sicher den faustgroßen Absatz, dem sie festen Auges zuspringen. Hat das Thier, wenn es über eine fast senkrechte Felswand hinunter gejagt wird, keine Gelegenheit, einen kleinen festen Stein oder Grasschopf zu erreichen, um die Schärfe des Falles durch wenigstens momentanes Aufstehen zu mildern, so läßt es sich dennoch hinunter, und zwar mit zurückgedrängtem Vorderleibe auf die Hinterfüße stemmend, die dann scharf am Felsen hinunterschnurren und so die Schnelligkeit des Sturzes möglichst aufhalten. Ja, die Geistesgegenwart des Thieres ist so groß, daß es, wenn es im Sichhinunterlassen noch einen rettenden Vorsprung bemerkt, alsdann im Falle mit Leib und Füßen nachrudert und arbeitet, um diesen zu erreichen und so im Sturz eine krumme Linie beschreibt. Gewiß, es gibt hier Wunder, von denen die gelehrten Naturforscher und das stubenverkehrende Publikum keinen Begriff haben. — Alte Böcke sondern sich von den Rudeln ab und stehen, den Beginn der Brunstzeit im Herbste ausgenommen, ganz allein, jedes Jahr auf dem nämlichen Fleck in kleinen, einsamen Grasmatten oder Krumkieferböschen; solch ein alter Herr wird ungesellig, liebt nicht mehr die Gesellschaft der Damen, wird faist und schwer, nicht selten bis zu 80, zuweilen bis zu 100 Pfund, steht 20 und 30 Jahre auf dem nämlichen kleinen usurpirten Nahrungsfelde, und ist in der Brunstzeit von den schwächeren Böcken sehr gefürchtet; dann kömmt der Einsiedler zum Rudel und es setzt heiße Kämpfe."

Auch die Murmelthiere beschreibt der Verfasser. Die Sommerwohnungen derselben sind 3—12 Fuß lange Gänge, die in einen engen Kessel enden, worin nur ein Individuum Platz hat. Die Winterwohnungen dagegen, die tiefer unten am Berge liegen, gehen viel tiefer und sind geräumiger, indem hier ganze Familien den Winter über beisammenschlafen.

---

## Deutsche Mythologie.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Begründet durch Dr. J. W. Wolf. Herausg. von Dr. W. Mannhardt. Göttingen, Dieterich, 1856. Dritter Band, zweites und drittes Heft. Vierter Band, erstes Heft.

Herr Mannhardt hat die vom Publikum mit vielem Wohlwollen begrüßte Zeitschrift nach des unvergeßlichen Wolfs allzufrühem Tode in dessen Geiste mit bestem Fleiß und Erfolge fortgesetzt. Auch die vorliegenden Hefte bieten wieder ein reiches Material dar: Sagen, Aberglauben, Gebräuche, Kinderreime, Räthsel ꝛc.

Wir heben besonders hervor (III. 2) einen längeren Aufsatz vom Herausgeber über den Kukuk, worin alles, was von diesem interessanten Vogel in Sage und Aberglauben existirt, mit außerordentlicher Belesenheit zusammengestellt und geordnet ist. Sind wir auch mit einigen Ergebnissen nicht einverstanden, so behält doch die fleißige Forschung ihren Werth. Nicht einverstanden

sind wir z. B. mit der Behauptung, Thunar sey es, der mit den Hexen die bösen Elben erzeuge. Der Donnerer ist es vielmehr, der dies Geschmeiß verfolgt, vor dem dies Ungeziefer flieht. Der Donnerer ist Beschützer der Saaten, Förderer des Frühling. Er ringt in den ersten Frühlingsgewittern den Winterriesen die verjüngte Vegetation ab. Aber gerade weil er der Schutzherr der Vegetation ist, verfolgt er folgerecht auch die bösen Elben, d. h. die Raupen, Käfer, Würmer 2c., weil sie der Vegetation Schaden bringen. Die Zeugung der bösen Elben ist im christlichen Hexenglauben nicht Entstellung eines im Heidenthum geheiligten Actes guter Götter, sondern gerade im Heidenglauben liegt in dieser Zeugung noch verschärft der Begriff des Bösen und Schädlichen.

Eine sehr reiche Uebersicht gewährt auch (IV. 1) der Aufsatz des Herausgebers über Ulysses in Germanien, worin sich unter andrem eine Zusammenstellung der hübschen Sagen von „Selbergethan" findet. In ziemlich vielen deutschen Sagen von Nixen, Elben, Kobolden handelt der bedrohte Mensch wie Odysseus in der Höhle des Polyphem, nennt sich „Selbergethan", blendet den Kobold und entkommt; indem nun der Kobold die Seinen zur Rache aufruft und man ihn fragt: wer hat dies gethan? erwiedert er „Selbergethan", und nun meinen Alle, dann sey er auch allein selber Schuld und müsse sein Unglück tragen.

Daran reihen sich noch andre Märchen von großer Eigenthümlichkeit, z. B. das von den Thieren, die vor dem Einfall des Himmels flüchten, in mehreren Varianten. „Einst ging eine Katze durch den Garten und da fiel ihr ein Kohlblatt auf den Kopf. Sie denkt, der Himmel falle ein und läuft schnell davon. Da begegnet ihr ein Hase.

Katze: Has, tas der Himmel fällt in!
Hase: wer seggt di? wer seggt di?
Katze: fel up mi!
Hase: renn ik met!

Nun begegnet ihnen ein Hirsch:

Hase: Hund tund der Himmel fällt in.
Hirsch: Has tas we seggt di? we seggt di?
Hase: Kettelett! Kettelett.
Hirsch: wer seggt di? wer seggt di?
Katze: fel up mi!
Hirsch: renn ik mit! Ihnen begegnet ein Reh:
Hirsch: Reh teh der Himmel fällt in.
Reh: wer seggt di, wer seggt di?
Hirsch: Has tas, Has tas.
Reh: wer seggt di, wer seggt di?
Hase: Kettelett, Kettelett.
Reh: wer seggt di, wer seggt di?
Katze: fel up mi, fel up mi.
Reh: renn ik mit.

Der Katze (kettelet), dem Hasen (has tas), dem Reh (reh teh), dem Hirsch (hirsch tirsch) begegnen auf dieselbe Weise noch der Hund (hund tund) und der Wolf (wulf wulf), die sich ihnen zugesellen. Nachdem sie sich müde gelaufen und auch eingesehen haben, daß der Himmel doch nicht einstürze, zerstreuen sie sich. Sie können aber seit der Zeit die Katzen nicht leiden."

Die Zeitschrift enthält auch Sagen der spätern christlichen Zeit, in denen der Zufall eine Rolle spielt und mehr oder weniger an ältere heidnische Vorstellungen mahnt. Hier eine seltsame französische Sage aus Paris vom Jahr 1613, die einigermaßen an Göthe's Braut von Korinth mahnt: „Am Neujahr kam ein junger Edelmann gegen vier Uhr Nachmittags aus einer fröhlichen Gesellschaft nach Hause zurück und fand in dem Gange, der zu seiner Thüre führte, ein Mädchen stehen, die ganz artig gekleidet war, eine reiche Perlenschnur um den Hals trug und auch anders noch viel Schmuck an hatte. Als sie der Edelmann sah, wandte sie sich freundlich zu ihm und sprach: ‚ihr werdet mir es nicht übel nehmen, Herr, daß ich mich hier ein wenig vor dem Regen schütze.' Da sie so schön war, bat sie der Edelmann bei ihm einzutreten. Sie wollte anfangs nicht, weil sie einen Diener mit dem Wagen erwarte. Endlich aber folgte sie ihm, blieb den ganzen Abend bei ihm und ließ sich, lange sittsam widerstrebend, von ihm verführen. Am andern Morgen schlief sie noch fest, er machte einen Spaziergang durch die Stadt und trat vor ihr Bette. Als sie ihm nicht antwortete, faßte er ihren Arm, aber wie erschrack er, als er denselben steif und marmorkalt fühlte! Auf sein jämmerliches Hülferufen eilte der Wirth und bald darauf die Justiz herbei; Aerzte wurden gerufen, alle Richter kamen und was fand man? Den Leichnam eines Mädchens, welches einige Zeit vorher wegen mehrer Verbrechen am Galgen geendet hatte. Kaum aber hatte man diese Entdeckung gemacht, als eine große dunkle Wolke sich aus dem Bett erhob und einen so gräulichen Gestank verbreitete, daß man des Leichnames nicht mehr gedachte, sondern jeder wie betäubt dastand. Das dauerte ungefähr ein Vaterunser lang; dann verdünnte die Wolke sich mehr und mehr und verschwand endlich und als man nachsah, war die Leiche verschwunden."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_3$ Thaler.

Sonnabend, N° 17. 28. Februar 1857.


## Wappenkunde.

Heraldisches ABC-Buch, das ist Wesen und Begriff der wissenschaftlichen Heraldik, ihre Geschichte, Literatur, Theorie und Praxis, durch Dr. Carl Ritter von Mayer. München, 1857. Gr. 8°. Druck 2c. von Dr. Wolf und Sohn.

Unter diesem Titel ist kürzlich ein 32 Bogen starkes, mit 66 zumeist in Farbendruck ausgeführten Tafeln und 100 in den Text gedruckten Holzschnitten versehenes, elegant ausgestattetes Werk erschienen.

Ohne uns auf allgemeine Bemerkungen über die Bedeutung der Wappenkunst und deren Beziehungen zur Kunstgeschichte einzulassen, gedenken wir die vorliegende Arbeit einer übersichtlichen Würdigung zu unterziehen. Sie verdient dieses. Eine jede persönliche Kritik ist bis zu einem gewissen Grade vom Uebel, doch wird man leicht persönlich, wenn der Autor seine Person sehr in den Vordergrund stellt. Im vorliegenden Falle wird uns der Herr Verfasser nicht verübeln können, streitgerüstet wie er auf dem Titelblatte zu Rosse sitzt, wenn wir eine rein persönliche Frage zu lösen trachten. Es reitet ja Niemand in die Schranken, er harre denn des Gegners.

In erster Linie handelt es sich nämlich darum, wem das Verdienst gebühre, die gute, alte, lebendige Wappenkunst aus den unnatürlichen Banden gelöst zu haben, in welche sie durch falsche Gelehrsamkeit, Ungeschmack und sonstige Gebrechen, vornämlich des 17. und 18. Jahrhunderts eingeschnürt, hart danieder lag.

Herr von Mayer ist der Ansicht, daß ihm dieses Verdienst, kein geringes fürwahr, mit Fug und Recht zukomme. Auf Seite VI der Vorrede sagt er: „Es mag das Bewußtseyn, eine gründliche Purifikation der edlen, alten Heroldskunst, von den nichtigen Anhängseln später Jahrhunderte, als der Erste energisch angeregt zu haben, der schönste Lohn meiner Bemühungen seyn."

Ohne weitere Umschweife erklären wir hierauf, daß Herr von Mayer zu dieser irrthümlichen Aeußerung nur dann sich berechtigt fühlen konnte, wenn ihm die als 17. Lieferung des großen Siebmacherschen Wappenbuches gedruckten Grundsätze der Wappenkunst des Herrn Dr. O. T. von Hefner unbekannt geblieben sind. Diese bereits im August 1855 gedruckten Grundsätze enthalten nämlich in aller Kürze das Wesentlichste, was zur Begründung und Ausbreitung richtiger Anschauungen auf dem Gebiete des Wappenwesens einem größeren Publikum geboten werden konnte und mußte. Sie enthalten ferner einen so gründlichen und energischen Protest gegen allen Zopf und Ungeschmack in der Wappenkunst, daß es in der That sehr zu bedauern ist, wenn ein durch Zeit und Ort so nahestehender, späterer Autor nicht an dieselben, vel pro vel contra, angeknüpft hat.

Nur unbedeutende Dinge darf man ignoriren, tüchtige Leistungen aber, wenn sie uns nicht mundgerecht sind, hat man zu bekämpfen, wenn man denselben auf seinem Pfade nothwendig begegnen muß.

Was nun die Leistungen des Herrn Dr. O. T. v. Hefner, nicht zu verwechseln mit dem Herrn Professor von Hefner-Alteneck, betrifft, so sind wir entschieden anderer Ansicht als Herr Dr. Ritter v. Mayer. Wir halten nämlich nicht nur die Blasonirung für bündig, wissenschaftlich und sachgemäß, sondern auch die Zeichnungen größten Theils für gelungen und charakteristisch. Daß den Lithographen, bei Uebertragung vieler Tausende von Wappen, in einzelnen Fällen etwas Menschliches begegnen könne, das bedarf keiner nähern Erwähnung und auch nicht einmal der Entschuldigung, weil es in der Natur der Sache liegt. Herr v. Mayer meint freilich (S. 450), daß v. Hefners Zeichnungen

bis zur Unkenntlichkeit entstellt würden, eine Behauptung, die indessen wie viele andere auf sich beruhen muß. Der Verfasser dieser Kritik hat viele Originalzeichnungen des Herrn Dr. O. T. v. Hefner gesehen und ist der festen Ueberzeugung, daß, wenn eine Reproducirung derselben in entsprechendem Formate und im Farbendrucke im Siebmacherschen Wappenbuche erfolgen könnte, was aber der Kosten halber nicht möglich ist, hiedurch die schönsten Musterblätter zu Tage gefördert werden würden. Wer würde wohl ein so theures Werk kaufen?

Im neuen Siebmacher handelt es sich überhaupt nicht sowohl um zierliche, als vielmehr um richtige, wenn auch nur skizzenmäßig gegebene Formen.

Dem Elaborate des Herrn v. Mayer sind wir durchaus nicht gesonnen, zu nahe zu treten, aber wir erlauben uns auch auf die Fehler aufmerksam zu machen, was wir um so mehr thun zu müssen glauben, als der Herr Verfasser nicht den Anschein hat, als ob er sich durch Tadel werde beirren lassen. —

Ein Hauptmangel ist eine unverkennbare Weitschweifigkeit. Durch Mangel an Präzision verlieren auch sehr richtige, wenn auch nicht immer neue Sätze einen guten Theil ihrer zwingenden Kraft. Fehlerhaft sind ferner einige an die gerügte Scholastik der gelehrten Heraldiker mahnende, in der That neue Unterscheidungen, von denen in der Folge die Rede seyn wird. Es fehlt unserem Autor jene plastische, den Stoff in massenhaftere und daher übersichtlichere Gruppen zusammendrängende Kraft, und es wird aus diesem ABC-Buche schwerlich etwas gelernt werden, wenn man nicht schon zum Voraus etwas weiß. Nun noch eine kleine rein formelle Bemerkung, dann aber zur Hauptsache. Die Bemerkung gilt den zur Hervorhebung von Schlagwörtern unablässig gebrauchten Anführungszeichen. Das steht nicht gut aus und macht fast den Eindruck, als wolle man den Leser auf die gespendete, pikante Würze recht aufmerksam machen.

Es ist ein alter Satz, daß wer behaupte, auch beweisen müsse. Also nun zum Einzelnen.

Was den Titel betrifft, so ist derselbe nicht ganz gerathen. Ein ABC-Buch gibt nur Rudimente. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß das vorliegende Buch mehr gebe, allein wenn alle jene Dinge, welche im weitern Verlaufe des Titels noch versprochen werden, wirklich gegeben würden, so hätten wir eine wahre Encyklopädie des heraldischen Wissens vor uns. Also eine contradictio in adjecto.

Auch gegen das Titelblatt haben wir eine Einwendung. Die den geharnischten Turniergenossen, Ritter von Mayer, umgebenden Wappen, sind nicht alle so ausgefallen, wie sich für ein Musterblatt ziemt. Der rothe Löwe sieht hinaus, während der Schild einwärts gekehrt ist. Der Wolf springt ebenfalls hinaus. Wir bezweifeln sehr, daß ein alter Wappenherold, keiner von den bezopften, sondern von den durch Persevantenjahre geschulten, dieses ungerügt gelassen hätte. Der Adlerhals ist steif. Ein auf dem Schwertknopfe des Ritters angebrachtes kleines Gesellschaftswappen (nach S. 523) ist uns änigmatisch geblieben. Es sind zwar, wie wir uns von der Universitätszeit erinnern, die Farben einer Münchner Studentenverbindung, aber wie, ums Himmels Willen, kämen diese auf eines mittelalterlichen Recken Schwertknauf! Nach der Vorrede folgt ein etwas mager ausgefallener literarischer Nachweis. Es sind doch wohl nur die von Herrn von Mayer benutzten Werke, denn, seit Bernd, wäre es überflüssig, mehr als eine Nachlese zur Literatur der Wappenkunst zu geben.

Zu einigen Nummern erlauben wir uns gleichwohl etwas zu bemerken. Nr. 13. Das s. g. Conciliumbuch ist wohl die Arbeit Ulrich Reichenthalers, die auch später zu Augsburg aufgelegt wurde.

Nr. 33. Das Wappenbuch des Ritters Conrad Grünenberg. Wohl das Manuscript und vermuthlich die Münchner Pergamenthandschrift. Eine Papierhandschrift, vielleicht von höherem Alter, besitzt der gelehrte Heraldiker, Herr Dr. Stanz in Bern, eine andere, ebenfalls alte, fand der Recensent in Ludwigsburg im Besitze des Herrn von Kirn.

Nr. 40. Heideloffs Kunst des Mittelalters in Schwaben enthält von Wappen wenig von Belange. Ebenso Kallenbachs Album mittelalterlicher Kunst (Nr. 50). Die als Nr. 109 aufgeführte Wappenrolle der ehemaligen Geschlechtergesellschaft zur Katze in Konstanz, von 1547, ist dem Recensenten sehr wohl bekannt, da er es gewesen, welcher im Anzeiger des germanischen Museums zu Nürnberg auf diese interessante Rolle aufmerksam gemacht hat. Sie wurde von Herrn Fr. Xav. Stieble, einem tüchtigen Heraldiker und Maler in der Stadtbibliothek zu Ueberlingen, aufgefunden, und dürfte in München von Niemanden gesehen worden seyn, welchem nicht Herr Dr. O. T. von Hefner die Einsicht gestattete. Wir lesen daher mit Erstaunen, daß diese Rolle zu den allbekannten Dingen gerechnet wird (S. 280). Die Züricher Wappenrolle sahen wir nur in einer illuminirten Pause, welche Herr Dr. v. Hefner besitzt.

Auf Seite 3 beklagt Herr von Mayer, daß die ehrwürdige, alte Heroldskunst aus der Reihe der Wis-

senschaften beinahe verdrängt worden sey. Da irrt er sich offenbar. Im Gegentheile, was stets dem Kunstbetriebe hätte verbleiben sollen, natürlich mit der nöthigen wissenschaftlichen Unterlage, das spielte sich, wie Herr von Hefner in seinen Grundsätzen ergötzlich darlegte, nach und nach auf das Gebiet der Wissenschaft hinüber, und erlag dort in einer der naturwüchsigen, freien Forschung keineswegs günstigen Zeit dem Ungeschmacke, der Pedanterie und den eigenen, gemachten Schulregeln. Wissenschaftlich waren die Gatterer u. s. w. hinlänglich befähigt, wissenschaftlich war auch der selige Bernd zu Bonn, und doch hat er von einer Heraldik der Griechen und Römer gefabelt.

S. 8. Hier bemerken wir gelegentlich, daß nicht das 18. Jahrhundert die Zeit war, in welcher man in genealogischen Werken von den Flaminiern, Perleonen u. s. w. als von Ahnen deutscher Herrengeschlechter faselte, sondern vielmehr das sechzehnte, das Renaissancejahrhundert. Im achtzehnten wurde bereits, wie z. B. die Schriften eines Gerbert, zur Lauben, Herrgott u. s. w. beweisen, kräftigst gegen derartigen Unsinn reagirt.

S. 12. Die hier gegebene Statistik des bayerischen Adels findet sich bereits im Wappenwerke des Herrn Dr. O. T. v. Hefner.

S. 13. Das Beispiel der ungeschickt genug verwandelten Pechkränze im Wappen der Freiherrn v. Pechmann gibt Dr. v. Hefner (S. 50), desgleichen klagt auch er, über die geschmacklosen s. g. Ungarmützen. Herr von Mayer hätte, wie gesagt, die Grundsätze nothwendig lesen sollen, denn daß er sie gelesen, aber nicht genannt habe, wollen wir nicht glauben.

S. 19. Die in ein Stück Stück Sulz hineininterpretirte Wappenfigur der Sulzer, ein Schachthurm, kennt Herr Dr. v. Hefner ebenfalls, wie er auch die Blasonirung des Wappens der Fürsten von Schwarzburg Band I. S. 45 umständlich anführt. Wenn man einen Vorgänger hat, welcher, wie an Dutzenden von Exempeln nachgewiesen werden kann, die Säuberung des heraldischen Augiasstalles bereits so gründlich begonnen hat, darf man sich nicht der Idee hingeben, man habe dieses allein und zuerst gethan.

S. 22 werden verschiedene, keineswegs dokumentirte Sagen über die Entstehung von Familienwappen geradezu albern genannt; so die der Rehm, der Aufseß, Fust von Stromberg, Seckendorff u. s. w. Das misbilligen wir höchlichst, stimmen dagegen dem Herrn Dr. v. Hefner bei, welcher derartige sagenhafte Züge stets referirt, indem er sie zugleich kritisch beleuchtet. Auf eine solche Behandlung hat die Sage ein gutes Recht. Einen Balken der Habsburger kennen wir nicht. Aus den in Herrgotts Genealogia diplomatica gegebenen Kupfern ist im Gegentheile ersichtlich, daß die Grafen von Habsburg als solche stets nur den Löwen führten, den Balken aber erst mit der Eroberung Oesterreichs annahmen. Das wird zwar dem Herrn von Mayer nicht neu seyn, aber er hätte sich bündiger ausdrücken sollen.

S. 30. Ueber die unechten Farben in der Heraldik klagt schon Herr von Hefner in den Grundsätzen. Auch er tadelt neue Wappenbücher wegen Braun, Blutroth und anderer Bastardfarben.

S. 40. Fischer, Gienanth und Duckwitz, lauter bei Hefner zu findende Beispiele. Wenn sich auf einer Seite im Buche des Herrn v. Mayer drei bereits von Herrn Dr. v. Hefner gegebene Exempel finden lassen, so muß denn doch der letztere bereits kräftig gegen den Unsinn reagirt haben. Daß er es früher that, als Herr v. Mayer, weisen die gedruckten Bücher nach, wie auch mehrere Recensionen derselben.

S. 54. Die auf Tafel XXX Nro. 2 gezeichnete alte? Tapete glaubt man unter v. Hefners Skizzen gesehen zu haben. Wo ist das Original? Ueberhaupt sollte der Fundort stets und genau bezeichnet werden, ebenso ob die betreffende Zeichnung schon anderwärts zu finden ist.

S. 56. Von Stechhelmen u. s. w. kurz allen heraldischen Helm- und Schildformen hat Herr Dr. O. T. v. Hefner sehr getreue, nach alten Originalien gezeichnete Abbildungen gegeben. Wir halten seine Zeichnungen sogar für charakteristischer, als diejenigen, welche Herr v. Mayer über ein Jahr später gibt.

S. 58. Die Behauptung, daß erst in der späteren Periode der Renaissance und Zopfzeit auf den s. g. Todtenschildern alles nur durch einfache Holzschnitzerei und Bemalung gegeben worden sey, beruht auf Irrthum. Im Münster zu Ulm, und wenn wir uns recht erinnern, auch in St. Aegiden zu Nürnberg, sind einfache, bemalte Todtenschilde aus dem 15. Jahrhundert. Verdienstlich, wenn auch nicht immer neu, ist, was Herr v. Mayer über verloren gegangene Holz-, Leinwand- und Lederplastik zu sagen weiß. Hier hat wohl der vielfach citirte Herr v. Hefner-Alteneck ausgeholfen.

S. 65. Die Behauptung, als habe keine Wappenlehre vor Herrn v. Mayer den dicken Irrthum in Betreff der s. g. nationalen Schildformen berichtigt, widerlegt sich durch v. Hefners Grundsätze. Wir würden uns mit Herrn v. Mayer freuen, wenn er so gar viel allein und zuerst gethan hätte, allein es ist nun einmal nicht so. Das Gleiche gilt auch von der Behauptung,

daß bisher keine Wappenlehre Schild und Helm besonders behandelt habe. Man sehe abermals v. Hefner.

S. 80 ist Herr Dr. O. T. v. Hefner einmal so glücklich, eine nach Herrn v. Mayer nicht ganz zu verwerfende Ansicht aufzustellen.

S. 84. Gegen die wirklichen Muscheln auf den Schilden dürfte protestirt werden.

S. 135. Auch hier gibt sich Herr Dr. v. Mayer dem Irrthume Preis, als sey er der erste heraldische Autor, welcher das Kleinod nicht von den Hörnern, Flügeln u. s. w. ableite. Man sehe Tafel XI in v. Hefners Grundsätzen.

S. 178 und noch einige Mal wird die sphragistische Sammlung des Dr. O. T. v. Hefner citirt. Wenn man sie eingesehen hat, hätte man sich füglich auch nach sonstigen heraldischen Leistungen eines auch durch anderweitige historische Arbeiten und die Mitgliedschaft vieler gelehrter Vereine bestens bekannten freundlichen und überaus gefälligen Gelehrten erkundigen müssen. So wie diese Privatsammlung citirt wird, könnte man fast meinen, sie wäre öffentlich und ohne Weiteres zu sehen.

S. 219. Der Unterschied zwischen Tinkturen und Farben ist unpraktisch und gemacht.

S. 220. Einen Peter von Suchenwirth kennen wir nicht, wohl aber den alten ehrlichen Sänger Suchenwirt, „der oft mit Worten so nah geschürt, daz man es kundt greiffen mit der Hand". Wir vermissen ihn in der literarischen Einleitung.

S. 243. Der Unterschied zwischen ledigen und heraldisch ledigen Schilden ist uns zu hoch. Davus sum, non Oedipus.

S. 244. Spalten und theilen. Ganz wie bei Hefner. Selst das Beispiel vom Holz spalten nicht ausgenommen.

S. 248. Was schrägrechts sey, ist am Ende Meinungssache. Wie aber Herr v. Mayer dazu kömmt, die Meinung des Herrn v. Hefner einen groben Verstoß zu nennen, das ist kaum begreiflich. Vgl. S. 420 und 420. Bei einer solchen rixa de lana caprina sollte man sich in Worten mäßigen.

Wir könnten noch in dieser Weise einige Dutzend bereits notirte Fälle zum Beleg unserer Ansicht beibringen, allein die Geduld selbst des artigsten Lesers hat ihr Ende und Ziel.

Unserer Meinung zufolge, ist in dem mäßigen Hefte, welches Herr Dr. O. T. v. Hefner erscheinen ließ, abgesehen von den vielen, in seinem großen und in seiner Art einzigen Wappenwerke, gegebenen Beispielen, alles Wesentliche über Heraldik oder richtiger gesagt Wappenkunst erschöpfend gegeben worden, und zwar über ein Jahr früher, als das Werk des Herrn Dr. v. Mayer erschien. Das Buch des Letzteren enthält freilich viele Einzelnheiten, die indessen, insoferne sie neu sind, noch Gegenstand der wissenschaftlichen Erörterung bleiben müssen. Die gegebenen Zeichnungen sind größtentheils gut, allein es fehlt auch nicht an ganz mislungenen Stücken, so z. B. ein Leoprechting'sches Wappen und diverse Löwen. Auch vermissen wir durchweg ein heraldisches Grün im Farbendruck.

Im Uebrigen wird durch Polemik die Wahrheit zu Tage gefördert, während man der Wissenschaft keinen Ritterdienst erweist, wenn man einen Vorgänger, den man kennen sollte, zu ignoriren bestrebt ist. Herr v. Hefner hat in seinem Wappenwerke seine „Grundsätze" so oft citirt, daß es der Mühe werth gewesen wäre, sie nachzulesen. Man würde hiedurch vor einem unberechtigten „Ille ego sum" zurückgehalten worden seyn.

**C. H. Frhr. Roth v. Schreckenstein.**

---

## Topographie.

Die Insel Mainau und der badische Bodensee, von Lucian Reich. Mit 10 Ansichten. Carlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1856.

Aus Anlaß des längeren Aufenthaltes, den das großherzogliche Paar unmittelbar nach seiner Vermählung auf der reizenden Insel Mainau genommen und im Auftrage Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs hat der durch seine früher erschienenen Bilder aus der Baar rühmlichst bekannte Maler und Dichter Lucian Reich eine genaue Ortsbeschreibung der Insel mit allen ihren Umgebungen entworfen und Abbildungen beigegeben. Dabei hat er, unter Beistand des in der badischen Vorzeit vortrefflich bewanderten Hofrath Bader, alles Geeignete aus der Vorzeit der Schlösser, Städte, Klöster beigebracht, auch interessante Erinnerungen, welche der Sage angehören. Somit ist das kleine Buch nicht nur ein angenehmer Begleiter für Reisende, sondern auch werthvoll als Ergänzung des großen Werkes über den Bodensee von Gustav Schwab.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 18. 4. März 1857.


## Naturkunde.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 9. Leipzig, Abel, 1856.

Diese ausgezeichnete Sammlung enthält auch wieder im vorliegenden Bande eine Anzahl sehr interessanter Abhandlungen. Zuerst über den Phosphor, seine allmählige Erfindung, sein Wesen, seinen Nutzen. Man zog ihn anfangs mit vieler Mühe aus dem Urin, ehe man entdeckte, daß er sich in den Knochen finde. Im Uebrigen bleibt immer noch viel Wunderbares an dieser leuchtenden Substanz eines organischen Ursprungs. Selbst die wilden Materialisten der neuesten Zeit haben das Wunder dieses Lichtes in ihrer Weise erkannt, indem Moleschot den Satz aufstellte: „ohne Phosphor kein Gedanke." Man braucht nur den Satz umzukehren, so ist man der Wahrheit nahe. Der ewige Geist blitzt im Hirn, als in dem organischen, irdischen und vergänglichen Medium. Phosphorescenz ist auch eine Eigenschaft des s. g. Od, der geheimnißvollen Ausströmung eines Fluidums aus den Nervenspitzen.

Doch nicht nach dieser psychischen Seite hin verfolgt der Verfasser den Phosphor, sondern in seiner Anwendung auf die Fabrikation, sonderlich auf die Streichzündhölzchen, die bei ihrer Verbreitung über das ganze Erdenrund große Massen Phosphor erfordern. Ihre Zubereitung ist nach und nach erstaunlich verbessert worden. Man hat nach und nach gelernt, den Zündungsstoff immer reinlicher, freier von Geruch, Schmutz, Nässe, immer leichter entzündbar zu machen und zugleich die Hölzchen schneller und passender zu bereiten. Man hat seit 1848 eine Maschine, in welcher binnen 24 Stunden 4,320,000 Stück Hölzchen vollkommen gleichförmig verfertigt werden. Alle diese Einzelheiten wie auch die Verpackung werden genau beschrieben. Die größte Fabrik ist gegenwärtig die von Pollak in Wien. „Pollak besitzt drei große Hauptfabriken, in welchen die Waaren ganz bis zum Versandt fertig gemacht werden, und drei kleinere Filialfabriken, welche, an geeigneten Orten angelegt, für jene arbeiten. Letztere bestehen in Hobel- und Drehereien und einer mit 50 bis 60 Arbeitern beschäftigten Papiermassefabrik für Figurenfeuerzeuge, die meistens zum Export bestimmt sind. Die Wiener Fabrik versorgt das Inland, ganz Italien, die Levante, Afrika und die Donauländer; die Fabrik in Budweis, hart an der Moldau belegen, exportirt ihr ganzes Fabrikat über Hamburg nach England, dessen Colonien und Amerika und die Fabrik in Schärfling arbeitet nur für Deutschland und die Schweiz. Diese Fabriken beschäftigen im Sommer 2500 und im Winter 2800 Menschen jeden Alters und Geschlechts. Die centrale Geschäftsleitung hat ihren Sitz in Wien. Niederlagen finden sich in Hamburg, London, New-York, San Francisco, in Australien (Melbourne und Sydney), Calcutta, Constantinopel, Alexandrien, Cairo und Smyrna. Selbst in Paris trifft man Pollaks Fabrikate an, obgleich der französische Schutzzoll den Eingang derselben so sehr erschwert."

Der Verfasser wirft aber den Fabrikanten vor, sie gehen zu verschwenderisch mit den Knochen um, aus denen sie Phosphor bereiten. „Sie haben bis jetzt nicht die geringste Rücksicht auf den organischen Theil der Knochen genommen, der doch ziemlich beträchtlich ist (30 pCt.) Er wird schonungslos durch Hitze zerstört, während er doch einen trefflichen Leim liefert. Auf der anderen Seite kümmert sich der Leimsieder eben so wenig um die unorganischen Theile der Knochen; höchstens daß er diese Abgänge als Dünger den Feldern zu Gute kommen läßt. ‚Auf daß Nichts umkomme!' Diese Worte sind noch lange nicht in der Industrie Gemeingut

geworden. Das ist ja eben der Hauptvortheil bei der Fabrikation im Großen, daß hier nichts verloren gehen darf, da aus den unscheinbarsten, werthlosesten Dingen eine Reihe der nützlichsten Produkte hergestellt werden kann, die uns täglich an die Mythe vom Phönix erinnern, der in unbeschreiblicher Pracht aus der Asche sich erhebt.“ Auch den abscheulichen Geruch aus solchen Fabriken will der Verfasser verbannt wissen. „In den gewöhnlichen Oefen, worin Knochen gebrannt werden, findet keine vollständige Verbrennung der sich aus der organischen Masse entwickelnden Zersetzungsprodukte statt. Diese verbreiten einen höchst unangenehmen Geruch, der durchaus beseitigt werden muß, sobald die Fabriken in der Nähe bewohnter Ortschaften liegen. Zu diesem Zweck hat Payen einen Knochenbrennofen construirt, dessen obere Oeffnung (die Gicht) bedeutend verengt ist und dessen unterer Theil mit einer Esse communicirt. Die sich aus den frisch aufgeschütteten Knochen entwickelnden Gase müssen also nach unten hin die ganze meist glühende Masse durchstreichen und verbrennen auf diesem Wege gänzlich.“

Die zweite Abhandlung stellt das Neueste zusammen, was von den Waffen des Auges bekannt ist, die neuesten Erfindungen und Verfertigungen großer optischer Instrumente. „Die Münchner Telescope sind erst in allerneuster Zeit durch ein noch größeres und wirksameres übertroffen worden. Es ist dies aufgestellt im astronomischen Park des technomatischen Institutes zu Paris und ist unter der Leitung von Porro gefertigt. Dieser wahre optische Riese übertrifft noch das größte Herschelsche Spiegeltelescop an Länge, denn die Brennweite seines Objectivglases beträgt 45 Fuß; sein Durchmesser ist 20 Zoll. Das Stück Flintglas zu dieser achromatischen Linse wurde von Guinand dem Jüngern geliefert, der es aber wahrscheinlich noch von seinem Vater erhalten hatte. Die dazu gehörige Crownglaslinse ist aus der Fabrik von Maës zu Clichy hervorgegangen. Es gibt dieser Refractor noch deutliche Bilder bei einer 2000fachen Vergrößerung, was selbst die Spiegeltelescope von Herschel und Lord Rosse nie geleistet haben, auch ist die Aufstellung und Bewegung desselben weit bequemer und sinnreicher als die jener; denn der Drehpunkt des Ganzen ist nicht in der Mitte des Fernrohrs, sondern unten am Ocular, so daß der Astronom, indem er ganz bequem auf seinem Lehnstuhl sitzen bleibt, das Instrument nach allen Punkten des Himmels richten kann. Es ist dies dadurch ermöglicht, daß das ganze Fernrohr durch zwei große Gegengewichte im Gleichgewicht gehalten wird. Der Preis desselben beträgt 43,000 Thaler (160,000 Francs).“

In einem dritten Aufsatz wird von der Aufbewahrung der Lebensmittel gehandelt. Der ungenannte Verfasser hätte nicht nöthig gehabt, mit feindseligen Anspielungen auf den christlichen Glauben anzufangen. Indem er nämlich sagt, die Alten hätten sich auf das Conserviren von Fleisch (Mumien) oder Reinhalten der Luft durch Consumiren derselben (Leichenverbrennung) besser verstanden als wir, bemerkt er, die Pest sey erst aufgekommen, nachdem man die Leichen begraben habe und das Christenthum sei eigentlich Schuld an der Pest. „Im Alterthum wußte man davon nichts; bald nach der Einführung der christlichen Beerdigung aber trat auch die Pest auf. Sich stützend auf die Worte der Bibel: ‚von Erde bist du und sollst wieder zu Erde werden‘ fragten die ersten fanatischen Verbreiter des Christenthums wenig darnach, ob dieser Gebrauch heilsam und durch die Natur des Landes geboten werde.“ Wir glauben nicht, daß es gut ist, ein so vortreffliches Werk, wie das Abel'sche, durch so gehässige Stellen zu beflecken, in denen überdies das Behauptete nicht bewiesen wird. Wenn die Pest aus den Gräbern käme, müßte sie alle Jahre in ganz Europa ausbrechen.

Als Conservirungsmittel war längst bekannt die Trocknung oder Wasserentziehung, das Salz, das Einfrieren, die hermetische Verschließung gegen Zutritt der Luft. Das Eintrocknen des Fleisches wurde zuerst von den Wilden in Nordamerika mit dem besten Erfolge angewandt. „Sie stampfen nämlich die dünnen, getrockneten Fleischschnitte fest zusammen, damit sie eben einen möglichst kleinen Raum einnehmen und sich leicht transportiren lassen. Hier führt das getrocknete Fleisch den Namen Pemmican. Er bietet im geringsten Umfang die größte Menge Nahrungsstoffe. Auch aus einem anderen Grunde ist das getrocknete Fleisch dem sogenannten Fleischextract (eingedampfter Fleischbrühe), wie es zuerst Proust vorgeschlagen und Liebig neuerdings wiederum angelegentlich empfohlen hat, vorzuziehen. Ersteres bewahrt vollständig den aromatischen Geruch, der sich beim Kochen entwickelt; das Fleischextract aber büßt davon bei seiner Bereitung sehr viel ein, da das Aroma hierbei mit den Wasserdämpfen entweicht.“

Aber auch frisches Fleisch conservirt man durch einen wachsartigen Ueberzug (conservatine). „Unter dem Namen ‚Société générale de conservation des viandes‘ hat sich eine Gesellschaft mit bedeutenden Mitteln gebildet, um diese neue Methode auszubeuten. Näheren Aufschluß über die Eigenthümlichkeiten dieses Verfahrens erhalten wir durch die Versuche, welche im Juli vorigen Jahres unter den Augen einer Commission, die

darüber an den Kriegsminister Bericht abzustatten hatte, ausgeführt wurden." Referent erhielt schon vor vielen Jahren einmal in Stuttgart eine Pommer'sche Gans von der Insel Usedom geschickt, ganz frisch, wie eben erst geschlachtet, und das war nur durch einen Ueberzug von Fett bewirkt worden. So beschrieb auch Rengger die in Paraguay übliche Aufbewahrung der jungen Papagaien, eine sehr delikate Speise, in Schweineschmalz.

Sehr viel verspricht sich der Verfasser von der neuen Methode, Gemüse frisch zu erhalten. „Unfehlbar werden die getrockneten und gepreßten Gemüse in der Folge einen großen Einfluß auf den Wohlstand der Völker ausüben. Nicht allein, daß sie eine große Ausdehnung der Gärtnerei, die stets die einträglichste Cultur des Bodens ausmacht, bewirken werden, sondern sie werden dem Handel auch wieder neue, gewinnbringende Gegenstände zuführen. Durch die Vermittelung des Handels werden in Zukunft dem kalten, von der Natur weniger begünstigten Norden mancherlei Produkte der Tropen zugänglich gemacht, die wir bis jetzt nur aus den Schilderungen der Reisenden kennen. Nicht allein mit Leckereien und Delikatessen werden uns die Colonien in Zukunft versorgen, sondern auch in den Zeiten der Noth werden sie der alten Welt kräftig unter die Arme greifen und dann werden die Einfuhren von dort einen wohlthätigen Einfluß auf die Massenernährung ausüben. Die Tropen sind reich an wichtigen Nahrungspflanzen, die, sofern nur Nachfrage darnach vorhanden ist, für die Ausfuhr von besonderer Wichtigkeit werden können; unermeßliche Landstriche harren dort noch des Anbaues. Die Erde ist hinreichend befähigt alle auf ihr lebenden Menschen und weit mehr noch reichlich zu ernähren, sofern der Mensch selbst nur seine Hände nicht in den Schooß legt."

Von besonderem Interesse sind noch Erfindungen wie z. B. die Milch in concentrirtem Zustand frisch zu erhalten, Lignacs Milchconserven. „Die Pariser Industrieausstellung brachte noch Proben einer anderen Methode, die man allgemein, unter der Voraussetzung, daß sich alles das, was man an ihnen rühmte, auch für die Folgezeit bewähren werde, als ein großes Wunder, ja als das größte unter den hier ausgestellten Wundern der Industrie ansah. Lamy, kurz zuvor noch Fabrikant zu Clermont-Ferrand, jetzt aber Universitätsprofessor, bewahrt selbst diejenigen Substanzen, welche am leichtesten verderben, in ihrem natürlichen Zustande auf, ohne sie auszutrocknen, zu kochen oder auszupressen, ohne sie hermetisch einzuschließen oder mit einer schützenden Hülle zu umgeben. Man sagt, daß diese neue Methode nicht durch den Zufall aufgefunden worden sey, sondern daß hier nur rein wissenschaftliche Principien zur Anwendung kommen. Lamy hat zwar sein Geheimniß bis jetzt noch nicht veröffentlicht, aber man kennt doch die beiden Hauptoperationen, die er zur Anwendung bringt. Die eine besteht darin, daß er die eiweißartigen Stoffe, durch welche gemeinhin die Verderbniß eingeleitet wird, koagulirt — zum Gerinnen bringt — und zwar durch Anwendung eines Gases. Bei gewissen Substanzen, wie beim Wildpret, bei Früchten und Gemüsen, wird diese erste Operation noch durch eine andere vervollständigt. Letztere hat zum Zweck, aus der Atmosphäre, welche die Substanzen umgibt, den Sauerstoff, ohne welchen ein Verderben nicht eintreten kann, zu entfernen. Es geschieht dies durch gewisse Salze, die aber keineswegs mit den Lebensmitteln selbst in Berührung kommen und daher auch keinen der Gesundheit nachtheiligen Einfluß darauf ausüben können. Hiernach sind also die beiden Hauptgrundsätze, welche Lamy zur Anwendung bringt: die Erreger der Verderbniß zu fesseln und den freien Sauerstoff zu entfernen."

Endlich erklärt sich der Verfasser gegen das Aufbewahren des Korns auf Böden, wo Luft, Feuchtigkeit, Ungeziefer offen Zutritt haben. Er empfiehlt die Aufbewahrung in unterirdischen Behältern. „Am besten bewahrt man die Getreidevorräthe bei völligem Ausschluß der atmosphärischen Luft auf; da ist kein wiederholtes Umschütten nöthig, Verluste durch Feuersbrünste, so wie durch Mäuse, Ratten und Insekten sind unmöglich. Ueberhaupt hält sich das Getreide auf diese Art viel länger und besser, als in den gewöhnlichen Magazinen. Auch hier können wir wieder bei den Alten in die Schule gehen. Schon Plinius und Curtius Rufus berichten, daß man in den Kornkammern jener Zeit, die leider jetzt meistens für uns versiegt sind, besonders in Asien und Afrika, — in Cappadocien, Thracien und selbst in Spanien, — die reichen Vorräthe in unterirdischen Gruben aufbewahrte."

Die letzte Abhandlung erklärt das **Schmecken**. Mit Recht werden hier die Geschmacksnerven auf die Mitte des Zungenrückens eingeschränkt. Doch ist diese Auffassung noch etwas zu summarisch. Es läßt sich gar nicht verkennen, daß Saures mehr mit dem Vordertheil, Süßes mehr mit der Mitte, Bitteres mehr mit dem Hintertheil der Zunge oder des auf dem Zungenrücken befindlichen Nervenfleckens empfunden wird. Zuerst spürt man das säuerliche Prickeln, zuletzt den bittern Nachgeschmack, in der Mitte die Süßigkeit. Das wird am deutlichsten, wenn man Bier trinkt.

## Christliche Kunst.

Quartal-Blatt des Vereins der Erzdiözese Bamberg für christliche Kunst-Archäologie. 1857. Nr. 1.

Organ eines christlichen Kunstvereins zu Bamberg, dessen Statuten in dieser ersten Nummer mitgetheilt werden. Erfreulich erscheint gleich im Eingang die innige Verbindung des Vereins mit der bischöflichen Autorität. Der erste Vorstand wird vom Bischof von Bamberg ernannt. Die beiden andern Directoren dürfen nicht solche seyn, „die auch nur den Schein eines Sonderinteresses auf sich laden könnten." Bei dem unermeßlichen Einfluß, den der heidnische Geschmack in der Kunst übt, und nachdem die kirchliche Kunst selbst so lange schon entartet ist, können kirchliche Kunstvereine der bischöflichen Autorität nimmer entbehren. Hier ist der einzige Halt und Schutz gewährt gegenüber dem Subjectivismus vorragender oder sich vordrängender Mitglieder und gegenüber der Mode, die einzige Bürgschaft für die Einhaltung der strengkirchlichen Form. Nur durch die bischöfliche Autorität kann endlich auch das individuelle Virtuosenthum und der Dilettantismus überwunden und allmählig wieder hinübergeleitet werden in die reine genossenschaftliche und zünftige Behandlung. Wir leben nämlich der Ueberzeugung, daß alle noch so wohlwollenden Vereine von Liebhabern und Kunstfreunden und aller noch so hingebender Eifer von Oberbauräthen und Staatsarchitekten doch nicht auszurichten vermögen, was die alten mönchischen Fraternitäten und die Steinmetzenzunft ausgerichtet haben, und daß die echte und gerechte Tradition in der kirchlichen Kunst entweder nie wieder aufgefunden und festgehalten wird, oder nur durch Genossenschaften, die sich ausschließlich dieser Sache widmen, die einem geistlichen Orden angehören und von deren Bescheidenheit jede subjective Ruhmsucht, Eitelkeit und Rivalität ausgeschlossen ist. So lange der Künstler sich der Kirche nur zur Verbreitung seines Ruhmes bedient, ist die kirchliche Kunst noch nicht wiedererstanden. Der Künstler muß der Kirche so demuthsvoll dienen, daß sein Name gar nicht bekannt werden darf.

Dieser Grundsatz findet seine Anwendung auf die Zeitschriften und Vereinsorgane. Diesen kann man nicht genug Hingebung an die Sache und Entsagung all und jeder subjectiven Rechthaberei oder gar Rivalität predigen. Nicht darauf kommt es an, daß Herr A. das große Wort führen soll, daß das Organ des Herrn A. die meisten Abonnenten zähle, sondern darauf, daß der Sache Gottes gedient werde, und wenn Herr B. und Herr C. auch etwas Gutes und Brauchbares dazu beitragen, soll man sie nicht scheel ansehen oder verdrängen wollen. Nur um Gotteswillen solche heilige Dinge nicht zur Sache der gemeinen Bücher- und Zeitschriftenconcurrenz auf dem literarischen Markte machen!

Unter den kleinen Abhandlungen der vorliegenden Nummer findet sich eine sehr gute über die Behandlung der innern Wände der Kirchen mit Rücksicht auf die heutige Glatttüncherei. „Structur und Material gehen in ihm Hand in Hand und bedingen einander derartig, daß dem Material und seiner Natur vollkommen klare Rechte erwachsen durften. Anders bewegt sich daher die Gothik in Haustein, anders in Backstein, noch anders im Holzbaue. Weil nun auf diese Art das Material ein Recht hat, bei der Formenbildung mitzureden, so folgt hieraus, daß dasselbe, soll nicht etwa anders das Werk und sein Styl seinen Vollklang einbüßen, auch nothwendig wahrnehmbar bleiben müsse, nach seiner gesammten, inneren Natur, Form, Farbe, Dienstfähigkeit und Verbindung. Nicht nur hat die Gothik des Mittelalters mit Bewußtseyn diese Verhältnisse empfunden, sondern auch überall in ihren Werken verfolgt. Jene geistlose, pure Nichtigkeit ausdrückende egale Tüncherei der Gegenwart war daher nicht nur dem gothischen Mittelalter fremd, sondern selbst im Alter über seine Epoche hinaus, im zwölften Jahrhundert bereits finden wir mindestens ausnahmsweise jene oben berührte höhere Beachtung der Materialrechte anerkannt. So z. B. in dem romanischen Dome zu Worms, dessen Inneres vielleicht die Hälfte seines erhabenen, tief feierlichen Eindrucks einbüßen würde, wenn nicht die Tüncherei sein dunkelbraunrothes Quaderwerk bis zur Stunde verschont hätte. Aus der gothischen Periode sind eine weit größere Anzahl von Kirchen in diesem erfreulichen Vollklang auf unsere Zeit gelangt. Wer erinnert sich nicht des Eindrucks, welchen das majestätische Innere des Domes zu Halberstadt erregt, so wie des wohlthuenden Eindrucks, welchen die Lorenzkirche Nürnbergs vor anderen Kirchen voraus hat?"

Sehr wahr ist auch, was über Kirchenmusik gesagt ist, in die sich sehr viele weltliche Elemente eingedrängt haben. Namentlich soll die Messe nicht der Musik, sondern diese ihr dienen und die stundenlangen musikalischen Spielereien während der h. Handlung wegfallen.

Der übrige Inhalt betrifft den Meßkelch, Monstranzen (mit Abbildungen), die Darstellung der unbefleckten Empfängniß und Inventarisation alter kirchlicher Kunstwerke.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 20. 11. März 1857.

## Altdeutsche Dichtung.

Die deutschen Heldensagen und ihre Heimath von August Raßmann. Erster Band: die Sage von den Wölsungen und Niflungen. Hannover, Rümpler, 1857. Groß 8.

Eine sehr ausführliche Analyse und Commentirung des im Titel bezeichneten Sagenkreises, den der Verfasser zunächst am Faden der nordischen Saga nach allen Richtungen durchmißt bis in das deutsche Kindermärchen hinein, das noch viele Spuren davon trägt. Dabei ist es sein Bemühen, nachzuweisen, wie alle diese Sagen in der deutschen Heimath wurzeln, wenn sie auch in der vollendetsten Ausbildung nur im Norden erhalten geblieben sind. Hauptbeweis ist das Vorkommen desselben Sageninhalts in unzählbaren Varianten im deutschen Volksmunde. Nur wo die Sage zu Hause ist, kann sie so mannigfach variiren.

Ein Hauptverdienst dieses Werkes ist, daß es die erste treuere und vollständigere Uebersetzung der eddischen Lieder von den Niflungen enthält. „Die Brüder Grimm haben die eddischen Volkssagen nicht vollständig übersetzt. In Ettmüllers Uebersetzung fehlen die Helgilieder, und sodann leidet dieselbe zu sehr an veralteten Wörtern, welche der Uebersetzer selbst wieder übersetzen und deuten muß, so daß dieselbe eine höchst unerquickliche Lectüre darbietet. Simrocks Uebersetzung ist aber zu wissenschaftlichen Forschungen gänzlich unbrauchbar, da nicht nur hin und wieder einzelne Theile und Strophen fehlen und die hierher gehörende Erzählung aus der jüngern Edda lückenhaft ist, sondern derselbe sich auch gar nicht bemüht hat, das Original möglichst getreu wiederzugeben. Ferner beruht von der Hagens Uebersetzung der Wölsungasaga auf dem unkritischen Text Biörners und ist durch Rafns Ausgabe dieser Saga veraltet. Seine neuerlich erschienene Uebersetzung der Thidrikssaga ist aber nicht eine der allein brauchbaren Ausgabe von Unger, wofür sie sich ausgibt, sondern der von Peringskiöld besorgten, und im Grunde eigentlich nur eine der dieser beigefügten schwedischen. Ich gab die Uebersetzung der eddischen Lieder in Prosa, weil ich dadurch dem Urtext näher zu kommen glaubte als durch die Beibehaltung der Alliteration, welche kaum gelingen möchte, ohne ihnen Gewalt anzuthun. Da ich mich jedoch möglichst streng an das Original zu halten suchte, so hoffe ich, ihrer tief poetischen Sprache auch in dieser Form keinen Eintrag gethan zu haben. Außerdem bewog mich dazu, eine gewisse, wenn auch nur äußerliche Uebereinstimmung mit den eingefügten prosaischen Ueberlieferungen zu erzielen. Wo dies jedoch nicht der Fall war, wie bei den altdänischen Heldenliedern und den faröischen Sigurdsliedern, suchte ich das Versmaas des Originals möglichst beizubehalten, sah dabei aber von dem Reim ab, wo sich derselbe nicht von selbst ergab, da mir diese Einbuße geringer schien, als der dadurch herbeigeführte Verlust der hervorstehenden Eigenthümlichkeiten dieser Lieder.“ Das sind die richtigen Grundsätze für brauchbare Uebersetzungen. Wir haben in diesen Blättern schon mehr als einmal gleiche Regeln empfohlen. Ueberall kommt es bei Uebersetzungen aus Sprachen, die nicht jeder leicht lernen kann, auf treues Wiedergeben des Inhalts, nicht der Form an.

In der Auffassung trägt der Verfasser durchaus dem großartigen Charakter der alten Heldensage Rechnung und hebt die wundervollen Gestalten Sigurds und namentlich auch der Brynhild gut hervor. Wo sich alter Mythus einmischt und nicht ausschließlich mehr die einfache Poesie des Heldenthums in Betracht kommt, bleiben viele Räthsel übrig, die auch die gründlichste Forschung noch nicht zu lösen vermocht hat. Dahin gehört

z. B. die Waberlohe. Was der Herausgeber darüber S. 146 sagt, genügt so wenig, als was J. Grimm, der Altmeister in diesen Studien, in den Abhandlungen der Berliner Academie von 1849 beigebracht hat. Die Gluth des Scheiterhaufens paßt auf die Waberlohe nicht. Gerda, Menglöd und so viele ähnliche Gestalten aus deutschen Märchen, wie das Dornröschen, Schneewitchen rc. sind nicht auf einem Scheiterhaufen brennend zu denken. Gerda ist eine lebensvolle Jungfrau, die der kecke Held erwürgt, Menglöd mit ihren 9 Jungfrauen eine Heilgöttin auf dem Berge, zu der ihr erster Geliebter endlich heimkehrt. Auch der eigenthümliche poetische Zauber im Dornröschen würde verloren gehen, wenn man sich diese unter Dornen schlummernde Rose Jahre lang fest auf einem Scheiterhaufen brennend denken sollte. In die Waldeinsamkeit des Dornröschens gehört nichts dergleichen. Ueberhaupt ist an Tod, an den Aufschwung der unsterblichen Seele aus dem Scheiterhaufen in eine andre Welt nicht zu denken, der Leib bleibt und stirbt nicht, sondern schläft nur. In Gerda's und Menglöds Fall ist nicht einmal von Schlaf die Rede, sondern nur vom Warten einer schönen Jungfrau in sichrem Verschluß. In der Waberlohe ist der Grundbegriff die feste Burg, die unnahbare Einhegung, dann liegt darin der Begriff der dennoch durchdringenden und aufbrechenden Macht. Drittens ist der kostbare Schatz, um dessen Erreichung und Eroberung es sich handelt, immer eine Jungfrau. Da sollte man doch wohl in letzter Instanz an alten Naturmythus denken müssen, an die Befreiung der ewig schönen Natur aus dem Schlaf und Banne des Winters; der Feuerkreis ließe sich sodann am einfachsten mit der Symbolik der Solstitien, dem brennenden Rade, den Umritten mit Fackeln, dem Umpflügen mit goldnem Pfluge rc. in Verbindung bringen.

Um die Symbolik unsrer alten Sagen und Märchen reiner aufzuklären, wird es vor allem noch immer genauerer Scheidung bedürfen. Was wirft man nicht noch alles in der „wilden Jagd" zusammen? Sturmwinde, wirkliche Jagden, Heereszüge, Todtenzüge, bachantische Züge mit Tanz und lustiger Musik, die Flucht klagender Weiber und weinender Kinder rc., lauter ganz verschiedene Dinge. Und was wird alles unter dem armen Glasberge verstanden? Walhalla, die Waberlohe, ein Verbannungsort rc. Wenn eine Jungfrau vom Glasberg erlöst werden muß, kann nicht Walhalla gemeint seyn. Wenn eine Jungfrau dahin gelangt, um mit dem dort herrschenden König vermählt zu werden, eben so wenig.

Bei der unendlichen Schwierigkeit, welche die Auflösung solcher mythologischer Räthsel noch darbietet, ist es zu rühmen, daß sich der Verfasser nur selten in die mythologischen Erklärungen einläßt, um desto mehr den rein poetischen Charakter des Heldengedichts und die historischen Bezüge hervorzuheben.

In den Anmerkungen bietet der Verfasser einen erstaunlichen Reichthum von Notizen dar, namentlich in Bezug auf Spuren, die von jenen alten Zeiten bis auf die unsren führen. Wir geben nur ein Paar Beispiele: Sigi erschlägt den treuen Knecht Bredi aus Bosheit und birgt seine Leiche unter einem Schneehaufen. „Und der Herr des Knechts sagte, daß man diesen Schneehaufen fortan Bredisschneehaufen (Bredafönn) nennen sollte; und dies hält man nun seitdem, und nennt also einen jeden Schneehaufen, der groß ist." Dazu bemerkt der Verfasser: „Im sächsischen und fränkischen Hessengau — eine weitere Verbreitung habe ich noch nicht angetroffen — heißt die schneeweiße baumwollene Strumpfmütze, welche dem verstorbenen Manne aufgesetzt wird, und die auch ehrsame Greise in Stadt- und Landgemeinden zum Theil noch tragen, die Brede, und es scheint daher fast unzweifelhaft, daß sich Name und Sitte von unsrer Sage herleiten." — In der Edda wird von Gunnar die Sitte berichtet, nach welcher Waffenbrüder ihr Blut gemeinsam in eine Fußspur rinnen ließen und dadurch zu Blutbrüdern wurden. Hiezu bemerkt der Verfasser: „Es war Sitte im Alterthum, daß zwei, welche Brüderschaft schloßen, ihr Blut in die Fußspur rinnen ließen und vermischten. S. Grimm, Gesch. d. deutsch. Spr. 137. Diese Sitte war jedoch nicht allein auf den Norden beschränkt, wie man daraus schließt, daß sie bis jetzt nur für denselben bezeugt ist, sondern auch eine deutsche. Auf der Schwalm in Hessen ist nämlich noch üblich, wenn Braut und Bräutigam nach der Schließung des gerichtlichen Eheprotokolles vom Gericht heimkehren, daß die Braut eine gewisse Strecke weit genau in die Fußspur des Bräutigams treten muß. Diese Sitte fällt offenbar mit der altnordischen zusammen. Ein anderes sicheres Zeugniß für die Gemeinschaft derselben gewährt der bisher jeder befriedigenden Deutung widerstehende Volksname Usipetes, der genau diejenigen bezeichnet, welche die Fußspur benetzten, und daher Verbrüderte, Verbundene sind; denn der erste Theil dieses Namens leitet sich von dem altn. Verbum ausa, eys, jôs, jôsum, ausinn benetzen, besprengen, das bei uns verloren zu seyn scheint; der zweite Theil ist deutlich das altn. fet Fuß (als Maaß), Schritt, Spur, agf. fät, goth. fati? aus dem sich für die Zeiten der Römer unverschobenes pati und mit Umlaut peti zurückschließen läßt; ahd. bietet Graff 3, 733

geraxi Gefolge, was dem goth. fali entspricht. Ihre volle Bestätigung findet die Deutung dadurch, daß der Name der mit den Usipeten stets verbundenen Tencteren, nach Grimm, Gesch. d. deutsch. Spr. 532. 533 die Verbündeten, Verwandten aussagt."

Wir sind nicht wenig begierig, wie der Verfasser einen zweiten Theil seiner Aufgabe lösen wird hinsichtlich der Sagen vom Dietrich, Wolfdietrich, Otnit, Laurin rc. Hier tritt das nordische Element zurück, wir haben Bruchstücke einer mehr südlichen Tradition vor uns, in der sehr eigenthümliche Grundanschauungen durchblicken.

---

## Literärgeschichte.

1) Samuel Johnson. Biographische Skizze von Th. B. Macaulay. Deutsch von Franz von Holtzendorf. Berlin, Springer, 1857.

Der berühmte Ben Johnson, ein englischer Dichter, Kritiker und Literarhistoriker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wird hier von Macaulay in einem glänzenden Tableau wie von einem niederländischen Meister dargestellt, wobei nur eine leichte Uebertreibung, ein kleiner Zug zur Karikatur die naive Wahrheit stört.

Ben Johnson war ein Sonderling, der englische Spleen besaß ihn durch und durch, das war aber eine Folge der Mißehe zwischen seinem Geist und seiner äußeren Lage. „Sein ganzes Leben war nun während der dreißig demnächst folgenden Jahre ein harter Kampf mit der Armuth. Das Elend dieses Kampfes war kaum der Steigerung fähig, und wurde dennoch durch die Leiden eines kranken Körpers und eines kranken Gemüths gesteigert. Noch ehe der junge Mann die Universität verlassen hatte, war sein Erbübel in einer besonders schmerzhaften Form zum Ausbruch gekommen. Er war ein unheilbarer Hypochonder geworden. Lange nachher sagte er, daß er zeitlebens geisteskrank oder wenigstens niemals ganz frei von geistigen Störungen gewesen sey, und in der That haben oft weniger auffallende Geisteserscheinungen hinreichenden Grund geboten, um Verbrecher für unzurechnungsfähig oder Testamente für ungültig zu erklären. Seine Grimassen, seine Gesticulationen und sein unverständliches Vorsichhinreden waren ein Gegenstand des Ergötzens und des Schreckens für die Leute, die ihn nicht kannten. In einer Tischgesellschaft konnte er in einem Augenblick geistiger Abwesenheit sich niederbeugen und den Schuh seiner Nachbarin wegzerren. Eine Versammlung im Visitenzimmer würde er durch plötzliches Hervorstoßen von einzelnen Sprüchen aus dem Vaterunser in Erstaunen versetzt haben. Er konnte eine unerklärliche Abneigung gegen einen bestimmten Landweg haben und lieber einen großen Umweg machen, als daß er die verhaßte Stelle sehen mochte. Vielleicht fiel es ihm auch einmal ein, sämmtliche Thürpfosten einer Straße, durch die er ging, anzufassen und, wenn er zufällig einen Pfosten vergessen hatte, zweihundert Schritte weit zurückzugehen, um sein Versehen wieder gut zu machen. Unter dem Einflusse seiner Krankheit wurden seine Sinneswerkzeuge krankhaft abgestumpft und seine Phantasie krankhaft erregt. — In der Regel nahm Johnson sein Mittagbrod und zwar, wie er glaubte, sein gutes Mittagbrod ein, wenn er für Sixpence Fleisch und einen Penny Brod in einer Kneipe bei Drury-Lane verzehrte. Die Folgen der Entbehrungen und Leiden, die er um diese Zeit ertrug, waren bis zu seinem Lebensende in seinem Gemüth und Benehmen erkennbar. Seine Manieren waren niemals höflich gewesen. Nunmehr wurden sie roh. Da er genöthigt war, fadenscheinige Röcke und unsaubere Hemden zu tragen, wurde er aus Gewohnheit ein Schmutzfinke. Da er häufig hungrig war, wenn er sich zu seiner Mahlzeit niedersetzte, gewöhnte er sich, die Speisen mit wahrer Rabengier zu verschlingen. Noch bis an sein Lebensende, und selbst an den Tischen der Großen, erregte der Anblick der Speisen seine Gier in gleichem Grade, wie bei einem Raubthier oder einem Geier."

Noch mitten in seiner Noth heirathete Johnson. „Während dieses umherschweifenden und elenden Lebens verliebte sich Johnson. Gegenstand seiner Leidenschaft war Frau Elizabeth Porter, eine Wittwe, deren Kinder fast eben so alt waren, als er selbst. Einem gewöhnlichen Beobachter erschien diese Dame als ein untersetztes, dickes und rohes Wesen, welches die Schminke einen halben Zoll dick auftrug, sich in grellen Farben kleidete, und ihre ländlich manierirte Grazie, die von derjenigen der Queensberrys und Lepels etwas verschieden war, gerne zur Schau trug. Johnson indessen, dessen Leidenschaften stark waren, und der mit seiner schwachen Sehkraft weiße Schminke von der natürlich reinen Hautfarbe nicht zu unterscheiden vermochte, der überdies noch niemals in dem Zimmer einer feinen Gesellschaftsdame gewesen war, fand in seiner Titty (wie er sie nannte) das schönste, graziöseste und gebildetste Wesen des ganzen Geschlechts. An der Aufrichtigkeit seiner Bewunderung kann man nicht zweifeln, denn sie war eben so arm als er selbst. Mit einer wenig ehrenvollen Eilfertigkeit nahm sie die Werbungen eines Mannes an, der sehr wohl ihr Sohn seyn konnte. Dennoch war ihre Ehe, von einigen gelegentlichen Zwistig-

keiten abgesehen, glücklicher, als man erwarten durfte." Dieses Portrait ist doch wohl etwas zu absichtlich karikirt.

Erst im Alter empfing Johnson eine Pension, von der er leben konnte, und den Doctorgrad, genoß die Gunst der Großen und wurde sogar dem Könige vorgestellt. Trotz seines Cynismus gewann er durch seinen Geist überall Achtung und in dem Club, der sich um ihn bildete, nahm selbst der stolze Burke gern unter ihm nur den zweiten Rang ein.

Obgleich den größten Theil seines Lebens hindurch erniedrigt, vernachläßigt, elend bezahlt von den Buchhändlern, im Schmutz der Armuth fast verkommen, dazu angefeindet von allen, die seine kritische Feder tadelte, bewahrte Johnson doch eine gewisse Vornehmigkeit des Geistes. „In der mündlichen Unterhaltung war er ein heftiger, ausfallender und hartnäckiger Opponent. Fehlte es ihm an guten Gründen, so nahm er seine Zuflucht zur Sophistik; war er erhitzt durch Widerspruch, so machte er schonungslosen Gebrauch von seinen sarcastischen Anzüglichkeiten. Hatte er aber einmal seine Feder in die Hand genommen, so schien sein ganzer Charakter verändert zu seyn. Hunderte von kleinen Schriftstellern suchten ihn zu erniedrigen und herabzusetzen, aber nicht einer unter diesen Hunderten konnte sich rühmen, daß er einer Widerlegung oder Widervergeltung würdig befunden worden wäre. Leute wie Kenrick, Campbell, Mac Nicol und Henderson, boten Alles auf, um ihn zu ärgern und hofften, daß er durch eine Antwort ihnen Wichtigkeit verleihen sollte. Dennoch wird der Leser in seinen Schriften vergebens nach einer Anspielung auf Kenrick, Campbell, Mac Nicol oder Henderson suchen."

2) Lettres inédites de Voltaire, ricueillies par M. de Cayrot, avec une préface de M. Saint-Marc Girardin. Paris, Didier, 1856. Deux volumes.

Wenn ein in der Gegenwart so viel geltender Akademiker wie Girardin bisher noch unedirte Briefe des Mannes herausgibt, den Frankreich seinen ersten Geist nennt, so muß diese doppelte Empfehlung der Verbreitung der Sammlung großen Vorschub leisten. Indessen enthält das Werk wenig Werthvolles. Es bringt im Geschmack unserer Göthe- und Schillerliteratur alle möglichen Billets, die Voltaire geschrieben, oft vom leersten Inhalt oder höchstens mit einer artigen Phrase, ans Tageslicht und liefert den Beweis, mit wie vielen vornehmen Personen Voltaire im Verkehr gewesen ist. Aber was gewinnt die Weltgeschichte dabei? Was lernen wir daraus, das wir nicht schon wüßten?

Deutschen Lesern, denen alles wichtig ist, was ihre großen Classiker betrifft, sey bemerkt, daß in der vorliegenden Sammlung ein Brief Voltaire's auch an Lessing vorkommt. Derselbe handelt aber nur von einer sehr geringen Kleinigkeit. Voltaire beschwert sich, daß Lessing seinem Sekretair ein von ihm durchcorrigirtes Exemplar eines seiner Werke weggenommen habe und bittet dringend um Zurückgabe. Darauf beschränkt sich die Begegnung dieser beiden Sterne erster Größe am damaligen literarischen Himmel. Es wäre eben so gut, wenn wir es nicht wüßten.

In einigen Briefen macht sich Voltaire ganz ehrbar und weiß den Bocksfuß gut zu verstecken. Das système de la nature Hollbachs erscheint ihm tadelswürdig, er desavouirt es und spricht von Gott, als ob er in seinen Schriften Gott nie beleidigt hätte. Mit diesen glatten Redensarten konnte Voltaire wohl in seinen Briefen vornehme Gönner beschwichtigen, aber nicht das Urtheil der Geschichte. Bei all seiner Eleganz hat Voltaire doch einen guten Theil der sansculottischen Verwilderung späterer Zeiten zu verantworten. Seine pucelle war in zahlreichen mit schändlichen Bildern gezierten Handausgaben beim Pöbel der Revolution verbreitet und der darin vorwaltende Hohn nicht blos gegen die Kirche, sondern auch gegen das Königthum der Lilien hat den Thron der Bourbons stürzen, das Fallbeil, welches Ludwigs XVI. Haupt abschnitt, schärfen helfen. Und bis auf diesen Tag sind Voltaire's Schriften das Evangelium aller Revolutionäre geblieben, aller, die nicht nur gegen Kirche und Staat, wie sie mit ihren Fehlern sind, sondern auch gegen Gott, die Religion und Sittlichkeit selbst die Faust ballen und diabolisch trotzen.

Anstatt die Gelegenheitsbillets Voltaire's herauszugeben, die für Niemand von Werth sind, hätte sich St. Marc Girardin ein größeres Verdienst erwerben können, wenn er eine Geschichte und Statistik der Verbreitung Voltaire'scher Schriften und Ideen geschrieben hätte, eine Uebersicht über alle Pracht- und Volkausgaben seiner Werke, über die unermeßliche Verbreitung grade seiner schändlichsten und giftigsten Bücher und über die noch gegenwärtig blühende Industrie, die von Paris aus über Lion und Marseille nach Italien, von Bordeaux aus nach Spanien und Amerika Voltaire's Schriften alljährlich in hunderttausenden von Exemplaren ausführt. Sodann eine Betrachtung über die Wirkungen dieser Schriften auf die kirchlichen und politischen Oppositionen, auf die Parteien in den Freistaaten von Mittel- und Südamerika rc.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Sonnabend, **Nº 21.** 14. März 1857.

## Archäologie.

Ueber die Entstehungszeit des Herakles-Torso, des Apollo von Belvedere, der Laokoonsgruppe, und über die Attisbilder auf römischen Grabdenkmälern. Zwei Vorträge von Prof. Dr. A. Haakh. Mit 17 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Metzler, 1857. 4°. S. 32

Besonderer Abdruck aus dem Protokoll der Philologenversammlung in Stuttgart im September 1856.

Der Verfasser hat mit seltenem Scharfsinn an drei der berühmtesten Kunstwerken des classischen Alterthums nachgewiesen, daß sie nicht blos der Kunst, sondern auch der Politik angehören, daß ihnen nicht nur ein ästhetischer, sondern auch ein staatsmännischer Gedanke zu Grunde liegt. Eine Eigenschaft, die sich wahrscheinlich noch von vielen andern alten Kunstwerken wird nachweisen lassen. Denn diese Werke waren nicht, wie heutzutage, in Galerien verschlossen, sondern sie befanden sich auf öffentlichen Plätzen oder in Jedermann zugänglichen Tempeln. Und sie wurden nicht aufgestellt wie heutzutage, als Werke des Kunstgenies und Beiträge zur Kunstgeschichte, sondern als Ausdruck des National-, des Staats-, des Herrschergeistes, als Denkmäler der öffentlichen Meinung und des damals gebietenden Geistes. Wie die Kunst des christlichen Mittelalters der Kirche, so diente die Kunst des classischen Alterthums dem Staate und es ist grundfalsch, wenn Gelehrte von heute ihr die Selbstständigkeit andichten, welche die heutige Kunst zu ihrem eigenen Schaden besitzt. Der ganze Jammer unsrer modernen Kunst geht aus ihrer Selbstständigkeit hervor, aus der in ihr durchaus vorherrschenden Subjectivität, Künstlereitelkeit und Künstlercaprice. Sie will kein Gesetz mehr weder von der Kirche, noch vom Staat annehmen, sie hat daher den festen und würdigen Halt verloren und ist in Phantasterei und Koketterie entartet. Heutzutage lassen sich die Könige gefallen, daß ein privilegirtes Malergenie auf die breiten Wände ihrer Paläste und Museen die individuellsten Einfälle hinwirft. Im classischen Alterthum durfte umgekehrt der Künstler nichts darstellen, was nicht dem Zweck des religiösen oder politischen Cultus diente.

Die Werke, von denen es sich hier handelt, gehörten schon der späteren Römerzeit, einer Zeit vorwiegender imperatorischer Gewalt an. Aber so wie sich in ihnen politische Gedanken und Zwecke aussprechen, so war das Nämliche auch schon früher der Fall in Bezug auf die Kunstwerke einer freieren Zeit. Die älteren Werke dienten dem Patriotismus und dem sittlichen Princip, die späteren dem Interesse der Imperatoren. Wenn man nach großen Siegen oder Staatsveränderungen neue Tempel weihte, neue Statuen öffentlich aufstellte, so legte man in diese neuen Kunstwerke irgend einen damals Jedermann verständlichen politischen Begriff hinein, der zur Erhebung und zum Troste, oder zur Warnung diente. Jedes neue öffentliche Bildwerk war ein Manifest.

Herr Haakh zeigt zuerst, wie der berühmte Torso höchst wahrscheinlich im ersten Jahrhundert vor Christo auf Befehl des Sulla verfertigt worden ist, um ihn selbst, ruhend nach seinen Siegen, zu bezeichnen. Sodann, wie der belvederische Apollo eben so wahrscheinlich auf Befehl des Nero verfertigt worden sey, um ihn als Beschützer seiner Mutter darzustellen. Der von einer Schlange umwundene Oelbaum ist das Attribut der Leto. „Der Baumstamm zur Seite des belvederischen Apoll also weist auf seine Geburt und auf die göttliche Mutter hin; und betrachten wir das Bild des Gottes, wie der Künstler es gestellt hat, den Baum-

stamm gleichsam deckend, so tritt uns der Gedanke des die Mutter schützenden, siegreichen Gottes vor die Seele. Gefunden ist die Statue zu Antium, dem Geburtsorte des Nero. Von dem später mit Fluch beladenen Herrscher aber wissen wir nicht nur, wie zur Zeit seiner Thronbesteigung die Hoffnung der römischen Welt auf ihm ruhte, sondern lesen in der Spottschrift des Seneca auf den Tod des Claudius, wie ihn jener als neuen Phöbus begrüßte und besang. Wie nun aber Nero ein neuer Apollo, so war die Mutter Agrippina eine zweite Leto: die Aufschrift einer griechischen Münze (der Samier) nennt sie *Θεομήτωρ*. Und wie Apollo nach dem Mythus seine Mutter zu der Stätte des Orakels geleitete, und dessen Besitz, den er selbst nach der ursprünglichen Sage mit der Mutter nur theilte, durch siegreiche Bekämpfung einer feindlichen Gewalt ihr sicherte, so sollte — nach dem Sinne Agrippina's — der Sohn ihr den Herrschersitz, auf welchem sie selbst nur neben ihr den Platz ihm zugedacht, gegen feindliche Angriffe sichern. Auch diesen Gedanken des Weibes verrathen uns Münzen aus der ersten Regierungszeit des Nero, auf welchen ihr Name und Titel auf der Vorder-, und der des Nero auf der Rückseite erscheint. Den Phöbus-Nero also, den Sohn der Leto-Agrippina, und die letztere durch den Sohn war das Denkmal, dem seit Winkelmann mehr als eine Generation so viel Begeisterung geweiht hat, zu feiern bestimmt: ein erkältender Gedanke freilich, welchem gleichwohl eine objective, auf nüchterner Forschung ruhende Betrachtung sich gern oder ungern wird bequemen müssen."

Aeußerst scharfsinnig ist die Erklärung der Laokoonsgruppe, und, wenn auch mehr als jede andre Zweifeln ausgesetzt, doch nicht wohl durch irgend eine der bisherigen Widerreden zu überwinden und zu beseitigen. „Die politische Tendenz der Laokoonsgruppe verräth Josephus, der Geschichtschreiber des jüdischen Krieges, welcher seine Geschichte mit den Worten beginnt: ‚der Krieg der Juden gegen die Römer übertreffe nicht blos die in seiner Zeit erlebten, sondern beinahe all: von der Geschichte gemeldeten Kriege zwischen Staaten und Staaten oder Völkern und Völkern an Bedeutung,‘ und der weiterhin eine Parallele des jüdischen und trojanischen Krieges ahnen läßt. In Buch II. 17, 2 erzählt er: ‚Zu derselben Zeit forderte Eleazar, der Sohn des Hohepriesters Ananias, ein äußerst verwegener Jüngling, der damals eine Befehlshaberstelle inne hatte, die, welche den Gottesdienst besorgten, auf, keine Gaben oder Opfer mehr von Nichtjuden anzunehmen. Hierin aber lag der Anfang des Krieges gegen die Römer: denn man wies damit das Opfer des Kaisers für diese zurück.‘ (Vgl. H. Parets Uebersetzung. Stuttgart, 1855. S. 304.) Und hinwiederum, 17, 4: ‚Indessen wurden Priester vorgeführt, welche der alten Sitten kundig waren und auseinander setzten, wie die Vorfahren zu allen Zeiten die Opfer von Ausländern angenommen hätten. Auf alles dies achtete jedoch keiner der Aufständischen: die Priester, die den Gottesdienst versahen, und jene den Krieg förmlich eröffnende Maßregel durchgesetzt hatten, waren nicht einmal in der Versammlung erschienen.‘ (Ebend. S. 305 f.) Die Priester nun, so folgere ich, die die Gaben der Römer an den jüdischen Tempeln zurückwiesen, sind angedeutet durch Laokoon, den trojanischen Priester, der das Anathema der Griechen an die troische Göttin zurückwies und verletzte (Virgil., Aen. II. 41 ff.)." Der Krieg war allerdings von solchem Belang, daß die Aufrichtung einer seine Strafe charakterisirenden Statuengruppe gerechtfertigt erscheint. Die Wahl der Laokoonsgruppe lag um so näher, als den besiegten Juden die Bestrafung durch Schlangen in der Wüste aus den Büchern Mosis bekannt und eine geläufige Vorstellung war. Von vorzüglicher Wichtigkeit aber ist die bekannte Stelle des älteren Plinius über Laocoon, worin er ausdrücklich sagt: de consilii sententia (fecere artifices), was gar nicht anders aufgefaßt werden kann, als: das Bild aufzustellen, wurde im kaiserlichen Staatsrathe beschlossen. Die weiteren Gründe, die für Herrn Haakhs Erklärung sprechen, muß man in seiner Schrift selbst nachlesen. Wir theilen nur noch eine interessante Stelle mit, die Prof. Bock (aus Brüssel) hinzugefügt hat: „Die Hypothese, welche Herr Professor Haakh in Betreff der Laokoonsgruppe veröffentlicht, erhält, wie ich glaube, eine nicht unwichtige Bestätigung durch ein in der unmittelbar auf die Regierungszeit des Titus folgenden Periode entstandenes Bildwerk, das mit Weglassung der Kinder und geschickter Ersetzung der Schlangen als eine genaue Nachbildung jenes Originales gelten muß, das zu Rom die allgemeine Bewunderung erregte. Es ist dies das Erzbild des leidenden Prometheus, welches uns nebst manchen andern Kunstwerken, womit Alexandrien ausgeschmückt war, der Rhetor Nikolaos beschrieben hat (Walz, Rhett. Graec. Vol. I. p. 306 sqq.), und das uns zugleich eine im 13. Regierungsjahre des Trajan (29. Aug. 109 bis 29. Aug. 110 n. Chr. nach ägypt. Rechnung) zu Alexandrien geprägte Münze (s. Mionnet, descr. de Méd. ant. grecques et romaines, T. VI. p. 118 Nr. 634) vor Augen stellt. — Um die Zeit, wo dieses Denkmal entstand, widmete Trajan, nach Beendigung des Dacischen Krieges, seine Thätigkeit der Ausführung großer Friedenswerke an allen

bedeutenden Punkten des römischen Reichs. Um diese Zeit sind zu Alexandrien die unterschiedlichen Baudenkmale zu Stande gekommen, für welche, wie der Redner Dio Chrysostomus (Or. XXXII.) bezeugt, diese Stadt der Freigebigkeit des Kaisers zu Dank verpflichtet war. Daß mit diesen Unternehmungen die Sorge für die Erhaltung der noch vielfach und ernstlich bedrohten Ordnung und Sicherheit des Staates unausgesetzt Hand in Hand ging, versteht sich von selbst. Daß der praktische Hauptzweck, welchen die römische Regierung im Interesse ihrer Selbsterhaltung zu verfolgen hatte, bei der Errichtung eines so großartigen öffentlichen Denkmals, wie die Prometheus-Statue gewesen seyn muß, nicht aus den Augen verloren wurde, wird man gewiß verständiger, und den obwaltenden Verhältnissen angemessener finden, als die Unterstellung, Trajan habe blos zum müßigen Ergötzen der alexandrinischen Bevölkerung ein Werk anfertigen lassen, das in der ‚zweiten Stadt des Reiches' (Dio Chrys.) der bedeutendsten Kunstzierde an die Seite treten sollte, womit unter einem seiner unmittelbaren Vorgänger Rom bereichert worden war. Der Zweck, welcher der Aufstellung des in Frage stehenden Denkmals zum Grunde lag, spricht sich gewissermaßen noch augenfälliger aus, wie es bei der Laokoonsgruppe der Fall ist. Die grausame unerbittliche Bestrafung, welcher selbst ein Halbgott nicht entging, der freventlich die von Zeus angeordnete Gesetzmäßigkeit zu überschreiten sich unterfangen hatte, dies ist die Thatsache, welche, wie Nikolaos hervorhebt, die Beschauung des ergreifenden Bildwerks den Gemüthern einprägen sollte. Dadurch nun wird der Betrachtende ernstlich abgemahnt von jeder verwegenen Anmaßung, sich der kaiserlichen Herrschaft zu entziehen, welche die von Zeus eingesetzte Weltordnung auf Erden repräsentirt und verwirklicht. Diese Mahnung ist freilich allgemein, an die bewegliche, jähzornige, unablässig zu Meutereien neigende Einwohnerschaft von Alexandrien gerichtet; zunächst aber spricht sie zu dem gefährlichsten, schwürigsten Bestandtheile derselben, der zahlreichen jüdischen Bevölkerung."

Möge man über Einzelnheiten auch streiten, im Allgemeinen bleibt gewiß, daß die öffentlichen Kunstdenkmäler der Alten nicht zufälligen Geschmacksgrillen entsprungen sind, sondern überall eine Bedeutung für das öffentliche Leben, für das Staatswohl oder für die Zwecke der Herrscher gehabt haben.

Die doppelten Attisbilder auf römischen Grabdenkmälern erklärt Herr Haakh sinnig mit Beziehung auf die indischen, persischen und germanischen Dioskuren. „Einem göttlichen Brüder-, beziehungsweise Zwillingspaare begegnen wir in der Mythologie der verschiedensten Völker des Alterthums; und gehen wir auf die ältesten arischen Göttersysteme zurück, so entsprechen die persischen Aspinen den indischen Açvinen, jenen Zwillingssöhnen des Sonnengottes Surja, die als Geister des morgendlichen Lichtes auf ihren, mit den guten Pferden bespannten Wagen jeden Morgen am Himmel emporsteigen. Zwei Açvinen sind es, zusammen auf dem Wagen stehend, wie die Sitte der arischen Völker zwei engverbundene Gefährten auf dem Streitwagen kennt, der eine Kämpfer und der andere Lenker des Wagens. In den mancherlei Sagen von einem göttlichen oder Heldenbrüderpaare, die im Umkreise griechischer Mythologie uns entgegentreten, ist der ursprüngliche Charakter von Lichtgeistern bald reiner erhalten (wie bei den Dioskuren), bald mehr oder weniger verdunkelt. Und auch das Verhältniß der Brüder ist in den verschiedenen Sagen ein verschiedenes. Bald sind sie unzertrennlich, bald getrennt von einander: und wenn einer durch die Hand des andern den Tod findet, wie dies der Inhalt von mehr als einer Sage ist, so bringt entweder einer dem andern ohne Absicht und von Ungefähr den Untergang und betrauert den Verlorenen, oder sind es auch feindliche Brüder, von denen einer den andern verfolgt oder erlegt. Daß Naturvorgänge, wie der Wechsel von Gestirnen oder der Wechsel von Jahreszeiten, in diesen Brudermythen, wie nicht minder in den Mythen von der Göttin und ihrem Geliebten, und hinwiederum in der Sage von dem entmannten Götterjünglinge symbolisirt sind, bedarf nur der Andeutung. — Als Gebärde der Trauer tritt uns nicht nur das Aufstützen des Kinns auf die eine Hand, sondern ebenso das Kreuzen der Beine, welches in der Symbolik der alten Kunst nicht allein die Ruhe, wie schon Lessing ausführte, sondern häufig die Trauer bedeutet, entgegen. Wie schicklich nun aber die Vorstellung eines getrennten, sich gegenseitig betrauernden Brüderpaares für Grabdenkmäler sei, das leuchtet von selbst ein."

Möge der Verfasser, dem ein reiches Wissen in archäologischen Dingen inwohnt, bald noch mehr Früchte seiner reifen Arbeiten zu Tage fördern.

---

## Kirchengeschichte.

Allgemeine kirchliche Chronik von Karl Matthes. Dritter Jahrgang, das Jahr 1856. Leipzig, Gustav Mayer, 1857.

Ohne mit der Auffassung einverstanden zu seyn, müssen wir doch das kleine Buch als historischen Leit-

faden empfehlen, indem er Jahr aus Jahr ein die kirchlichen Vorfälle der jüngsten Vergangenheit zur Uebersicht bringt. Mit der Auffassung sind wir nicht einverstanden, weil zu viel Gehässigkeit theils gegen die katholische Kirche, theils gegen die strengere Gläubigkeit auch in der evangelischen durchblickt.

Im Allgemeinen gibt sich ein reges Leben und Streben in sämmtlichen getrennten Kirchen kund. In Rußland scheint die einseitige, von Kaiser Nicolaus nicht ohne despotische Gewaltthätigkeit durchgeführte Orthodoxie unter dem jungen Kaiser einem milderen System gewichen zu seyn und die Toleranz des ersten Alexander wiederzukehren, was nicht genug zu ehren ist, da jeder Versuch, die andern Kirchen unter die russische Staatskirche unterzustecken und das Abendland zu gräcisiren, Europa in die blutigsten Kriege führen und doch nicht gelingen würde. Der Zug der Geister geht von Westen nach Osten, nicht umgekehrt. Rußland hat noch lange nicht genug Elemente der abendländischen Bildung und sittlichen Energie in sich aufgenommen, um seiner Mission für den Orient zu genügen. Noch viel weniger kann es, mit der Barbarei allein im Bunde, den Occident beherrschen wollen. Nur durch Wiederkehr der Toleranz und des Uebergewichts abendländischer Bildung wird Rußland ferner prosperiren, wie es seit Peter dem Großen durch dieselben Mittel prosperirt hat. Das System der Intoleranz und Nivellirung aller Nationalitäten und Confessionen, wie es Kaiser Nicolaus versuchte, war kein glückliches. Es war nicht nur ungerecht, sondern auch unweise.

Die römische Kirche ist durch das österreichische Concordat und durch die Wohlgeneigtheit Napoleons III. äußerlich, durch die Begeisterung und den frommen Eifer des Klerus auch innerlich erstarkt. Insbesondere war die katholische Presse sehr thätig. Doch ist diese Presse in Frankreich gespalten und in Deutschland dem Einfluß der endemischen Vielschreiberei und buchhändlerischen Speculation verfallen. Wenn man es als ein überraschendes Zeichen für die katholische Einheit erachten muß, daß Günther sich dem päbstlichen Verbote seiner Lehre ohne Nöthigung unterworfen hat, so bleibt nur noch zu wünschen übrig, der h. Vater möchte auch einmal vor der geistlosen Buchmacherei auf dem katholischen Gebiete warnen, denn die Irrlehre selbst kann nicht schlimmer seyn, als das Herabziehen des Heiligen ins Gemeine, Triviale und Langweilige.

Auf dem Gebiet der getrennten evangelischen Kirchen ist alles Kampf. Man glaubt in ein Schlachtfeld zu sehen und wie auf Kaulbachs berühmter Attilaschlacht mischen sich unter die lebensfrischen Kämpfer auch gespenstische. In der That, wenn man in unsern Tagen wieder die Sprache eines Flacius, Heßhusius &c. hört, wenn wieder ein Pastor den andern, wie am Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts, von der Kanzel herab anathematisirt, so hat man Gespenster in Wolkenkragen vor sich, die der Vorwelt angehört haben, aber nicht mehr in die unsrige passen. Die Partei der Gläubigen, welche nicht wie Wichern das Heil in der thätigen Liebe, der wahren Nachfolge Christi, sondern in dem Wiederauffrischen des lieblosen Dogmenstreites sucht, befindet sich auf einem Irrwege. Wenn es schon der unter allen Umständen zeitgemäßen und berechtigten Partei der werkthätigen Liebe nicht leicht ist, in einem an Unglauben und Frivolität, heidnische Bildung und Luxus, Börsenschwindel und jede Art von Egoismus gewöhnten Zeitalter durchzudringen, so kann es noch viel weniger einer Gläubigkeit möglich seyn, die sich in irgend eines der vielen zur Reformationszeit strittig gewesenen Dogmas verrannt hat. Die Befürchtung, daß durch solche Einseitigkeiten die Kirche vollends in Kirchlein und Afterkirchlein zerfallen müsse, ist wohlgegründet und unter diesem Gesichtspunkt der Versuch, die Kirche wenigstens äußerlich durch Union zusammenzuhalten, entschuldigt. Auf der andern Seite entsteht aber wieder die Gefahr, durch einen gar zu knappen Consensus den Charakter der beiden großen Kirchen der Reformation zu verwischen und den historischen Boden zu verlieren. Wie auch der verworrene Streit gelöst werden mag, immer bleibt es gewiß, daß die evangelische Kirche nicht durch den brennenden Eifer und die Dialektik der Dogmatiker, sondern nur durch die werkthätige Liebe neu erbaut werden kann. Zumal in unsrer Zeit mit ihrem tiefen socialen Wehe kann nicht mehr sola fides helfen, die caritas vor allem muß der Kirche Pförtnerin seyn.

Wir stehen noch mitten in der Gährung und wenn die vorliegende Chronik fortdauert, wird sie noch von schweren und heißen Kämpfen zu berichten bekommen. Die Frommen, die jetzt, zumal in Berlin, Oberwasser haben, werden es nicht immer behalten. Die Lichtfreundlichkeit blickt noch aus allen Ecken unter der Decke hervor. Deshalb ist jeder Triumph der Kirchlichen voreilig und jede Unbesonnenheit, die sie begehen, ihnen selbst doppelt verderblich.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Mittwoch, N° 22. 18. März 1857.

## Altnordische Literatur.

Eddische Studien von Paulus Cassel. I. Fiölvinnsmal. Eine Publikation der Erfurter Akademie. Weimar, Böhlau, 1856.

In dieser geistvollen Arbeit wird zuerst das deutsche Märchen charakterisirt. „Die orientalischen Märchen sind gefärbt von der depravirten Civilisation des sinnlichen Genusses, den sie in die Höhe und Breite des Unglaublichen erhöhen, um darin Lehre und Tröstung einzuspinnen. Das germanische Märchen ist aus der natürlichen Kindlichkeit des Gemüthes gewachsen und trägt dessen Anschauungen, einfache Hoffnungen, lieblichen Spiele in die idealen Zauber hinein, welche eben so oft melancholisch als humoristisch, zart als wild, belehrend als warnend sind. Ein echt deutsches Märchen ist wie ein deutsches Kindergemüth. Mit der Sinnigkeit eines tiefblauen Auges schaut es in die unsinnliche Wunschwelt hinein. Nur ein deutsches christlich Kind versteht ein Märchen wie vom Sternthaler und nur aus deutschen Herzen kann die Liebe und Lehre fließen, welche in seinem christlichen Kelche verborgen liegt." Als des Märchens Seele bezeichnet der Verfasser mit Recht „den Wunsch" und ihren Gegensatz, die Verwünschung. „Denn über die Sinnlichkeit der gegenwärtigen Welt will die Sehnsucht des Kindes und des Volkes hinaus, wenn es auf den Flügeln seiner Phantasie eine andere Welt, eine zweite Natur erbaut. Wenn das Herz eingeengt in den Fesseln gegenwärtiger Zustände leidet, so fährt es in kindlicher Zuversicht auf dem Wunsche hinaus in die freie Ferne, wo andere Gesetze und bessere Gestirne herrschen. Die kindliche Natur findet in der Befriedigung ihrer Wünsche das höchste Glück ꝛc. Die Wunschmenschen und die Verwünschten sind aus den Volksmeinungen hervorgegangen wie Zwillinge, freilich nicht wie Eros und Anteros, aber doch wie Tag und Nacht, wie Licht und Finsterniß, wie Engel und Hexe. Auch darin copiren die Märchen die Volksansicht vom Leben. Es ist nicht immer eine ethische Gerechtigkeit für den Grund des Verwünschtseyns vorhanden. Die Zufälligkeit des Glückes ist auch die des Unglückes. Neben der verdienten Strafe, als die hier solche Gebundenheit erscheint, hat sie dort das unmotivirte Unglück, Dulden und Entbehren ausgedrückt, wie es dem unbewaffneten Auge des Menschen oft zu seyn dünkt. Aber es gibt kein Leid ohne Erlösung. Diese herrliche Lehre prägt die Märchenwelt auf allen ihren Blättern aus. Es gibt keine Verwünschung, für die nicht eine Entzauberung möglich ist. Alle Gebundenheit kann frei werden. Alles Elend kann geheilt werden, wenn die rechte Medizin, die rechte Stunde, der rechte Meister da ist."

Das ist ohne Zweifel die richtigste und tiefste Auffassung des deutschen Volksmärchens.

Nun ist das wundervolle Lied der alten Edda, Fiölvinnsmal, die Krone aller Märchen, die von der Erfüllung des Wunsches handeln, und in dem sowohl die Sehnsucht der Gebundenen und lange Harrenden, wie der herrliche Frohsinn des Erlösers und göttlichen Bräutigams den höchsten Zauber der Poesie erreicht. Herr Cassel hat sich ein nicht geringes Verdienst erworben, auf die Schönheit dieser alten Dichtung wie auf einen lange verborgenen Schatz hingewiesen zu haben.

Seine Deutung aber ist dem Stoffe noch nicht adäquat. Die festen Gestalten des Eddaliedes sind bei ihm zu sehr im allgemeinen Begriffe verflüchtigt. Der Hyfjaberg, auf dem Menglöd mit ihren 9 Heiljungfrauen harrt, wird von Herrn Cassel S. 41 gar zu summarisch als „Berg des Heils", d. h. als das „Oben, wo das Glück wohnt", mit einem Wort als „Himmel" verstanden. Auch für Menglöd findet Herr Cassel keinen be-

stimmten Charakter, sie ist ihm ganz allgemein eine Personification der endlich befriedigten Sehnsucht. Eben so wenig entdeckt er irgend etwas Bestimmtes in dem Erlöser oder wiederkehrenden Geliebten. Auf die Erklärung dieser Hauptgestalten scheint er uns zu wenig Aufmerksamkeit verwandt zu haben, während er Nebendinge, z. B. das Symbol des Hahnes, mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit auf vielen Seiten erörtert.

Wir sind der Meinung, die Wohnung Menglöds bedeute keineswegs blos den Himmel oder das Heil oben, und Menglöd selbst sey eine ganz bestimmte, von jeder andern verschiedene göttliche Gestalt des alten heidnischen Glaubens.

Menglöds Gluthsaal dreht sich unaufhörlich, wie auf einer Lanzenspitze. Das entspricht genau der Symbolik des Sommerrades. Wölfe bewachen die Jungfrau im Gluthsaal, das entspricht dem Wolfe, der die Sonne verfolgt, so lange sie durch die Zeit laufen muß. Nur die Feder eines Hahnes kann die Wölfe besiegen, das ist der Hahn, der aus dem Uebel dieser Zeitlichkeit einst zur Ewigkeit erwecken soll. Die Jungfrau im Gluthsaal der Sonne ist das verwünschte Kind der Ewigkeit, die aus den Himmeln gestürzte Iduna, das Princip der Unsterblichkeit mitten im ewigen Absterben der Natur, der jungfräulichen Reinheit mitten unter irdischen Lastern, des ewigen Heiles mitten unter dem Elend der Zeitlichkeit. Sie wird als Iduna aufgefaßt mit Bezug auf ihren Ursprung aus der Ewigkeit. Daß Iduna dasselbe Wesen wie Gerda sey, hat Simrock gut nachgewiesen. Aber sie ist Gerda nur in Bezug auf den jährlichen Wechsel in der Zeitlichkeit. Das berühmte Eddalied von Skirnirs Fahrt zu Gerda erklärt sich einfach so: Freyr, der gute Sommergott, wirbt um die Sonnenjungfrau, aber nur der starke Donnerer (das ist Skirnir) kann sie ihm gewinnen, der sie in den Frühlingsgewittern gleichsam aus der Gefangenschaft der winterlichen Riesen befreit. Brynhilldr in der Waberlohe scheint wieder ganz dasselbe Wesen zu seyn, nur nicht mehr wie Gerda physisch, sondern sittlich aufgefaßt als das in die Zeitlichkeit gebannte, ihres ewigen Werthes sich bewußte und über ihre unwürdige Verkuppelung verzweifelnde Tochter des Himmels, eine Asträa, die nicht entfliehen kann, dasselbe Wesen wie die am Fuß der Esche schlafende Iduna, deren Blöße die Götter mit dem Wolfsfelle decken.

Menglöd endlich ist wieder dasselbe Wesen, nur aufgefaßt als bis zur Wiederkehr der Ewigkeit in der Zeit geduldig harrend und Gutes wirkend. Darum ist sie die Heilgöttin, der Segen in der irdischen Natur überhaupt, in der Pflanzenwelt und Saat. Darum ist sie die Tochter eines arbeitenden Zwerges und die Enkelin der als Schlange unter der Erde verborgenen Lebenskraft. Der Sinn der eddischen Dichtung ist nun, die in dem Verwünschungszustande so geduldig und sanft ausgehalten und immer Gutes gethan, findet endlich den, der sie vom Bann des Zeitlichen erlöst und dem ewigen Glücke wiedergibt.

Die berühmte Waberlohe ist nicht sowohl das Sonnenfeuer überhaupt, wie es sich überall gleich bleibt, als vielmehr das Nordlicht in einem Sinne, in dem es mit dem Sonnenfeuer identisch wird. Die Alten glaubten, die Sonne laufe, nachdem sie im Westen untergegangen, am nördlichen Rande der Erde hinter einem hohen Gebirge herum zum Osten zurück und beginne Morgens ihren Lauf von neuem. Vgl. Aristoteles Meteorologie I. 1. Dort hoch im Norden unter dem Pole dachte man sich daher auch ein Paradies des Sonnengottes (Phöbus), wo er mit den Musen tanze. Vgl. Diodor II. 47, womit die Vorstellung zusammenhängt, daß von den dort wachsenden Bäumen durch die Sonnengluth der Bernstein ausgeschwitzt werde. Vgl. Plinius, Naturgeschichte. Für diese Vorstellungsweise lassen sich noch eine Menge Zeugnisse aus den Alten beibringen. Weilt nun die Sonne jede Nacht im Norden, so ist doch unter allen Nächten die längste, in der Wintersonnenwende, besonders zu ihrer Feier geeignet. Ihr Wiederschein im Nordlicht dicht unter dem Pole in den längsten Jahresnächten scheint mir die wahrscheinlichste Erklärung der Waberlohe. Wie nach der alten Vorstellung unter dem Nordpol in der längsten Nacht in jeder Wintersonnenwende die Sonne ihren neuen Jahreslauf anfängt, so ist auch hier der Anfang des Sonnenlaufs in der gesammten Zeit überhaupt zu suchen. Von hier ging sie aus, hieher kehrt sie immer wieder zurück, hier ist ihre irdische Heimath.

Mit Sigurds Ritt über die Waberlohe beginnt der gesammte Lauf der Sonne in der Zeitlichkeit, mit Swipdagers Ritt zu Menglöd endet dieser zeitliche Lauf und kehrt sie in die Ewigkeit zurück. Mit Skirnirs Ritt beginnt jeder neue Sonnenlauf im Jahre. Das geschieht in der Wintersonnenwende, weshalb auch Gerda dem Winter angehört. Die Wintersonnenwende bezeichnet den Anfang in der Zeit, wie der Polarstern und der ihm benachbarte große Bär im äußersten Norden den Anfang im Raum. Beides sind die einzigen Ruhepunkte in der allgemeinen Weltbewegung.

Darf man sich obgenannte weibliche Wesen des nordischen Mythus als abgeleitet aus Freyja und wesentlich mit ihr identisch denken, so würde Menglöd nur eine Auffassung der geduldig harrenden Freyja seyn, im

Gegensatz gegen die ihren verlornen Odur durch die ganze Welt suchende Freyja.

Diese unsre Erklärung ist übrigens weit entfernt, derjenigen des Herrn Cassel zu widersprechen. Sie dient nur, die Wonne des Wiedersehens und der Erlösung noch tiefer zu motiviren.

Wir wissen recht wohl, daß unsre Erklärungsweise Vielen zu gesucht und künstlich erscheint, allein wir haben uns Jahrzehnte lang mit eddischen Studien beschäftigt und gehen von der Behauptung nicht ab, daß wer nicht erkennt, in der Unterscheidung zwischen dem Ewigen und Zeitlichen liege die höchste Bedeutung der Eddaweisheit, sie niemals verstehen wird. Nicht die räumliche Natur nahm im deutschen Heldenglauben den Vorrang ein, sondern die Schöpfung und Bewegung in der Zeit, und alle dahin einschlagenden Begriffe sind mit bewundernswürdiger Schärfe in der Edda bis in kleine Nuancen durchgeführt.

Herrn Cassel ist nicht entgangen, daß die Sagen und Märchen vom kranken Könige, der geheilt werden soll, mit denen von der unnahbaren Burg, Montsalvaz mit der Waberlohe zusammenhängt. In einer andern Sagenreihe ist es statt des kranken Königs, welcher geheilt, der schlafende Kaiser, welcher geweckt werden und worauf die goldne Zeit zurückkehren soll. Nun steht aber mit dem schlafenden Kaiser in vielen Sagen und auch noch in christlichen Legenden die Vorstellung in Verbindung, daß eine Jungfrau denselben während seines Schlafes in einem großen Kreise umreitet, oder mit goldenem Pflug umpflügt, oder mit goldener Spindel umspinnt. Ist der schlafende Kaiser nichts andres, als der schlafende Chronos, die während der bewegten Zeitlichkeit ruhende Ewigkeit, das während der bösen Zeitalter des irdischen Lebens einstweilen stillstehende ursprüngliche goldene Zeitalter des ursprünglichen oder ewigen Friedens, so kann das umreitende Roß, der goldene Pflug und die goldene Spindel nicht wohl etwas anders bedeuten, als den Umlauf der Sonne in der Zeit im weitesten Kreise um den ewig ruhenden Nordpol. Uebrigens versetzt der Mythus den schlafenden Chronos, wie auch den schlafenden König Artur in den Norden und identificirt den letztern sogar mit dem Bärengestirn im Pole selbst.

Noch sey bemerkt, daß in der Historie von der schönen Magelone und Peter mit den Schlüsseln der alte Mythus von Menglöd abgeschattet erscheint. Magelone, von ihrem Geliebten getrennt, harrt seiner geduldig und beschäftigt sich unterdeß Kranke zu heilen mit einer nur ihr verliehenen Kunst und Geduld, bis der Erlöser mit dem Schlüsselsymbol kommt und wieder mit ihr vereinigt wird.

---

## Volkslieder.

Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius. Im Versmaaß des Originals übertragen von R. Warrens. Mit einem Vorwort von Ferdinand Wolf. Nebst 49 Melodien. Leipzig, Brockhaus, 1857.

Eine schätzbare Sammlung, ausgezeichnet durch die Schönheit der Uebersetzung, durch die beigegebenen Melodien und durch das Vorwort. Dieselben Gedichte sind früher schon zum öftern übersetzt worden und in Deutschland wohlbekannt. Seit Herders Bemühungen um die Kunde fremder Volkspoesie genießen sie den Ruhm hoher Eigenthümlichkeit in ihrer düstern nordischen Färbung, und besonders eines mit unwiderstehlicher Gewalt ergreifenden Schmerzes. Wen müßten die wunderbaren Töne nicht fesseln in folgenden Liedern:

Herr Olof reitet im Dämmerschein,
So kommt er in den Elfenreih'n.
Der Tanz geht wohl,
So wohl im Haine ꝛc.

oder:

Stolz Margareth's Vater war mächtig und reich,
Wie wird mir die Weile so lang —
Und König war er über sieben Königreich'.
Doch ich weiß, wie der Kummer drückt ꝛc.

oder:

Und die Jungfrau, sie ging zum Meeresstrand,
Vergiß meiner nie! —
Einen jungen Edelmann dorten sie fand.
Derweil grünet die Lind' auf dem Eiland schön.

Er warf ihr in's Knie die Goldbänder fein:
Vergiß meiner nie! —
„Und verlobet Euch mir, schön Jungfräulein!"
Derweil grünet die Lind' auf dem Eiland schön.

„Was aber wird meine Pflegerin sagen,
Vergiß meiner nie! —
Siehet sie mich die Goldbänder tragen?"
Derweil grünet die Lind' auf dem Eiland schön.

„Sag' ihr, du gingest am Meeresstrand,
Vergiß meiner nie! —
Und fandest das Goldband im weißen Sand."
Derweil grünet die Lind' auf dem Eiland schön.

„Und was soll ich der Pflegerin sagen,
Vergiß meiner nie! —
Sieht sie mich bleiche Wangen tragen?"
Derweil grünet die Lind' auf dem Eiland schön 2c.

Im Vorwort hat sich Herr Ferdinand Wolf Mühe gegeben, den Beweis zu führen, die s. g. Volkslieder seyen eigentlich keine Volkslieder, sondern Erzeugnisse der ritterlichen Poesie, die nur ins Volk übergegangen und von demselben bewahrt worden seyen, nachdem die Vornehmen sich einem andern Geschmack zugewendet hätten. Dafür spricht schon das häufige Vorkommen von Herren, Rittern 2c. in den Balladen. Ist das vollkommen richtig, so macht doch wohl manches Lied eine Ausnahme, welches man als älter und aus einer Zeit hervorgegangen betrachten darf, in welcher noch kein Feudaladel von Deutschland herüber in Skandinavien eingedrungen war, sondern noch den Königen und deren Gefolge die Bonden (freie Bauern von zum Theil sehr edlem Geschlechte) aus ihren Höfen gegenüberstanden, Bonden, die sich im Liede wie im Kampfe mit den königlichen Gefolgen maßen. Betrachten wir ein Lied wie folgendes:

### Ritter Tynne.

Und es war Ritter Tynne,
Er war ein gar schweigsamer Ritter,
Und sey's zu Fuß, und sey's zu Roß,
Getrost und muthig stritt er.
Führet wohl die Runen!

Und es war Ritter Tynne,
Wollt' jagen Hirsch und Hinde;
Da sah er klein Ulfwa, des Zwergen Tochter,
Wohl unter der grünenden Linde.
Führet wohl die Runen!

Und es war klein Ulfwa, des Zwergen Tochter,
Sie sprach zur Dienerinne:
„Du schaff' mir meine Harfe zur Stell',
Daß ich verlocke den Ritter Tynne."
Lenket wohl die Runen!

Zum Ersten sie in die Harfe schlug,
So lieblich mochte das klingen:
Die reißenden Thier' in Feld und Wald
Sie hielten inn' im Springen.
Lenket wohl die Runen!

Zum Zweiten sie in die Harfe schlug,
So lieblich mochte das klingen:
Der kleine grau' Falk auf dem Zweigelein,
Er hob zum Fluge die Schwingen.
Lenket wohl die Runen!

Zum Dritten sie in die Harfe schlug,
So lieblich mochte das klingen:
Das kleine Fischlein im Flusse klar
Vergaß, wohinaus zu schwimmen.
Lenket wohl die Runen!

Hier blühte die Au', hier grünte die Flur,
Durch Runenkunst mocht' es geschehen;
Ritter Tynne dem Rößlein die Sporen gab,
Er konnte nicht widerstehen.
Lenket wohl die Runen 2c.

Das ist ein so alterthümliches Lied, daß es nicht erst dem späteren ritterlichen Mittelalter entsprungen zu seyn scheint, wenn gleich der Held ein Ritter ist. Name und Begriff des Tynne mahnen vielmehr an den Tanhäuser, Tamlane, Ritter Thomas 2c., die nach der deutschen und englischen Sage gleichfalls ins Elbenreich, in den Venusberg 2c. verlockt werden. Das Lied existirte wahrscheinlich schon, ehe der Ritternamen nach Schweden gelangte, in einer ganz alterthümlichen Form. Und wahrscheinlich gilt das nämliche auch von andern Liedern, in denen die ganze Haltung noch heidnisch ist.

Beiläufig bemerken wir zu S. VII des Vorworts, daß wir bei der höchsten Verehrung für Herders Bemühungen um die Volkspoesie doch den Posaunenstoß Oscar Schades „Herders Stimmen der Völker sind die größte prophetische That der Neuzeit" für Nonsens erklären müssen.

Die echt schwedischen Nationalmelodien, aus dem Munde des Volkes gesammelt, gereichen der vorliegenden Sammlung zur besonderen Zierde.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, N° 23. 21. März 1857.


## Länder- und Völkerkunde.

Mittheilungen aus Nordamerika mit besonderer Rücksicht auf die Auswanderung. Band I. Nr. 1—5. Frankfurt a. M., bei Auffarth, 1857. Groß 4°.

Eine neue Zeitschrift von einem erfahrenen Manne herausgegeben, der wir einige sehr gut geschriebene Notizen entnehmen. In der ersten Nummer treten als das beste hervor die Aufsätze über das Klima und die Jahreszeiten in New-York, desgleichen die Städte an den großen Binnenseen, beide von Eduard Pelz, transatlantische Visionen von C. Pilger, die Apotheken in den Ver. Staaten, Statistik des Handels und der Schifffahrt 2c.

Der nordamerikanischen Freiheit wird darin nicht zu viel Weihrauch gestreut, die Härte des Nationalcharakters und die Humbug-Corruption wird schonungslos enthüllt. Mit geistvollem Humor, durch den ein tiefer Ernst, zuweilen sogar ein poetischer Schmerz durchblickt, wird die Tyrannei des Pöbels geschildert. In der That ist das ganze Yankeevolk ein moderner Gerber Kleon und eines Aristophanes werth.

Hier ein Frühlingsbild aus New-York. Das Grün läßt lange, lange auf sich warten. Der April ist härter, es ist schon Mitte Mai und noch kein Grün. „Kaum daß um diese Zeit die knorrigen Hängeweiden und zwar erst gegen Ende des Mai, Anstalt treffen sich zu belauben; kaum daß neu wirkender Saft in den Gräsern bemerkbar wird. Gräser und Bäume werden durch windigen Dazwischentritt aus Nordwesten in conventioneller Erkältung gehalten; sie haben sich — so scheints — früherhin schon Witz gekauft und halten nun als gute Politiker jeden Sonnenstrahl für einen heuchlerischen Schuft, der hinter sich nur eisige Tücke birgt. Wie Besen stehen, mürrisch trotzend, Kastanien, Akazien, Hickory, Sykamoren und alle andern Laubholzgattungen, nichts als ihre trockene Anatomie zeigend da, neben immergrünen Cypressen, Cedern und sonstigem Nadelholz, recht deutlich an den Menschen erinnernd. Denn erscheinen nicht die, durch tausend bittere Erfahrungen wie mit einer Eiskruste angezogenen, einst so gemüthlichen deutschen Landsleute jenen zurückhaltenden Bäumen recht ähnlich, und hinkt der Vergleich des Nadelholzes mit Yankees, die aus Gewinnsucht stets heiter scheinen, etwa über Gebühr? Zeigt etwa der nichtswisserische Nativist seine Gesinnung, wenn er einen ‚Fremden' geschäftlich über den Löffel barbieren kann?" — Auch Vogelgesang im Lenz erwartet der deutsche Auswanderer da drüben vergebens. Da singt keine Lerche, keine Nachtigall. „Mag es nun mit dem Wegschießen der Vögel hier zu Lande eine Bewandtniß haben, welche es wolle, ein vorzügliches Resultat desselben läßt sich nicht ableugnen: die den Deutschen ‚daheim' so sehr anhängende Naturbummelei wird dadurch, wie noch durch manche andere Dinge praktisch hintertrieben. Während das junge Volk, insbesondere im lieben Deutschland, seinen Schiller in der Hand und an dessen:

> ‚Das Schönste sucht er auf den Fluren,
> Womit er seine Liebe schmückt!'

denkend, in den Büschen nach Veilchen, Maienblümchen so schön und dergleichen umherschweift, das St. Busineß, den hochheiligen Geschäftsbetrieb leichtsinnig verabsäumend, wird ihm hier im ‚great country' derlei Duselei gründlich versalzen. Nicht genug, daß es nach der Heimkehr nichts zu essen setzt, weil die Yankees nachsichtslos in Angelegenheiten ihres genannten Oberlandesheiligen sind, sondern es fitzt obendrein dem Herumtreiber, ehe er sichs versieht, gelegentlich eine derbe Ladung Vogeldunst in irgend einem Körpertheile und

man kann von Glück sagen, wenn es kein sehr edler ist. Solch ein Schuß heißt auf Englisch: ‚Mind your business!' (Denk an dein Geschäft) und es ist dabei an keinerlei Remedur zu denken, wie es in der edlen Juristensprache heißt, da der Entschuldigungsgrund dem glücklichen Schützen — zumal wenn er ein Nichtswisser, wollte sagen Amerikaner war — zur Seite steht: es sey ‚by mistake' (aus Versehen) geschossen worden. Frei übersetzt heißt das ‚aus Misverständniß' und jeder Einsichtige begreift, daß unter solchen Umständen nichts übrig bleibt, als den Schaden hinzunehmen."

Tragikomisch ist die Leidensgeschichte eines deutschen Schulmeisters unter den Yankees: „Was soll ich Ihnen über meine Schulmeisterlaufbahn sagen? Sie wissen, wie es um die Landschulen der Union steht. Bei dem nur zur Winterzeit stattfindenden, sehr unregelmäßigen Schulbesuche würde es dem bestgeschultesten Lehrer ganz unmöglich seyn, das bekannte Dintersche ‚Minimum' deutscher Dorfschulen zu erreichen, wenn — die lieben amerikanischen Mütter nicht wären. Diese dulden in keinem Falle, daß ein Lehrer ihre ‚Darlings' (Lieblinge) nur ausschelten, geschweige auf irgend eine Art strafen darf. Das wäre gegen die Würde der jungen Musterrepublikaner und Republikanerinnen, dieser künftigen Mitglieder der ‚Nation von Königen und Königinnen'. Als mir gegen das Frühjahr hin einmal die Geduld über das Gebahren meiner Schulkinder riß und ich dieselben auf gute deutsche Manier ‚mores' gelehrt hatte, entstand auf Antrieb der respectiven Mütter ein solcher Sturm gegen mich, daß meine Amtsentsetzung gerade zur Zeit erfolgte, als eben die Aufkäufer der Schweine für die großen Schlächtereien von Cincinnati unsere Village berührten und mir Gelegenheit verschafften, ein Engagement als Schweinetreiber mit fünfzehn Dollar Monatgehalt bei freier Zehrung zu bekommen."

Die Lebensweise in New-York, hier in einem gedrängten Bilde geschildert, scheint viel am Charakter des Volks zu erklären. Ein ungeheures Gedränge, concurrirende Arbeit, keine Erholung, Nachts eine stets durch Wanzen gestörte Ruhe in heißen niedern Schlafzimmern, in denen die Aermeren gesellig schlafen. „Bei einiger Neigung zum Vergleichen läßt sich, diese Wohnungszustände anlangend, wohl behaupten, daß die New-Yorker in der Menge ein fortgesetztes Zwischendecksleben führen; aber noch weit passender wird die Bezeichnung durch das Leben der Flegeljahre im Bivouak; denn Alles ist nur für den nothwendigsten augenblicklichen Bedarf berechnet, und es scheint die Zeitgenossenschaft in ihrem Thätigkeitstaumel einen höheren Plan auf ähnliche Art zu verfolgen, wie die Armee den eines Feldherrn. Diese Vorstellung ist jedenfalls angenehmer, als der Gedanke an die Wirksamkeit eines schmutzigen Mechanismus, dessen Endergebniß nichts ist als Fäulniß. Mangel an stärkender Nachtruhe, zumal im Sommer, trägt sicher viel zur hervortretenden Nervengereiztheit bei, die den Amerikanern und speciell den New-Yorkern eigen ist, und es mögen sich aus derselben gewisse krankhafte Erscheinungen unter der Bevölkerung bestimmt herleiten lassen. Sicher ist, daß der gelassene, kalte und besonnene Charakter des Britten in Amerika merkliche Veränderungen erlitten hat. Unter den Angloamerikanern gibt es einige scharfe Beobachter, denen dies nicht entging, und ein Solcher drückte sich darüber folgendermaßen aus: ‚Wir eigneten uns von den Franzosen Leichtfertigkeit und Ziererei an; von den Britten Stolz und Dogmatismus; von den Italienern und Spaniern Misgunst, Geiz und Prahlerei; von den Indianern endlich Unbarmherzigkeit und Unbändigkeit.'"

In dieser colossalen Stadt wird der Betrug auf Kosten einer unwissenden Bevölkerung zu fabelhafter Höhe getrieben. Jeder stößt den andern weg oder sucht ihn um das Seine zu prellen. Nicht im Dunkeln schleicht hier das Laster, wie in den großen Städten Europa's, sondern es bläht sich prahlerisch durch alle Straßen als König des angeblich freien Volkes. Selbst auf Zerstörung der Gesundheit des Volkes darf keck und ungestraft speculirt werden. „Im Allgemeinen darf ohne alle Uebertreibung gesagt werden, daß bei keinem andern Geschäft in der Union mehr gemeinschädliche Gewissenlosigkeit, Verderbtheit und Unwissenheit zu finden sey, als beim Apothekerwesen, und das will viel sagen, weil die herrschende Seuche der Gewinngier überall keine Mittel scheuen läßt. New-York hat den Hauptdroguenhandel für die ganze Union und wenn man die ungeheuren Massen unechter Droguen kennen lernt, die hier an den Markt kommen, so läßt sich daraus der wichtigste Schluß auf den abscheulichen Zustand der Apotheken des Landes machen. Nebenbei ist die Droguenverfälschung aller Orten stark im Gange und Bewanderte sprechen von systematischem Betriebe derselben, indem sie sich auf Anzeigen in öffentlichen Blättern beziehen, denen zufolge ganz offen Personen gesucht werden, die ‚bekannt mit Verfälschung der Droguen' sind. — Allgemein bekannt unter Bewanderten ist die förmlich fabrikmäßig betriebene Herstellung von Apothekenetablissements zum Verkauf an zu übertölpende Personen. In den Blättern New-Yorks findet man dergleichen fortwährend angeboten. Irgend ein Spekulant stellt an einem Platze, der natürlich stets in ‚bester Gegend' gelegen ist, eine Sammlung Tinkturen auf, die allen Regeln der Apo-

theferkunst Hohn sprechen und blos nach dem Wohlfeilheitsgrund ohne jede Rücksicht auf gute Beschaffenheit zusammengebraut worden sind."

## Sprachkunde.

1) Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz. Von Prof. Al. Buttmann. Berlin, Ferd. Dümmler, 1856.

Ein interessantes Büchlein, besonders in Bezug auf die Erklärungen zahlreicher Ortsnamen im östlichen, vormals slavischen Deutschland.

Der Verfasser gibt eine Uebersicht über die verschiedenen Gestaltungen von Ortsnamen. Sie beziehen sich nämlich 1) auf die Beschaffenheit der Gegend, auf Feld, Wiese, Wald, Ebene, Sumpf, Thal, Berg, Meer, See, Fluß, Mündung rc., 2) auf die Lage nach den Himmelsgegenden, hoch oder niedrig, oben oder unten, an den Grenzen, in der Mitte rc., 3) auf besondere Eigenthümlichkeiten der Farbe, der in der Gegend am häufigsten vorkommenden Bäume und Pflanzen oder Thiere, 4) auf die Größe und Gestalt des Orts, seine Länge, Breite rc., auf das vorherrschende Gebäude, eine Burg, Kirche, auf das Alter rc., 5) auf die Entstehung, den Stifter und Besitzer. Hierbei sind besonders die verschiedenartigen dem Namen des Stifters oder Besitzers angehängten Endungen zu erwägen. Wernigerode bedeutet, Werniger hat hier den Wald ausgerodet und sich seinen Hof gegründet. Gernsheim bedeutet, hier hat Gero seine Heimath. Braunschweig bedeutet, hier ist Bruno's Weich (vicus). Wolfenbüttel, hier ist Wolfs Bude (großes Haus oder Hütte). Hieher gehören noch die Endungen: sagen, leben, beuren, bude, hausen, stedel rc.

S. 21 wird gesagt: „Oft begnügt sich die Namengebung blos mit der Anhängung einer Art von Lokal-Substantivendung. Als solche erscheinen vorzugsweise die Endungen -ing, -ingen, -lingen (diese in Unzahl in Süddeutschland, wie Essing, Pföring, Tübingen, Tuttlingen rc.); -ungen, wie Gerstungen, Salzungen, Wasungen im Hessischen; -ikon im Zürcherischen, wie Pfäffikon, Altikon, Bubikon rc.; die Endung -ach, besonders in Steiermark und Franken, wie Villach, Friesach, Weissach, Schwabach (nicht von Bach abzuleiten, sondern von Schwaben) Steinach, Kronach rc.; die Endung -ich am Niederrhein, wie Lechenich, Jülich, Kessenich, Merkenich rc. (wahrscheinlich aus der lat. Lokalendung iacum, z. B. Juliacum, entstanden, denn diese Gegend war schon eine Zeitlang römisch)." Hierzu hätte bemerkt werden dürfen, daß die Endung ing, ingen auch gewöhnlich gebraucht wird, um die Nachkommenschaft eines Mannes zu bezeichnen und daß demnach der Ort, wo sich diese Nachkommen aufhalten, mit den Nachkommen selbst identificirt worden zu seyn scheint z. B. im Ort Everdingen, dem Hofe, auf dem die Everdingen als Nachkommen des Everd oder Eberhard wohnen. Was die Endung ach betrifft, so ist es sicher, daß sie nicht überall als Bach erklärt werden kann.

Von besonderem Interesse sind Erklärungen einzelner Namen z. B. bill. „Die Urbedeutung dieses alten Wortes ist gleich, eben. Erhalten hat sich diese Wurzel in der jetzigen Sprache nur noch in einigen, aber sehr gangbaren Wörtern. Zuvörderst in Bild. Insofern nämlich durch diesen Begriff die Darstellung von Körpergestalten auf einer Fläche, einer Ebene bezeichnet wird, hat die Sprache ihn sehr passend von dem Worte bill, d. h. eben, abgeleitet, also Bild = das Geebnete. Ferner in der neuen Adjektivform billig. Wie im Lat. aequus zunächst gleich, eben, sodann in der übertragenen Bedeutung billig (daher iniquus, uneben und unbillig) heißt, also auch bei uns. Daher im Englischen noch jetzt bill bekanntlich = Gesetz, Recht, und bei uns häufig noch Unbill, Plural wieder Unbilden. Auch Weichbild (wig, weig = Stadt, also Stadtrecht; vgl. Braunschweig, S. 20. 35) ist auf denselben Stamm zurückzuführen. Zu Ortsnamen war gewiß unser Wort sehr geeignet, um eine Ebene, eine Fläche der Höhe gegenüber zu bezeichnen, und wirklich gibt es eine ganze Anzahl von Namen, in denen dieses alte Wort sich deutlich wiedererkennen läßt. So z. B. in Bilbechingen (d. h. Dechingen in der Ebene), Bilderlah (ein sehr alter Ort in Hannover, d. h. ebenes Feld), noch deutlicher in Bielefeld, denn die alte Form ist bile (daher das Adj. billig als aus bilolich entstanden richtiger mit lich geschrieben werden müßte, wie auch bei adellich meistens noch geschieht). In der Pfalz liegt mitten in der großen Ebene zwischen dem Haardtgebirge und dem Rhein die Stadt Billigheim, und ein Dorf Billigheim im Badenschen Unterrheinkreis. Billig heißen mehre Dörfer am Rhein, und in der Moselgegend werden drei Dörfer desselben Namens unterschieden durch die Zusätze Welschbillig, Waldbillig (liegt oben auf einer waldigen Ebene) und Wasserbillig (d. h. Flußebene, denn es liegt hart am Flusse). Drei Grätze in Oesterreich werden unterschieden: Grätz, Windischgrätz und Billichgrätz (wenn anders die Bezeichnung Billichgrätz deutschen Ursprungs ist, was in diesen Gegenden zwei-

felhaft seyn möchte). Die höchste Kuppe des Vogelberges im Darmstädtischen heißt Bilstein, was keineswegs ein Widerspruch ist, indem ein solcher Felsen oben abgeflacht ist, also Bergebene, Plateau. Daher gibts auch mehre Ortschaften Bilstein, so genannt weil sie auf solchen Bergflächen erbaut worden. Auch Biel am Bielersee in der Schweiz kann seiner Lage nach sehr füglich von unserm Worte hergeleitet werden und viele andere besonders in nördlichen flachen Gegenden, wie Billeben (dicht bei Ebeleben, was dasselbe bedeutet), Billendorf, -hagen, -hausen, -kamp, auch Billingshausen, -halten, wahrscheinlich auch die verschiedenen Billerbecks."

Von allen diesen Namen unterscheidet der Verfasser die vom slavischen biala, weiß, hergeleiteten. „So findet man, um ein für allemal ein Beispiel der verschiedenartigen Schreibweise zu geben, Beelitz, Beelow; Behle (poln. biala), Behlo, Bela, Bele, Belitz, Belk, Belkau, Belkawe, Belkow, Below, Bely; Biela, Bielau, Bielauken, Bielawa, Bielawe, Bielawken, Bielawki, Bielawy, Bielay, Biele, Bielitz (poln. bielsk), Bielow, Bielsk, Bieltsch, Bieluk; Biblo; Bila, Bilau, Bilawken, Bilawy, Bilay, Bilin, Bilitz, Bilkau, Bilkow, Bilow, Bilsko; Böhla, Böhlau, Böhlen, Böhlitz; Bölki, Bölkow; Bülow; Byla, Bylina, Bylkow ꝛc. Daß sämmtliche hier aufgeführte Ortschaften, oder doch die allermeisten, desselben Ursprungs sind, kann man zur Genüge daraus erkennen, daß sie ohne Ausnahme den slavischen Gegenden angehören, und ferner aus dem gewiß nicht zufälligen Umstande, daß z. B. der Name Bülow (ohne h geschrieben und mit der wendischen Endung ow) nur in ehemals wendischen Ländern, besonders Mecklenburg, vorkommt; dagegen die sehr große Anzahl der mit Bühl- anfangenden Ortschaften wie Bühl, Bühlen, Bühlerthann ꝛc. sämmtlich den rheindeutschen Gegenden angehören, und in ihnen nie das h ausfällt, wegen der bereits oben gegebenen Ableitung von Bühl = Hügel."

Aus der sehr reichen Uebersicht der slavischen Namen deutscher Ortschaften heben wir nur Einiges hervor.

Görlitz, Guhrau, Göritz, Görtz, Görschen ꝛc. kommen her von gora, Berg.

Kulm, Gollmitz ꝛc. kommen her von chlum, Bergkuppe.

Leipzig, Lübben, Lübbenau, Löbau ꝛc. von lipa, Linde.

Werben, Werbelow, Werblitz von werba, Weide.

Grabow, Grabitz, Grabkow, Gräberdorf ꝛc. von grab, Buche.

Tarnow, Tarnowitz, Tornau, Tornitz ꝛc. von tarnik, Dorn.

Möckern, Mokran, Muckern ꝛc. von mokry, naß.

Luckau, Luckenwalde, Löckenitz von lug, Loch, Moor.

Baruth, Parchim, Pariz, Paretz, Paaren ꝛc. von para, Sumpf.

Deutschbrod, Böhmischbrod von brod, Furt, wie Frankfurt, Schweinfurt (die Furt der Franken und Sueven). Eisenbrod, die Furt durch den Fluß Iser.

Wohlau, Wollin von wol, Rind.

Konitz, Könnerlitz, Kunnersdorf, Kuhnern von konow, Pferd.

Gelenitz, Jelenka, Jeleny, Gellenau, Göllnitz von jelen, Elenn, Hirsch.

Zöllichau, Zelchow, Zolke, Zölz von zola, Biene.

Auf solche Weise nun belebt der Verfasser die ostdeutsche Landcharte und erklärt uns den Sinn der uns sonst so sehr anfremdenden und gleichgiltig lassenden Namen.

2) Karlsruher Namenbuch. Die Einwohnernamen der Residenzstadt Karlsruhe nach ihrer Bedeutung geordnet und erklärt von C. W. Fröhner. Karlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1856.

Obgleich Karlsruhe eine sehr junge Stadt ist, so besteht die Einwohnerschaft doch fast ausschließlich aus Alemannen und haben sich nur wenige fremde Elemente hier eingenistet. Der Verfasser verzeichnet die Namen 1) nach ihrer Beziehung zum heidnischen Mythus, 2) als altdeutsche, 3) altrömische, 4) christliche Namen, ferner sofern sie hergeleitet sind vom 5) Landleben, 6) von Gewerben, 7) Aemtern, 8) vom Kriege, 9) von Volksstämmen, 10) vom Wohnplatz, 11) von leiblichen und geistigen Eigenschaften, 12) von Zeit und Alter, 13) von der Familie oder 14) einen Schimpf bezeichnen. In einer 15ten Rubrik ist dann noch „allerlei" untergebracht.

Dieser sehr brauchbare Beitrag macht wieder den Wunsch rege, es möge durch Zusammenwirken aus allen Theilen Deutschlands gelingen, einmal zu einer Uebersicht aller alten oder sonst bedeutsamen Namen zu gelangen. Mit der Aufzeichnung der trivialen Namen wie Müller, Schmidt ꝛc. brauchte man sich nicht aufzuhalten.

Herr Fröhner zählt den Namen Neff zu den aus der Familie entlehnten, s. v. a. Neffe, neveu. Allein Neff, Neef, das alte Geschlecht der Nifen ꝛc. dürfte auch anders abzuleiten seyn. Auf die urältesten einsylbigen Namen sollte überhaupt größerer Werth gelegt werden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 24. 25. März 1857.

## Geschichte.

Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848—1849. Von Karl Jürgens. Zweite Abtheilung. Zweite Hälfte. Hannover, Helwing, 1857.

Der dritte oder Schlußband des ganzen Werkes.

Herr Jürgens hat die traurige Geschichte des Frankfurter Parlaments mit einem außerordentlich klaren Verstande und großem Scharfsinn, aber auch mit einer sichtlichen Schadenfreude geschrieben und so recht wollüstig im Pessimismus gebadet, indem er einfach alle ehrlichen Männer des Parlaments als dumm, und alle gescheidten als schlecht charakterisirt, sich selbst und seine nächsten Meinungsgenossen ausgenommen. Ob das die würdigste Art sey, Geschichte überhaupt, und die des deutschen Parlaments insbesondere zu schreiben, stellen wir in Zweifel. Alle Fehler, die in der Situation lagen, legt der Verfasser den Personen zur Last; jedes Mislingen erklärt er nur aus dem Unverstande derer, die etwas wollten und begannen, und in den Motiven erkennt er nicht sowohl eine edle Begeisterung für das Vaterland und einen guten ehrlichen Willen, als vielmehr überall Professoreneitelkeit, Verschrobenheit, Verschmitztheit &c. Das ist nicht gerecht.

Leider bietet die wahre Geschichte des Parlaments des Bedauerlichen genug dar, es ist gewiß nicht nöthig, noch Hohn hinzuzufügen, um eine so arge Karikatur daraus zu machen, wie sie im Buche des Herrn Jürgens erscheint.

Seine Behauptung, die Schuld des Scheiterns der Aufgabe sey „nicht in unbezwingbaren Zuständen und Verhängnissen, sondern in Irrungen und Ungeschick zu suchen, welche hätten vermieden werden können," — ist eine Behauptung, die er zu beweisen schuldig bleibt. Keine der damaligen Parteien, weder die Gagernsche, noch die demokratische, war im Stande, die deutschen Bundesfürsten zu entthronen und ihre Militairmacht dem Parlamente oder einem neuen Reichsoberhaupt unterzuordnen. Daß der Plan, die kleinen Fürsten durch Preußen unter einen Hut zu bringen und Oesterreich zu beseitigen, mislang, hatte seinen Grund nicht in Frankfurt und in der Unfähigkeit der dortigen Kaiserpartei, sondern der Grund lag ganz anderswo und überhaupt war die Durchführung dieses in der letzten Noth beliebten Planes ja gar nicht die ursprüngliche Aufgabe des Parlaments gewesen. Das Parlament war von vorn herein zu ohnmächtig, weder um seine wahre Aufgabe, d. h. für ganz Deutschland eine einheitliche Verfassung zu schaffen, erfüllen, noch um irgend ein Surrogat dafür durchsetzen zu können. Sobald und solange die österreichische, preußische, bayrische &c. Armee nicht ihres Eides entbunden und zu einer einzigen großen deutschen Reichs- oder Parlamentsarmee verschmolzen waren, besaßen die Fürsten in Wien, Berlin, München &c. die reelle Macht und das Frankfurter Parlament hatte nichts als Wind und Worte. Wie in aller Welt es aber das Parlament hätte möglich machen sollen, in den Besitz der reellen Macht zu kommen, das sagt uns Herr Jürgens nicht, weil er es so wenig weiß, wie sonst Jemand. Gagern konnte sich nur entweder auf die Freischaaren Heckers und Struve's oder er mußte sich auf die Bundescontingente stützen und zu Reichszwecken die Truppen von den Fürsten leihen. Daß die Freischaaren unfähig waren, Deutschland zu erobern, ist sattsam bekannt. Daß aber das Parlament, wenn es zu seinem Schutz fürstliche Truppen leihen mußte, anstatt den Fürsten Gesetze vorschreiben zu können, von denselben abhängig wurde, versteht sich von selbst. Ohne ein Parlamentsheer, welches allen fürstlichen Heeren weit überlegen war, durfte das

Parlament nicht hoffen, die neue Reichsverfassung den Fürsten octroyiren zu können. Die Abwesenheit eines Parlamentsheeres, d. h. der reellen Macht erklärt alles Mislingen allein und zur Genüge. Und wenn lauter Ciceros und Demosthenes, Solons, Aristides und Catos im Parlament gesessen hätten, und an der Weisheit, wie an der Tugend auch nicht eines Einzigen zu zweifeln gewesen wäre, so würden sie doch nichts zu Stande gebracht haben, weil sie keine Soldaten zur Verfügung hatten, weil sie keine Macht waren.

Mit allem, was sie thaten, tappten sie im Nebel herum, aber wenn sie auch anders gehandelt hätten, würden sie nichts haben ausrichten können, denn unter allen Umständen würden die Fürsten des deutschen Bundes stärker geblieben seyn, als sie, und da es im Interesse der Fürsten nicht lag, ihre Souverainetät der deutschen Einheit zu opfern, so hätte dem Parlament alles nichts geholfen, es wäre doch zuletzt entweder gesprengt, oder zur Nachgiebigkeit und Vereinbarung mit den Fürsten gezwungen worden, und nur der Wille der Fürsten allein würde entschieden haben, weil bei ihnen allein die Macht war.

Daß die s. g. kühnen Griffe Gagerns besser zaghafte Misgriffe genannt werden sollten, ist nicht zu leugnen. Den Erzherzog Johann zum Reichsverweser zu machen, war ein Misgriff, weil die im Parlament vertretene Einheitspartei um jeden Preis eine überlegene Armee haben mußte und der Erzherzog keine mitbrachte, und weil durch diese Wahl der König von Preußen als der Einzige, der eine Armee hätte mitbringen können, verletzt wurde. Der nachherige Abfall Gagerns vom Erzherzog und die Agitation für den preußischen Erbkaiser war wieder ein Misgriff, weil der König sich bekanntermaßen die Kaiserkrone nicht octroyiren lassen wollte, weil er zur Usurpation keine Neigung hatte, weil der ganze Versuch, nachdem Oesterreich schon wieder erstarkt war, zu spät kam.

Aber alle diese Misgriffe muß man als Nothgriffe entschuldigen, weil Gagern und die Mehrheit des Parlaments keine Macht hatten und, um zu einer Macht zu gelangen, zu einem unglückseligen Experimentiren, zum Greifen nach dem, was sich nicht greifen läßt, also zu Misgriffen gezwungen waren.

Man kann auch noch einen andern Umstand geltend machen, der mit der Unfähigkeit der deutschen Nation, zur Einheit zu gelangen, im genauesten Zusammenhange steht und von vorn herein das Mislingen der Parlamentsbestrebungen in Frankfurt bedingte. Der Umstand nämlich, daß die deutsche Revolution von 1848 nur eine Copie der französischen war. Wenn eine große Nation dergleichen nicht aus sich selber macht, sondern sich den Anstoß erst von außen geben lassen, erst einem Nachbar nachäffen muß, so liefert sie damit den Beweis ihrer Inferiorität oder wenigstens der Unzeitigkeit des Unternehmens.

Auf etwas möchten wir noch aufmerksam machen, woran man am wenigsten denkt. Die deutschen Reformer in Frankfurt gingen, indem sie den politischen Gesammtzustand Deutschlands ändern wollten, bei der Redaktion der deutschen Grundrechte und Reichsverfassung doch nur wieder von den Ideen und Tendenzen aus, die früher alles politische Unheil über Deutschland gebracht hatten. Der Liberalismus trug ganz und gar die Farbe der Bureaukratie und des aufgeklärten Despotismus. Das Parlament erkannte keine natürlichen Unterschiede der Stände, Berufsarten, Corporationen mehr an, sondern nivellirte alles zu gleichberechtigten Wählern und Steuerpflichtigen, zu bloßen Ziffern einer Gesammtsumme, zu politischen Atomen. Er zeigte die größte Gleichgiltigkeit, wo nicht Feindschaft gegen die Kirche, und eine lächerliche und völlig unnatürliche Ueberschätzung der Schulbildung. Er befand sich mit seinen Staatslexikonsideen ganz und gar auf dem Niveau jener Könige und Minister des vorigen Jahrhunderts, die im Namen der Humanität alles alte Recht, alle alte gute Sitte der Völker, den alten guten Glauben mit Füßen traten und jene Staatsomnipotenz, Bureaukratie und Diplomatie schufen, gegen die gleichwohl dasselbe Staatslexikon und dasselbe Parlament so eifervoll stritten. Das war ein grober Widerspruch. Man haßte und verwarf die Folge und billigte die Ursach. Die neue Reichsverfassuug enthielt in dieser Beziehung unglaubliche Paragraphen, die dem Volk befahlen, seine eigenste Natur zu verleugnen. Ist es nun auch kaum der Mühe werth, von einer Verfassung zu reden, die von vorn herein lebensunfähig war, so muß doch diese Verfassung als das testimonium paupertatis der Professoren, die so zahlreich im Parlamente vertreten waren, und als Document der Unzeitigkeit der ganzen Revolution überhaupt betrachtet werden. Eine deutsche Reichsverfassung wird entweder nie oder sie wird nur dann möglich werden, wenn sie in den Prämissen und im Princip nicht mehr mit dem Uebel, das sie beseitigen will, selber zusammenhängt, sondern eine durchgreifende Reaction der Natur gegen die Unnatur ist.

Aber die Mehrheit des Parlaments handelte in gutem Glauben und im Geist ihrer Zeit; war derselbe auch auf einem Irrwege, sie selbst merkten es nicht. Der Geschichtschreiber muß billig über die Größen des Parlaments urtheilen. Die in einem allgemeinen Irr-

thum ihrer Zeit befangen waren und sich in redlicher Meinung Täuschungen hingaben, dürfen nicht wie unartige Kinder abgezankt werden. Der Geschichtschreiber muß hier vielmehr auf jene tragische Ironie des Schicksals aufmerksam machen, welche gewöhnlich die großen Irrthümer einer Zeit gerade an den edelsten Kindern dieser Zeit bestraft und dadurch erst bewirkt, daß der Irrthum endlich erkannt wird.

Die Gagernsche Partei war in dem Irrthum befangen, daß der Reinheit und Tiefe ihrer Begeisterung die Macht und Tragweite ihres Willens entspreche. Man kann es mit Herrn Jürgens als einen politischen Fehler, als einen Mangel an Voraussicht bezeichnen, daß sie den Bundestag aufhob, ein Staatenhaus nicht zuließ, nicht einmal ein Gremium der von den Einzelstaaten Beglaubigten in Frankfurt gestattete und jede Vereinbarung mit den Regierungen von der Hand wies, ohne daß sie doch die Macht besaß, den Willen der Nationalversammlung und die neugemachte Reichsverfassung den Fürsten als Gesetz vorzuschreiben. Das ist richtig, allein wenn sie auch von Anfang an den Weg der Vereinbarung betreten hätte, so würde der Bundestag oder das Staatenhaus ihr ohne allen Zweifel noch mehr Schwierigkeiten bereitet haben, als der Reichsverweser, und die Ungewißheit der Dinge in Frankfurt würde sich eben auch nur so lange hingezogen haben, bis Windischgrätz in Oesterreich und Brandenburg in Preußen mit der Anarchie fertig geworden wären. Die Machtlosigkeit des Parlaments würde sich so wie so, vielleicht noch etwas früher offenbart haben.

Die falsche Voraussetzung, dem Parlament wohne die Nationalsouverainetät inne und es dürfe den Fürsten nur Befehle ertheilen, damit ihm gehorcht werde, wurde auch von der Linken getheilt. Die Linke hat kein Recht, sich über die unpraktische Ideologie der „Professoren" zu beschweren, da sie in derselben sogar noch tiefer befangen war. Zugegeben, daß sie mit der Verkündigung der Grundrechte nicht schon deren Einführung für immer in Deutschland, sondern nur Agitation, Sturm gegen die Fürsten bezweckte, so war es doch eben so thöricht, zu glauben, die bloße Verkündigung der Freiheit werde der Freiheit eine ausreichende Zahl von Streitern erwecken, als es thöricht gewesen wäre, zu glauben, die Fürsten würden ohne Widerstand die Grundrechte gelten lassen. Das berühmte Wort von Vogt: „wenn Sie zur Einheit gelangen wollen, so befestigen Sie vorher die Freiheit," war eine Absurdität, welche nichts bewies, als daß die ganze Partei, die ihm Beifall klatschte, den praktischen Tact entbehrte. Die Grundrechte waren es gerade, welche Widerstand hervorrufen und dadurch der Einheit Hindernisse in den Weg werfen mußten. Und die Streiter für Herrn Vogts Freiheit, durch die er die Einheit erobern wollte, wurden auch nicht durch die Grundrechte gewonnen, sondern durch Bier, Wein, die gemeinste Verführung. Begreiflich, daß sie sich auch darnach aufführten und keineswegs wie die Hussiten, Cromwells Puritaner oder die französischen Republikaner im Jahr 1793 sich der strengsten Disciplin unterwarfen und in geschlossenen Schaaren, von Begeisterung für ihre Sache glühend, Sieg oder Tod suchten, sondern fast überall, mit nur allzu wenigen Ausnahmen, ihren Muth nur im Reden, Fluchen, Saufen und Rumoren kund thaten, im offnen Feld aber flohen.

Nichts spricht so sehr gegen die Linke und ihre damalige Taktik, als die absolute Unfähigkeit und Unwürdigkeit ihrer Streiter. Nichts stellt die ganze Volksaufregung im Jahr 1848 in ein verächtlicheres Licht gegenüber derjenigen von 1813. Als das deutsche Volk das Joch Napoleons zerbrach, war es wirklich ein Heldenvolk, welches nicht schrie, Reden hielt und sich besoff, sondern handelte und in unsterblichen Schlachten siegte. Wer alt genug ist, um die Physiognomie des Volks in jenen beiden verhängnißvollen Jahren vergleichen zu können, wird uns zustimmen. Wir pflegten daher im Jahr 1848 zum öftern gegen die Jüngern zu äußern: „das ist keine rechte Revolution, ich sehe kein Volk im Zorn. Zu einer rechten Revolution gehört ein Volk im Zorn." Denn wir erinnerten uns jener stillen Wuth, die das Volk bis zum gemeinsten Bauernjungen hinunter durchdrang, jenes tiefen Gefühls gekränkter Nationalehre, jener grausamen, aber nur zu sehr gerechtfertigten Rachelust, die endlich den Stahl im Herzen des Feindes umkehren sollte. Das war ein Volk im Zorn, zum Tod entschlossen, opferfreudig, an nichts denkend als an die Erreichung seines großen Zieles, daher nüchtern und genügsam wie ein Stoiker, das gerade Gegentheil der feigen Besoffenheit von 1848.

Es ist unglaublich, wie sich die ernsteren unter den damaligen Demokraten darüber täuschen konnten, daß die Vogt'sche Frivolität und verführte, besoffene Soldaten ohne Disciplin ihre Sache nothwendig verderben mußten.

Damit hängt der Unfug in der Paulskirche selbst zusammen. Da das Parlament unter allen Umständen seine äußere Würde hätte wahren müssen, ist der Vorwurf des Herrn Jürgens in Betreff des „Druckes von Außen" und des Galerielärms nicht unbegründet. Gagern und die Mehrheit hätten die Mittel in der Hand gehabt, um den Unfug der Galerien von Anfang an

zu beseitigen und der Versammlung die würdevolle Haltung des Senats einer großen Nation zu geben, welche leider fehlte. Das hätte selbst die linke Seite des Hauses begreifen sollen, die gewiß nicht klug handelte, eine Versammlung ohne physische Macht auch noch der moralischen zu berauben. Da sie es aber nicht begriff, hätten die Rechte und das Centrum, wozu sie wenigstens anfangs die Macht hatten, den Terrorismus der Galerien nicht dulden sollen.

Ungerecht aber sind die Vorwürfe, mit welchen Herr Jürgens die Gagernsche Partei hinsichtlich ihres Austrittes überhäuft. Er sagt S. 562: „Die Gagernsche Partei — eben sie, die sich auch jetzt noch rühmte, von Anfang die bestimmende im Parlament gewesen zu seyn, und die die gescheiterte Verfassung desselben projektirt und zu Stande gebracht habe, die so oft sich gebrüstet, daß schlimmsten Falls in ihr ein ‚Kern von Männern' zurückbleiben und vor den Riß treten werde, die so laut und scharf ihre einzeln austretenden Parteigenossen, welche dieselben Gründe des Austritts gehabt, noch in den letzten Tagen getadelt — die Gagernsche Partei trat aus, als ihr die Konsequenzen davon, daß sie die Dinge an diesen Punkt geführt, über den Kopf wuchsen, weder ihrem unvergänglichen Gedanken, noch ihren Vorsätzen, Zusicherungen, Verpflichtungen Wort haltend, gerade das Nützliche, was sie noch hätte thun können, gerade das versäumend, ja abweisend, worin ihre Politik allein noch bestehen konnte: die Versammlung, sobald sie zum Werkzeug der Anarchie geworden — was nun endlich nach ihrem eigenen Urtheile der Fall war — unschädlich und unwirksam zu machen, sie zur Vertagung zu nöthigen. Ihr Austritt producirte auch nicht einen Schatten des gewaltigen moralischen Eindrucks, den er, wie ihre Angehörigen träumten, hervorbringen sollte, er erfreute die Vielen, die längst gesehen, daß die Gagernsche Partei nur noch schädlich wirke, machte aber davon abgesehen und an sich selbst den allerschlechtesten Eindruck und wurde allseits getadelt, vielfach mit äußerster Schärfe selbst auf Freundesseite, des Tadels der laut über Wortbruch und Verrath schreienden Alliirten zu geschweigen. Es konnte auch aus vielen Gründen nicht anders seyn. Er trug in dem Moment den Charakter der Flucht, feiger Flucht; ihm war Erregung der größesten Erwartungen und äußerste Großsprecherei vorhergegangen" ꝛc.

Wir sind schnurstracks entgegengesetzter Meinung. Die Partei hätte, wie es uns scheint, schon früher in Masse austreten sollen, da sie, wie oben gezeigt worden, doch in keinem Falle den mächtigen Fürsten weder etwas abtrotzen, noch abgewinnen konnte.

Aber Herr Jürgens geht in seinen Beschuldigungen noch weiter und sagt, die Gagernsche Partei habe eine Schuld auf sich geladen und die Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und Preußen im Jahr 1850 herbeigeführt. „Ehe sie eingestanden hätten, daß sie irre gegangen, daß ihr Werk ein verfehltes sich erwiesen, mochte die Reichsverfassung Banner und Handhabe der Wühler zu Wühlerzwecken bleiben oder in einem zukünftigen Unglücksmoment wieder werden; sie wichen thatlos von dem Platze, wohin sie gestellt waren, und verhießen Werkthätigkeit für die aufgegebene Sache da, wohin Niemand sie rief, und wo die letztere nicht weniger eine verlorene war, wie es die Meisten von ihnen sehr wohl wußten, Alle hätten wissen müssen. Die Meistschuldigen des Parlaments hätten nun wohl die Ersten und Eifrigsten seyn sollen, zu rathen und zu helfen, daß von den Regierungen vollbracht werde, was die Vertreter der Nation nicht verstanden und vermocht; aber gerade sie thaten am meisten, Jenen Steine in den Weg zu legen, insbesondere Preußen auf falsche Bahnen zu verleiten, was die mittleren Königreiche und Oesterreich anstrebten, damit es noch zu einer innigeren, zu einer Gesammteinigung komme, zu behindern, die Leidenschaften und die Irrungen im Volke zu unterhalten, so daß es zum deutschen Kriege fast gekommen wäre, zur Bundesreform, die zuletzt noch zu haben gewesen wäre, nicht kam."

Daß die, denen Herr Jürgens eben alle Macht abgesprochen hat, noch einen so großen Einfluß in Berlin geübt haben sollen; daß die Männer, denen der 3. April 1849 versagt hat, Schuld seyn sollen an der Schlacht von Bronzell, sind Widersprüche, in denen die ganze Nichtigkeit seiner Beschuldigung ausgesprochen liegt. Die „Bundesreform" aber, die Preußen allein unter dem unglückseligen Einfluß der aus Frankfurt ausgetretenen Gagernschen Partei verhindert haben soll, würde niemals zu Stande gekommen seyn, auch ohne Gotha, ohne Erfurt und ohne Bronzell. Das weiß Herr Jürgens so gut, wie wir.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 26. 1. April 1857.

## Kinderlied und Kinderspiel.

Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Gesammelt und sitten- und sprachgeschichtlich erklärt von E. L. Rochholz. Leipzig, J. J. Weber, 1857.

Das reichhaltigste Werk, was in diesem Fach noch irgend erschienen ist. Herr Rochholz, der sich um schweizerische Sagenforschung schon großes Verdienst erworben hat, bringt hier in die Kinderwelt mit einem Scharfsinn ein und umfaßt sie in so weitem Umfange, wie es noch nie von einem Forscher geschehen ist.

Die Reime, Liedchen, Spottverschen, Räthsel ꝛc. der Kinder sind uralt und aus der Kinderwelt selbst ursprünglich hervorgegangen, das älteste und dauerhafteste Eigenthum der Nation. „Aus einer Vergleichung des Athenäus und Pollux erkennen wir die allgemeine Verbreitung solcher volksthümlichen Poesie bei allen Klassen der hellenischen Bevölkerung und bei allen Beschäftigungen des täglichen Lebens. Da gab es, wie bei uns, Ammen- und Wiegenlieder, Schaukellieder, Schwalben-, Krähen- und Käferlieder beim Frühlingsempfang, wenn die Kinder singend und Gaben heischend, mit den eingefangenen ersten Frühlingsvögelein von Thüre zu Thüre zogen; da gab es ferner Bettelbubenliedchen, Liedchen beim Ballspiel, Kreiselschlagen und beim Ringelreihen. Nur wenige Bruchstücke solcher Kinderreime sind auf uns gekommen; und doch wie weit lassen schon diese jener langverschollenen Zeit noch ins Herz blicken, welche fröhlich gute Menschen, welche ebne, unveränderlich treue Menschennatur, welch traulichen Kindersinn zeigen uns schon sie. Wir sind ergötzt, daß es in einer Welt marmorner und elfenbeinener Statuen auch Platz gab für das Puppenbettchen und die Docke; daß unser Plumpsack, Fangemann und Daumennickelspiel, unsere Blindekuh und Huckepack nebst andern Dingen schon galt, damals wo nur gigantische Götter im ehernen Himmel wohnten, wo nur Gesetzgeber, Philosophen und Feldherren mit eherner Stirne eine beherrschte Erde zu bewohnen schienen. Wie sollte nun eben dasjenige, was uns bei den entlegenen Griechen schon so reizend erscheint, nicht noch viel wärmer sich nachempfinden müssen, wenn es dem Alterthum unseres eigenen Volkes angehört und zugleich in unsere Gegenwart herüber stille und heimlich sich gerettet hat? Es ist ein liebliches Bildchen, wenn der altdeutsche Dichter erzählt, wie die Kinder im Walde Erdbeeren pflücken und in selbstgeflochtenen Weidenkörbchen heimtragen (Ruodlieb XIII, 85). Es entlockt uns ein Lächeln, in Glossen des neunten Jahrh. schon denselben Ausdruck zu lesen, mit dem wir das Schönthun und Schmeicheln unseres Kindes Aeli- und Aieligeben nennen ‚Quisquiliae, aehnian‘; oder zu lesen, wie damals schon die Kinder auf der Gasse dem ausrufenden Stadtknechte die Worte nachspotteten: ‚taratantarisare bütteln, reden‘ (Mone, Anzeiger 1838. 134. 154). Eine der frühesten naturwissenschaftlichen Schriften unserer einheimischen Literatur, das Buch der Natur vom Meister Konrat von Megenberg, kann den Birkenbaum nicht nennen, ohne den Brauch unserer Kinder, die ihn im Frühjahr anzapfen: so flüßt gar vil saft daruß und trinkent es die klainen kint uff dem göw, wan es ist süße und stinkt nichts. An sich Geringfügiges gewinnt schon Werth nach solchen Vergleichungen weit abstehender Zeiten, äußert J. Grimm, Latein. Gedichte des X. und XI. Jahrh., pag. XVIII. Ganz natürlich enthalten wir uns daher jeder Entschuldigung darüber, daß wir an eine treue Aufsammlung des deutschen Kinderspruches Leben und Fleiß gewendet haben; lieber zeigen wir gleich, wie viel Wissenswerthes und Schönes überall aus ihm neu erlernt werden kann von Gelehrten und Ungelehrten, von Kindern und von Männern. Ich habe

auf der Südwand des Monterosa in Gressoney, im Hochthale der Lesia, den Auszählformeln und Spielreimen der dortigen Kinder zugehört und habe mit Erstaunen alsbald die Aehnlichkeit mit jenen Kinderreimen erkennen müssen, welche Müllenhoff in Schleswig-Holstein und auf den deutschen Inseln angesammelt hat. Wie kamen diese Schleswiger- und Sylterreime vom Meere weg an den höchsten Gletscher der italischen Alpen, in ein Thal, wo die Gemse mit den Ziegen weidet, wo alle Kinder noch ohne Hebamme geboren, ohne Impfung stark und ohne Schullehrer gescheit werden müssen? Durch den Handel nicht, denn auf acht Stunden weit ißt hier die Bevölkerung nur einjähriges Brod und das ein Jahr eingeschlachtete Fleisch; durch die Gebildeten aber noch weniger, denn diese sprechen hier welsch. Der Kinderreim ist also in dem deutschredenden Lesiathale so alt als die deutsche Einwanderung und Niederlassung daselbst: diese aber wird von dem dortigen Volke in die Hohenstaufenzeit gesetzt. Doch damit ist des Wunderbaren noch nicht genug, der Kinderreim ist erweislich allenthalben noch um vieles älter und ursprünglicher."

Aus dem Umstande, daß die Kinder aller Nationen gewisse Urwörter gemeinschaftlich brauchen, hat man auf eine allgemeine Ursprache schließen wollen, allein schon Pott hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Kindersprache, das erste Lallen gar nicht von den Eltern gelernt werde, sondern aus den Kindern nach allgemeinen Empfindungs- und Lautgesetzen selber producirt werde unbeschadet der völligen Verschiedenheit der Sprache, welche die Eltern reden.

Der Herausgeber hat die Kindersprache nun in ein förmliches System gebracht. Im ersten Abschnitt behandelt er die Reimformeln und zwar: 1) das Lautspiel z. B.

Het der öppe-n-öpper öppis tho?

* * *

O Bobbo, Basler-Böbbi, hesch Bibbi am Bobbo?

* * *

Fritz ißt frisch Fischfleisch. Früh in der Frische fischen Fischer Fische.

Wie es uns scheint hätte der Herausgeber sich hier auf die wirklichen Kinderreime beschränken und nicht aus modernen Dichtern eine Menge mit gehäuften Alliterationen und Reimen spielende Verse anführen sollen; 2) das Reimsuchen, burleske Reime auf Ortsnamen z. B.

Aarau ist e schöni Stadt,
Lenzburg ist e Güllefaß,
Aarburg ist e Güllezüber,
Zofingen der Deckel drüber.

* * *

Nännele us em Siggethal,
Joggele vo Schofhuse:
i hau es Hämpfle Brod im Sack,
d' Muetter cha dra huse.

E Ziebele-Greth von Endige
heig gmulche afe gständlige;
ist das nit de fulist Blitzg,
aß sie nit au niedersitzt!

* * *

O Appele vo Chappele,
was machit dini Flöh?
sie stechet und strecket
de Hinter in d' Höh.

O Appele vo Chappele,
was machet dini Gäns?
se pfluederet und schwabbele
und netzet ihre Schwänz.

Hier geht das Kinderlied schon in das Scherzlied Erwachsener, in das Melk- und Schnitterlied, Schnaderhüpfel ꝛc. über. Manches Lied ist schwer zu verstehen, so viele Beziehungen sind darin zusammengefaßt.

Sanct Züns und Zänderli,
sanct Züns und Zeise:
drü brune Nägeli
gänt au en Maie.
drü brune Nägeli,
drei rothe Rose:
Schulmeisters Jäggeli
cha Zinke blose.

Glockengeläute und Kirchenmusik ist hier mit dem Namen des sonntäglichen Kirchengängers in neue Personennamen zusammen gedichtet. Der Spruch beginnt mit der Schallnachahmung der Festglocken, die zu Ehren willkührlich benannter Kirchenpatrone in Bewegung sind. Sanct Züns und Zänder sind spielende Verkürzungen von Susanna und Alexandrine. Ihre Namen verwandeln sich hier zugleich in die jener Blumen, ohne welche man auf dem Lande nicht zur Kirche geht. Die St. Zeihe ist dann die Blume Here-Zeihe (Gotteszeichen, primula) und ebenso ist die Zinke, sowohl die Kirchenposaune, welche Schulmeisters Jakob zu blasen versteht,

als auch das Zinggli (hyacinthus orientalis), welches sein Schatz heute ans Mieder gesteckt in die Kirche bringt.

3) Das Schnellsprechen, Verse, die man sehr schnell und doch rein sprechen muß, eine gute Uebung der Zunge. 4) Sauerkrautlatein, burleske Verse mit lateinischen Endungen oder Anlauten z. B.

Reh kohl aß,
maus mehl aß,
kuh klee fand,
den sie aß;
papp aß sie,
paß aß er,
supp aß sie,
lar aß er;
kuh fort ist,
stall leer ist,
mäh'n d' äbt auch heu?

5) Einschreibsel in Bücher, 6) Trommelmärsche, 7) nachgeahmtes Geläute, 8) nachgeahmte und in Worte übersetzte Thierstimmen, — Hier ein Beispiel von Finken. „Der Buchfinke ruft regenkündend, nach M. Kirchhofer, Sprich. schütt-schütt! Nicht deutlich ists, warum er den Holzbauern ruft: ge-ge-ge Gigebiel, Gigefil! Es scheint, sie sollen zu Beil und Holzsäge greifen und für letztere auch die schärfende Feile mitnehmen. Im Aargau. Kulmerthale nennt man die große Waldsäge Gige, und die dem Waldsaume nahe gelegenen ausgestockten Aecker und Gründe haben daher den häufig vorkommenden Namen Gigebühl, Gigenacher bekommen; gigen bedeutet ziehen, sägen, vgl. Räthsel Nr. 388 (Tanne). Auch läßt man den Finken rufen:

bibbi-bibbi-bum:
Hansjoggeli, Gigebiel!

Das Ausführlichste über den Finkenschlag schreibt Otmar Lenz, Gemeinnützige Naturgesch.; er zählt aus dem Thüringer Volksmunde 15 verschiedenbenannte Schlag- und Sangarten des Vögeleins her. Zwei davon heißen der Reiter und Reiterzug; der letztere tönt: zizi .. zizi ... zizi .... rütjobjobjob ..... zervitje, oitja! und nach ihm und seinem Namen ist im Wunderhorn 3, 357 der Liedtext also zu bessern:

Fröhlich der Fink im Frühling singt
„Hui Dieb, Spitzbue!"
Die Muggen er ins Grüne bringt
Mit seinem „Reiterzug, reit-herzue!"

Einige Reime dieser Art stammen noch aus der ältesten Heidenzeit. So die vom Marien- oder Hergottskäferchen. „Die Coccinella septem punctata war ehedem der Göttin Frouwa, Fros Schwester, der Göttin der heiteren Luft geheiligt; und da diese vielfach mit der Göttin Frigga zusammenfällt, wurde das Thierchen Frigjebönna genannt. Sobald es von der Hand des besprechenden Kindes auffliegt, gibt Panzer an, Bayr. Sag. 2, 379 — wird die Sonne hinter dem Walde vortreten und warmen Schein auf die Flur verbreiten. Später ist es in den Dienst der Jungfrau Maria gekommen; daher hat es seine zahlreichen Namen. Es heißt um Halberstadt Marihöne, Muttergotteslämmchen: Frantz, Geistl. Liedertexte 1853, 151. Kuhn, nordd. Sag. pag. 386. Frauenkühlein: Meier Schwäb. Kinderr. Nr. 74 ꝛc. Die meisten Kinderreime, die so zahlreich an dieses Thierchen gerichtet werden, behandeln dasselbe als eine Milch und Butter gebende Kuh, die wohl auch, nebst der Milch, die Milchbrocken und Wecken, das Butter- und Zuckerbrod mitbescheere.

Katherineli, flüg us,
übers' Herebach us,
flüg in es Beckehus!
wenn s' chunt go regne,
so chumm, mir's go säge,
und wenn i bache, säg dir's au,
se muesch es röschis Mütschelli ha.
wenn der Beck thuet bache,
mueß er der s' Weggli mache.

Der Sinn ist klar. Das Käferchen zeigt sich in den ersten sonnenhellen Tagen des Frühlings und ist gleichsam Bote der Sonne, ihrer mütterlichen Wärme, ihrer die Saaten treibenden Kraft, mithin auch Bote der Jahresfruchtbarkeit. All dieser jährlich wiederkehrende Natursegen aber kam nach dem heidnischen Glauben von der „guten Frau" Frouwa, Frigga.

9) Fingersprache. Die vielen Kinderreime, die man an den Fingern abzählt. Auch in ihnen birgt sich noch manches Uralte.

Eine, zwo, git e Floh.
drü, vier, git e Stier.
feuf, sechs, git e Hex.
sieben, acht, git e Chatz.
nün, zeh, git e Chräh.
oelf, zwölf:
git es Chrätteli volle Wölf.

Schon Grimm Mythol. 1210 erinnert, daß dieser Reim der letzten zwölf Weltstunden gedenke, nach denen das Himmelsgewölbe einbricht, (Unter dem Gewölbe sitzen zwölf Wölfe: Fiedler, Dessau. Volksr. pag. 56), wann der alles verschlingende Höllenwolf, der den Mond fressende Hund Managarmr erscheint. Diesem Ausspruche

der Edda gemäß schließt derselbe Reim in E. Meiers Schwäb. Kindr. Nr. 42:

um zwölfe kommt der Ma
und ißt Alles z' samme na (schlingt's mit einem Male hinunter).

Der Schrecken einer solchen Zeit bereitet sich hier vor durch eine Climax, die vom Ungeziefer (Floh) zu den dämonischen Wesen aufsteigt (Katze, Hexe, Krähe) und zu dem Mondhund kommt. Der mitgenannte Stier entspricht der bei Müllenhoff (Schlesw. Holst. Sag. Nr. 509) erwähnten rothen Kuh, welche vor dem letzten Völkerkampfe über die Brücke (des Himmels) gehen muß. Diese Brücke heißt Kaupat im Friesischen, und ist die Milchstraße. Kuhn, Nordd. Sag. pag. 497."

Die zweite Abtheilung des Werkes handelt von den Spieltexten. Höchst merkwürdig ist das Aargauer Kinderlied von den drei Mareien.

S' Sünneli schint,
s' Vögeli grint,
s' hocket unterm Lädeli,
s' spinnt e Sidefädeli.
s' spinnt en lange Fade,
er langet bis go Bade,
vo Züri bis uf Hauestei,
vo Hauestei bis wiederum hei.
z' Rom ist es guldigs Hus,
lueget drei Mareie drus.
die eint spinnt Side,
die andere Floride,
die dritt schnätzlet Chride,
die viert spinnt Haberstrau,
die feuft' isch eusü liebi Frau.
sie sitzt ennet a der Wand,
hät en Oepfel i der Hand,
sie goht durh-ab zum Sunnehus
und lot die heilig Sunne us,
und lot de Schatten ine
für ihre liebe Chline,
und wemm-mer's g'hört singe,
chömmet alli Engel z'springe.

„Die drei spinnenden Mareien sind ursprünglich die dem Menschen bei seiner Geburt den Schicksalsfaden spinnenden Nornen unserer altnordischen Mythe. Die Helgaquida erzählt, wie bei Helgi's Geburt diese drei Schwestern dem Kinde das Schicksalsseil drehen und festigen:

Sie breiteten aus das goldene Seil
Und unter dem Mondsaal mitten festigten sie's.
Die östlich, die westlich die Enden bargen:
Da hatte der König Land in Mitte;
Band Neris Schwester am Nordweg hin
Einen Faden, den bot sie immer zu halten.

Gullinsimo heißt dieses dem jungen Helgi am Himmel ausgespannte Goldseil; so weit es nach Ost und West reicht, so weit reicht des Königs Landbesitz. Derselbe lange Faden reicht im Aargauer Spruch von Baden nach Zürich und von da zurück zum Hauenstein." Dadurch wird bestätigt, was Referent in Pfeiffers Germania unlängst von den Sonnenlehen mitgetheilt hat, daß nämlich die Grenzen der Länder nach dem heidnischen Volksglauben unsrer Vorfahren durch eine Spinnerin am Himmel (die Sonne) gezogen worden seyen und daß der Spindel- oder Rockensteine als Grenzsteine die Spindel der Göttin bedeute, die sie mit dem Ende des Fadens an der Erde steckt.

Weiter folgen die Kinderlieder vom Joggeli, Melcher ꝛc., worin der ganze Haus- und Gesindestand aufgezählt wird. Dann die hübschen Blumenorakel, die Blumengrüße, überhaupt alle Kinderreime, die sich auf die Pflanzen beziehen. Darin liegt gar viel Feines und Interessantes.

Ferner die vielen Tanzreime und Ringelreihen, die vielen Morgenreime, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterreime, Regenliedchen, Reime vom Regenbogen ꝛc.

Die Spottlieder auf allerlei Persönlichkeiten und Stände, eine unerschöpfliche Quelle des guten Humors, nicht boshaft, immer mit einem mehr gemüthlichen Zuge.

In der dritten Abtheilung wird sehr ausführlich von den Kinderräthseln gehandelt.

In der vierten vom „Ammenbrauch und Zuchtspruch", die Wiegenlieder, die Beschwichtigungs- und Straflieder, allerlei Aberglauben und im Aberglauben verborgene gute Moral.

Einen zweiten Theil des Ganzen bilden die Kinderspiele, die der Verfasser mit großem Fleiße beschreibt und erklärt. Auch in ihnen ist noch viel Heidnisches. So in dem Spiel von der goldnen und faulen Brücke, die noch unmittelbar von der Todtenbrücke des Heidenglaubens entlehnt ist. Die spielenden Kinder haben hier zwischen Himmel und Hölle zu wählen und es läßt sich nicht verkennen, daß hier „hoher Sinn im Kinderspiel" liegt.

Besondere Abhandlungen widmet der Verfasser der Geschichte des Ballspiels, den Kinderfesten in der Schweiz und dem Gebrauch des Rutheküssens.

Aus dieser gedrängten Uebersicht des Inhalts mag man den ungemeinen Reichthum der Sammlung erkennen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 27. 4. April 1857.

## Dichtkunst.

Horazens Episteln. Erstes Buch. Lateinisch und deutsch mit Erläuterungen von Dr. Ludwig Döderlein. Leipzig, Teubner, 1856.

Ohne auf absolute Vollkommenheit Anspruch zu machen, die nicht zu erreichen ist, glaubt doch Herr Döderlein seine Uebersetzung vor andern geltend machen zu können, sofern er dabei dem einfachsten und natürlichsten Weg gefolgt sey. Und er hat ohne Zweifel Recht, wenn er an mancher älteren Uebersetzung Steifigkeit, Geschmacklosigkeit und den Mangel an „gebildeter Einfachheit und Eleganz" rügt, die den horazischen Styl vorzugsweise und immer charakterisiren. „Jeder Schriftsteller will in seinem besonderen Ton übersetzt seyn. Die Individualität des Schriftstellers muß jede Uebersetzung wiedergeben, aber nicht die seines Sprachidioms. Die absichtliche, studierte, oft forcirte Kürze des Tacitus läßt sich allerdings nachahmen und von Cicero's Breite unterscheiden, auf rein dynamischem Weg und ohne daß man der deutschen Sprache Gewalt anthut, was in meiner Uebersetzung von Taciti Germania (Erlangen 1850) mein besonderes Augenmerk war, oder auch durch Anwendung blos mechanischer Mittel wie die undeutsche oder affectirte Ersparung des Artikels und ähnliche Mittel, welche jedoch den wohlthätigen Eindruck seines Styles stören. Ein Grundzug von Horazens Wesen und Sprache scheint mir gebildete Einfachheit mit einem gründlichen Widerwillen gegen alles Affectirte und Geschraubte. Selbst jene wenigen Oden, in denen ein hohles Pathos herrscht, zeugen dafür; denn es sind dies eben die höheren Orts bestellten Gedichte, die aus seiner Feder und Kunstfertigkeit, aber nicht aus seinem eigentlichen Geist und Gemüth hervorgingen. Diese Einfachheit, welche in den Oden durch den lyrischen Schwung, in den Satyren durch den kaustischen Witz nothwendig alterirt wird, erscheint ganz ungetrübt in den Episteln. In diesen herrscht durchaus die Sprache eines beruhigten Gemüthes, welches keinen andern Anspruch macht, als die Betrachtungen und Gefühle des Dichters im Dialect eines gebildeten Umgangs und in wohllautenden Hexametern auszusprechen. In den Episteln ist wie in den Satyren alles sermoni propius, aber mit dem Unterschied, daß die Satyren sich bisweilen mit Ironie der poetischen Sprache nähern, wie man ja auch den horazischen Hexameter überhaupt eine ironische Nachbildung des heroischen genannt hat; die Sprache der Episteln aber ist frei von dieser Ironie und setzt an deren Stelle jenen gemüthlichen Ton, der besonders das höhere Alter so wohlthuend anspricht. Diesen einfachen gemüthlichen Ton galt es vor allem in der deutschen Nachbildung zu treffen. Dies war nicht anders möglich als durch die ängstlichste Scheu vor allem, was affectirt oder hochtrabend klingen könnte. Der nämliche Ton und die nämliche Einfachheit würde einer Uebersetzung des Sophocles, selbst im Dialog, übel anstehn."

Das sind durchaus richtige Grundsätze, die wir auch immer anerkannt und weshalb wir seiner Zeit gegen die Vossischen und Rückertschen Uebersetzungen gekämpft haben. Ohne die große Meisterschaft des alten Voß im Bau wohllautender Hexameter zu bestreiten, die über jeden Vorwurf erhaben ist, fanden wir doch seinen deutschen Homer in überaus vielen Stellen unnatürlich und geschraubt, weil er fast nirgends die edle Einfachheit des Homer wiedergab, sondern hochtrabende Ausdrücke gebrauchte. Die allerverschiedensten Autoren, Homer, Aristophanes, Horaz, Aeschylos übersetzte Voß alle in derselben steifen, hochtrabenden Manier, daß sie sich wie Brüder ähnlich wurden und die ganze Eigenthümlichkeit ihres Styles verschwand. Nicht besser ver-

fuhr Rückert mit seinen orientalischen Uebertragungen, auch hier wurde alles zu Rückert, was er in die Hand nahm. Wir erinnern uns, auch einmal die vielverbreitete Nibelungen-Uebersetzung Simrocks aus dem gleichen Grunde getadelt zu haben, sofern er die edle Einfalt des alten Dichters vielfach durch moderne hochtrabende gleichsam Schiller'sche Ausdrucksweisen ersetzen zu müssen glaubte, um ihn modernen Lesern genießbar zu machen.

Allein wir schränken die Anwendbarkeit der Döderlein'schen Uebersetzungsmaximen auf gewisse Fälle ein und schließen sie von andern aus. Sie finden ihre Anwendung zweckmäßig nur da, und sind unerläßlich nur da, wo es sich um eine Concurrenz von Uebersetzungen eines allgemein bekannten Originals handelt, wie z. B. bei Homer, Horaz, Shakespeare. Das Streben nach formeller Eleganz und Gefälligkeit für das deutsche Ohr würde aber ein verfehltes seyn, wo es sich um die erstmalige Uebersetzung eines bisher unbekannten Originals handelt. Bei einer solchen ist nicht Schönheit der Form, sondern treues Darlegen des Inhalts das erste Erforderniß.

Die Uebersetzung des Herrn Döderlein leistet, was sie verspricht. Hier eine Probe aus dem 17. Briefe:

Weißt du dir gleich auch selbst vortrefflich, Scäva, zu rathen,
Weißt, wie der Niedere muß mit dem Höhergestellten verkehren;
Dennoch höre den Rath eines Freundes, der, selbst noch ein Lehrling,
Will als Blinder den Weg dir zeigen. Wirf einen Blick drauf.
Ob du die Lehren des Freundes dir Lust fühlst eigen zu machen.
Wenn du nach Ruhe dich sehnst und Schlaf bis zum Morgen nach sechs Uhr,
Wenn dir der ewige Staub, das Wagengerassel, die Schenken
Unmuth machen, nun gut, dann wähl' Ferentinum als Wohnsitz.
Nicht einem Reichen allein sind Lebensfreuden beschieden.
Noch ists übel gelebt, wenn Geburt und Tod unbemerkt blieb.
Willst du den Deinigen nützen und willst ein behagliches Leben
Selbst auch führen, so schließ einem Reichen dich an, wenn du arm bist!
„Wenn Aristipp sich könnte mit bloßem Gemüse begnügen,
„Blieb' er vom Hof gern weg." „Und verstünde der Tadler die Kunst nur,
„Wie man bei Hof sich benimmt, er verschmähte das bloße Gemüse."
Wer hat Recht in Wort und in That? — oder laß dich belehren,
Du als der Jüng're, warum Aristipp das bessere Theil wählt.
Also wies er ihn ab (so erzählt man), den cynischen Spötter:
Du bist ein Narr für den Pöbel, für mich ich; dieses verschafft mir
Weit mehr Ruhm und Genuß. Ich lasse mich füttern und reite,
Dafür thu' ich den Dienst. Du forderst Geringes, und mußt doch
Danken, obschon du dich rühmst, eines anderen nicht zu bedürfen.
Trefflich benahm Aristipp sich in jeglichem Stand und Verhältniß;
Strebte nach höherem Glück, und blieb doch immer zufrieden;
Aber der Held des Entsagens im rings umhüllenden Mantel
Findet sich schwerlich so gut in den Wechsel der äußeren Lage.
Jener bedarf's nicht erst, auf Purpurkleider zu warten.
Geht in beliebigem Wams durch Straßen und Menschengewimmel.
Er spielt beiderlei Rollen mit einerlei Kunst und Gewandtheit.
Letzterer fürchtet und flieht, noch mehr als den Hund und die Schlange.
Jedes gestickte Gewand von Milet, und lieber erfriert er,
Eh' er die Lumpen entbehrt. Nun, gib sie ihm, laß ihn ein Narr seyn!

Aus diesem interessanten Briefe erkennt man am besten, wie es im kaiserlich gewordenen Rom damals aussah, wie jede Begeisterung und Tugend bereits lächerlich geworden d. h. wirklich nur noch Maske war, oder auch selbst wenn sie es nicht war, dafür gehalten und geachtet wurde. In Horaz spiegelt sich die Resignation einer Zeit, die dem Idealen entsagt, das Ideal sogar als unpraktisch haßt und verspottet und sich eines reellen Genusses auch noch in der Sklaverei zu erfreuen bemüht und geschickt ist. Diese praktische Seite der horazischen Lebensweisheit war noch mehr als die elegante Form seiner Werke die Ursach ihrer unermeßlichen Verbreitung. Sie war es auch, die den Horaz aufs neue zum Lieblingsdichter Europa's in einem neuen augustinischen Zeitalter unter Ludwig XIV. machte und ihm unzählige Nachahmer erweckte.

Aus diesem Gesichtspunkt die Episteln des Horaz zu lesen, dürfte Manchem von Interesse seyn, der sich sonst vielleicht weniger mit alter Literatur und Poesie beschäftigt. Was auf den ersten Blick im Text minder verständlich ist, wird in den Noten genügend erklärt.

## Tonkunst.

Enchiridion Chorale. Curante Joh. Georg Mettenleiter. Jussu et Approbatione R. D. Episcopi Ratisb. Valentini. Comitante Organo. Ratisbonae. Typis, Sumptib. Frid. Pustet, 1857.

Es herrscht wohl in keinem Gebiete der Kunst ärgerer Misbrauch, als in der Kirchenmusik; und leider muß der Vorrang in Entweihung der Kirche durch die Tonkunst der katholischen Kirche weitaus zugestanden werden. Das ist um so unverantwortlicher, als hier Schätze vorhanden sind, mit denen die Lieder der Pro-

testanten auch nicht im Entferntesten einen Vergleich aushalten können. Wir meinen die unsterblichen Tonschöpfungen der mittelalterlichen Meister, eines Palästrina, Orlando rc., von denen übrigens in diesen Blättern bei Besprechung des großartigen Sammelwerkes von Can. Dr. Proske: „Musica Divina", schon die Rede gewesen. (Jahrgang 1854 Nr. 64. 65.) An erster Stelle aber kommen hier in Betracht die altehrwürdigen Gesänge, welche von St. Gregor den Namen haben, einmal weil sie zweifelsohne die ersten christlichen Gesänge, wenigstens fromme Traditionen der ursprünglichen Lieder der Christen sind, dann, weil auf sie, als die anerkannt einzig kirchliche Basis, die harmonischen, im Concil von Trient als kirchlich berechtigt erklärten Tonschöpfungen des Mittelalters gebaut wurden, und endlich, weil die Zeit von vielen Jahrhunderten bis her auf die neuesten Tage nichts halbweg Gleichgültiges entgegen zu stellen vermochte. Mit diesen Gesängen nun beschäftigt sich das vorstehende Werk und zwar nach den zwei Richtungen hin, theoretisch sie aus den vorliegenden Quellen, besonders mit Benutzung Guidatti (in vier Ausgaben) herzustellen und dem praktischen Gebrauche sie wieder und allgemein zugänglich zu machen. Es umfaßt das Werk und gottesdienstliche Feier des ganzen Kirchenjahres, soweit eine öffentliche Theilnahme an den liturgischen Handlungen angeordnet ist oder für die Erbauung zweckdienlich erscheint. Die Melodien (insofern dieselben für den angegebenen Zweck größere oder geringere Vollständigkeit verstatteten) sind treu und rein aus liturgischen Quellen (die Einleitung gibt mehr als 30 an) geschöpft; die Harmonie der Orgelbegleitung zeichnet sich durch Festhalten der charakteristischen Kirchentonarten aus, und ist einfach auf das System der Dreiklänge aufgebaut und bis jetzt in zwei größern Heften, die sich bis zur h. Osterwoche inclusive erstrecken, ausgegeben. Dieses Gesangbuch eignet sich deshalb zur Aufnahme in Schullehrerseminarien ganz vorzüglich, zum Gebrauche ferner bei der Feier des Altardienstes und der kanonischen Officien, für die niedern und höhern Studienanstalten (für diese erschien ein Auszug unter dem Titel: „Manuale breve"); noch mehr aber zur Einführung auf dem Musikchor solcher Landkirchen, welche zu größern Aufführungen, wie sie der contrapunktische Kirchengesang bietet, die Mittel nicht besitzen, oder eine Abwechslung des harmonischen mit dem Gregorianischen Gesange beabsichtigen, welche überhaupt als höchst zweckmäßig allenthalben zu empfehlen wäre. Es erscheint somit das in Rede stehende Werk als eine Arbeit, die nach jeder Beziehung Beachtung verdient. Die Besorgniß, daß solche alte Sachen nur als Gegenstand einer vorübergehenden Mode angesehen werden könnten, ist allerdings bei der Geschmacklosigkeit der Neuzeit einigermaßen gerechtfertigt, allein insofern nicht begründet, als die Kirche, die selbst alt ist, ihre Alterthümer nie aufgeben, oder wo sie vernachläßigt werden, sie immer wieder aufnehmen wird. Das Werk eines der größten Päpste, der von der Kirche als allein für den Gottesdienst berechtigt erklärte cantus Gregor. kann so wenig dem wechselnden Geschmack oder der Mode unterworfen seyn, wie die harmonische contrapunktistische Kirchenmusik, welcher im Auftrage des Papstes Pius IV. der große Palästrina das rechte Geleise und die möglichste Vollendung gab, und womit das Concilium von Trient sich so lange und so ernstlich zu beschäftigen veranlaßt sah.

---

## Literärgeschichte.

**Leben und Fortleben des P. Virgilius Maro als Dichter und Zauberer. Von Fr. W. Genthe. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Magdeburg und Leipzig, Baensch, 1857.**

Ein kleines lesenswerthes Buch. Herr Genthe beschreibt darin zuerst das Leben des berühmten römischen Sängers und geht sodann auf die Sagen von ihm über, die sich im Mittelalter ausgebildet haben und in einem Volksbuch gesammelt worden sind. Darin nun erscheint er als ein Zauberer und wird auf ihn fast alles übergetragen, was von andern berühmten Zauberern bekannt ist. Seine Werke waren ihrer schönen Sprache wegen Lieblingslecture und Muster der geistlichen Dichter; dazu wurden sie als Stechbüchlein benutzt, d. h. indem man seine Bücher aufs gerathewohl aufschlug, suchte man in der ersten besten Stelle eine prophetische Seite (sortes virgilianae). In seiner Mutter Maja sah man eine Personification der Magia rc. So entstand nach und nach der Glaube, er sey ein großer Zauberer gewesen.

Das Volksbuch nun berichtet: „Der junge Virgil ist in Tolenten. An einem freien Tage geräth er bei einem Spaziergang in eine Berghöhle. Hier ist ein Teufel aus einem Menschen heraus in eine Oeffnung des Felsens gebannt, welche durch eine kleine Leiste (in andern durch eine kleine mit Schrift versehene Silbermünze) verschlossen wird, worin er bis zum jüngsten Tage bleiben muß, wenn ihn Menschenhand nicht befreiet. Er ruft den Virgilius bei Namen, gibt sich zu erkennen und bittet um

Hilfe, wogegen er ihn die Necromantie zu lehren verspricht. Virgilius willigt ein, erfährt den Ort, wo sich die Zauberbücher befinden und läßt den Teufel heraus, welcher in der Gestalt eines großen, dicken Mannes vor ihm steht. Er stellt sich erstaunt, wie jener durch das kleine Loch habe kommen können und findet es unmöglich. Der Teufel, um ihn zu überzeugen, drängt sich wieder hinein und Virgilius sperrt den betrogenen Teufel wieder in sein altes Gefängniß." Den ersten Gebrauch von seiner neuerlernten Kunst macht Virgil, indem er seinen reichen, aber bösen Verwandten ihr Gut entführt, um es den armen und braven zu geben. Dann rettet er den Kaiser von Rom, indem er die Feinde mitten in der Erstürmung der Stadt zu Statuen erstarren macht. Eine Dame, in die er verliebt ist, zieht ihn in einem Korbe zu ihrem Fenster hinauf, läßt ihn aber in der Mitte hängen und der ganzen Stadt zum Spott werden. „Allein er rächt sich, indem er durch seine Zaubereien alles Feuer in Rom auslöscht und bewirkt, daß auch Niemand welches hinein bringen kann. Da dies einen Tag und eine Nacht dauert, beschickt ihn der Kaiser und bittet um seinen Rath. Virgilius erklärte, daß man nicht anders Feuer würde bekommen können, als wenn man die Edelfrau auf ein Gerüste setzte und ausrufen ließe, daß keiner anders Feuer bekommen könnte, als zwischen den Beinen der Edelfrau. Dies geschieht und sie muß drei Tage so auf offnem Markt im Hemde sitzen. (Diese Sage wird auch anderwärts so erzählt, daß Virgilius, als die ꝛc. Dame am folgenden Tage über den Markt gegangen sey, wo sich viel Volk versammelt hatte, es so veranstaltet, daß es der Dame schien, der Tiber habe sich ergossen, und sie müsse durch das Wasser waten, weshalb sie sich vor allem Volk bis an den Nabel aufgeschürzt und so einher gegangen, bis ihr endlich bei dem übergroßen Gelächter die Augen geöffnet und sie erkannt, in welchem Zustande sie sey.)"

Hierauf folgen eine Menge Kunstwerke, welche Virgilius zum Besten Roms verfertigt, „einen Palast mit vier Flügeln, in denen man hören kann, was in allen vier Quartieren von Rom, auch noch so leise, gesprochen wird;" eine Lampe, die ganz Rom erleuchtet, einen ehernen Reiter mit Dreschflegel, der in der Nacht alle Diebe auf den Straßen erschlägt. „Eine metallene Schlange, der der Schwörende die Hand ins Maul legen muß. Schwört er falsch, so wird ihm die Hand abgebissen ꝛc."

Weiter gewinnt Virgilius des Sultans Tochter, entführt sie und baut Neapel. „Er soll mit der Sultanstochter, welche für ihn gebeten hatte, verbrannt werden; allein er verhindert die Execution, indem er den Euphrat auf den Richtplatz zaubert und mit seiner Dame auf der Luftbrücke entflieht. Er heirathet sie, gründet eine Stadt im Meere auf Eiern, Neapel, und baut in derselben einen Thurm mit vier Winkeln, setzt auf die Spitze einen Apfel auf einer eisernen Stange, und Niemand konnte den Apfel wegnehmen, ohne ihn zu zerbrechen. Und auf die Stange setzte er eine Flasche, und auf die Flasche stellte er ein Ei, und den Apfel hing er bei dem Stiel an eine Kette, und der hing da still. Und wenn das Ei sich regte, sollte die Stadt Neapel erbeben, und wenn das Ei zerbrach, dann sollte die Stadt untergehen."

Endlich will Virgilius seine Zaubermacht zum Besten des römischen Reichs im Großen gebrauchen, dem Boden im Jahr drei Aerndten abgewinnen, die Bäume ewig Blüthen und Früchte zugleich tragen lassen, die Schiffe stromauf führen, die Weiber ohne Schmerzen gebären lassen, Geld und Ueberfluß über alle Menschen ausgießen ꝛc., aber vorher, sagt er, müsse er sich selbst verjüngen. Er vertraut sich einem Mann an, der ihm dabei helfen soll. „Seinen Kopf soll er in vier Stücke schneiden und mitten auf dem Boden einsalzen und die andern Stücke nachher und das Herz in der Mitte, und die Tonne soll er unter die Lampe setzen, welche mitten im Gewölbe hängt, daß sie Tag und Nacht hineintropfe, und neun Tage hindurch die Lampe täglich einmal füllen." Es geschieht, aber der Kaiser vermißt den Zauberer, untersucht den Vorgang und unterbricht dadurch den Prozeß der Verjüngung. Als der Kaiser die Tonne und den Virgil in Stücke geschnitten sah, durchstieß er im Zorn den Mann mit dem Schwerte. „Und als dies gethan war, sah der Kaiser und all sein Volk ein nackendes Knäblein dreimal um die Tonne herumlaufen, welches sagte: ‚Verwünscht die Zeit, als ihr hieher kamt!' — und mit diesen Worten verschwand das Knäblein und wurde nicht wieder gesehen; und so blieb Virgilius todt im Fasse."

So der Inhalt des Volksbuchs ins Kürzeste gezogen. In vielen andern Büchern des Mittelalters wird von Virgilius erzählt und manche andre Fabel noch hinzugedichtet.

Im Anhang eine kleine Abhandlung über die Ekloge, eine seit Virgil weit verbreitete Dichtungsart.

---

**Berichtigung.**

In Nr. 22 Seite 86 erste Spalte Zeile 16 von oben lies: Sonnenrades statt Sommerrades.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, № 28. 8. April 1857.


## Geschichte.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge, achter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1857.

Dieser neue Jahrgang enthält zuerst eine Darstellung des „Fürstenbundes gegen Karl V." von Johannes Voigt. Darin wird gezeigt, wie die deutschen Fürsten durch Karls V. despotische Bestrebungen gezwungen worden seyen, um ihre Freiheit zu retten, französischen Schutz zu suchen. Die Thatsache läßt inzwischen auch noch eine andere weniger milde Auslegung zu. Unter der Freiheit, welche die Fürsten verfolgten, war nicht die Freiheit des Volks, sondern nur das fürstliche Sonderinteresse verstanden. Als der treulose Kurfürst Moritz von Sachsen, Verräther nicht nur am Kaiser, sondern auch an der Nation, mit König Heinrich II. von Frankreich den schändlichen Vertrag schloß, der dem letztern deutsche Grenzländer überlieferte, schien der Himmel selbst zu zürnen. „Auf dem einsamen Jagdschloß Friedewald in Hessen, wo zwischen Moritz, zugleich im Namen seines Mündels, des jungen Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, dem Herzog Johann Albrecht, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen einerseits und dem Könige Heinrich II. von Frankreich durch dessen Gesandten ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen ward, worin sich der König zur Leistung einer ansehnlichen Geldhülfe — die Fürsten forderten eine monatliche Subsidie von 100,000 Kronen — verpflichtete, wogegen ihm gestattet sein sollte, wie er es verlangt, die zum Reiche gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray, in denen nicht deutsch gesprochen werde, unter Vorbehalt der Reichshoheit, als Reichsvicar besetzen und innebehalten zu dürfen. Man ging sogar so weit, dem König, jedoch wohl nur um ihn desto fester an das Bündniß zu fesseln, bei einer künftigen Kaiserwahl von fern die Kaiserkrone zu zeigen. Und da während dieser Verhandlung unter starkem Donner ein Blitzstrahl durch das Zimmer fuhr, erklärte dies der in den Schriften der Alten wohlbelesene Bischof für eine glückliche Vorbedeutung."

Der Herausgeber selbst handelt von der neuen Geschichte Spaniens in etwas rhapsodischer Form. Ernst Hermann schildert die Stürme in Schweden unter Gustav III. und dessen tragisches Ende.

August Witte beschreibt den denkwürdigen preußischen Landtag von 1813. Eine gute Ergänzung zu der trefflichen Schrift des General von Pittwitz über die preußischen Rüstungen im Frühling des gedachten Jahres. Ostpreußen hatte seit 1807 unendlich gelitten. „In dem unglücklichen Kriege von 1806—7 war der größte Theil Ostpreußens über sieben Monate lang der Schauplatz mörderischer Schlachten und fast beständiger Gefechte zwischen zwei großen Heeren gewesen und noch nach dem Abschlusse des Tilsiter Friedens hatten die französischen Truppen längere Zeit an der Passarge verweilt. Ungemessene Leistungen ohne Entschädigung waren den Grundbesitzern auferlegt, und diejenigen, welche, durch den Krieg bereits erschöpft, nicht im Stande gewesen waren, den Anforderungen der Truppen zu genügen, hatten Plünderung, Verwüstung und Greuel aller Art erdulden müssen. Diese unmittelbaren Kriegsübel, welche überdies von verheerenden Krankheiten unter Menschen und Vieh und von unzähligen andern traurigen Folgen begleitet gewesen, hatten den Wohlstand der Provinz zu tief erschüttert, als daß dieselbe während der nächsten fünf Jahre nach dem Frieden auch nur in einigem Verhältnisse mit den andern Theilen des Staats sich hätte erholen können. Die ländlichen Grundbesitzer hatten zum größten Theile ihr Wirthschaftscapital verloren. Der Verlust betraf sowohl den Pferdebestand als auch

das Betrieb- und Nutzvieh und war theils im Kriege selbst, theils durch das nachfolgende allgemeine Viehsterben entstanden. Auch das Feldinventarium war größtentheils eingebüßt, die Gebäude verwüstet." Dazu kamen nun die ungeheuren Contributionen, die Napoleon dem Lande auflegte, die in den folgenden Jahren bezahlt werden mußten. Die Noth und das Elend der Einwohner wurden noch gesteigert, als die Provinz um die Mitte des Monats Juni, bei dem plötzlichen Aufbruche der französischen Armee nach dem Niemen, in unerwarteten Eilmärschen von mehr als 300,000 Mann durchzogen und die Versorgung jedes Soldaten mit Lebensmitteln auf 20 Tage befohlen wurde. Jetzt hörte die regelmäßige Verpflegung natürlich ganz auf; Militärcommandos durchstreiften das Land und nahmen weg, was sie fanden, ohne daß diesen mit Gewaltthätigkeiten jeder Art verbundenen Plünderungen Einhalt gethan werden konnte, daher denn viele Einwohner in die Wälder flüchteten und dort wochenlang blos von Wurzeln und Kräutern lebten. Auch den Bedarf an Fourage, welchen man in Folge der schlechten Heuernte nicht sogleich herbeischaffen konnte, ersetzten die Truppen ohne Requisition durch Abweiden der schönsten Wiesen und hoffnungsvollsten Saatfelder selbst da, wo Hütungsplätze vorhanden waren. Ebenso wurden ganze Heerden Vieh durch französische Divisionen eigenmächtig fortgetrieben, und durch die Truppenverpflegung überhaupt verminderte sich der Rindviehstand um 22,722 Stück. Einen fernern sehr schmerzhaften Verlust erlitt die Provinz durch die Wegnahme von 38,944 Pferden und 8367 Wagen; außerdem aber wurden auf die conventionsmäßige Anzahl von 1200 Pferden 385 wirklich abgeliefert und mehre Hundert fielen gewiß in Folge der Anstrengung auf den Transporten. Auch für die zahlreichen in der Provinz eingerichteten Lazarethe mußte eine Menge von Naturalien und andern Gegenständen angeschafft werden, unter Anderm 439,922 Ellen Leinwand, welche man in Ermangelung barer Fonds nur durch Lieferungen zusammenbringen konnte."

Da kam endlich die Nachricht vom Untergange des französischen Heeres im Schnee und Eise Rußlands, und bald erschienen die Flüchtlinge der großen Armee selbst und brachten nach Preußen Nervenfieber und Viehseuche als traurige Geschenke mit. Aber all das Elend und der bitterste Mangel hinderte die muthigen Ostpreußen nicht, eine große politische und militärische Demonstration zu machen. York war von Napoleon abgefallen, die Bevölkerung Ostpreußens jubelte ihm zu und unterstützte ihn, während sie zugleich mit männlicher Besonnenheit das zudringliche Rußland in Schranken hielt. Stein kam als russischer Bevollmächtigter, um die eroberten Länder zu administeriren und leitete eine Zusammenberufung des ostpreußischen Landtages ein. Nun hätten aber die Ostpreußen ihr Land um keinen Preis als ein erobertes ansehen lassen wollen und beschlossen daher, selbständig aufzutreten und die Dohna, Auerswald, York, Schön, trotzten dem nahezu russischen Stein. Gleichwohl war ihre Lage sehr schwierig und York schon im Begriff, nach England zu entfliehen, um die ungeheure Verantwortung nicht allein zu tragen. Der König hatte ihn abgesetzt, York durfte gar nicht mehr im Namen des Königs auftreten. Der König befand sich in Berlin noch in der Gewalt französischer Truppen, der offene Abfall Ostpreußens würde ihn gefährdet haben. Was sollten nun die Ostpreußen thun? Stillsitzen und warten? um keinen Preis. Darin waren alle einig, daß man rüsten und so bald als möglich den König zum Kriege gegen Frankreich fortreißen müsse. Wollten sie aber handeln, so blieb nichts übrig, als sich „zum Schein" von Rußland zwingen lassen, während sie sich in Wahrheit von Rußland unabhängig erhielten. Stein wollte sich anfangs zu dieser Scheinrolle nicht bequemen, that es aber doch zuletzt aus Patriotismus. Das ist der sehr interessante Inhalt der vorliegenden Abhandlung. Noch ist hinzuzufügen, daß die kleine Provinz trotz ihrer schon so lange dauernden Erschöpfung doch im Jahr 1813 allein 71,445 Mann ins Feld gestellt hat, 16 Procent aller männlichen Individuen.

Wir glauben, bei diesem Anlaß das oben schon erwähnte ältere Werk des General von Pittwitz, welches anonym unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813" 1843 in Potsdam in zwei Bänden erschienen ist, in Erinnerung bringen zu müssen, weil in demselben die Rüstungen sämmtlicher alter Provinzen Preußens im Detail geschildert und mit Urkunden constatirt sind, ein Denkmal zum Ruhme des preußischen Patriotismus, wie es nur durch die Geschichte des Krieges selbst, den jene Rüstungen vorbereiteten, übertroffen wird. In jener großen Zeit, wo alles großartig zur Einheit zusammenwirkte, sich zu spiegeln, thut um so wohler, wenn man in einer Zet lebt, in welcher wieder kleinlicher Hader und Eifersucht innerhalb der deutschen Nation vorherrschen und alle Interessen auseinanderlaufen.

## Geschichtsphilosophie.

**Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott von J. H. v. Wessenberg. Zwei Theile. Heidelberg, Mohr, 1857.**

Der greise Verfasser gibt hier ein Resumé seiner Weltbeobachtung während eines langen Lebens und bleibt sich selber treu, indem er immer noch die Toleranz empfiehlt und in der Geduld und Liebe allein das Mittel der endlichen Versöhnung und Lösung aller Widersprüche erkennt. Aber auch darin bleibt er sich treu, daß er sich gern in weichen Wogen des Wohlwollens badet, die keineswegs im Stande sind, die harten Klippen der Wirklichkeit zu brechen. Wenn er z. B. das einfache Wesen des Christenthums festhält, was Jeder zu erkennen, dem Jeder nachzuleben vermöge, und die Trennung, den gegenseitigen Haß der Confessionen tadelt, so kann doch sein Tadel und sein wohlwollender Wunsch, es möchte anders seyn, weder dem scharf umrissenen Dogma seinen Werth rauben, noch dem Streit der Confessionen ein Ende machen. „Alle Streitigkeiten, die durch die Speculation über Glaubenslehren oder durch Ansprüche im Bereich der kirchlichen Hierarchie veranlaßt sind, stehen ihrer Natur nach außerhalb dem Fassungs- und Beurtheilungskreis der Ungelehrten, und sind blos ein Gegenstand für die Untersuchung und Erörterung der Gelehrten und Wissenschaftlichgebildeten, sollten aber billig von ihnen nur so behandelt werden, daß die Gewissensruhe, der religiöse Friede und die Erbauung der Massen ungelehrter Christen dadurch keine Störung erleiden.“ Das ist wünschenswerth, aber zu erreichen absolut unmöglich. Herr von Wessenberg sollte das Volk zu gut kennen, um zu wissen, daß man dasselbe für den Christianismus vagus und bloße Moral nicht begeistern kann, daß zur Volksreligion das Mysterium und zum Mysterium unabänderlich das präcise Dogma gehört. Auch wir theilen die Ansicht, daß der Glauben allein ohne Liebe die Herzen nur verhärtet und schlechte Christen macht, indem er notorische Laster entschuldigt und bestärkt (Hochmuth, Unbarmherzigkeit, Geiz), aber wir sind auch fest überzeugt, daß allgemeine Menschenliebe ohne den Glauben nicht ausreicht, um die größten Opfer zu bringen, die vom Menschen in der Liebe gefordert werden können und müssen.

Im Uebrigen ist die Auseinandersetzung des Weltgetriebes in Herr von Wessenbergs Buch sehr klar, wahrhaft und schön. Er sieht in der christlichen Lehre die einzige Regel für die Menschheit, den einzigen Weg, auf dem sie zum Heile gelangen, von ihren moralischen Krankheiten genesen kann. Auf ihrem Fortschritt durch die Weltgeschichte aber stehe ihr beständig, und zwar zu unsrer Zeit vielleicht mehr als je zuvor, die Selbstsucht als feindliche Macht entgegen, die sich in unsern Tagen bis zur Selbstvergötterung und direkten Leugnung der christlichen Wahrheit gesteigert hat. Die Selbstsucht aber habe zum Bundesgenossen den Lügengeist. Der Verfasser rügt das Vorkommen der Selbstsucht und des Lügengeistes auch auf dem kirchlichen Gebiete im Pharisäismus, in der Scheinheiligkeit, Unduldsamkeit 2c. Aber am gefährlichsten scheint ihm derselbe in gewissen Regierungstheorien vorzuwalten, die in seiner eigenen Nähe Unglück genug angerichtet haben. „Während man vorgibt, der Unsittlichkeit des Volks steuern zu wollen, läßt man seiner Entchristlichung freien Lauf. Welch ein Widerspruch! — Auch die Begriffe von der eigentlichen Stärke der Regierungsgewalt werden so zu ihrem größten Nachtheil gefälscht. Oder ist es nicht ein beklagenswerther Irrthum, der die Regierungen verleitet, hauptsächlich nur auf Vermehrung ihrer physischen Macht und darauf zu sinnen, wie sie in dieser Macht auch die sittlichen und gemüthlichen Kräfte des Volkes dienstbar machen könnten? Gleichen aber nicht Staatsgebäude, auf dem Boden dieses Irrthums ruhend, Kartenhäusern, die bei jedem starken Windzug zusammenfallen müssen? . . Da man die gerechten und dringenden Forderungen von Reformen nicht geradezu abweisen kann, aber doch die verderbten Zustände festhalten oder herstellen möchte, so wird auf Mittel und Wege gedacht, wie das Unvereinbarste vereint werden könne, und die Versuche dieser Art steigern die Unordnung und Verwirrung in solchem Maße, daß die Auflösung unvermeidlich wird.“ Das paßt auf die Periode, in welcher im Großherzogthum Baden die Schule alles und die Kirche nichts galt, was denn auch wirklich zur Auflösung im Jahre 1849 geführt hat und führen mußte.

Zuletzt kommt der Verfasser auf den Pauperismus zu reden und sagt sehr wahr: „Trotz allen Bestrebungen die materielle Betriebsamkeit zu heben, hat man vielleicht noch nie so viel und laut wie gegenwärtig über die Gefahren Klagen gehört, womit die Ruhe und die gesetzliche Ordnung der Gesellschaft von dem Anwachsen der Menge Solcher bedroht sind, die von der Hand in den Mund ihr Leben fristen und die Ihrigen nur kümmerlich zu ernähren vermögen. Dieser Uebelstand läßt sich nicht läugnen. Aber wie wenig wird von denen, die die Befürchtung vor ihm am stärksten aussprechen, gethan, um seine Quellen zu erforschen und deren Versiegen zu bewirken! Sonst würde ihnen nicht verborgen bleiben, daß jener Uebelstand immer dort den höchsten

Gipfel ersteige, wo einerseits die Sucht sich zu bereichern zur gewaltigsten Herrschaft in der Gesellschaft gelangt ist und anderseits der Hang zum Luxus und zur Verschwendung für Befriedigung aller Gelüste den grellsten Gegensatz zu der Armuth und Noth der Massen bildet. Hier wird auch das Wachsthum und die Gefährlichkeit des sogenannten Proletariats am augenscheinlichsten, weil zu gleicher Zeit die Nächstenliebe erkaltet und in Abnahme geräth und ihr die Mittel zur Ausübung einer die Linderung des Elends dienenden Wohlthätigkeit großentheils entzogen werden. Dies erfuhr schon das alte Rom und selbst die dort eingeführten Armenspenden aus dem Staatsschatz konnten da dem Uebel nicht abhelfen, sondern wurden vielmehr nur eine Aufmunterung des arbeitscheuen Müssiggangs." Warum war im Mittelalter das Elend nicht so groß? weil damals die christliche Liebe noch in einer Menge von Genossenschaften thätig war, wie es heute noch in Italien der Fall ist. Nur Fraternitäten können helfen, Associationen mit christlicher Weihe. Die communistischen und socialistischen Vereinbarungen ohne christliche Weihe helfen nichts, weil sie nur Rechte reclamiren und nicht vom Gebot der Pflicht ausgehen, weil sie das Individuum mit Hochmuth anfüllen und nicht mit Demuth, weil in ihrem Princip keine Bruderliebe liegt, sondern jeder nur an sich denkt.

Allein alle wohlwollenden Ermahnungen im Allgemeinen helfen nichts. Will man bessern, so muß man die Sache praktisch angreifen und die Massen organisiren, unter scharfem Gesetze beugen, in Körperschaften eintheilen und gliedern. Das wird vielleicht einmal der Kirche gelingen; der Staat kann es nicht befehlen, denn er findet dafür keinen Glauben und keinen guten Willen.

---

## Theosophie.

Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie. Für Freunde des innern Lebens ꝛc. von Dr. Julius Hamberger. Zwei Theile. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1857.

Eine Blumenlese aus Kirchenvätern, Scholastikern und späteren Theosophen bis auf die neueste Zeit. Wenn darin keine äußere Einheit wahrzunehmen ist, meint der Sammler, werde doch eine innere nicht vermißt werden. Als Orientirung aber dient auch im Aeußern ein ausführliches Sachregister am Schlusse.

Dieser heilige Blumenflor ist reich und mannigfaltig, denn es wechselt darin die dem Gebet sich nähernde erbauliche Betrachtung, der dem philosophischen Systeme sich nähernde Tiefblick in die ewigen Dinge, die süße Liebesgluth inniger Seelen, die visionäre Malerei des gotterfüllten Sehers. Wohl rankt die sibyllinische Phantasie zuweilen über den Rand der h. Schrift hinaus, allein nirgends erkennt man tiefer den Unterschied zwischen den Christusfreunden und Christusfeinden, als grade in diesen mystischen Ueberwallungen. Wie steht Jakob Böhme auf Christi Seite so ganz anders da, als z. B. Mani und Muhamed auf der Seite einer von der Autorität der Evangelien unabhängigen Gnosis und falschen Prophetie!

Indeß wollen die Grenzen hier äußerst fein gezogen seyn, denn die Geschichte der deutschen Theosophie beweist nicht weniger, wie die der griechischen in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, wie unermeßlich die Phantasie und Speculation von der Einfachheit des Evangeliums zu einer häretischen Ueberkünstelung, sonderlich in den Lehren von der Materie, von der Natur und von dem Millenarium übergeht. Die christliche Mystik hatte immer einen gewissen Zug zu einer Naturphilosophie oder Kosmologie hin, die mehr oder weniger vom Evangelium abweicht, indem sie erklären will, wo uns jede Erklärung versagt ist. Insbesondere wird hier das Verhältniß der Materie zum Geist nicht mehr in der Weise aufgefaßt, wie es die Genesis verlangt. Einige Mystiker nehmen nicht nur an, daß durch den Sündenfall des Menschen die ganze Natur um ihn her verderbt worden, sondern sogar auch, daß die Materie überhaupt erst „in Folge einer Selbstüberhebung des Geistes entstanden sey." Das kann gar zu leicht misverstanden werden. Die Materie ist nach der h. Schrift eben so wenig durchweg böse, als sie nach der Meinung der modernen Materialisten das allein Göttliche und Ewige ist. Sie ist an sich indifferent und kann nur misbraucht werden, Mittel des Teufels werden aber nie eine an sich teuflische Natur annehmen. — Eben so vorsichtig muß das Millenarium aufgefaßt werden, aus dessen willkührlicher und einseitiger Auffassung bekanntlich die meisten und furchtbarsten Häresien seit der Reformation erwachsen sind.

Mit einem Wort: in Mystik und Theosophie liegen überall an den Wegen, die zu tieferer Einsicht in die ewigen Dinge führen, Seitenwege, die nur zu leicht verirren machen. Deshalb soll diese Lehre des innern Lebens nur von schon erstarkten Geistern, die im Glauben fest sind, empfangen werden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **Nº 29.** 11. April 1857.

## Interessante Briefe.

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1857.

Der berühmte Gentz, Metternichs Vertrauter, war in Berlin, der fünf Jahre jüngere Adam Müller in Breslau geboren. Durch den ersteren kam auch der letztere in österreichische Dienste und convertirte, was Gentz nie gethan hat. Beide blieben bis zum Tode gute Freunde, obgleich sie ganz entgegengesetzte Naturen waren, Gentz praktisch und frivol wie ein liederliches Weib, Müller tiefsinnig und mystisch wie ein Mönch. Ihre Briefe besprachen vielfach die großen Interessen ihrer Zeit und sind insofern von historischem Werthe.

Sie begegneten sich zu Anfang des Jahrhunderts in einer ausnahmsweisen noblen Gesinnung, in einem gewissen Zuge zum deutschen Patriotismus und zur Religion. Sie haßten den damaligen Weltbezwinger Napoleon und die allgemeine Frivolität der Zeit. Man hätte damals nicht erwarten sollen, in welche Frivolität Gentz selbst später versinken würde. Sie tauschten ihre Meinung über manche Zeiterscheinung gegen einander aus. Hier etwas aus dem Briefe von Gentz an Müller (vom Jahr 1805) über Göthe: „Was mich in Ihrem Briefe außerordentlich frappirt hat, ist Ihr Urtheil über die beiden neuesten Produkte von Göthe. Ich kenne sie beide, hätte es aber nie gewagt, so davon zu sprechen. Daß ich so, nur noch etwas weniger gut, davon denke, will ich nicht leugnen. Die Noten zum Rameau sind blos trivial und platt; über Voltaire und d'Alembert heute noch so zu faseln, ist doch wirklich einem Göthe nicht erlaubt. Die Aufsätze über Winkelmann sind gottlos. Einen so bittern, tückischen Haß gegen das Christenthum hatte ich Göthen nie zugetraut, ob ich gleich von dieser Seite längst viel Böses von ihm ahndete. Welche unanständige, cynische, faunenartige Freude er bei der glorwürdigen Entdeckung, daß W. eigentlich ‚ein geborner Heide,‘ und darum gegen alle christliche Religionsparteien so gleichgültig gewesen sey, empfunden zu haben scheint! Nein! vor diesen beiden Büchern steht selbst Göthe sobald nicht wieder bei mir auf! Solche hatten wir von Schiller nie zu besorgen! Dieser starb in dem Augenblick, wo seine bessere Laufbahn erst angefangen hätte; sein Tod hat mich bis ins Innerste ergriffen. Sie hörten ihn nie, sonst theilten sie sicher meinen Schmerz.“ Ebenso scharf und richtig faßte Gentz damals den ekelhaften Charakter Johannes Müllers auf: „Die Abschrift des Briefes von Johannes habe ich mit allerlei vermischten Empfindungen gelesen; aber die ungünstigen, ich gestehe es, hatten die Oberhand. Es ist etwas erkünsteltes in dem Ganzen. Woher dieser Enthusiasmus für Sie, den er doch niemals sah noch hörte, von dessen Aehnlichkeit mit ihm er gar nicht überzeugt seyn konnte, dessen Eigenthümlichkeit aus Schriften zu fassen, Johannes aus guten Gründen nicht vermag? Für einen großen Kopf mußte er Sie freilich aus den ihm gewordenen Datis schon erkennen, aber keineswegs für ein mit dem seinigen gleichgestimmtes Gemüth.“

Gentz hatte noch 1805 vielen Glauben an die Capacitäten im österreichischen Heer und Cabinet. Daher sein ungeheurer Jammer nach der Niederlage: „Wir sind geschlagen, lieber Müller, und dahin meine herrlichsten Hoffnungen! Wie dieser Schmerz mich trifft, vermag ich nicht Ihnen zu sagen. So tief, so unmittelbar war ich noch nie mit den großen Staatsangelegenheiten verschwistert; diesmal fühle ich, was es heißt, und fühle es zum erstenmal, so in einer öffentlichen Sache persönlich verwendet zu werden. Jetzt mag weiter geschehen, was da will, Wien verloren gehen,

Bonaparte uns nach Astrakan treiben u. s. f.; ein größerer Schmerz, als den ich gelitten, trifft mich nicht mehr. Nicht gesiegt zu haben in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Siege hing, nicht gesiegt, den Teufel nicht gedemüthigt, dieß Leiden ist das höchste; dagegen sind alle sogenannte positive Uebel nur wahre Lumperei. In Berlin scheint es gut zu gehen! Aber das tröstet mich nicht: Redde, redde mihi legiones! Meine göttliche Armee von Mack! Meine himmlischen Cavallerieregimenter! Meine braven Generale! Solch eine Armee gibt es gar nicht mehr! Und geschlagen — warum? Ha! weil es nicht erlaubt ist, in großen Dingen auf alberne Eingebungen schaler Privatgefühle zu hören." Trotz alledem hoffte Gentz jetzt immer noch auf Preußen und gab sich zum zweitenmal der Täuschung hin: „Der König von Preußen ist nun — ich wette mein Leben darauf — mit Leib und Seele unser. „Er wird negociren", so schreit und klagt man um mich her. Ja! er wird negociren; aber geben Sie nur Achtung, wie. Ein Friede, wie wir ihn wünschen, besser, weit besser, als wir nach unsern Unglücksfällen ihn hoffen durften, oder — Krieg mit der ganzen preußischen Macht, so wird, glauben Sie an mich, die Negociation lauten. Wir sind gerettet. Wer hätte je geglaubt, daß dieser König eine solche glorreiche Rolle spielen sollte! Er ist jetzt das Haupt der Christenheit wider den Erbfeind geworden. Gott segne seine Unterhandlungen oder seine Waffen." Solche Briefe versetzen recht lebhaft mitten in die Zeit, in der sie geschrieben sind.

Man findet auch einzelne Züge, in denen merkwürdige Ereignisse der Zeit näher ausgemalt sind, so in Bezug auf den Tod des Prinzen Louis von Preußen bei Saalfeld. „Der Graf Mensdorff-Pouilly, ein französischer Emigrirter, jetzt Rittmeister im Klenau'schen Regiment, der vor zwei Jahren die Prinzessin Sophie von Coburg geheirathet hat, war mit dem Coburg'schen Hofe in Saalfeld, als der Krieg anfing und die unglückliche Affaire vom 10. vorfiel. Er hatte den Prinzen noch am Tage der Schlacht gesprochen und begleitete ihn, wie er aus der Stadt ritt, um den Franzosen entgegen zu gehen. Wie der fatale Ausgang immer entschiedener wurde, ritt er zurück, um der Coburg'schen Familie beizustehen, und hielt durch seine Standhaftigkeit die Franzosen ab, das Schloß in Saalfeld zu plündern. Bei diesem Geschäft kommt der General Lannes und zeigt ihm den Stern und das Kreuz des Prinzen, und fragt ihn, wem es gehört haben mag. Mensdorff sagt ihm, welchen Feind er besiegt hat. Lannes, selbst erstaunt: ‚Diable, voilà qui est bon; cela fera une grande sensation à l'armée.' Hierauf reitet Mensdorff gleich nach dem Schlachtfelde, begleitet von den Husaren, die den Prinzen ausgezogen und geplündert hatten; er verspricht ihnen Geld, wenn sie ihm nur den Leichnam schaffen wollen; man findet ihn ganz nackt und halb schon in die Erde gescharrt. Er stellt Lannes die Unwürdigkeit der Behandlung vor, und nun gibt ihm dieser eine Compagnie Grenadiers, um den Leichnam, bloß in ein Tuch gehüllt, nach Saalfeld bringen zu lassen. Die Grenadiers spielen Walzer, indem sie ihn begleiten. Man bringt ihn ins Schloß und examinirt ihn. Mensdorff läßt ihn in die Kirche tragen, dort 24 Stunden stehen, und dann in der fürstlichen Gruft beisetzen. Was das für Fügungen sind! Ein österreichischer Officier, ehemals selbst Franzose, Gemahl einer deutschen Prinzessin, begräbt den Prinz Louis von Preußen."

Adam Müller entwirft in einem Briefe vom 21. Juni 1815 ein vortreffliches Gemälde der Schlacht bei Waterloo, in wenigen, aber meisterhaften Strichen: „Als, im Pulverdampf verdeckt, um 4½ Uhr der wüthende Angriff der ganzen französischen Infanterie erfolgte, und es fast entschieden war, daß Blücher nicht kam, hielten alle die Sache für verloren: eine leichte Wendung seines Pferdes, ein halber Wink hätte hingereicht, um die Schlacht, die damals, wie Pfeil sagt, wirklich an einem Faden hing, zu verlieren. Wellington hat unverrückt und kalt bestanden. — Nun erfolgte der Succurs von Blücher; einzeln, unzusammenhängend, in unwillkürlichen Echelons rückten die verschiedenen Corps von Blücher (freilich seit dem 16. unglaublich geschwächt) ins Feuer. Die ersten wurden geworfen und hier war, nach der Erklärung Wellingtons, der größte Augenblick Napoleons, der, obwohl überrascht nach beiden Seiten hin, die Offensive behauptete, immer neue Corps aus dem Hintergrunde zur rechten Zeit vorzuschieben wußte, so daß eine gegenseitige Spannung der Sehnen und der Kraft erfolgte, die in der ganzen Kriegsgeschichte ohne Beispiel seyn mag. Als aber das letzte Corps von Blücher die Straße von Gemappe erreicht hatte, so erfolgte hier durch Zufall, was Bonaparte so oft meisterhaft und planmäßig bewirkt; daß nämlich spät gegen Abend von einer unerwarteten Seite her frische Truppen in das Gefecht geworfen werden. Bonaparte war nicht erschüttert, aber die gespannte Sehne des Bogens zerriß, die er hielt. Die Wirkung dieses Ereignisses, welches man, da es zuletzt ganz außer den Erwartungen Wellingtons lag, keine That nennen kann, war blitzartig. In wenigen Minuten stürzten alle französischen Massen und Waffengattungen durcheinander; alles drängte zurück, als wenn das Schicksal über Napoleon entschieden hätte und nun nichts weiter zu thun bliebe."

Nach den großen Kriegen ergab sich Gentz völlig dem Genuß, wozu er unter Metternichs Protection alle Mittel fand. Müller war betrübt darüber und mahnte ihn an seine frühere religiöse Erhebung. Gentz antwortete: „Da ich von der Geschichte meines Geistes in den letzten Jahren ziemlich genaue Rechenschaft geben kann, so werde ich Ihnen einst, wenn ich es mit glänzender Freiheit vermag, aufs vollständigste erklären, wie ich mich nach und nach von Ihrem Wege entfernt habe. Mit gutem Gewissen kann ich versichern, daß Leichtsinn, Weltliebe, Bequemlichkeit, oder falscher Schein keinen, oder doch nur einen höchst geringen Antheil daran gehabt haben. Die Wendung, welche die politischen Verhältnisse seit 1813 nahmen, trug viel dazu bei; hätten Sie mich im Jahr 1815 genauer und unbefangener beobachtet, so wäre es Ihnen nicht entgangen. In jedem Falle wird einem Scharfsinn, wie der Ihrige, der Zusammenhang wohl einleuchten. — Ein anderer, Ihnen vielleicht noch unbekannter Umstand hatte ebenfalls großen Theil daran. Seitdem ich das kleine Etablissement in Weinhaus, das Sie in seiner ersten Rohigkeit kannten, besitze, habe ich die Natur unendlich lieb gewonnen, und seit meiner Zurückkunft von Paris zieht mich nichts so sehr an, als Botanik und alles, was dazu gehört. Diese Gegenstände, wie man sie auch betreiben mag, haben eine weit größere Verwandtschaft mit der Erde als mit dem Himmel. Ferner: alles, was nicht durchaus praktisch ist, ekelt mich heute an; und hieraus entspringt eine Stimmung, in welcher es sehr schwer ist, sich mit dem Ueberirdischen zu beschäftigen. Der Hauptpunkt bleibt indessen immer, daß mir der Glaube fehlt; und diesem Mangel ist schlechterdings nur durch ein Wunder abzuhelfen. Was den Zustand nach dem Tode betrifft, so weiß ich nur so viel, daß er so, wie Sie und andere höchst würdige Männer sich ihn etwa denken (ob ich gleich nie begriffen habe, wie Sie sich ihn eigentlich denken), nicht seyn kann. Die übrigen Fragen beunruhigen mich gar nicht. Die Idee einer positiven Gefahr, wenn das oder jenes doch zuletzt wahr wäre, geht aus einem so crassen Anthropomorphismus hervor, daß sie mich unmöglich schrecken kann. Ich fasse sie nicht einmal, und damit ich sie nur fassen könnte, müßte abermals jenes Wunder geschehen, dem ich mich nicht widersetzen will, wenn es etwa geschieht, das ich aber durch kein menschliches Mittel herbeizuführen weiß.“ In diesem vollendeten Egoismus hatte Gentz nunmehr völlig den Standpunkt erreicht, den er (s. oben) früher Göthen zum Vorwurf machte.

Gentz macht Gegenbeschuldigungen gegen Müller. „Wenn ich nun in dieser Stimmung lese, was Sie schreiben, liebster Freund, wie wäre es, bei aller meiner Liebe zu Ihnen und bei aller meiner Freude an Ihrem Geiste, möglich, daß ich mit Ihren Lehren harmonirte? Ich habe in dem revolutionären Gange der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustande zu einem bessern zu gelangen, wohl aber das einseitige und anmaßende Princip, die Welt von frischem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, eben so einseitig, anmaßend und schneidend, die Antirevolution predigen, alle Bestrebungen und alle Produkte dieser Zeit, die ich gewiß nicht ungebührlich bewundere, mit bitterem Hohn verwerfen und ganz unumwunden die Kirchenverfassung, und Lehnsverfassung, und Dienstverfassung, und Geldverfassung, und Handelsverfassung u. s. w. vergangener Jahrhunderte zurückfordern — und daß alle Ihre Leser ohne Ausnahme Sie so verstehen, dafür bürge ich — wie sollte ich meinen eigenen Ideen solche Gewalt anthun, die Ihrigen zu billigen?“ Trotz alledem blieben die beiden Briefsteller Freunde.

Müller nahm mehrmals mit tiefer Innigkeit einen Anlauf, um seinen in Weltgenuß versunkenen und horazisch befriedigten Freund zum Ernst des Ewigen zurückzuführen. Aber Gentz blieb sich gleich. Einmal wirft Müller ihm vor: „An jenem Abend in Eicha sagten Sie zu Beckedorff: ‚Die Vergangenheit ekelt mich an und die Zukunft fürchte ich.‘ Liebster, verehrtester Freund! Dieß schauderhafte Wort aus dem Munde, den ich seit zwanzig Jahren am liebsten höre, der mir die Welt aufgeschlossen hat und dem Gott eine so vorzügliche Gewalt über die Großen und Mächtigen der Zeit gegeben, habe ich bei der Erinnerung an Carlsbad beständig vor der Seele.“

Bis zu welchem Grade der lieblose Egoismus bei Gentz gediehen war, erhellt aus folgender Aeußerung: „Ich fürchte mich, meine Schwestern zu sehen. Die Veränderung, die in 16 Jahren mit ihnen vorgegangen seyn muß, wird mir ein unheimlicher Maßstab der abgelaufenen Zeit werden, dessen Nähe ich mir gar zu gern ersparte.“ Müller hält ihm auf eine liebenswürdige Weise die Pflicht und das Glück der Pietät entgegen.

Vom Aachner Congreß schreibt Gentz mit höchster Selbstgefälligkeit: „Der diplomatische Feldzug, den ich dort in zwei Monaten zurückgelegt habe, war der strengste und arbeitsvollste, der mir noch je zu Theil geworden; es war aber zugleich der glücklichste, befriedigendste und rühmlichste. Nie, ich darf es in Wahrheit sagen, haben sich die Lorbeeren so auf meinem Kopfe gehäuft als dießmal; jeden Tag wurde mir das schmeichelhafte Lied vorgesungen, ‚ohne mich könne es keinen Congreß mehr

geben.' Man wollte mich zwingen, zu heirathen, damit wenigstens meine Race nicht ausginge &c. Ich betrachte diese Periode als den Culminationspunkt meines Lebens; denn etwas Glänzenderes gibt es nun nicht mehr, und mein Glück muß doch auch seine Grenzen finden, wie alles in der Welt. — Wir sind in Aachen mit der Ueberzeugung auseinander gegangen, daß jetzt ein diplomatisches Jubeljahr (allgemeine Vacanzen) beginnt. So ist es auch gewissermaßen. Aber wehe denen, die mit unserem Cabinet jetzt etwas zu treiben oder zu verhandeln haben! Den 10. Februar tritt der Kaiser seine Reise nach Italien bis Rom und Neapel an; nachher hat der Fürst eine Menge weitaussehender Lustreiseprojekte; er wird wahrscheinlich den größten Theil des Jahres von Wien abwesend seyn. — Uebrigens habe ich ungefähr 60 Protokolle, nebst einer Menge Vor-, Zwischen- und Nebenredaktionen ausgearbeitet, von 11 bis 2 oder 3 Uhr täglich am Conferenztisch gesessen, und außerdem jeden Tag, wo nicht zwei oder drei, doch wenigstens eine Separatconferenz von mehreren Stunden, bald mit Capodistrias, bald mit Lord Castlereagh, bald mit Richelieu, bald mit Bernstorff gehabt, wo im Grunde die Hauptsachen zu Stande kamen. Den Fürsten habe ich am wenigsten gesehen; ich holte ihn jeden Morgen um 11 Uhr zur Conferenz ab; dann begegnete ich ihm oft den ganzen Tag nicht wieder, wenn ich nicht bei ihm aß. Abends hatte er täglich Gesellschaft; ich ging aber nie hin, weil bei ihm gespielt wurde." Da hat man das ganze Metternich'sche System in einem niedlichen kleinen Spiegel, wie auf einer Dose. Und solche Männer wollten die Welt regieren und haben sie wirklich durch Gottes Zulassung eine Zeit lang regiert!

In Aachen saß Gentz unter anderem einmal zwischen den großen Geldjuden und ließ sich von ihnen in die Mysterien einweihen, die das Metternich'sche System zum Verderben Oesterreichs heiliger als die kirchlichen gepflegt hat. Gentz erschrack, sein guter Genius wehrte sich unwillkührlich gegen die höllischen Judenfratzen und er drückt gegen den frommen Müller seine Besorgniß aus, der Börsenschwindel könne zum Verderben führen, aber sein Herr und Meister, Fürst Metternich, war zu sehr Protector der Börse und zu tief in die Sünde Israel verstrickt und gefangen, als daß Gentz es hätte wagen dürfen, seiner Besorgniß Nachdruck zu geben. Er schrieb an Müller: „Hätte ich alles sagen dürfen, was ich wußte, so würde in diesem Aktenstück ausgesprochen seyn, daß der letzte Grund aller Verlegenheiten in der unbesonnenen Ueberspannung des Rentensystems, dessen alle großen Staaten sich schuldig gemacht haben, liegt, und daß man sich wundern darf, wenn das Geld die Renten nicht mehr bezwingen kann, nachdem man Frankreich gezwungen hatte, in ungefähr vier Monaten beinahe tausend Millionen neue Schuldpapiere zu creiren. War nicht in der letzten Zeit der Taumel, der Wahnsinn so hoch gestiegen, daß ganz vernünftige, ruhige Männer es als Grundsatz aufstellten, ‚bei jeder neuen Anleihe müssen die Renten steigen?' Und so groß war die Vermessenheit der Contrahenten, daß Häuser, die in den französischen Renten tief interessirt waren, zu gleicher Zeit 50 bis 60 Millionen baaren Geldes aus Frankreich nach Rußland schleppten, ohne zu bedenken, daß das Procent, was sie dort auf den Curs gewannen, in ihren ungleich wichtigeren französischen Operationen zehnfach verloren geben konnte. Es hat mich sehr ergötzt, daß sie eine Monographie der Rothschilds wünschen, einer der witzigsten und glücklichsten Gedanken, die mir seit lange vorgekommen sind. Das Wort ist um so treffender, weil die Rothschilds in der That eine eigene species plantarum bilden, die ihre eigenen charakteristischen Merkmale hat. Sie sind gemeine, unwissende Juden, von gutem äußeren Anstand, in ihrem Handwerke bloße Naturalisten, ohne irgend eine Ahndung eines höheren Zusammenhangs der Dinge, aber mit einem bewundernswürdigen Instinkt begabt, der sie immer das Rechte, und zwischen zwei Rechten immer das Beste wählen heißt. Ihr ungeheurer Reichthum (sie sind die ersten in Europa) ist durchaus das Werk dieses Instinktes &c." Es ist kein Compliment für das Metternich'sche System, daß es sich vom Instinkt der Juden hat regieren lassen.

Als die Verfolgung der „christlich-deutschen Jugend" begann, die Karlsbader Beschlüsse, die Mainzer Comission vorbereitet wurden, wobei Metternich den Ausschlag gab, wagte Müller ehrlich zu warnen. „Glauben Sie gewiß, die deutsche Jugend ist, wie sie Beckedorff beschrieben, viel ernsthafter und nüchterner, auch viel sittlicher, als man in Oesterreich denkt. Ich habe hier Recht auf eine Stimme, weil ich auf der frequentirtesten Universität von Deutschland lebe. Wie empfänglich würde sie für wahre positive Wissenschaft und für die ritterliche Idee der Freiheit in dem Gehorsam seyn, wenn ihr von den allgemeinen, philosophischen und politischen Lehrstühlen herab irgend etwas anderes als leere Begriffe und die gemeine, revolutionäre Freiheit geboten, wenn sie zur Liebe, anstatt, wie seit Napoleons Zeit bis jetzt, zum Hasse erzogen würde!"

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 31. 18. April 1857.

## Magie.

Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Von Karl Gustav Carus. Leipzig, Brockhaus, 1857.

Herr Carus erklärt die im Titel bezeichneten Erscheinungen lediglich aus subjectiven Stimmungen, aus Nervenreiz, dem nur Täuschung und Aberglaube einen objectiven Werth beigelegt hätten. Wir heben das Beispiel vom „bösen Blick“ hervor, dem man im Süden eine bezaubernde, vergiftende, wo nicht tödtliche Eigenschaft zuschreibt. Herr Carus erklärt das in seiner geschwätzigen (hier noch stark abgekürzten) Manier, wie folgt: „Will man nun dies Alles hinlänglich bedenken, so kann man wohl die Möglichkeit nicht absprechen, daß, ebenso wie z. B. der Blick des Arztes für den Geisteskranken oft etwas sofort Imponirendes, Beruhigendes und Heilsames haben kann, auch unter gewissen Bedingungen der scheelsehende Blick eines Widerwilligen und Verderbten einen nachtheiligen Einfluß auf empfängliche, reizbare Naturen zu üben im Stande sey, und wird dann von daher ein gut Theil der Wirkung des sogenannten bösen Blicks sich zu erklären vermögen. Dabei wird es freilich immer noch räthselhaft und im letzten Grunde unerklärlich, oder, wie wir es hier nennen, magisch bleiben, was nun doch das eigentlich Wirksame und Schädigende in jenem Blicke war, und zuletzt werden wir daher immer wieder an die doch von manchem nicht eben verwerflichen Beobachter als Thatsache erzählte Wirksamkeit des Blicks der Klapperschlange auf kleine Vögel oder Säugethiere uns erinnern müssen, in denen die unmittelbare Wirkung des einen Nervenlebens auf das andere ebenfalls so entschieden hervortritt, ohne daß wir sie je weiter zu erklären vermöchten. Es bedarf jedoch auch nur der Hinsicht darauf, wie weit selbst eine so rein physikalische Wirkungssphäre wie die des mineralischen Magneten sich ausdehnt (wovon man sich ja schon durch die außerordentliche Vorsicht überzeugen kann, mit welcher bei Errichtung magnetischer Beobachtungsstationen alles Eisen im weiten Umkreise des Magneten entfernt werden muß), um sich davon zu durchdringen, daß ein so feiner Apparat wie ein Nervensystem, und besonders ein menschliches Nervensystem, in Ausdehnung des Kreises, innerhalb welchen es Wirkung empfangen oder ausgeben kann, jedem mechanisch zusammengesetzten metallenen Apparate sicher nicht nur nicht nachstehen, sondern ihn weit übertreffen werde; und zieht man nun alles Dies in die richtige Erwägung, so werden jedenfalls auch Erscheinungen wie die obigen sofort verständlicher genannt werden müssen. Daß also wirklich Alles, was sich über den sogenannten bösen Blick in wissenschaftlicher Beziehung sagen läßt, abgesehen von der übrigen Masse des Fabulosen, das man davon erzählt, in einer solchen Betrachtung über die an sich incommensurable Wirkungssphäre nervöser Gebilde enthalten sey, möchte nun wohl an sich klargeworden seyn, ich will jedoch hier, um diese Betrachtungen noch mehr zu vervollständigen, zwei Bemerkungen noch beifügen; die eine: daß es nicht uninteressant sey zu beachten, daß die Furcht vor dem bösen Blick insbesondere bei den Südländern herrsche, und zwar offenbar darum, weil deren größere Lebhaftigkeit und Heftigkeit auch eine stärkere Nervenwirkung in die Ferne, sowie eine höhere Empfänglichkeit mit Recht voraussetzen läßt; und die andere: daß nun auch Alles, was die jedenfalls an sich ganz unnützen und oft lächerlich sogenannten Schutzmittel gegen das Mal'occhio betrifft, nur dadurch einen Schimmer von Bedeutung erhalten könne, daß sie, sobald der Mensch in seiner geistigen Beschränktheit wirklich fest daran glaubt, der Phantasie einen gewissen Schwung verleihen, welcher es nun weiter oft genug

veranlassen dürfte, daß eine mehr gesammelte und furchtlose Stimmung dann das Individuum einer eingebildeten Gefahr von Einflüssen überhebt, als welchen eben darin vorzüglich Macht gegeben war, daß sie denjenigen Lebensmuth verdarben oder aufhoben, welcher zuletzt hauptsächlich unsern Unternehmungen den rechten Erfolg zu sichern vermag."

Damit ist nun doch eigentlich nichts erklärt und das ganze Geplauder leeres Gewäsch.

Herr Carus wagt sich mit unbeschreiblich liebenswürdiger Dreistigkeit auch an die Erklärung der evangelischen Wunder, und sagt z. B. von den durch den Sohn Gottes bewirkten Heilungen: „Wird es also daher von jenem Standpunkte aus begreiflich, wie zuweilen eine heftige Geistesaufregung, plötzliche Freude z. B., die langwierigsten Krankheitszustände — Lähmungen namentlich — fast in einem Augenblick zu heilen vermochte, ebenso wie umgekehrt ungünstige Einwirkungen dieser Art, Schreck z. B., auch plötzliches Erkranken, ja Tod oft genug veranlaßt haben, und will man nun dies Alles recht lebhaft bedenken und vollständig überblicken, so ist auch ferner unschwer zu der Einsicht zu gelangen, daß, sobald eine mächtige geistige Individualität herantritt, und zwar ausgerüstet mit voller Willenskraft die Genesung eines Kranken zu fördern, dadurch gar wohl eine plötzliche Hebung der innersten Lebensidee in jenem bewirkt werden könne, so daß hierdurch allein nun wirklich eine schnelle Besserung oder selbst fast unmittelbare Heilung eintreten muß."

So triviale Auffassungen müssen schlechterdings verworfen werden und sind eines Mannes von Geist nicht würdig.

Im Uebrigen enthält das Buch manches Interessante über den Nervenreiz, namentlich über die unwillkührlichen Muskelbewegungen: „Man errege Jemand lebhaft die Vorstellung einer durchschnittenen Citrone, oder man durchschneide sie wirklich vor seinen Augen, und sofort werden die Muskelfasern seiner Speichelgänge, angeregt durch Einwirkung grauer Nervenfasern, sich zusammenziehen, und er wird den Speichel im Munde zusammenlaufen fühlen. Man denke, indem man schreibt, lebhaft an etwas Anderes, und ehe man es sich versieht, wird man falsche Buchstaben geschrieben haben, und so halte man einen jener Pendel, von denen wir oben gesprochen haben, in der Hand und denke an Bewegungen, die er zeigen könnte, und ohne daß wir es wollen, werden ganz unmerkliche Bewegungen unserer Fingermuskeln den Pendel schwingen lassen, Schwingungen, welche indeß genau ebenso durch wirklich unbewußte Vorstellungen, obwohl immer einzig und allein durch jene unbewußte Wirkung der Muskulatur, veranlaßt werden können. Ich hoffe, daß Jedem, der dem hier gezeichneten Gedankengange aufmerksam gefolgt ist, nunmehr das Geheimniß der sogenannten „magischen" Bewegungen des Pendels und der Wünschelruthe vollkommen offenbar geworden seyn wird, indem er einsieht, 1) daß alle Bewegung dieser Art, soweit sie irgend der genauen Beobachtung vorgelegen hat, bedingt ist, nicht in Entwickelung einer besondern und sonst unerhörten elektrischen oder magnetischen, oder irgendwie physikalischen Kraft, sondern entschieden durch unbewußte und unwillkührliche Muskelbewegungen; d. h. also angeregt wird durch einen unbewußten und unwillkührlichen Nerveneinfluß auf die hier wesentlich wirkenden Muskeln. 2) Daß der die Bewegungen bedingende unbewußte Nerveneinfluß aber eine doppelte Quelle haben kann: nämlich einmal kann er von bewußten Vorstellungen angeregt werden (ich denke z. B. lebhaft der Pendel werde rechts herum schwingen, und ohne daß ich diese Bewegung veranlassen will, erfolgt sie wirklich) und ein andermal kann er auch von wirklich unbewußten Vorstellungen ausgehen (z. B. es sey eine besondere Empfindlichkeit gegen die Nähe elektrischer oder magnetischer Körper, oder gegen Wasserausdünstungen vorhanden, und es ist sofort sehr wohl möglich, daß die Fingermuskeln, welche die Ruthe oder den Pendel halten, nun sofort durch eine auf solche Weise veranlaßte Umstimmung im Nervensystem, denjenigen unbewußten Nerveneinfluß erhalten, welcher diesen Instrumenten die eine oder die andere Art von Bewegungen unwillkührlich mittheilt). Die Möglichkeit beider Arten der Bewegungsanregung wird hiernach vollkommen verständlich geworden seyn."

Das wird auf das Tischrücken angewandt: „Ist daher es einmal eine unabweisbare Thatsache, daß, sobald mehre Personen in dieser Art eine Kette bilden, ihre Innervationsströmungen dadurch einen Einfluß erhalten, den wir, weil er von Nervenleben auf Nervenleben trifft, nicht anders als lebensmagnetisch oder mesmerisch nennen dürfen, so wird man jetzt zugleich entschieden das Agens kennen, welches unwillkührlichen Muskelactionen, insofern sie in den Gliedern einer solchen Kette überhaupt erweckt werden, sofort eine allen Individuen gemeinsame Richtung anweist. Man kann es kurz auch so bezeichnen, daß man sagt; „das durch die Kettenbildung, ja auch ohne unmittelbare Berührung nur durch das um das zu bewegende Object spannungsvoll verlängerte Herumstehen oder Sitzen, mehr geeinte oder mehr mesmerisch in gleiche Strömung versetzte Nervenleben mehrer Personen ist es, welches auch unbewuß-

terweise ein verwandtes Wollen in denselben erzeugt und somit das Wesentliche der Erscheinung bedingt." Um eine solche sympathische Durchströmung Mehrer ganz zu begreifen, muß man sich an andere verwandte Erscheinungen erinnern. Zuerst ist schon das Ansteckende gesehener Bewegungen des unbewußten Lebens ganz hierher gehörig: man sieht den Andern gähnen und unwillkührlich wird man selbst zur gleichen Athmungsbewegung erregt. Hier also haben wir das merkwürdige mesmerische Moment, welches allein es erklärt, warum nach und nach, sobald in einem um einen Tisch sitzenden und auf die mögliche Bewegung desselben gespannten Kreise mehrer Menschen eine solche Strömung unbewußter Anregungen des Willens entstanden und stark genug geworden ist, um in einem jeden Individuum den unbewußten Muskeldruck nach derselben Richtung hin zu erzeugen, plötzlich die Bewegung des Tisches anfangen und dem bewegenden Kreise selbst doch als ein Wunder erscheinen wird. — Wer dieser Erscheinung recht nachdenkt, wird jetzt alle damit sich verknüpfenden besondern Erscheinungen, die hundert mal angestaunten Nervenaffectionen Einzelner, die längere, oft 10, 15, 30, 40 Minuten betragende Zeit, bevor die Bewegungen beginnen, sowie die gewöhnlich allmälig sich steigernde Heftigkeit derselben vollkommen begreifen, und es ist jetzt kaum nöthig darüber irgendwie noch weiter sich zu verbreiten."

Daß durch die Kette ein verstärkter Druck der Finger entstehe, kann zugestanden werden, obgleich es immer schwierig bleibt, dadurch die Hebung eines schweren Tisches zu erklären. In Bezug auf das Tischklopfen aber genügt die Erklärung des Herrn Carus in keinem Fall. „Wie dort der Ring die Anfangsbuchstaben von Theodosius anschlug, weil die Verschworenen den Mann dieses Namens im Sinn hatten, und wie noch jetzt in dem bekannten Versuche, der Ringpendel, den man in einem Glase schwingen läßt, gewöhnlich ziemlich richtig die Stunde schlägt, wenn der den Faden Haltende daran denkt, daß der Pendel die Zeit angeben soll, so klopft auch der Tischfuß in jenen Versuchen nur die Zahl von Schlägen, welche von dem vorzugsweise Innervationsmächtigen der bewegenden Personenkette gedacht wird." Hier ist zur Berichtigung des Thatbestandes zu bemerken, daß oft gerade das durch Klopfen angezeigt wird, woran Niemand denkt. Der Tisch wird gefragt, wie viel Geldstücke ein Anwesender bei sich trage? Der Anwesende denkt sich sechs Stück und ist überzeugt, so viel trage er bei sich. Der Tisch klopft aber siebenmal und der Anwesende findet jetzt erst, daß er sieben Stück bei sich hat. Oder: der Tisch wird gefragt, wie viel Uhr es sey? jeder denkt 1 Uhr, der Tisch aber klopft zweimal, weil, ohne daß es Jemand bemerkt hat, in derselben Minute die Stunde zu Ende war. Solche Thatsachen stimmen nicht zur Erklärung des Herrn Carus.

Beiläufig bemerkt, ist das Tischdrehen und die Geisterschrift in China schon alt. „Das Tischdrehen wird dort hervorgebracht, indem man ein kleines Tischchen verkehrt (mit dem Tischblatt nach unten) auf Wasser legt und die Personen auf die vier aufwärts gekehrten Beine die Hände legen. Um das Antworten möglich zu machen, bestreut man einen Tisch mit Mehl oder Kleie, nimmt dann einen länglichen Korb und befestigt an dessen äußerm Rande einen Schreibepinsel. Jetzt wird der Korb umgedreht und von zwei gegenüberstehenden Personen auf den Spitzen der Zeigefinger schwebend über dem Tische gehalten. Natürlich fängt er alsbald an zu schwanken, und nun beschreibt der Pinsel in dem aufgestreuten Mehl Charaktere, chinesischen Schriftzeichen ähnlich, welche sofort als Antworten gedeutet werden."

---

## Philosophie.

Ueber den Unterschied des ethischen und naturalistischen Theismus mit Bezug auf Schelling. Von J. H. Fichte. Halle, Pfeffer, 1857.

Abgedruckt aus der „Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik."

Herr Fichte findet den Gottesbegriff auch in Schellings letzten Schriften noch zu naturalistisch, kosmisch, pantheistisch. Die letzte Gestalt der Schelling'schen Lehre „überragt ohne Zweifel die alten, durch sein eigenes früheres System in den Gang gebrachten pantheistischen Vorstellungen durchaus; ja sie degradirt die ‚gegenwärtige Welt' so entschieden und wirft sie so weit aus dem göttlichen Wesen hinaus, daß jeder Rückschritt in den Pantheismus von ihr aus für immer abgeschnitten erscheint. Dennoch ist dieser Theismus Schellings — wir wissen dafür keinen bezeichnenderen Ausdruck — von lediglich kosmologischem Charakter. Auch in dieser höchsten Gestalt seines Systems ist ihm Gott, ja die Gottheit, welche sich in Christus offenbart, immer nur kosmisches, nicht ethisches Princip, eine in theogonische Processe verwickelte Naturmacht. Werde Gott auch bezeichnet als ‚Herr' des Seyns, als ‚außerhalb aller Potenzen stehende freie Macht': die höhern, eigentlich ethischen Eigenschaften, mit denen Gott am Menschen und durch den Menschen sich offenbart, und worin erst der wahre, in letzter Instanz entscheidende Standpunkt zur

Lösung des Weltproblems gewonnen ist, bleiben selbst in Schellings neuester Ansicht unerwähnt, oder was nicht selten sogar auf abstoßende Weise fühlbar wird, sie werden in jene kosmischen Begriffe umgedeutet."

„Weit weniger abstract und schattenhaft — wir erkennen es willig an — ist die von Schelling gegebene Deutung der höchsten und entscheidendsten Liebesthat Gottes in der Geschichte, der Erscheinung Christi, aber eine Umdeutung, eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος der vollständigsten Art ist sie dennoch geblieben; denn sie bezeichnet ihm in ihrer Tiefe und Eigenthümlichkeit doch nur einen kosmogonischen Vorgang, mittels dessen Gott das durch den Abfall des Menschen außergöttlich gewordene Seyn wieder mit sich vermittelt und sich zum ‚Herrn' desselben macht. Christus präexistirt daher vor seiner Menschwerdung als ‚kosmische Potenz' und sein Erscheinen als ‚göttliche Persönlichkeit' hat eben die Bedeutung, die ‚Spannung', in welche Gott im eignen Wesen gerathen, die Disjunction der ‚göttlichen Potenzen' aufzuheben. Wir halten diese Auffassung für entscheidend, weil sie mit dem ganzen philosophischen Principe Schellings aufs Tiefste zusammenhängt und ein fast unvermeidliches Ergebniß desselben ist. Sein erkenntnißtheoretischer Standpunkt hat die alten pantheistischen Voraussetzungen noch nicht durchbrochen; er argumentirt aus ihnen fort, ohne zu bedenken, daß mit dem neugewonnenen Principe der Transscendenz Gottes auch für die Frage nach der Erkennbarkeit desselben ganz neue Probleme entstehen, welchen er nie auch nur annähernd Beachtung geschenkt hat. Hierdurch ist das Unsichere des ganzen Standpunkts, wie das Schwankende und Schiefe seines Gottesbegriffs verschuldet, der eines Theils als uranfängliche, von allen Potenzen freie Macht, als Herr des Seyns bestimmt wird, andern Theils doch einem theogonischen Processe unterworfen wird, für den die Belege doch nur in den dießseitigen Weltthatsachen gefunden werden können. Die unvermeidliche Folge ist es dann, zu solchen gnostisch christologischen Deutungen zu gelangen, die nicht minder problematisch für die Speculation, als für das christliche Bewußtseyn anstößig gefunden werden dürften."

Es handelt sich hier um eine allgemeine Frage der modernen Wissenschaft. „Sicherlich wird der Theismus als das allein gründliche Vernunftsystem aus allen wissenschaftlichen Kämpfen siegreich hervortreten; aber wir konnten nicht zugeben, daß die vorliegende, halb gnostische Ausgestaltung desselben, von der großen Autorität des Schellingschen Namens getragen, allein oder vorzugsweise als der wissenschaftliche Ausdruck dieses Princips zur Geltung komme."

Wir theilen diese Ansicht, müssen aber noch hinzufügen, daß auf die künftige Entwicklung des Theismus wohl hauptsächlich die Wiederherstellung des Pflichtbegriffs, die tiefere Ergründung des Pflichtbewußtseyns einwirken wird. Die gesammte Philosophie nämlich seit der Renaissance gieng einseitig vom Recht der Menschen aus, frei über die ewigen Dinge zu forschen und zu urtheilen, gänzlich misachtend die Pflicht, die jeden Misbrauch der Freiheit und jedes unwürdige Denken ausschließt. Der Philosoph gewöhnte sich, die Begriffe des Erhabensten und Heiligsten zu behandeln, wie etwa der Mineralog ein Fossil, das er zwischen den Fingern hält und wovon er seinen Schülern vordemonstrirt, oder wie der Schuster das Leder, das er über den Leisten spannt. Das Ziel aller Philosophie war seit zwei Jahrhunderten ausschließlich den Menschen von der Pflicht zu emancipiren, ihm neue Rechte, wie diesseits im bürgerlichen Leben, so jenseits gegenüber Gott zu vindiciren. Das innerste Princip der Philosophie war der Egoismus. Zuerst emancipirte sich das subjective Denken von der objectiven Thatsache. Nur weil ich denke, nur was ich denke, nur wie ich denke, sind die Dinge, war der erste Trugschluß. Sodann emancipirte sich der Eigenwillen vom Gewissen. Weil etwas in mir als absolut göttlich und ewig über allen Gegensätzen, so auch dem sittlichen, steht, bin ich, wie Göthes Faust, sündenlos, was ich auch nach gemeinen Begriffen sündigen mag. Das war der zweite Trugschluß. Von allen Seiten neigten sich die Philosopheme der egoistischen Spitze zu, die sie bei Hegel erreicht hat, zum vollendeten, gesättigten, in sich befriedigten Egoismus der menschlichen Selbstvergötterung. Dieser ganzen Methode zu philosophiren lag eben nur ein egoistischer Trieb, schlechthin ein sündiger Trieb zu Grunde. Wenn nun endlich das Blatt umschlägt und die Philosophie wieder zum Theismus übergeht und somit der christlichen Wahrheit sich nähert, so ist das schon ein Zeichen, daß die egoistische Richtung überwunden ist und der sündige Heißhunger nach zeitlichen und ewigen Rechten wieder einem frommen Gefühle der Pflicht Platz macht. Die Correspondenz zwischen der Art, wie man philosophirt, und der Art, wie man fühlt und innerlich gestimmt ist, hat sich auf der negativen Seite nicht verleugnet und wird es auch nicht auf der positiven. Die Philosophie wird in dem Maaße hier sich reiner und großartiger entwickeln, in welchem die Denker sich der Pflicht immer tiefer und klarer werden bewußt werden im Gegensatz gegen das Recht, mit dem die frechen Geister des vorigen Jahrhunderts in ihren Systemen Superfötation getrieben haben.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 34. 29. April 1857.

## Reise.

Besuch bei Sem, Cham und Japhet. Von Alban Stolz. Freiburg im Breisgau, Herder, 1857.

Eine Reise nach Jerusalem und Aegypten, von einem katholischen Priester, der in größerer Gesellschaft reiste, beschrieben. Wir begleiten den andächtigen Pilger, der zugleich ein geistreicher Mann ist, mit lebhaftem Interesse.

Auf dem Wege durch Oesterreich beklagt er die Paßquälereien. „Damit aber nicht Einer aus dem ‚Reich' etwa meine, da sey es eben doch viel aufgeklärter und liberaler außerhalb des schwarzgelben Grenzpfahles, so bemerke ich, der vorgeblich gebildete Stand ist bei uns allerdings nicht viel wegen des Passes beunruhigt — hingegen der Handwerksbursche, überhaupt der ärmere Mensch, wird von jedem Polizeidiener und Gensdarmen aufgefordert seine Papiere vorzuweisen. Selbst in kleinen Städten kann es einem Gesellen recht wohl begegnen, daß er schon vor dem Thor sein Wanderbüchlein vorweisen muß, dann ein oder zweimal beim Durchgang; und wenn letztlich gerade ein Gensdarm in die Stadt zurückkehrt, so wird auch dieser am andern Ende wieder die ‚Papiere' sehen wollen." Auf dem Schiffe, mit dem die Pilger von Triest aus übers Meer fuhren, beteten englische Aerzte und Apotheker, die nach Smirna bestimmt waren. Das mahnt ihn daran, wie wenig die gleiche Menschenklasse in Deutschland zu beten pflegt. „Die Quelle der Religionslosigkeit so vieler deutscher Aerzte kommt nicht bloß von Unwissenheit, indem sie in ihrer Jugend rücksichtlich des Religionsunterrichtes verwahrlost wurden, sondern auch aus Verstandesschwäche, indem sie den Lichtstock des Leibes und des animalischen Lebens nicht zu unterscheiden wissen von dem Menschengeist und dessen Natur."

Während eines kurzen Aufenthalts unterwegs in Griechenland wurde der Verfasser mit seinen Gefährten, als sie nach einer lateinischen Kirche fragten, von der griechischen Bevölkerung in eine leere Felsenwüste absichtlich irregewiesen und dann mit höllischem Gelächter verhöhnt. Ueberhaupt fand Stolz auf seiner ganzen Reise die griechischen Christen als die entartetsten. In Athen macht er folgende Bemerkung: „Wer das Parthenon mit gebildetem Auge unbefangen ansieht, wird ehrlich gestehen müssen, daß kein christliches Bauwerk, auch der schönste gothische Dom nicht, eine solche edle vollendete Schönheit erreiche, wie jener Heidentempel." Bei diesem Anlaß äußert sich der Verfasser des weitern: „Schöne Kunstprodukte gehören so wenig zum Wesen der Kirche, daß das Bild, welchem wir Christen uns mit höchster Verehrung zuwenden, nichts weniger als ästhetisch schön ist, nämlich Christus am Kreuz. Das eigentliche Volk, in welchem mehr christlicher Instinkt ist als bei Gebildeten, betet in der Regel auch viel weniger gern vor einer besonders schön gemalten Madonna, als vor einem Bild, das nicht im geringsten reizt seiner Schönheit wegen es genauer anzusehen, die gar schöne Muttergottes kommt ihm weltlich vor. Selbst im Heidenthum, in der besten Zeit des griechischen und römischen Staats- und Volkslebens, blühte die Kunst weniger, als zur Zeit, da die praktische Tüchtigkeit und die Bürgertugenden schon in Verwesung übergingen. Ich gebe gern zu, daß die Kunst auch Gott preisen, d. h. den Gottesdienst verherrlichen soll, und daß zuweilen einem Künstler sein christlicher Geist zu höhern Idealen verhilft; aber die Kirche braucht nicht bei der Kunst betteln zu gehen, als müßte diese erst ihre Blöße vor der Welt decken. Daher ist auch das Liebäugeln und die Buhlerei ästhetischer Kirchenmänner mit ihr überflüssig." Wenn es wahr ist, daß sich eine gewisse ästhetische Kokettrie auch in die kirchliche Kunst einge-

drängt hat und daß der erhabene und heilige Geist in tändelnder Ornamentik oder gar im Liebäugeln mit sinnlichen Idealen verloren gegangen ist, so drückt sich doch hier Alban Stolz zu schroff und einseitig aus. Der Uebergang aus dem romanischen in den germanischen Kirchenstyl fällt mit der höchsten Fülle, Macht und Tiefe des kirchlichen Geistes im Mittelalter zusammen. Die Kirche ist niemals bei der Kunst betteln gegangen, dazu war sie allezeit zu groß, mächtig, heilig. Aber sie hat es auch nicht verschmäht, sich als Braut mit dem köstlichsten zu schmücken, was Natur und Kunst darbieten, und sie hat nur eine Pflicht erfüllt, indem sie mit ihrem heiligen Geiste die Kunst weihte.

In Smyrna empfing der Reisende die ersten ächt-orientalischen Eindrücke. Am meisten afficirte ihn ein Tanz der Derwische, der ihn an dämonische Einflüsse im Cultus der Mahomedaner glauben machte. Auf der weiten Seereise von hier aus entwirft der Verfasser einige wunderschöne Seebilder: „Da strich die wilde Nacht sich die Locken von der Stirne, und vom wolkenfreien Himmel schimmerten die Sterne herab. Dennoch stürmte es fort, und das große Schiff wurde wie eine zum Ueberstürzen getriebene Wiege — aber nach der Länge — auf und abgejagt. Da sah es aus, wie wenn die Sterne im schnellsten Fluge gleich Sternschnuppen insgesammt herabstürzten und dann wieder hinaufführen. Es fiel mir hiebei die Schriftstelle ein, wo vom Herabstürzen der Sterne beim Herannahen des Weltgerichtes geredet wird, ob solches nicht in dem Sinn zu nehmen sey, wie die h. Schrift auch sagt, die Sonne gehe auf und unter, nämlich daß die Worte der Schrift nicht das Wesen, sondern nur die Erscheinung bezeichnen. Wenn die Erde beim Herannahen des Gerichtes in schwankende Bewegung kommt, wie ein Schiff auf wogendem Meere, so muß auch in gleicher Weise die Erscheinung dadurch den Bewohnern der Erde hervorgebracht werden, als stürzten die Sterne vom Himmel. — Auch das Morgenwerden aus der Nacht in den Tag ist wie eine Andacht der Natur anzuschauen. Ein einsamer Inselberg ragte in die Morgenröthe; das Meer war selbst geröthet — darüber in süßem lächelndem Glanz der Morgenstern und im Zenith klein und scharf der Halbmond. Links ein leichter Nebel und der lange dunkle Streif vom Schiffsrauch. Allmälig wird das Meer gegen Osten ein goldener Spiegel; drei kleine Vögelein flogen gegen Sonnenaufgang am Schiff vorüber; später wandelt sich das Meer in Stahlblau von Goldspangen durchzogen, wo die Wellen sich heben. Schaut man gegen Süden, so liegt es in der Tiefe wie lauter Fischschuppen in braunem Glanz, und am Himmel ruhen und ziehen die Morgenwolken so glühend roth als fiele auf sie der Glast einer ungeheuern Feuersbrunst. Dann wechselte das Meer gegen Osten aufs Neue, es webte sich durcheinander Gold, Grün und Blau; der Himmel entzündete sich wie eine Wunde, die Inselberge gegen Osten wurden schwarzblau, die Wölkchen erbleichten. Jetzt tauchte die Sonne auf wie ein tausendfach verstärktes Feuer, und augenblicklich zog sich von der Sonne zum Auge eines jeden Betrachtenden auf der Wasserfläche eine feurige Straße oder Säule. Noch etwas später konnte man nicht mehr hinschauen, der Glanz der südlichen Sonne warf jeden Blick des menschlichen Auges nieder und zurück."

Die Pilger landeten zu Joppe und begaben sich von da nach der h. Stadt. „Es ist mir schon einigemal vorgekommen, daß bei dem plötzlichen Sterbfall eines nah Angehörigen oder wenn einem ganz unvermuthet ein großes Glück zu Theil wurde, man anfänglich ziemlich gleichgültig blieb — das Ereigniß traf auf die Seele wie ein Platzregen auf den Boden, ohne recht einzudringen; es braucht hiefür Zeit. Wahrscheinlich aus einem ähnlichen Grunde, dann aber auch in Folge der Ermüdung von den Strapatzen des Tages, machte der erste Anblick von Jerusalem einen ziemlich geringen Eindruck auf mich, ungefähr wie man im Traum das Wunderbarste ohne besonderes Erstaunen ansieht. Der erste Gedanke, welcher an dem Anblick zündete, war: ‚Das ist nicht Jerusalem, wo der Herr gewohnt hat, nicht einmal der Boden — Alles ist bis zum Felsenboden hinweggekratzt; es ist gründlich von der Oberfläche der Erde vertilgt. Nur die Himmelsregion ist noch da und die Bergrippen, das Skelett der Landschaft. Wo der Herr als Phönix der Menschheit verbrannt wurde, da wollte er nicht den Scheiterhaufen, sondern nur den ausgebrannten Aschenboden zurücklassen. Sein Geist und Leib ist überall hin lebendig und wirksam; aber hier haust der Türke und zanken die Schismatiker, und die Natur trauert und trägt Leid.‘ Dieser mißmuthige Gedanke bellte mich gleichsam an wie der Hund den Wanderer, der zum Thor einer Burg eintreten will. Als aber allmälig die ganze Gesellschaft beisammen war, so wurde ohne vom Pferd abzusteigen ‚Großer Gott wir loben dich‘ abgestimmt. So müde und trocken vorher meine Seele gewesen war, gährte jetzt mehr und mehr, vielleicht selbst vom Gesang angefacht, ein wärmeres Gefühl. Ich mußte während des Singens mehrmals schweigen; ich weiß nicht, kamen mir die Thränen von Trauer oder von Schmerz oder von unnennbarer unklarer Ergriffenheit, daß Alles sich regte, was an Wahrheit und Gnade schon in einem

langen Leben über mich ausgegossen wurde im Anblick der Ursprungsstätte davon — es war wie ein Erdbeben der ganzen Seele, und wie wenn alle christlichen Eindrücke, schon lange in Vergessenheit begraben, von langen Jahren her sich regten und insgesammt von Todten auferstehen wollten — und Jerusalem sehen." Bald fand sich die rechte Stimmung ein und unser Pilger vollzog alle übliche Andachten an den h. Stätten. Er bemerkt darüber, daß sie ganz auffallend mit den Visionen der Nonne von Dülmen zusammenstimmen und spottet mit Recht über die Versuche eines Schweizer Arztes, mit der Meßstange in der Hand beweisen zu wollen, daß die h. Stätten alle unächt seyen. Er brachte eine Nacht in der h. Grabkirche betend zu ꝛc.

Aber auch die Schattenseiten der h. Stadt lernte er zur Genüge kennen. Am meisten empörte ihn der Unfug der griechischen Christen in der Charwoche. Sie drängen sich in die h. Grabkirche, um ihre Lichter an dem angeblich vom Himmel fallenden Feuer anzuzünden, mit gräßlichem Tumult. „Dieses wüste Toben wurde nicht gemindert, als die Priesterschaft und der griechische Patriarch mit mehreren Fahnen einen Umgang hielten, sondern diese wurden selbst gedrängt und gestoßen. Manche hatten sich von oben bis zu den Hüften entblößt, Andere ihren Turban herabgenommen, wo dann der kahlgeschorene Kopf nur einen dünnen Zopf am Scheitel zeigte, der wie ein Rattenschwanz wedelte. Zugleich konnte man Kinder und Weiber sehen, welche in der Kirche Tabak rauchten; Andere sah ich mit einander ringen, wie auf der Gasse. Zuweilen, wenn es zu arg wurde, schlug ein türkischer Offizier in höchster Gemüthsruhe, ohne im Geringsten eine Miene zu verziehen, mit einer Peitsche auf einen solchen bestialischen Haufen; in ihrer wüthenden Aufregung schienen es aber solche Menschen kaum zu fühlen. Einmal riß ein solcher Kerl einem der im Kreis aufgestellten türkischen Soldaten in seiner Raserei eine Flinte aus der Hand, worauf dann die Türken ihn mit Gewehrkolben niederschlugen. Als nun das erste Licht aus der h. Grabkapelle endlich vom Patriarchen herausgebracht wurde, stürzte der alte weißhaarige Priester mit zwei Fackeln heraus und lief wie aus einem brennenden Haus in die griechische Kirche hinein. Der Pöbel glaubt, das Feuer falle vom Himmel und habe wunderbare Kräfte, und alles Griechenvolk drängt darauf los alsbald die eigenen Kerzen daran anzuzünden, und in außerordentlicher Schnelligkeit haben Tausende in der Kirche brennende Lichter in der Hand. Weiber entblößten ihre Brust und stießen sich das brennende Licht darauf und für das erste Licht, das an dem des Patriarchen angezündet wird, zahlt man oft Summen bis zu hundert Gulden." Ferner äußert sich der Verfasser unliebsam über die protestantischen Geistlichen und ihre Proselytenmacherei, die er als eine Seelenverkäuferei schildert. Der Jude, der sich bekehren lasse, bekomme eine gewisse Summe ꝛc. Ueberhaupt ist dem Verfasser das protestantische Wesen unaussprechlich zuwider und wenn er von den Pietisten sagt, sie hassen die katholische Kirche, so giebt er ihnen den Haß reichlich zurück.

Erfreulicher sind die Bemerkungen, die der Verfasser aus Anlaß der Aussätzigen macht, die er in der Nähe von Jerusalem in ihrem von aller Welt abgesonderten Lager fand. Er vergleicht diese Aussätzigen mit der vornehmen Welt in Baden-Baden: „Ich finde nämlich zwischen den Aussätzigen vor dem Sionsthor, den armseligsten Menschen, und diesen üppigen Herren und Damen gerade im Wesentlichsten eine Aehnlichkeit. Wie man im Orient wohl keine Klasse von Menschen findet, bei welchen Kirche, Synagoge oder Moschee nie besucht wird, bei welchen das religiöse Leben so erloschen ist, daß Christ und Türke sich nicht mehr unterschieden fühlen: so wird man bei uns in den brillanten Sälen des Konversationshauses in dieser Beziehung dasselbe finden, was in den Ställen der Aussätzigen, ein gänzliches Ignoriren aller Religion, eine Verbannung jedes religiösen Zeichens. Auch ist daselbst ein ähnlicher Hunger nach Geld am grünen Altar des Mammon zu sehen, wie bei den Aussätzigen, die nach jedem ehrbar gekleideten Menschen oder Kameeltreiber ihre Blicke begehrlich fixiren und ihre blechernen Schüsseln ausstrecken. — Uebrigens je nachdem du leichter beim Anblick der Aussätzigen, oder leichter beim Anblick dieser schimmernden Konversationsmenschen von Verachtung angewandelt wirst, darnach wiegt sich dein eigener Charakter und sittlicher Geschmack."

Stolz hatte das seltene Glück, im Gefolge des gerade in Jerusalem anwesenden Herzog von Brabant das Innere der berühmten und schönen Omarsmoschee betreten zu dürfen, die er ausführlich beschreibt. Dann machte er viele Ausflüge in die Umgegend, nach Bethlehem, Nazareth, Kana, zum todten Meer. Nazareth schildert er wie ein Paradies und kehrt wiederholt und mit Entzücken zu diesen Eindrücken zurück.

Auf einer einsamen Reise belauschen wir folgendes zarte Sentiment des Verfassers: „An der Heide eines Bergabhanges, woran wir hinritten, hörte ich den Gesang eines Vogels, der mir noch niemals zu Gehör gekommen war, und doch fühlte ich in mir die vorbereitete Anlage solches zu hören, wie wenn der Ton zu mir gehörte; denn die Menschenseele ist vom Schöpfer

mit der ganzen Natur in Bezug gesetzt und für einander eingerichtet. Wie daher für diesen neuen Vogelgesang in meiner Seele, ohne daß ich es vorher wußte, schon eine stille Saite gespannt und gestimmt war, die nun an- und mittönte: so mag noch unendlich Vieles in der Seele vorbereitet liegen, welches erst dann sich regt, wenn eine neue Erde und ein neuer Himmel auf die Seele einwirken. Es ist überhaupt ein höchst fader Spiritualismus, wenn man die Seligkeit lediglich in abstrakt geistige Vergnügen setzen will. Jede Menschenseele ist eine concentrirte Welt, ein Auge und Ohr, worin alles Licht und aller Ton von Himmel und Erde und Hölle einfallen kann. So neu mir aber jener Vogelgesang war, so stimmte er darin mit unsern Singvögeln überein, daß ein Ausdruck süßer Unschuld darin lag. Die Singvögel sind, wie manche Frühlingsblumen, die lieben freundlichen Kinder der Natur; wie in mancher Blume der Blick eines harmlosen Kindes, so liegt oft im einfachsten Ton des kleinen Singvogels die kindliche Stimme desselben und weckt manchmal beim Erwachsenen, der einsam es hört, Wehmuth, Vorwurf und Schmerz, daß er nimmermehr zu dieser Schuldlosigkeit und diesem süßen Gemüth zurückkehren kann."

Im Allgemeinen vergleicht der Verfasser das verödete Palästina mit dem jüdischen Volk selbst. „Die Juden sind ihrem Palästina gleich, an der Sonne Jesus Christus sind sie verdorrt und verbrannt — während das Heidenvolk der Winterlandschaft gleicht, welche der andringenden Frühlingssonne entgegenharrt, um sich zu reicher Pflanzenpracht zu erschließen."

Vom h. Lande begab sich der Verfasser wieder zur See nach Aegypten. Ueber dieses weltberühmte Land faßt er sich aber ziemlich kurz und bewundert viel weniger als andre Leute. „Ich weiß nicht, habe ich einen ganz hörnernen Widerspruchsgeist als Mitgift auf die Welt gebracht, oder ist es erst im Leben ausgebildeter und verhärteter Eigensinn, daß ich in so vielen Dingen das Gegentheil sehe, was weitläufige Touristen drin sehen und Museumslazzaroni reden und (vorgeblich) denken — mir kamen alle üblichen Phrasen über die Pyramiden gerade vor wie auf den Kopf gestellt. Es wandelte mich schier Haß und Verachtung gegen diese unsinnigen Steinhaufen an, wie gegen eine plumpe krystallisirte Teufelei. Ich sehe darin nicht, wie ein ‚freundlicher' Sachse spricht, die Ueberwältigung der Natur, sondern die von einem Despoten dicken steinharten Herzens zertretene Menschheit, zerstampfte Menschen ohne Zahl. Die Breite ist mächtig; um einen so gewaltigen Steinstier zu umgehen, braucht es fast eine halbe Stunde — für das Auge aber entspricht die Höhe nicht der Erwartung. Die glatte Bekleidung ist überall abgefallen, nur an einer einzigen Pyramide hat noch an der Spitze ein Stück ausgehalten. Uebrigens ist es mir zu langweilig, diese Steinmoloche umständlich zu beschreiben, wie sie mir selbst auch langweilig vorkamen."

In Kairo besuchte Stolz das große Irrenhaus. „Mein Begleiter war, wenn ich mich nicht irre, vor dem Haus geblieben aus Scheu vor dem Anblick des Wahnsinns und dem Eindruck davon. Wir haben auch sonst schon Leute, die gerade nicht zu den sentimental Aufgeweichten gehören, geäußert, wie heftig und unangenehm sie der Besuch eines Irrenhauses afficirt habe. Diese Erfahrung habe ich noch nie gemacht; im Gegentheil sind mir Irrenhäuser Orte besondern Interesses. Die Seele mancher Irren ist gleichsam aufgerissen und bloßgelegt, so daß von den Geheimnissen der Seelenconstruction oft eher etwas zu entdecken ist, als bei einem ordentlichen Alltagsmenschen. Ich glaube auch nicht damit eine Gemüthshärte zu offenbaren, denn ich halte den Wahnsinn zwar für eine Krankheit der Grenzorgane zwischen Geist und Leib, die den Geist allerdings in seiner bestimmungsgemäßen Entwicklung suspendiren, wie solches auch im Schlaf und schlimmer noch in der Betrunkenheit vorübergehend geschieht. Aber eben deßhalb sind die Bewohner eines Zuchthauses insofern viel bedauernswürdiger, da sie mit Bewußtsein leiden und zugleich die Schuld in ihrem Innern nagt. Ja ich sage noch mehr: der Traum, die moralische Pause des Wahnsinns, ist, christlich aufgefaßt, ein unendlich geringeres Unglück, als ein bewußtes Leben in der Sünde. Und gründlich aufgefaßt sind alle Menschen, welche die Welt mehr lieben als Gott, einer Gattung von Wahnsinn der schlimmsten Art verfallen, denn ihr Lebenszweck und Streben ist verrückt und läuft in eine böse Ewigkeit aus. Gewiß ist ein Saal voll gottvergessener Ballmasken unglückseliger daran und würden als ärgere Thoren erfunden, als die Bewohner einer Irrenanstalt — wenn plötzlich das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erschiene."

Auf dem Rückweg besuchte der Verfasser die Familie des Don Carlos, die durch den Tod dieses ihres Hauptes eben in Trauer versetzt worden war. Stolz war derselben durch sein Werk über Spanien empfohlen worden.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 36. 6. Mai 1857.

## Vermischte Schriften.

Kriegerische und friedliche Träumereien über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Von Pz. Leipzig, Teubner, 1857.

Ein und zwanzig sehr verschiedenartige Aufsätze mit einem Schlußwort. Der Verfasser ist mit Recht als ein kenntniß- und geistreicher Mann besonders im kriegswissenschaftlichen Fache geschätzt.

Wir übergehen, was er zuerst über Napoleons letzte Feldzüge, über die früheren Beziehungen Frankreichs zu Deutschland, über das erste Auftreten der Russen in Deutschland und anderes Aeltere sagt, und fassen mehr ins Auge, was für Gegenwart und Zukunft von größerer Bedeutung ist. In einer besondern Abhandlung verwirft der Verfasser den „Nationalitätenschwindel" und sagt S. 144: „Eine der größten politischen Thorheiten unserer jüngsten Vergangenheit ist der — Nationalitätenschwindel; mit anderen Worten, der von den Koryphäen der verschiedenen revolutionären Parteien zum politischen Grundsatz erhobene Gedanke: daß alle dieselbe Sprache redende Völkerschaften in staatliche Gemeinschaft gebracht werden müßten, weil sie sich in naturgemäßer Zusammengehörigkeit befänden." Dem setzt der Verfasser „die Verschmelzung der Nationalitäten durch den internationalen Culturprozeß" entgegen. Wir glauben uns nun doch der armen Nationalitäten ein wenig annehmen zu müssen. Man braucht nicht so einseitig zu seyn, die Nationalität um jeden Preis in allen Beziehungen behaupten und gegen jeden Einfluß von außen abschließen zu wollen, und kann und muß doch ihr Recht anerkennen. Die Nationen sind nur Glieder der allgemeinen Menschheit und nehmen an ihrem Entwicklungsgange im Großen Theil. Niemand wird verlangen, daß sich die Deutschen dem Christenthum hätten verschließen sollen, weil Christus nicht in Deutschland geboren war. Niemand wird einer Nation verwehren wollen, von der andern nützliche Erfindungen, selbst geistige Bildung zu entlehnen. Endlich bleibt die Anerkennung der Brüderlichkeit aller Menschen und die Hoffnung auf eine dereinstige wenigstens annähernde Versöhnung der nationalen Gegensätze Princip der Humanität. Bei alledem aber kann man nicht so weit gehen wollen, wie Herr Pz. Die Auflösung aller nationalen Elemente durch einen großen Culturprozeß würde nur zu einer Nivellirung führen, wie im altrömischen Kaiserreiche, nicht zum Besten der Menschheit. Die angeborenen Racenunterschiede, die vom Clima abhängigen Unterschiede der Nationen sind so naturnothwendig und unausrottbar, wie die Unterschiede des Geschlechts und Alters. In ihnen bewegt sich die Menschheit und kann nicht anders. Der Süden wird stets andre Menschen haben, wie der Norden, der Westen andre wie der Osten. Wie das Christenthum, so können sie auch alle eine höhere geistige und materielle Cultur annehmen, ohne darum ihre ursprünglichen und bleibenden Charaktere aufzugeben. Es ist durchaus unnatürlich, obgleich jetzt sehr gewöhnlich, den internationalen Culturprozeß für das Beste, ja Unvermeidliche zu halten, dem die Nationen sich demnächst alle würden unterwerfen müssen. In diesem Irrthum waren die spanischen Cortes, die Constitutionellen in Neapel befangen, als sie nordische Staatsformen dem Süden aufdringen wollten, war noch Graf Montalembert befangen, als er den feurigen Franzosen das kaufmännische Phlegma der Engländer zumuthete.

Es gibt kleine oder schwache Nationen, die eine politische Selbstständigkeit nicht zu behaupten vermögen, die sich wahnsinnig geberden, wenn sie noch vollends Eroberungen machen und ihre Nationalität stärkeren Nachbarn aufdrängen wollen. In diesem Falle waren

noch unlängst die Ungarn und Herr Pz hat ganz Recht, wenn er ihnen sagt, ohne die Hülfe der Deutschen wären alle Magyaren unrettbar Sklaven der Türken geworden. Es gibt wieder andre Nationen, die schon vor der eignen Reife in eine gewisse Corruption gefallen sind und die fremden maßgebenden Einfluß gar nicht entbehren können. In diesem Fall waren, die Böhmen ausgenommen, sämmtliche slavische Völker, und selbst die geist- und charaktervollen Böhmen würden, obgleich ihre Heldenzeit mit ihrem Kampf gegen die deutsche Nationalität zusammenfällt, schwerlich so große Energie bewährt haben, wenn sie nicht schon so lange an den Deutschen sich gestählt hätten. Rußland wurde mächtig, nur weil ein starker fremder Einfluß sich durch die Dynastie und ihre Umgebungen hier festsetzte; Polen ging unter, weil ihm dieses Glück nicht zu Theil wurde.

Aber auch alle die Nationen, die, sey es wegen ihrer Kleinheit oder wegen ihrer Unmündigkeit, mehr oder weniger unter fremde Oberleitung kommen, behalten doch das Recht ihrer Nationalität und es würde ein großer Fehler seyn, ihnen dieselbe zu verkümmern. In diesen Fehler fiel Kaiser Nikolaus, indem er allen seinen auch nichtrussischen Unterthanen die russische Sprache und die russische Kirche aufnöthigen wollte.

Daneben bleibt es freilich ein Problem, ob die Aufrechthaltung großer und gleich starker Nationalitäten innerhalb eines Staates auf die Dauer möglich ist? In diesem Falle ist Oesterreich. Hier halten sich die deutschen, slavischen, magyarischen und italienischen Nationalitäten ziemlich die Waage. Keine wird die andre verschlingen, aber weil keine stark genug ist, die andre zu verschlingen, bleibt ihre Vereinigung in einem Staatsganzen immerhin eine schwierige Aufgabe.

Schließlich erkennen wir dem von Herrn Pz so hoffnungsreich angekündigten internationalen Culturprozeß einen allmähligen Einfluß auf dem Orient zu, welcher nicht verfehlen wird, auch auf Osteuropa zurückzuwirken. In hundert Jahren wird z. B. die ungarische, die wallachische Frage ganz anders beurtheilt werden, als heute, denn bis dahin dürfte die Cultur eine sehr belebte Straße durch jene Länder quaestionis gebrochen haben.

Von den Italienern sagt Herr Pz S. 154, sie hätten eigentlich gar keine gemeinsame Nationalität, sie seyen ein Zusammenfluß der verschiedensten Völkerschaften. Das hätte Herr Pz nicht sagen sollen. Man kann einer Nation, die seit so vielen Jahrhunderten eine eigenthümliche und höchst ausgezeichnete Literatur besitzt, doch die Nationalität, das Nationalgefühl nicht absprechen wollen.

Allgemeine Sätze, wie sie der Verfasser S. 167 ausspricht, sind gleichfalls zu beanstanden. Er sagt, die Cultur sey im Allgemeinen von Westen nach Osten, in Deutschland aber auch von Norden nach Süden vorgeschritten. Das ist dahin zu berichtigen, daß nur die Germanisirung von Norden nach Süden, dagegen die Christianisirung und die höhere Civilisation von Süden nach Norden, nämlich aus dem römischen Reiche, später wieder die Reformationsbewegung von Norden nach Süden, dagegen die der Renaissance abermals von Süden nach Norden vorgeschritten ist.

Sehr verständig ist alles, was der Verfasser über das moderne Heerwesen sagt. Unter andrem verbreitet er sich über die in den letzten Jahrzehnten an der Tagesordnung gewesene Frage nach Volkswehr, allgemeine Wehrpflicht, Verpflichtung des Heeres auf die Verfassung rc., kurz über die Versuche, die bewaffnete Macht vom Staatsoberhaupt zu trennen und dieselbe dem jeweiligen Volkswillen zu unterstellen. Er erklärt alle diese Versuche für unpraktisch und unvernünftig, sofern sie nicht als reine revolutionäre Maßregel aufgefaßt werden.

Was für außerordentliche Fälle der Noth und Begeisterung paßt, läßt sich nicht immer auf lange ruhige Friedenszeiten anwenden.

Da wo nicht eine förmliche Theilung in Heer und Landwehr stattfindet, erscheint das Heer selbst häufig zu wenig als solches. Die alten Unteroffiziere werden immer seltener. Die Rekruten werden nach der kürzesten Dienstzeit wieder in Urlaub entlassen. Wie soll da ein militärischer Geist sich bilden? Die schändlichen Excesse des badischen Militärs, die sich in geringem Maaß doch auch in einigen anderen deutschen Heeren wiederholten, hatten hauptsächlich ihren Grund im Mangel an militärischem Geist und Ehrgefühl. Die Soldaten hatten viel zu kurze Zeit gedient, waren noch viel zu voll von den demokratischen Ideen, die man ihnen aus ihrer Heimath in das kurze Garnisonsleben mitgegeben hatte. Seitdem immer mehr Eisenbahnen gebaut werden, melden sich zur Bedienung derselben auch immer mehr ältere Unteroffiziere und verlassen die Armee, die sie durch junge noch unerfahrene Menschen ersetzt. Das Verhältniß ist jetzt noch ungünstiger, als es im Jahre 1848 war.

Hören wir den Verfasser: „Wir wollen schließlich nur bemerken, daß, wenn ein großer Krieg sobald nicht zu befürchten stehen sollte, die Rückkehr zu einem etwas schärfer ausgeprägten Militärsystem gewiß sehr ersprießlich seyn würde, damit der militärische Geist — der doch nicht blos von Erinnerungen leben kann — einen

kräftigeren Aufschwung erhält. Durch das heutige Drillsystem muß er nothwendig in Verfall kommen. Die Heerbildung sinkt dadurch zu einer arithmetischen Aufgabe herab; man berechnet, wie viel Rekruten in einem Jahre ausgebildet (oder vielmehr nur abgerichtet) werden können, summirt die Ergebnisse in dem Zeitraume weniger Jahre, bringt die Sterbefälle ꝛc. in Abzug, und glaubt dann mit mathematischer Schärfe nachweisen zu können, daß der Staat im Stande sey, ein Heer von so oder soviel Tausenden aufzustellen. Die Richtigkeit der Zahlen wollen wir nicht bezweifeln. Aber 100,000 leidlich abgerichtete Rekruten, welchen die militärische Erziehung gänzlich abgeht, bilden noch kein wohlorganisirtes Heer, das den Stürmen eines ernsten Krieges mit Zuversicht entgegen geht. Was dem Heere inneren Halt und Festigket gibt, das sind nicht die aufgestellten Grundsätze, welche die Betheiligten oft ziemlich kalt lassen, es sind die Rahmen und Stämme der einzelnen Truppenkörper, vornehmlich der einzelnen Compagnien, Schwadronen und Batterien. Unter den ‚Rahmen' versteht man allgemein die Ober- und Unteroffiziere, nebst den Einfassungsrotten aller Unterabtheilungen. Die ‚Stämme' werden gebildet durch eine hinlängliche Anzahl vollkommen diensterfahrener und in jedem Betracht tüchtiger Soldaten, die für die Compagnie, Schwadron oder Batterie einen wirklichen Stamm abgeben und mit der Stärke derselben im Verhältniß stehen müssen. Die Rahmen und die Stämme sind hauptsächlich die Träger des militärischen Geistes, dessen Verbreitung in der Masse um so leichter wird, je stärker die Stämme sind. Darin liegt das Geheimniß der überraschend schnellen Organisation Napoleons nach seinen großen Unfällen in den Feldzügen 1812 und 1813. Die Bildung solcher Stämme ist aber ohne längere Dienstzeit nicht möglich, und da dieselbe — abgesehen von der Dauer der Reservepflichtigkeit — über 4 bis 6 Jahre nicht ausgedehnt werden kann, und auch in diesem Zeitraume längere Beurlaubungen stattfinden müssen, ist die Stellvertretung das einzige Mittel, zu tüchtigen Stämmen zu gelangen."

Im wohlverstandenen Interesse unserer Mittel- und Kleinstaaten dürfte es liegen, diese Bemerkungen des vollkommen sachverständigen Herrn Pz zu beherzigen. Wir sehen nämlich noch nicht, daß irgend einer jener Uebelstände im Heerwesen gedachter Staaten, welche die Debandage von 1849 wenn auch nicht herbeiführten, doch erleichterten, seitdem beseitigt worden wäre. Eine neue heftige revolutionäre Erschütterung, die ja doch möglich wäre, würde hie und da immer noch nicht so feste Körper finden, daß sie nicht aufs neue gelockert werden könnten. Nun ist es freilich schwer, kleinen Contingenten den Geist beizubringen, der die Heere großer Länder beseelt, aber die Frage bleibt dann immer, ob die nämlicheu Ursachen nicht immer wieder die nämlichen Wirkungen herbeiführen werden?

Zuletzt handelt Herr Pz vom jüngsten russischen Kriege, sonderlich von dem berühmten Feldzug in der Krimm, recapitulirt den Gang desselben mit großer Klarheit und fällt ein sehr wohlbegründetes Urtheil über die einzelnen Unternehmungen, die Belagerung und Vertheidigung von Sebastopol, die Diversionen ꝛc. Das Ergebniß ist, daß die Russen trotz ihrer taktischen Niederlage im strategischen Vortheil geblieben sind, daß Frankreich, nachdem es der Ehre genügt, geschwind Frieden machte, ohne eine Entschädigung zu verlangen, daß England sich blamirte, ungeheure Verluste hatte und gerade da, wo es sein Interesse gewesen wäre, energisch aufzutreten, nämlich in Transkaukasien, gar nicht erschien. „In Paris scheint man die ganze Sachlage richtiger gewürdigt zu haben als anderwärts, daher die große Bereitwilligkeit Napoleons III. die Hand zum Frieden zu bieten. Sein Zweck war in der Hauptsache erreicht, und es kam nur noch darauf an, beim Friedenschlusse sich diejenigen Vortheile zu sichern, welche ihm vor Allem erwünscht seyn mußten. Wir glauben dieselben in einer hervorragenden Stellung unter den europäischen Mächten suchen zu dürfen, wobei eine gewisse Demüthigung des brittischen Stolzes gewiß nicht der geringste Vortheil war. Die großen Opfer an Menschen und Geld, welche dieser Krieg erfordert hatte, brachten also den Westmächten keinen reellen Gewinn, denn Eroberungen hatten sie nicht gemacht, und das langen an Rußland, die aufgelaufenen Kriegskosten auch nur theilweise zu vergüten, wäre doch gar zu lächerlich gewesen; es fehlt hierzu die zwingende Gewalt. — Was Rußland durch den orientalischen Krieg verloren hat, möchte wohl von sehr geringer Bedeutung seyn. Die materiellen Verluste verschiedener Art waren allerdings empfindlich, aber in Vergleich zu den Verlusten seiner Gegner nicht unverhältnißmäßig. Durch die Neutralisation des schwarzen Meeres und das Verbot einer Anlegung von Kriegshäfen an demselben, scheint zwar Rußlands Macht auf diesem Binnenmeere für alle Zeiten gebrochen zu seyn. Dies ist aber nur eine trügerische Hoffnung. Handelsschiffe kann Rußland dort so viele haben, als ihm beliebt, und es wird dieselben so einrichten lassen, daß sie in wenigen Wochen in Kriegsschiffe umgewandelt werden können. So lange England und Frankreich eng verbündet bleiben, wird zwar eine solche improvisirte russische Kriegsmarine nicht viel unter-

nehmen können. Aber ein Bruch dieser beiden großen Seemächte führt Rußland selbstverständlich einen Verbündeten zu, mit dem es sich in die Herrschaft nicht blos des schwarzen, sondern auch des mittelländischen Meeres theilen kann. Sobald ein solcher Fall eintritt, wird man auch die einstweiligen Handelshäfen als Kriegshäfen wieder auferstehen sehen."

Herr Pz denkt an die Möglichkeit einer russisch-französischen Allianz. Käme eine solche zu Stande, so würde eine russische Armee über den Pruth gehen, die Wallachei besetzen und Siebenbürgen vom Süden fassen (wie 1849), als ob der Pariser Friede von 1856 niemals geschlossen, als ob nie die Donaumündungen von Rußland abgetreten worden wären. „Die militärische Stellung Rußlands zu Oesterreich ist seit der Einverleibung des Königreichs Polen eine viel drohendere geworden. Ist aber Rußland die Möglichkeit gegeben, unter irgend einem politischen Vorwande Stellung in den Donaufürstenthümern zu nehmen, dann wird dieselbe fast überwältigend. Die zahlreichen nationalen und religiösen Sympathien, welche Rußland als die größte slavische Macht und als angebliches Oberhaupt der rechtgläubigen griechischen Kirche, unter den griechischgläubigen slavischen Unterthanen Oesterreichs in der Bukowina, in Siebenbürgen, im Banat, in der Militärgrenze, sowie in Serbien und Montenegro sich zu schaffen gewußt hat, setzen Rußland in den Stand, die ganze östliche Hälfte der österreichischen Monarchie, von den Karpathen bis an die Küsten des adriatischen Meeres wie mit einem Netze zu umgarnen, und von dieser beherrschenden Stellung aus, welcher sich auch Griechenland anschließen würde, seine zersetzende Propaganda bis in das Herz Oesterreichs zu verpflanzen. Wenn Rußland auch nur 200,000 Mann dort einrücken ließe, würde es voraussichtlich bald einen so starken Zuwachs an Streitkräften erhalten, daß Oesterreich genöthigt seyn dürfte, eine doppelt so starke Truppenmacht dagegen aufzubieten. Inzwischen würde Frankreich die Schweizer und Piemontesen gegen Oesterreichisch-Italien in Bewegung setzen, und ihre Angriffe durch seine Heeresmacht unterstützen. Ein solcher Kampf wäre ohne Zweifel sehr ungleich und könnte wohl nur zum großen Nachtheile Oesterreichs enden. — Allerdings darf man nicht voraussetzen, daß der deutsche Bund auch hierbei einen müßigen Zuschauer abgeben werde. Die Irrgänge der Diplomatie sind aber bisweilen unergründlich, und es könnte daher auch die Ansicht maßgebend werden: ‚daß ein Krieg zwischen Rußland und Oesterreich kein Ereigniß sey, an welchem der deutsche Bund sich betheiligen müsse.' Es steht daher sehr zu befürchten, daß die Theilnahme des Bundes eine verspätete und folglich ungenügend seyn werde, die Schicksalsschläge gegen Oesterreich rechzeitig abzuwehren. Eine Schwächung Oesterreichs ist aber stets eine Schwächung Deutschlands, welche durch eine Verstärkung Preußens, die ja doch nur auf Kosten deutscher Bundesländer möglich wäre, niemals ausgeglichen werden kann."

Interessant ist, was der Verfasser über die wallachisch-moldauische Frage S. 364 sagt: „Die Zukunft der Donaufürstenthümer ist zur Zeit noch nicht entschieden, es soll aber jetzt darüber berathen werden. Hierbei macht sich eine Ansicht geltend, die entweder ganz unpraktisch ist oder einen schlimmen Hintergedanken hat. Der orientalische Krieg wurde von den Westmächten angeblich zum Schutze der von Rußland bedrohten ottomanischen Pforte unternommen. Nachdem diese Gefahr abgewendet, sollte die Pforte gegen neue Gefahren geschützt werden. Zur See geschah dies durch Neutralisation des schwarzen Meeres, zu Lande glaubt man den Zweck durch Bildung eines neutralen Mittelstaates zu erreichen, und empfiehlt deshalb die Vereinigung der Moldau und Wallachei zu einem staatlichen Ganzen. Dieser Vorschlag geht von Rußland aus, findet Unterstützung von Frankreich und aus sehr leicht erklärbaren Gründen auch von Preußen und Sardinien. Oesterreich, die Pforte und England sind entschieden dagegen. Was Rußland mit diesem Vereinigungsplane bezweckt, liegt auf der Hand. Es wünscht zwischen sich und der Pforte (und beziehentlich Oesterreich) ein neues Rumänenreich zu haben, das zwar äußerlich stärker, innerlich aber viel schwächer seyn würde, als die bisherigen beiden Fürstenthümer in ihrer getrennten Verfassung, mithin auch viel leichter bearbeitet und nach seinem Willen gelenkt werden kann. Wenn Frankreich denselben Plan unterstützt, so kann dies nur im Hinblick auf ein künftiges engeres Bündniß mit Rußland einen praktischen Sinn haben. Die Motive Preußens und Sardiniens wollen wir mit Stillschweigen übergehen. Das ganze Gebahren sieht aber einer gegen Oesterreich sich bilden wollenden Coalition sehr ähnlich. Die neuere Annäherung dieses Kaiserstaates an England dürfte hierin eine anderweite Erklärung finden."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 38. 13. Mai 1857.

## Terrainlehre.

Terrainlehre zum Unterricht für Militärzöglinge bearbeitet von Ferd. von Dürrich, Ingenieurhauptmann a. D. Mit einer lithographirten Tafel und mehreren Holzschnitten. Freiburg im Breisgau, Herder, 1857.

Dieses Handbuch versetzt den Schüler mitten in die Natur, zeigt ihm in großen und klaren Umrissen zuerst die neptunischen, plutonischen und vulcanischen Grundbedingungen aller Terrainunterschiede, geht sodann alle Terraingattungen durch, wie sie auf der Oberfläche der Erde vorkommen und für den Militär von besonderer Wichtigkeit sind und erläutert die Regel überall durch aus der Wirklichkeit entnommene Beispiele.

Wie wichtig es für den Militär ist, das Terrain zu verstehen, bedarf keiner näheren Erörterung. Wie viel hundertmal sind Schlachten verloren worden, weil man das Terrain nicht kannte oder die Erkundigung darnach versäumte. Man denke an das tragikomische Nachspiel zur Schlacht von Görschen, das Sichverwirren der ganzen Cavallerie Blüchers in einem für Reiterei unpassirbaren Terrain, in dem gleichwohl ein nächtlicher Reiterangriff unternommen wurde. „In der Vendée hat es sich hauptsächlich gezeigt, was wir schon im Anfang dieser Blätter ausgesprochen haben, daß nur derjenige Sieger bleibt, der den Boden genau kennt und somit am besten zu benützen weiß. Mit Gegnern, die über Gräben von unglaublicher Breite wegsprangen, mit der Schnelligkeit eines Pferdes sich entfernten und näherten, und im Augenblick des Stillstehens einen nie fehlenden Schuß thun konnten, mußten die französischen blos in der Linientaktik geübten Truppen einen härtern Kampf bestehen, als mit allen andern Truppen. Dieser Boden bildete die Tirailleurs, mit denen die Franzosen Wunder thaten und mit denen alle Truppen ihre Thaten beginnen."

Wir heben einige Einzelnheiten hervor, die am besten geeignet scheinen, in den Geist der vorliegenden Terrainlehre hineinblicken zu lassen. „Der höchste Punkt in einem Terrainabschnitt, welcher alle übrigen mittel- oder unmittelbar beherrscht (dominirt), wird der Schlüssel des Terrains genannt. Von da aus können wir bei Positionen, Anlegung der Schanzen, Stellung der Batterien und Truppen beurtheilen, welche Punkte der umliegenden Gegend man übersehen, also auch beschießen kann; man erkennt hier auch die Orte, in welchen der angreifende Feind sich gegen unsere Schüsse gedeckt findet, man sieht hier die Punkte, in welchen man umgangen werden kann u. s. w. In der Kriegskunst heißt beherrschen, dominiren: auf einem höhern Terrain postirt seyn oder stehen, als der Feind; und dominirt werden, heißt: ein niedrigeres Terrain inne haben oder niedriger stehen und postirt seyn, als der Feind. Doch bezieht sich das unmittelbare Dominiren nur auf die Distanz eines wirksamen Kanonenschusses, d. h. auf eine Entfernung von 2000 bis 3000 Schritten." Welchen Nutzen man von dominirenden Höhen, sonderlich bei Recognoscirungen ziehen kann, zeigt folgendes Beispiel: „Beim Recognosciren z. B. des Odenwaldes werden wir zuerst den aus vulkanischem Gestein (Dolerit) aufgehäuften Katzenbuckel (1934 P. F.) und seinen 80 F. hohen Thurm besteigen. Wir orientiren unsere Charte nach einem etwas entfernt liegenden Thurm, Berg oder Dorf, wo wir alsdann bald nach der Charte oder durch einen ortskundigen Führer die Ortschaften, Höhen und Thäler rc. benennen können. Der größte Theil des Odenwaldes, mit seinen vielen langherziehenden, abgerundeten Waldrücken und mit starken Hängen begrenzten Thälern, Mulden und Schluchten, durch welche weiße Streifen (Straßen, Pfade rc.) aus dem

Dunkelgrün hervorgehen, liegt vor uns; nichts stört unsern Blick, als hie und da eine Rauchwolke, durch brennende Reiser zum Düngen der Felder verbreitet. Nachdem wir die Terrainform, den Hauptzug der Thäler, die Plateaux, die Wiesengründe, die Lage der Dörfer ꝛc., kurz das ganze Bild treu in uns aufgenommen haben, verlassen wir diesen hohen Punkt, um uns von dem Detail dieser Gegend nähere Notizen zu sammeln, besonders auch in Hinsicht für kriegerische Zwecke. Wir folgen jetzt so weit als möglich den bedeutendsten Schluchten, Bächen und Flüssen, den Thälern, die in einem großen Thale rechts und links zusammenlaufen, und untersuchen sorgfältig die Thalboden, ob sie weich oder fest, ob die Gebirgswege sehr steil sind oder in sanften Krümmungen den Berg hinunter führen. Diese Umstände sind wegen des Geschütz- und Gepäckstransports von großer Wichtigkeit, weil man besondere Anstalten treffen muß, um mit vorgelegten Pferden oder durch Mannschaften entweder im erstern Fall das Geschütz auf den Berg hinauf zu bringen oder im andern Fall dasselbe herunter zu lassen. Oft findet man Schluchten, deren Eingang bequem ist und deren Grund sanft abläuft und wenigstens im Sommer aus trockenen Wiesen besteht. Solche Schluchten können einer Colonne zum Wege dienen. Man muß in dieser Hinsicht genau untersuchen und bemerken, was zu thun ist, um sie für eine gewisse Truppenart brauchbar zu machen, auch von welchen Wegen sie auslaufen."

Etwas von den Ebenen. „In militärischer Hinsicht sind die Ebenen vollkommen, wenn die Bewegungen der Truppen durch nichts verhindert und dem Feinde versteckt werden können; sie sind bedeckt, wenn sie wegen Waldungen, Strauchwerken oder hohem Anbau keine freie Aussicht gewähren; sie sind durchschnitten, wenn trockene oder nasse Gräben, Canäle, Flüsse, Moräste, Sümpfe ꝛc. den Truppenbewegungen hinderlich sind. Man untersuche die Art und Beschaffenheit dieser Gegenstände, die freien Gegenden, die Lage und Größe und wo man lagern kann, wozu hochliegende Haiden und Hutungen zu allen Zeiten tauglich, niedrige hingegen öfters sumpfig sind. Ist der Sand und Boden auf einer Haide von gewöhnlicher Farbe, so sind auch die Wege zu allen Zeiten gut; ein schwärzlicher Boden aber zeigt an, daß die Wege weniger brauchbar, ja sogar bei einem nassen Sommer ungangbar sind. Man darf oft ebenen Strecken von nur 4—500 Schritten nicht trauen, und kann hier, wenn man nicht durch gute Charten oder durch zuverlässige Leute unterrichtet ist, in große Verlegenheiten gerathen; ein Beispiel hievon siehe zweiter Abschnitt §. 5 bei den Liasebenen." In Bezug auf die festen Stellungen bieten die Ebenen die meisten Schwierigkeiten dar. „Das Hochland wird gewöhnlich auch gebirgiges Land genannt, indem noch fast alle Wege von tiefen und steilen Gründen abhängig sind und wo man nur an wenigen Orten hinein oder herauskommen kann. Feste Stellungen trifft man hier in Menge an. In den Mittelländern, z. B. in Bayern, Oesterreich, Mähren ꝛc. sind die Stellungsplätze meistens nahe an und hinter den größern Flüssen und ihren breiten Niederungen aufzusuchen, auch lange Seen, Landbrüche und verhauene Wälder zu Hilfe zu nehmen. In den flachen Niederlanden, wie z. B. in Ungarn, Polen, Brandenburg ꝛc. fließen die kleineren Gewässer nicht in tiefen Gründen, wie in den vorher erwähnten Ländern, sondern schlängeln sich meistens zwischen seichten Ufern und zwischen sumpfigen Wiesenrändern durch; daher können hier Truppenstellungen und Lagerungen nicht wie in den Hoch- und Mittelländern durch die vor der Front und auf den Flügeln zu nehmenden tiefen Gründe bestimmt werden, sondern solche müssen hinter den größern Flüssen, den Seen, Brüchen und Lachen stattfinden, wo alsdann die Flügel entweder an eine Festung oder haltbare Stadt, an einen See oder an einen verhauenen dichten Wald gelehnt werden müssen, wozu die französischen und russischen Kriege in Polen die Belege geliefert haben. Friedrich, der große Kriegsprofessor, sagt in der geheimen strategischen Instruction an seine Generale: ‚daß in den Niederlanden, aus Mangel nahe bei einander befindlicher vortheilhafter Stellungen nur ein Offensiv-, aber kein Defensivkrieg mit Vortheil geführt werden könne, weil bei gezwungener Verlassung eines dergleichen hier sparsam anzutreffenden Lagers dem Feinde mit einemmal gar zu große Landstriche überlassen werden müßten.'"

Ausgezeichnet und der unmittelbarsten Erfahrung abgelauscht sind die Winke über Terrainforschung nach Maßgabe der Waldungen. „Waldmantel heißt der äußere etwa 200 Schritt breite Umfang eines Waldes, worauf das schlagbare Holz zum Schutze der innern Bäume, Besamungen und Pflanzungen wider den Wind nicht eher abgeholzt wird, als bis jenes eine gewisse Stärke erhalten hat. Wird z. B. bei Nadelhölzern diese Vorsicht — der Waldmantel — nicht gebraucht, so kann ein einbrechender Sturmwind in kurzer Zeit alle Bäume, die zur Besamung stehen blieben, wie dünne Stangen abknicken oder über den Haufen werfen, welche Verwüstung in der Forstmannssprache gewöhnlich Windbruch genannt wird. Deshalb muß man auch beim Recognosciren der Wälder eine Strecke hineinreiten und ihre innere Beschaffenheit untersuchen. In sandigen und

trockenen Gegenden trifft man gemeiniglich Kiefern an; auf lehmigem Boden Eichen; auf fettem Boden Eschen; auf gutem festem und rauhem Boden Buchen; auf sauerem Boden Birken, auf nassem Pappeln, Weiden, Erlen ꝛc., und in hohen, felsigen, sandigen Gegenden gerne Tannen und Fichten. Bei Erlenwäldern kann man im Allgemeinen auf morastigen Grund schließen, und je dichter diese Erlenhölzer stehen, oder je schnelleren Wuchs sie verrathen, desto mehr morastiger Grund ist zu vermuthen. Trifft man in gebirgigen Gegenden die Nadelhölzer kurzstämmig verwachsen und voll Moos an, so kann man auf einen morastigen Grund schließen."

Das Buch gibt nicht nur alle äußeren Kennzeichen an, aus denen man sich schnell einen Begriff von der Gegend und insbesondere ihrer Zugänglichkeit für Militär, ihrer Tauglichkeit für Aufstellungen ꝛc. verschaffen kann, sondern weist auch den Schüler an, welcher einfachsten mechanischen Mittel er sich zu bedienen hat, um in der Geschwindigkeit Terrainmessungen anzustellen und Terrainzeichnungen aufzunehmen. Dazu gehört der vom Verfasser erfundene „leicht tragbare Meßtich (Krakir-Planchette)", der in der österreichischen Militärzeitung Nr. 18 vom 4. März 1857 zu weiterer Verbreitung empfohlen wurde und der sich neben der leichten Tragbarkeit vorzüglich auch durch seine Wohlfeilheit auszeichnet.

Ueber den Gebrauch der Charten macht der Verfasser eine praktische Bemerkung.. Er weist nach S. 105, „daß eine richtig gezeichnete Terraincharte, in welcher die Gradationen der Hänge mit möglichster Schärfe in ein genau aufgenommenes und construirtes Curvennetz eingezeichnet sind, für den Soldaten von größtem Werthe ist; leider aber gibt es deren noch sehr viele, die solche Charten nicht lesen können, woran größtentheils ein mangelhafter Unterricht die Schuld trägt. In dem Auszuge eines Schreibens vom General Freiherrn von Müffling an den Director ꝛc. Freiherrn von Lindenau, Coblenz 1817, in welchem über die vorzunehmende Triangulirung und Chartirung der Rheinlande eine vortreffliche Abhandlung gegeben ist, heißt es unter Anderm: ‚Dieser Gegenstand, nämlich die Bezeichnung der schiefen Flächen, ist in Deutschland von vielen Seiten beleuchtet worden und oft der Gegenstand lebhafter Discussion gewesen. Nie habe ich den Werth des Lehmann'schen Systems verkannt, da es auf mathematischen Grundsätzen beruht; was aber den conventionellen Theil, nämlich die Bezeichnung des Neigungswinkels anbelangt, so haben mir spätere Erfahrungen noch bestätigt, daß wenn es auch Menschen gibt, welche wirklich nach Lehmann zeichnen können, es wenige geben wird, welche diese Zeichnung lesen lernen. Wie kann man von einem commandirenden General verlangen, daß er auf seiner Charte (die er oft zu Pferd oder bei Licht in der Hand hält) Neigungswinkel untersuche, wenn dies auf Schätzung der Intervalle in schwarz und weiß, von einem Anfangspunkte des Bergstrichs zum andern, und zwar im Verhältniß von 45 Theilen beruhen soll! ꝛc. Daher verlange ich von den unter meiner Leitung arbeitenden Offizieren, daß sie die steigende Schwärze von 0° bis zu 15° mit Sorgfalt beachten; von 15° bis 45° aber lege ich keinen Werth darauf. Die steigende Schwärze ist zum Ueberblick ꝛc.' Dieses Wort eines so tief wissenschaftlich erfahrenen und in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mannes können wir noch heute hören. Vor allen Dingen wiederhole ich es, daß so große Charten für den Weltgebrauch gemacht werden, zu deren Bearbeitung nur die Lehmann'sche mathematische Wahrheit für die Bezeichnung der Unebenheiten verwendet werden kann und darf, welche zu der Natur am nächsten führt, was die vielen großen jetzt vorhandenen trefflichen Lehmann'schen Terraincharten beweisen dürften. Wer Terrain zeichnen kann, kann auch Terraincharten lesen; und nicht nur Terrainzeichnen, sondern auch Terrainaufnehmen soll jetzt jeder Offizier können, der auf eine höhere Stelle Anspruch macht, — was ja schon längst überall ausgesprochen wurde. Tüchtige Lehrer in diesem Fache werden bald alle Zweifel heben; nur muß man diese Lehrer nicht geradezu hinter die Taktiker stellen, weil solche ja die Lehrer der Taktiker seyn müssen; denn ohne Kenntniß des Bodens bleibt die Taktik in der Luft hängen."

---

## Griechische Literatur.

Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Zwei Bände. Breslau, Josef Max und Comp., 1857.

(Schluß.)

Aristophanes scheint uns sehr im Rechte gewesen zu seyn. Ihn ekelte die damalige Art zu philosophiren eben so an, wie Göthen die zu seiner Zeit. Natürliche und poetisch gestimmte Menschen können die dialektische Manier nun einmal nicht vertragen. Aristophanes aber

hatte guten Grund, die Dialektik nicht weniger, wie die Sophistik anzugreifen, denn sie sind wesentlich einerlei. Gibt man einmal zu, daß diese Form maßgebend werden soll, so kann man nicht mehr dafür stehen, daß nur sokratische Weisheit gelehrt werde, sondern muß sich jede Art von Sophisterei und Rabulisterei gefallen lassen. So wie die Dialektik eine öffentlich geübte Kunst wird, ist sie jedem Misbrauch ausgesetzt, weil sie in sich selbst die Mittel findet, jeden Misbrauch zu bemänteln, zu vertheidigen. Wird die dialektische Form Mode, so ist es mit der einfachen und natürlichen Wahrheit aus. Das hat sich zu allen Zeiten, auch noch in der unsern bewährt. Stets mußten erst wieder naturwüchsige Geister kommen, um dem scholastischen Unfug aller Art ein Ende zu machen.

Die altgriechische Philosophie, woran anders ist sie zu Grunde gegangen, als an der Dialektik, an dem handwerksmäßigen Verdrehen und Verkünsteln der Wahrheit, an der Abtödtung alles Inhalts durch die Form des Denkens und an der Gewohnheit und Wollust sophistischer Klopffechterei? Die wundervolle Glaubenskraft des Mittelalters, wodurch anders ist sie vergiftet und tödtlich geschwächt worden, als durch die Scholastik der Universitäten und der unter einander streitenden kirchlichen Sophisten? Und die modernen Errungenschaften auf dem Rechtsboden, die Constitutionen und Freiheiten aller Art, wodurch sind sie immer wieder zu Grunde gegangen oder wenigstens gefährdet, das kaum mit Begeisterung Angepriesene und Festgehaltene bald wieder mit Geringschätzung weggeworfen worden? Gleichfalls aus keinem andern Grunde, als weil die Sophisten der Tribune und der Presse durch ihre Dialektik den Gegenstand des Völkerinteresses todt geschwätzt, die Zuhörer zuletzt immer geekelt haben. Wir würden ein fester stehendes Recht und eine wohlbegründetere Freiheit haben, wenn wir nicht so unsäglich viele Kammer- und Zeitungsschwätzer hätten. Das heilige Recht wird durch seine Sophisten ganz eben so in Verfall gebracht, wie der heilige Glaube durch die seinigen. Die ganze Tendenz der Dialektik geht dahin, an der objectiven Wahrheit zu rütteln, bis nichts mehr von ihr übrig ist, als eine willkührliche Vorstellung des subjectiven Meinens. Ihr Triumph ist immer nur der Beweis, daß durch menschliche Kunst der Thatbestand total verändert, ja in sein eigenes Gegentheil verwandelt werden kann, daß der Zuhörer oder Leser dahin geführt wird, das Unwahre für wahr, das Nein für Ja zu halten. Um einfach die Wahrheit zu sagen, bedarf es keiner Dialektik. Nur der bedarf ihrer, der die Wahrheit verdunkeln, oder das Interesse, das die Wahrheit einflößen soll, auf die Art, wie sie gesagt wird, mit einem Wort auf seine werthe Person ablenken will.

Die Betrachtung der wundervollen altgriechischen Literatur läßt sich überhaupt nicht wohl da abbrechen, wo das Schöne und Große ausgeht, sondern muß bis zum letzten Stadium der Fäulniß und des Todes verfolgt werden, damit man sich überzeuge, wie die Keime des Todes schon in den ersten kaum merklichen Abweichungen vom sittlichen Maße noch in ihrer üppigsten Blüthezeit lagen. Die eine dieser Abweichungen ging, parallel mit der Tendenz in der bildenden Kunst, der ästhetischen Wollust, die andre, parallel mit der Tendenz in der Philosophie, der Freigeisterei nach. Alle Abweichenden sprachen zunächst das Privilegium vornehmer Geister an, um alsdann in die Gemeinheit mittelmäßiger Geister hinabzusinken. Unsre moderne Literatur, aus der Renaissance hervorgegangen und eine abgeblaßte Abspiegelung der antiken Literatur, hat genau denselben Entwicklungsgang durchgemacht und macht ihn noch, weshalb Einsicht in die alte Literatur auch Einsicht in die neue gilt.

In der Classicität lauerte immer ein schadenfroher Dämon, wie der Wurm in der üppigen Blüthe des Mai. Diese Offenbarung des Menschengeistes allein, ohne Gott, hat immer den wahren Trost fehlen lassen. Vorrecht weniger Gebildeten, hat sie in ihren edleren Erscheinungen die Massen nie ergreifen, leiten, läutern können, nur in ihren Entartungen, in ihrem Hinabsinken zur Gemeinheit, in ihren Beschönigungen der Sünde und Lüge ist es ihr gelungen, die Massen zu verderben. Auf eine merkwürdige Weise findet sich der Gegensatz zwischen geistesstolzer Classicität und demüthiger Natürlichkeit schon in der vorsündfluthlichen Tradition der Genesis ausgedrückt. Hier stehen fromme einfältige Hirten hochgebildeten aber sündhaften Stämmen gegenüber. Beide vorbedeutend den großen Gegensatz, der durch die Geschichte nach der Sündfluth gehen sollte.

---



Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 39. 16. Mai 1857.


## Sitte und Sage.

Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von Fr. Schönwerth, k. b. Ministerialrath und Generalsekretair. Erster Theil. Augsburg, Rieger, 1857.

Wieder ein äußerst interessanter Beitrag zur deutschen Sitten- und Sagenkunde und zwar aus der Oberpfalz, der wenig bekannten, vom Strom der Touristen kaum berührten Landstrecke zwischen Böhmen, Bayern und Franken. Hier lebt noch uralter Geist im Volke, biedere alte Sitte, volksthümlicher Brauch von den Urvätern geerbt, viel Aberglaube, aber auch guter Glaube, feines sittliches Gefühl, Tugenden, die dem modernen und höher gebildeten Geschlecht nicht mehr inwohnen.

An dem vorliegenden Werke ist nicht blos der reiche, neue, eigenthümliche Inhalt, sondern auch die klare Vertheilung und Behandlung desselben von Seiten des Verfassers zu rühmen. Im ersten Buche erörtert er im Allgemeinen den Charakter, die Abstammung und Sprache der Oberpfälzer, in der das Gothische unverkennbar hervorleuchtet. „Der Oberpfälzer liebt die gebrochenen Laute, besonders das mit folgendem u und y gebrochene a und o, das mit vortretendem kurzen a und o gebrochene i. — Der Vokal a ist wie im Gothischen der vorherrschende. — Darin liegt der bedeutende Unterschied vom Altbayerischen, daß dieses bereits um eine Stufe weiter vorgeschritten ist. Den Lauten des Oberpfälzers áu, aú, ói, aí, áy, ay, ou, ôy entspricht in der Regel Altbayerisches o, u oder o, oa, i oder e, ô, ia, ua, üa, so daß von diesen nur mehr die Hälfte gebrochen und von den Brechungen selbst wieder oa undeutsch ist, wie der Uebergang des l in i; z. B. Huiz, Hois, koid für Hulz, Hals, kold = Holz, Hals, kalt. Außerdem geschieht die Steigerung nur durch a. Die Verschiedenheit des Gothischen áu und aú hat sich im Oberpfälzischen noch bewahrt, vollkommen den Gothischen Lauten entsprechend. In áu ist a der gehobene Hauptlaut; indem á auf u übergeht, bildet sich als Bindeglied ein eigenthümlicher flüchtiger Mittellaut, so daß man aou zu vernehmen vermeint. — Umgekehrt wird einem feinen Ohre nicht entgehen, daß in Wörtern wie Saúcht, Gnaúß = Genuß — der Laut u der stärkere sey. — Die Verschiedenheit beider findet in Sáud = Saat und Saúd = Sud ihren Ausdruck. — Doch wird hie und da auch Gothisches áu zu Oberpfälzischem aú wie eben in Saúd g. Sáuds."

Dann folgen in langer Reihe die Bilder des Volkslebens, beginnend mit dem Brautstande, den Sitten und Gebräuchen beim Heirathen (zweites Buch). Hier einige frappante Züge: „Merkwürdig ist die Befürchtung, es möchte die Braut, welche hereinheirathet, später Hexenwerk treiben: sie ist ziemlich verbreitet. Die Nachbarn bringen daher während der Trauung in das Haus des Bräutigams, sey es durch das Fenster oder durch das Dach, das sie abdecken, und schlagen den Ofen ein ohne Rücksicht, ob es Sommer oder Winter ist. Damit soll der ganze Ort vor dem bösen Wesen der Hochzeiterin geschützt seyn. Waldmünchen. — Das Backofenschüssellaufen, welches südlich bis zur Donau hin in Uebung ist, muß ein uralter heidnischer Gebrauch seyn und mit der nordischen Benennung ‚Brautlauf' für Hochzeit in Verbindung stehen. Es erfolgt, wenn das Hochzeitamt beendet ist. Unmittelbar vor der Kirchthüre ziehen alle Gäste, welche zum Laufen fähig sind, Strümpfe und Schuhe aus, so wie den Rock. Der Brautführer geht einige hundert Schritte von ihnen weg, wirft seinen Hut in die Höhe, fängt ihn und hängt ihn an seinen Stock. So wie der Hut in die Höhe fliegt, fangen alle, die sich bereit hielten, zu laufen an und auf den Brautführer zu. Wer sich zuerst des Hutes bemächtigt, erhält den Preis von dem Hochzeiter, der in

einem Geldstücke, oft mehreren, und in der Mahlfreiheit besteht. Derjenige, welcher das Beste gewinnt, soll aber ein unbescholtener Mann seyn: denn welche Untugenden er an sich trägt, die soll auch das erste Kind der jungen Frau bekommen." Sehr alt und eigenthümlich scheint auch die Sitte, den Bock, den man bei Hochzeiten verspeist, ehe er geschlachtet wird, vom Dach herunterzustürzen, wodurch er seinen üblen Geruch verlieren soll. Ferner der Brautsprung: „Zu Waldthurm ist es zwar gleichfalls die Pflicht der Brautführer, die Braut vor Diebstahl zu verwahren, sie machen aber gleichwohl selbst die Diebe. Denn während des Mahles sind sie bedacht, listig und ohne Gewalt Strumpfsband und Kränzchen der Braut zu stehlen. Ist die Braut vorsichtig und tapfer in Vertheidigung ihrer Schanze, so zwingt sie zur Kapitulation und setzt selbst den Preis dafür fest. Hoch ist er gestellt, obgleich niedrig das Angebot. Zum Vergleiche muß es aber kommen, denn sonst hat der Bräutigam nicht Recht des Ehebettes. Fallen die Thaler des Kaufpreises auf den Tisch, ist Kränzchen geraubt und Strumpfsband an der gefangenen Wade gelöst. Die Braut weint dem Raube nach. Nun steht sie auf, steigt über den Tisch und macht den Brautsprung weit in die Mitte der Stube hinein, wo sie die Brautführer auffangen und so lange im wirbelnden Tanze herumwalzen, bis der Strumpf auf dem Boden schleift." — Auch die uralte Symbolik des Apfels findet sich hier noch bei Liebesorakeln. „Um Treffelstein wird ein Schuh um Mitternacht über den Apfelbaum im Garten geworfen, und zwar dreimal, wobei der Spruch ähnlich lautet:

> Schöygerl I wirf di,
> Wirf di übarn Bam,
> Hundarl ball,
> Ball übas Land,
> Sag wau mein feins Liab wahnd.

An demselben Thomasabende stellen sie sich zu Hambach während des Gebetläutens unter die Hausthüre und essen einen Apfel; bleiben sie ungesehen und unberedet, so geht das Bild des Zukünftigen vorüber."

Gar seltsam ist folgende Sage. „Es war ein Mädchen, welches Abscheu hatte vor der Ehe, der Kinder wegen, die sie nicht liebte, und schritt erst dann zur Ehe, als ihre Zeit um war; denn sie wurde wegen ihres Geldes gesucht. Der Priester aber, dem sie vor der Trauung beichtete, behielt ihr die Sünde, weil durch ihr Verschulden sieben Wesen nicht zur Welt gekommen wären, und gebot ihr eine Fahrt nach Rom zum Pabste. So ging sie in Begleitung ihres Bräutigams zum Pabste nach Rom, aber dieser strafte sie und sendete sie heim mit dem Befehle, stets allein auf dem Wege zu schlafen und den Ungeheuern, welche ihr begegnen würden, nicht auszuweichen, noch über sie zu steigen. Es legten sich aber drei fürchterliche Ungeheuer an drei Stationen in den Weg, das erste ein Bär, das letzte eine Schlange, und sie kniete sich vor sie hin und umfing und küßte sie, und die Ungeheuer hoben sich aus dem Wege. In der letzten Nachtherberge kam sie am Morgen nicht herunter; man sandte ein Kind hinauf, nach ihr zu schauen. Als dieses die Thüre öffnete, sah es eine weiße Taube aus dem Bette auf zum Fenster hinaus fliegen. Man suchte in dem Bette nach, es waren nur mehr Gebeine drin. Das letzte Ungeheuer war in der Nacht gekommen und hatte zur Strafe den Leib verzehrt; die Seele aber war gerettet."

Im dritten Buch ist alles gesammelt, was die Mutter und ihr Kind betrifft, unzählige Gebräuche, Glauben und Aberglauben. Darunter kommt viel Zartes vor, was von einem feinen Volksgefühl Zeugniß gibt, z. B. der unschuldige Kinderfriedhof, ein abgesonderter Platz auf dem Kirchhofe für die kleinen Kinderleichen, wo ihre Seelen oft als Lichtchen spielen. „Um Lichtmeß soll es wenigstens so viel schneien, daß die Gräber auf dem Friedhofe weiß werden, sonst müssen so viele Kindbetterinen sterben im Jahre, daß ihre Leintücher die Gräber bedecken. — Eine Mutter hielt ihr Kind sehr schlecht; dieses entlief. Da suchte es die Mutter überall, ohne es zu finden; verzweifelnd verwünschte sie sich selber. Da ward sie zur Wildtaube. Noch jetzt ist ihr Ruf, wie sie dem Kinde rief: ‚Kumm, Kumm!' Spottet man ihres Rufens, wird man irre geführt." Sehr eigenthümlich sind die hier mitgetheilten Sagen von den drückenden Druden (dem Alpdrücken). Die drückenden Personen erscheinen hier fast immer als wirkliche Menschen, deren Seelen nur aus ihrem unterdeß erstarrt liegenden Leibe entrückt werden.

Das vierte Buch handelt vom Tode, Begräbniß rc., von Vorbedeutungen des Todes: „Weißwerden einer Pflanze im Garten oder Felde ist ein unfehlbares Todeszeichen, überall gefürchtet; werden nämlich die Blätter einer Rübe, einer Kohlstaude, des Hopfens rc. weiß, so gibt man Acht, wo sie steht. Wenn in der Mitte, stirbt das Haupt der Familie, wenn am Rande, auf der Abwand, eines in der Freundschaft." Von der armen Seele: „An jedem Tage werden die abgefallenen Brosamen auf dem Tische gesammelt und ins Feuer geworfen, damit sie als Gabe Gottes, die man ehren muß, den armen Seelen zu Gute kommen, welche hinwider für die Menschen beten. Wer daher Brod auf

den Boden fallen läßt und es nicht aufhebt, begeht eine Sünde an den armen Seelen; es wäre denn, daß er dabei sagt: ‚Gehört für die armen Seelen.‘ Wenn am Tische beim Herausnehmen der Suppe und anderer Speisen etwas abfällt, besonders die Straßen, welche die Kinder beim Herausfassen aus der Schüssel zum Teller hin machen, so darf man es nicht mehr in die Schüssel oder den Teller zurückthun, es gehört den armen Seelen zum Abspeisen. Oft legen die Arbeiter im Walde Brodstückchen den armen Seelen auf die Baumstöcke hin. So oft die Bäuerin um Velburg Küchel backt, gießt sie von dem Schmalze etwas in das Feuer für die armen Seelen, weil mit dem Schmalze über dem Feuer hart umgehen ist; so wird verhütet, daß das Schmalz brennend werde. Will sie das nicht, so wirft sie das erste Küchl in das Feuer. Wenn man Brod backt zu Spalt, wirft man hinter sich eine Hand voll Mehl in den Backofen für die armen Seelen, in Hambach ein Stückchen des angemachten Teiges. Hat man sich gebrannt, soll man sagen: ‚Gelts Gott für die armen Seelen!‘ So oft der Bauer um Bärnau aus der Stube geht, gibt er den armen Seelen Weihwasser aus dem Weihbrunnkessel. Auch in den Thürangeln sitzen sie und leiden große Pein, so man die Thüre heftig zuschlägt. — Um Treffelstein gilt es als ihr größtes Leiden, hinter der Thüre zu sitzen. Die Mutter zankt daher mit den Kindern, welche gewöhnlich die Thüren recht tüchtig zuschlagen, mit den Worten: ‚Wart' nur, die armen Seelen kommen schon und thun euch was,‘ oder: ‚Wart' nur, dir kluppen die armen Seelen schon einmal den Kopf zwischen die Thüre ein.‘ Bärnau. Auch wenn die Thürangel knarzt, leiden sie.“ Hierin spricht sich nicht nur ein frommer Sinn und liebenswürdige Güte aus, sondern der betreffende Aberglaube unterstützt auch eine gute Hauspolizei besser, als es irgend eine moderne Moralpredigt vermag.

Einer der feinsten Züge in den Sagen von armen Seelen ist der, daß den Personen, welche eine solche Seele erlösen, von derselben gewöhnlich statt des Dankes nur Unglück verkündet wird. So kündigt eine arme Seele ihrem Befreier dreimaliges Abbrennen seines Hofes, eine andre schnellen Tod an. Der Sinn dieses scheinbaren Undanks ist, daß Leiden den Menschen bessern und zu seinem Heil im anderen Leben gereichen.

Im fünften Buch werden die Hausthiere und der Stall besprochen. „Die Stalldirn, welche das erstemal Morgens ohne das Gesicht abgewaschen zu haben, in den Stall geht und blinzelnd das Jungvieh ansieht, vermeint es, daß es nach ihrer Meinung immer mehr abnimmt.“ Wieder ein Beweis, wie der Aberglaube eine gute Hausordnung zu fördern berechnet war. Dahin gehört, daß die Dirnen am Fastnachtsdienstag ihre Hemden waschen und recht im Wasser plätschern sollen, denn so weit man sie hört, so weit soll kein Fuchs dem Hofe nahe kommen dürfen. — Eigenthümlich ist die Art in der Oberpfalz, wie man die Hexen von den Ställen abhält, nämlich durch aufgepflanzte Birkenbäumchen, deren Blätter, durch Zöpfe, deren Haare, durch Rasen, deren Grashalme von den Hexen gezählt werden müssen, was sie so lange aufhält, daß sie durch das Frühgeläut gestört werden.

Sehr merkwürdig ist der Aberglaube von Pferden: „Den Pferden schreibt der Oberpfälzer Augen zu, welche so gestaltet sind, daß sie alles größer erblicken, denn es wirklich ist; ihm erscheint der Mensch in ungeheurer Größe, und dieses der Grund, warum sie gebändigt, andererseits aber so leicht scheu und wild werden. Wüßte das Pferd, welche Gewalt in ihm läge, könnte kein Reiter seinen Rücken besteigen. — Durch die ganze Oberpfalz geht der Glaube, daß die Thiere im Stalle, Pferd und Rind, in der Weihnacht um die zwölfte Stunde reden und die Zukunft verkünden. Die Sage hierüber ist überall dieselbe: Der Knecht ging während der Metten in den Stall um zu horchen, was die Pferde sich erzählen werden. Da sagte ein Pferd zum andern: ‚Bin ich froh, daß diese harte Woche — sie war eine ganze Woche, ohne Feiertag dazwischen — vorbei ist.‘ — Dieses aber erwiederte: ‚O nein, wir bekommen es in dieser Woche noch viel härter.‘ — ‚Warum dieses, es sind ja die Christtage,‘ meinte das erste. ‚Ach,‘ schloß das zweite, ‚ich muß zum Arzte, du zum Priester reiten in der Nacht, und alle beide müssen wir den Bauern auf den Friedhof führen.“ — Und es geschah so.“

Und von Rindern: „Wenn eine Kalbe das erstemal trägt und zwei Stierkälber zur Welt bringt, so springt bei deren Abgang auch ein kleines Thierchen, wie eine Kröte oder ein Frosch gestaltet, mit heraus und sogleich in den Barren; man fängt es nun und setzt es in ein Reindl, wovon es Altreindl heißt. Legt man ihm nun eine Silbermünze unter, so brütet es jeden Tag eine neue dazu aus; doch darf das Geldstück nicht zu groß seyn, das Thierchen würde sich zu Tode brüten. Die Brut soll nicht über 24 Kreuzer gehen. So hält man es im Hause und füttert es mit Semmel und Milch; wegen seiner zarten Natur hüllt man es in Baumwolle.“

Von Hühnern: „Einen besonderen Abscheu hat man vor Hennen, die krähen, denn das Krähen der Henne wird auf Sterbfall, sonstiges Unglück, auf Laster, wie Streit, Schmähen, Raufen gedeutet; pletscht oder buscht

sie dabei mit den Flügeln, so ist das Unglück schon fertig. Das Sprichwort heißt: Wenn die Henne kräht, ist das Unglück nicht mehr weit. Neukirchen. Solche Hennen werden gleich getödtet, um dem Unglück zuvorzukommen; in Roding schneidet man ihnen den Kopf ab, damit der Tod sein Opfer habe. Manche Leute aber haben eine solche Scheu davor, daß sie dieselben lieber lebendig begraben, wie um Treffelstein; sie werden nicht gegessen. Um Neustadt und Hemau heißen solche Hennen, weil sie durch Krähen und Flügelklatschen das Wetter anzeigen, Wetterhexen; man verkauft sie gleich an die Juden. Dieses Krähen heißt raunen; ‚jetzt kostet es dir deinen Kragen,‘ sagt die Bäuerin zur krähenden Henne, ‚weil du geraunt hast,‘ und dreht ihr den Kragen um. Treffelstein. Auch darf man die Henne nicht während des Krähens beschreien; man hat dafür einen Spruch, der das verkündete Unglück auf die Henne selber zurückweist: ‚Schrei über deinen Kragen!‘ Amberg. Solche Hennen müssen also als weissagende Thiere gegolten haben. Wie eine Henne nicht krähen darf, soll ein Mädchen nicht pfeifen, sonst muß sich unsere liebe Frau vor ihrem Sohne schämen."

Von Tauben: „Kauft man Tauben, so wäscht man ihnen, ehe man sie in den Taubenschlag, das Daubürl, einläßt, mit dem Hafenwasser, welches in dem eingemauerten Ofenhafen immer bereit steht, die Füße, damit sie nicht davon fliegen, ein Gebrauch, der nie versäumt wird."

Hieher gehört viel Aberglauben von Hexen, die dem Vieh des Nachbars schaden. Wie eigenthümlich auch die hierauf bezüglichen Sagen sind, mag ein Beispiel zeigen. Ein Schneider sah zufällig, wie eine Hexe sich durch Zauber fremde Milch verschaffte, und ahmte den Zauber nach. Da kam der „Grüne mit dem Gaisfuße, ein Buch unter dem Arme und eine Feder in der Hand, und befahl dem Schneider, sich zu unterschreiben, weil er seine Salbe gebraucht habe. Der Schneider war aber klug; er nahm seine Feder, schnitt sich mit dem Federmesser in den Finger, tauchte die Feder in sein Blut und schrieb den Namen Jesus in das Buch. Nun konnte der Böse das Buch nicht mehr heben, er fiel auf den Boden und wälzte sich und bellte in Einem fort. Derweile stieg der Schneider rückwärts zum offenen Fenster hinaus und wartete, bis die Leute aus der Kirche kamen. Da ward großer Lärm. So viele Priester der Umgegend auch kamen, keiner vermochte den Teufel aus dem Hause zu bringen. Da schickten sie nach Amberg zu einem Jesuiter, der die Weihe, die große, hatte, und den Teufel vertrieb; doch blieb ein solcher Gestank, daß man in dem Häuschen nicht mehr wohnen konnte."

Das sechste Buch handelt von Acker und Frucht. Auch in Bezug hierauf kommen sehr seltsame Gebräuche und Aberglauben vor. „Wenn zum erstenmale geackert wird, stellt man eine Schüssel mit Mehl, Brod und einem Ei zwischen das Gespann und den Pflug, und treibt diesen darüber; bleibt die Schüssel unversehrt, so ist es ein gutes Zeichen für die Erndte; die Schüssel wird dann unter die Armen vertheilt, damit sie beten für das Gedeihen der Saat. Die Gabe heißt Pflugsbrod." Besonders viel und Neues wird mitgetheilt über den Bilmesschnitt, d. i. den Zauber, mittelst dessen man fremden Erndtesegen in die eignen Scheuern bringt. „Der Bilmesschnitter ist ein böses Wesen, welches in Gestalt eines Mähers oder Schnitters, mit einer Sichel, die um Weiden golden ist, an bestimmten Tagen durch die Getraidfelder geht und die Halme anschneidet." Insgemein ist es aber ein Mensch, der sich nur teuflischen Zaubers bedient. — „Wie der Bilmesschnitter durch die Felder geht, wird verschieden angegeben. Um Falkenstein umgrenzt er mit der Sichel am rechten Fuße auf des Nachbars Feldern einen Raum, dessen Getraide beim Dreschen ihm zufliegt. Um Roding hat er die Sichel anhängen und geht nackt auf Stelzen; zu Waldmünchen eine Scheere zwischen den Stelzen, womit er die Aehren aufwärts abschneidet; um Rötz geht er mit ausgebreiteten Armen durch die Aecker, und hinter ihm steigt Rauch auf; alle Aehren, die er berührt, tragen statt Mehl Asche; für letztere geht ihm die Frucht zu. Um Treffelstein schneidet er mit dem Messer eine Hand voll Aehren aus an jeder Ecke; um Tiefenbach, am letzten Ecke angelangt, drei Aehren, um sie nach Hause zu tragen. Zu Schönsee hat er zwei Sicheln am Fuße; höher hinauf reitet er aber auf einem Gaisbock mit drei Füßen, wie zu Tischenreuth und um Büchesreuth auf einem Thiere gleich einem Hasen, in der Größe eines Esels, die Sichel an den linken Fuß geschnallt."

Hier hat man eine Auswahl von Proben, die den Reichthum der ganzen Sammlung beurkunden werden. Das hohe Alterthum sehr vieler hier erwähnter Gebräuche ist unverkennbar.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 4., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, № 40. 20. Mai 1857.

## Geschichte.

Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen. Herausgegeben von Prof. Dr. Höfler. Theil I. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1856.

Herr Höfler hat sich schon früher außerordentliches Verdienst um die deutsche Geschichtschreibung erworben durch unabläßiges Aufsuchen und Ediren von bisher unzugänglichen oder unbekannten Quellen. Hier bietet er nun aus den böhmischen Archiven zum erstenmal echte Quellen zur Geschichte des Hussitenkrieges dar.

Diese Quellen waren bisher theils nicht bekannt, theils getrübt. „Wie sehr die Geschichte des Magister Johannes Hus im Argen lag, erhellt wohl aus keinem Umstande triftiger, als daß derjenige Bericht, welcher so lange als die echte Quelle über Husens Gefangenschaft, Prozeß und Tod galt, und aus welchem so viele Biographen ihre Nachrichten, die Künstler den Gegenstand ihrer Darstellungen nahmen, sich nun, wie Hr. Palacky sich ausdrückte (böhmische Geschichte III. 1. S. 148), als eine im 16. Jahrhundert unternommene freie Ueberarbeitung des Werkes von Petrus von Mladenovic mit vielfachen Interpolationen und noch häufigeren Weglassungen erweist, der wahre Petrus von Mladenovic erst jetzt im Druck erscheint.“ Die von Luther im Jahr 1537 veranstaltete Ausgabe ist unecht. „Ich bin nicht im Stande, zu sagen, ob die Verfälschung in Witemberg stattfand oder der verfälschte Text Luthern aus Böhmen zugesendet wurde. Ueber die Absicht der Publikation hat uns Luther selbst keinen Zweifel übrig gelassen, da sie ‚contra istam impuram blasphemam maledictam meretricem, matrem abominationum et fornicationum totius terrae,‘ die katholische Kirche, gerichtet war. Hätte diese Vorrede bereits aufmerksam machen können, daß man es mit einer Tendenzschrift zu thun habe, deren Glaubwürdigkeit also doch sehr beschränkt ist, so konnte eine große Anzahl von Tiraden, wie sie der Latinität des 16. Jahrhunderts eigen sind, die Zeit bemerkbar machen, wenn die Fälschung stattgefunden haben dürfte, welche Luther mit seinem Namen sanctionirte. Mir ist es vor Allem auffallend, daß sich mitten im Contexte Ulrich Huttens berühmte Devise: jacta est alea (S. 177) in einer Weise vorfindet, welche die Meinung erregen kann, das Manuscript sey durch die Hände des edlen Ritters gegangen, welcher für Zizka schwärmte und selbst der Zizka der Deutschen zu werden wünschte. Ist der Betrug nicht in Deutschland vor sich gegangen, so ist es possierlich, daß unter andern in Luthers Texte gerade diejenigen Stellen ausgelassen wurden, welche für das Verhältniß der Deutschen zu den Czechen besonders wichtig sind. (Vergleiche die Rede des Bischofs von Leitomischl epistolae S. 253 mit dem echten Petrus.) Daß die ungerechte Anklage, K. Sigmund habe den Geleitsbrief gebrochen, aus der falschen Uebersetzung von Hussens Briefen hervorging, hat bereits Herr Palacky bemerkt und dabei auf den lächerlichen Irrthum aufmerksam gemacht, wie sinnesstörend des falsche Petrus bei Gelegenheit der Ankunft des Hus in Constanz berichtet: ‚rex est in regno — judicamus enim quod sequatur (wer? ist geradezu unverständlich) regem forte per 60 milliaria et revertatur Constanciam,‘ während es im echten Petrus heißt: ‚rex Sigismundus est in Reno (am Rhein) quem sequitur D. Wenceslaus et nos de nocte pergimus Constantiam — judicamus enim quod esset inutile sequi regem forte per 60 milliaria et reverti ad Constantiam!‘ Und doch war gerade dies der entscheidende Umstand, daß Hus sich, obwohl mit einem königlichen Geleitsbriefe versehen, nicht an den Rhein zum Könige, sondern nach Constanz zum Concil verfügte.

„Si Hus primum ad nos Renum venisset, schreibt später K. Sigismund, aliter factum ejus forte stetisset' (Ms. Musei boh. 4 D. 12, fol. 31). Da ferner die so wichtigen Zeugenaussagen gegen Huß wegblieben, fiel auch die Basis des gegen ihn eingeleiteten Prozesses hinweg und man hatte dann freilich unschweres Spiel, die seitdem herrschende Auffassung geldend zu machen: quomodo Magistrum J. Hus per falsos testes et per ejus libros quos nunquam viderint condemnavit concilium.' Selbst in den gewöhnlichen Stellen, wo Auslassungen nicht beliebt wurden, erlaubte man sich doch große Uebertreibungen und Entstellungen."

Außer der echten Schrift des Petrus von Mladenovitz enthält die Sammlung des Herrn Höfler noch eine Menge kleiner Quellen, darunter eine sehr merkwürdige Chronik der Prager Universität, die tief in das damalige Treiben hineinsehen läßt, die Aufzeichnungen des Laurentius von Brezowa, die polemischen sermones ad Bohemos rc.

Das Ergebniß dieser neuen Quellenforschung ist, daß die wahre Geschichte des Märtyrers Johannes Huß von seinen Anhängern zum Mythus ausgestaltet worden ist, daß manches, was ihm zur Last fällt, verschwiegen und manches, was seinen Gegnern vorgeworfen wird, nur erfunden ist.

Im Uebrigen ist der Verfasser weit entfernt, der hussitischen, so wie der spätern lutherischen Bewegung ihre Berechtigung abzusprechen. Sofern die nothwendig gewordene „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern" hauptsächlich durch die Päpste vereitelt wurde, mußte der Bruch erfolgen. „Als unter den nationalen Tendenzen der letzten Päpste des 15. Jahrhunderts die eingeleitete Reform an Haupt und Gliedern theils stille stand, theils in das Entgegengesetzte sich verkehrte, so bahnte sich jene Umwälzung an, welche von Deutschland, von Mitteleuropa ausgehend, sich nicht mehr in einem Flammenkegel, wie einst in Böhmen concentrirte, sondern den ganzen nördlichen Theil der Christenheit erfaßte und die kirchliche Ordnung des Mittelalters niederwarf. Diese innere Berechtigung muß man der Reformation lassen und wer ihr dieselbe nicht zugesteht, wird, weit entfernt, seiner Confession einen Vortheil zu bringen, vielmehr ihr allen den Nachtheil bereiten, welcher aus einer falschen Auffassung einer historischen Stellung hervorgeht. Ebenso wird aber auch das Wesen und der Charakter der deutschen Reformation um so strenger beurtheilt werden müssen, nachdem sich herausstellte, welche Fülle von Irrthümern, welche entsetzliche Impietät, welche Zerstörung alles Positiven bereits im 15. Jahrhundert und von slavischer Seite eingetreten war, als ein Einzelner es wagte, sich und seine Meinung als das Maaß des Glaubens, der Schrifterklärung und der kirchlichen Autorität hinzustellen." An der Anklage gegen die Päpste, um dadurch die Berechtigung der Reformation zu erweisen, genügt es uns noch nicht. Das Uebel lag auch anderwärts, keineswegs blos im Italianismus und Nepotismus der damaligen Inhaber des apostolischen Stuhles. Nicht der monarchische Factor der Kirchengewalt allein, auch der aristokratische war in weltlicher Macht und Wollust wie ersoffen. Der ganze Stand hatte seine heiligen Weihen durch ein so häufiges und massenhaftes Vorkommen von unheiligem Lebenswandel und niedriger Gesinnung entweiht, daß es dem gemeinen Volk doch auffallen, daß es den gesunden Sinn des Volks tief empören mußte.

Die entartete Kirche hatte aber schon seit langeher selbst der Reformation die Waffen geschmiedet in der einseitigen und mit Vorliebe gepflegten Ausbildung der Dialectik und dogmatischen Spitzfindigkeit. Diese Seite der Sache darf nicht unbeachtet bleiben. Die Kirche hatte kurz vor der Reformation ihre Modesophisten, wie der französische Hof kurz vor dem Ausbruch der Revolution die seinigen hatte. In der eitlen Bestrebung, künstlich beweisen zu wollen, was man einfach glauben sollte, und in der frechen Anmaßung, Logik in die Religion bringen zu wollen, wurzelt das allmähliche Aufkommen und Herrschendwerden der Subjectivität in der Theologie. Diese Subjectivität aber konnte ihrer Natur nach nicht eher ruhen, bis sie die Religion untergrub, die Kirche einstürzte. Der menschliche Aberwitz erstieg folgende Scala: 1) ich muß wissen, was ich glaube; 2) ich muß es beweisen; 3) ich muß beweisen, daß das Gegentheil nicht möglich ist; 4) mein beweisender Verstand steht höher, als der Glauben Anderer an das, was ich bewiesen habe; 5) ich kann auch das Gegentheil beweisen; 6) ich muß das Gegentheil beweisen, um zu beweisen, daß mein Verstand alles vermag. — Neben dieser Spitze menschlicher Eitelkeit, die den Glauben unterwühlte, ging ein handwerksmäßiges Demonstriren her, worin religiöse Fragen wie auf Schustersleisten gespannt, oder auf des Schmieds Ambos gehammert wurden und alle Ehrfurcht vor dem in der Frage liegenden Heiligen verloren ging.

Herr Höfler sieht alle Opposition gegen die Kirche in einem natürlichen Zusammenhange, vom großen Investiturstreit an. Mit dem Kampf der Staatsgewalt gegen die Kirche begann der lange ungeheure Prozeß, wurde nur eine Zeitlang Sache der Völker und ging zuletzt wieder in den Kampf zwischen Staat und Kirche über. „Der Kampf der Laien mit dem Clerus, welcher

auf der Höhe des Mittelalters ein Kampf des Königthums mit dem Priesterthume war (regnum cum sacerdotio), scheint 150 Jahre nach dem Untergange der Hohenstaufen, 70 nach dem Tode Ludwigs des Baiern, in die unteren Schichten gedrungen zu seyn, wo rasch die Vermengung der Interessen in der Weise stattfindet, daß das Religiöse politisch, das Politische religiös wird." Wie nun auch sittliche Motive in der Entrüstung über den Misbrauch des Heiligen, nationale Motive in dem Ankämpfen gegen fremden Einfluß, wissenschaftliche Motive in dem heißentbrannten Dogmenstreit die Reformation gefördert haben, so lief doch alles zuletzt immer auf Vortheile der Staatsgewalt hinaus, welche dieselbe über die Kirchengewalt erlangte.

Das gab sich schon in der Hussitenzeit zu erkennen. Der Fanatismus der Bauern kam hier zuletzt nur der herrschenden Adelsaristokratie zu Gute, die sich des größten Theils des Kircheneigenthums bemächtigte. Die deutsche Reformation kam bekanntermaßen in ganz ähnlicher Weise der deutschen Fürstenaristokratie zu Gute.

Herr Höfler unterscheidet mit großer Schärfe den reformatorischen, nationalen und demokratischen Charakter der hussitischen Bewegung, und weist nach, wie die Erfolge der erstern gehemmt wurden durch die beiden andern. Denn die große hussitische Reformbewegung würde als solche schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts viel weiter um sich gegriffen haben, wenn nicht die böhmische Nationalität sich so schroff und feindselig der deutschen entgegengesetzt und wenn das demokratische Gebaren der böhmischen Brüder nicht die gesammte Aristokratie Europa's abgeschreckt hätte.

Wir fügen noch bei, daß Herr Höfler sich auch über die eignen Schriften des Johann Huß ausspricht. Er weist nach, „daß man sich aus den vorhandenen lateinischen Schriften des Huß kein klares Bild von seinem Wirken machen kann, da diese vielfach interpolirt sind; von seinen Briefen ist ein großer Theil nicht bekannt, die Quellen, aus welchen man ihn außerhalb Böhmens auffaßte, sind somit in hohem Grade unlauter und ungenau." Herr Professor Wocel hat die böhmischen Texte genau untersucht und bemerkt: „Die Angaben in Jungmanns Geschichte der böhmischen Literatur über die böhmischen Schriften des Huß sind größtentheils mangelhaft; denn es werden unter denselben Abhandlungen angeführt, deren Inhalt auf ihre Abfassung nach dem Tode des Johann Huß hinweiset; ferner werden darin einige Handschriften als Werke eines und desselben Inhalts bezeichnet, während sich aus der näheren Untersuchung derselben herausstellt, daß dieselben dem Umfange und dem Inhalte nach von einander durchaus verschieden sind."

Man darf sich darüber wundern, daß so wichtige Dinge erst jetzt bemerkt und berichtigt werden. Indessen handelt es sich hier von immerhin bisher schwer zugänglich gewesenen Acten, während uns eine Menge Fälle bekannt sind, in denen die Quellen viel leichter zu erlangen waren und auch viel reichlicher floßen und die Thatsachen doch mit merkwürdiger Uebereinstimmung fort und fort entstellt worden sind. Man denke nur an Schillers dreißigjährigen Krieg, ein classisches Werk, noch heute viel gelesen, in dem gleichwohl keine Seite ohne Irrthümer ist und das den neueren gründlichen Forschungen gegenüber nur mehr als bloße Dichtung erscheint.

---

## Astrologie.

Astrologische Vorträge. Von Dr. Adolph Drechsler. Mit Holzschnitten. Dresden, Janssen, 1855.

Wer sich über die Hauptsachen der Astrologie unterrichten will, dem wird dieses kleine Buch gute Dienste leisten. Es erörtert die Bedeutung der Planeten, des Thierkreises, der Sternbilder, der Häuser, der Aspecten 2c., alles mit Illustrationen, und weist nach, welchen Einfluß man den Sternen auf die ganze Natur, auf den Körper des Menschen nach allen seinen Theilen, auf Leben und Geschichte zuschrieb.

Dieser alte Aberglauben hatte einen sehr natürlichen Grund. Man sah, wie Tag und Nacht, Sommer und Winter vom Stande der Sonne und des Mondes abhängen, wie der hohe Sonnenlauf den Sommer, der hohe Mondlauf den Winter bezeichnet, und man bemerkte nach und nach, daß auch die Jahreszeiten und die Hauptunterschiede der Witterung mit besonderen Sternerscheinungen zusammenhängen. „Die Regenzeit trat zu der Zeit ein, als die Sternabtheilung des Wassermannes des Nachts am Himmel leuchtete, und man schrieb nun diesen Sternen selbst die Macht zu, die Regenzeit zu verursachen. Die Sterne des Löwen leuchteten des Nachts in der Sommerszeit; man glaubte nun, diesen Sternen die Ursache von dem Entstehen der Sommerhitze zuschreiben zu müssen. Man ging in derartigen Vermuthungen immer weiter, nachdem man dieselben sich allmählig zu Ueberzeugungen eingebildet hatte, und nahm den Eintritt einer allgemeinen Ueberschwemmung auf der Erde an, wenn alle Planeten in dem

Regenzeichen, in dem Sternbilde des Wassermann zusammentreffen würden; oder man verkündigte eine allgemeine Verbrennung auf der Erde für das Zusammentreffen aller Planeten im Löwen, in dem Sternbilde der Hitze."

Man kam endlich dahin, eine allgemeine Harmonie zwischen den Vorgängen auf dem Erdenrunde und denen am Himmelsgewölbe über uns vorauszusetzen. Man suchte dieselbe zu ergründen und daraus Schlüsse zu ziehen, in der Sternschrift die Geschichte der Erde selbst zu lesen, die Zukunft derselben zu deuten.

Der Verfasser unterscheidet sehr gut zwei Stufen der Astrologie, eine orientalische und occidentalische, wendet aber in seiner Auseinandersetzung auf China allein an, was in noch vorzüglicherem Grade vom alten Aegypten gilt. „In China hatte im Laufe der Zeiten der Glaube, daß das himmlische Reich in ununterbrochenen Wechselwirkungen mit der Sternenwelt stehe, feste Wurzel gefaßt. Der Himmel war nur für die Chinesen geschaffen. Der Kaiser und seine Familie haben ihre Stelle unter den Constellationen. Man verglich beständig die Harmonie der himmlischen Bewegungen mit der Harmonie des Reiches. Durch widerrechtliche Handlungen der Kaiser sollte eine schnellere Bewegung der Planeten verursacht, und durch eine totale Sonnenfinsterniß eine Störung im Staatsleben herbeigeführt werde. Die astrologische Astronomie war mit der Staatsregierung verschmolzen. Die Astronomen wurden für falsch berechnete Verfinsterungen des Mondes oder der Sonne mit dem Tode bestraft. Bisweilen jedoch wurde, wenn eine vorhergesagte Verfinsterung nicht eintraf, angenommen, daß der Kaiser durch seine Tugenden dieselbe an ihrem Eintritt gehindert habe. Vor und während der Verfinsterung fanden folgende Gebräuche statt: ‚Das Ceremonientribunal gibt dem Volke wenige Tage vorher durch eine Schrift mit großen Charakteren Nachricht davon. Die Mandarinen jedes Ranges erhalten Befehl, sich in ihren Ordenshabiten in den Hof des mathematischen Tribunals zu begeben, um daselbst den Anfang der Erscheinung zu erwarten. Sie stellen sich um mehrere große Tafeln, auf welchen die Finsterniß abgezeichnet ist. Sie betrachten sie, und sprechen mit einander über ihre Natur und ihren Einfluß. In dem Augenblicke, wenn die Sonne oder der Mond sich zu verdunkeln anfängt, fallen sie auf die Kniee nieder und berühren mit der Stirne die Erde. Zu gleicher Zeit erhebt sich in der Stadt ein schreckliches Geräusch von Trommeln und Zimbeln, eine Folge von der lächerlichen Meinung, dieser Lärm sey nöthig, einem nützlichen Planeten zu helfen, und ihn von dem himmlischen Drachen, welcher im Begriff sey, ihn zu verschlingen, zu befreien. — Während diese Mandarinen auf der Erde liegen, begeben sich andere auf die Sternwarte, um daselbst den Anfang, das Ende und die Dauer der Finsterniß zu beobachten, und sie mit der Figur, die man davon gezeichnet hat, zu vergleichen. Diese Beobachtungen bringen sie gezeichnet und mit ihrem Petschaft versiegelt zum Kaiser, der die Finsterniß eben so sorgfältig in seinem Palaste beobachtet. Die Gestirne werden nicht allein als die Verkündiger, sondern als die Urheber der Begebenheiten und Ereignisse aufgefaßt." Die Voraussetzung der Harmonie zwischen dem Sternenlauf und dem irdischen Staatsleben herrschte noch viel bestimmter bei den alten Aegyptern vor, deren ganze Götterlehre Astrologie war.

Im Abendlande, zunächst bei den Römern, bildete sich schon mehr die Subjectivität heraus und die Astrologie begann mehr dem Egoismus der Herrschenden und Reichen zu dienen, was sich im Horoskopstellen des Mittelalters fortsetzte.

Man darf die astrologischen Bestrebungen der spätern Zeit nicht isolirt auffassen. Sie stehen im genauesten Zusammenhange mit den verschiedenartigsten andern Versuchen, die Natur zu egoistischen Zwecken zu bemeistern. Dahin gehört der Stein der Weisen, der dem Besitzer die ganze Natur unterwerfen und dienstbar machen sollte, die Spring- und Alraunwurzel, der *spiritus familiaris*. Sofern die mannigfachen Talismane, durch die man unerschöpflichen Reichthum, Glück in der Liebe, im Spiel, im Kampf ꝛc. gewinnen sollte, nur in gewissen Stunden und Tagen unter besonderen Constellationen gewonnen werden konnten, stehen sie deutlich in Beziehung zu dem astrologischen Wahne. Hier treten überall noch heidnische Erinnerungen hervor. Auf dem christlichen Boden stehend, machte man sich die Sache einfacher, indem man, wie bekannt, den Teufel beschwor und sich durch diesen, wenn auch um den Preis der Seele, mit irdischen Gütern beglücken ließ. Dieses Bestellen des Glücks beim bösen Geiste erscheint schon als eine viel gröbere Form des Egoismus, der bei seinen Versuchen, durch die Sterne und durch geheimnißvoll gewonnene Naturkräfte des Glückes Herr zu werden, wenigstens noch einen feinen Geist und Geschmack beurkundet, auch nicht so direkt und trotzig sich in die Sünde hineinstürzt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 41. 23. Mai 1857.

## Psychologie.

Die philosophisch-kritischen Grundsätze der Selbsterkenntniß oder die Seelenlehre. Von G. Mehring. Drei Theile. Stuttgart, Zu-Guttenberg, 1857.

Der Verfasser hat die „Genesis der Person“ einer neuen und sehr scharfsinnigen Kritik unterworfen und darin die Uranfänge und die Entwicklung des Wahrnehmens, Vorstellens, Denkens, Urtheilens, Wollens, Glaubens 2c. von Bedingungen abhängig gefunden, welche andere Psychologen bisher nicht in dieser Klarheit erkannten.

Das Persönliche und die Beziehung der einzelnen Person auf die höchste tritt in diesem neuen Denksystem mit größter Energie hervor und leitet seine Berechtigung aus dem Christenthum her: „Der einheitliche Hintergrund alles Seyenden ist dem antiken Bewußtseyn ein Unpersönliches, sein Gott ein verborgener Gott, ein ewiges Schweigen ohne ein Wort (λόγος). Das ist es auch, wodurch am schärfsten sich die christliche Philosophie von der griechischen scheidet, daß sie jenes negative Verhältniß nur als ein positives in sich trägt und durchführt.“ Theil II. S. 170.

Die Persönlichkeit ist die Grundbedingung all unseres Bewußtseyns. Wir stehen schon von Geburt an in einer bestimmten Beziehung zur Familie und zum Volksstamm, dem wir angehören, und denken in einer gegebenen Sprache. Sodann bilden wir uns an der Umgebung, an fremden Persönlichkeiten, theils negativ sie abstoßend, unser Selbst von ihnen losreißend und dadurch zum Bewußtseyn bringend, theils von ihnen annehmend, uns mit ihnen assimilirend. „Der Zusammenhang der persönlichen Individuen ist durchaus entgegengesetzt dem Zusammenhang der Gattung, aber er ist darum kein loserer, sondern vielmehr erst ein vollkommen concreter. Das Einzelwesen hat das Allgemeine in sich, nicht außer sich, wie dies bei der Gattung der Fall ist. Jeder Mensch hat bestimmte andere Menschen, die einen Einfluß auf ihn übten und üben, deren Fortsetzung er ist, wie Pythagoras sich die Fortsetzung des Aethalides nannte. Je inhaltsreicher und fest bestimmter nun jene Personen sind, in welche sich die werdende Person versetzt, je mehr Empfänglichkeit andrerseits diese letztere hat und äußert, um so fest bestimmter und inhaltsreicher wird sie auch werden, so daß wir auf diesem Standpunkte sagen können: der Mensch ist ganz das Resultat seiner Umgebungen, und die Eigenthümlichkeiten der Einzelnen, von welchen früher die Rede war (§. 39 und 40), werden hier bei den persönlichen Wesen sehr viel durch die graduellen Unterschiede der Potenz begründet, ob nämlich der eine oder andere ein größeres oder geringeres Maaß von Fähigkeit habe, sich seine Umgebung zu assimiliren. Natürlich käme es, um den Unterschied zu vollenden, auch darauf an, wie schon angedeutet worden, welche Persönlichkeiten, ob reichere oder ärmere, in den Gesichtskreis einer solchen Potenz fallen. Die in die Welt hineingeschneiten Genies, die sich dünken, alles, was sie sind, durch sich zu seyn, sie haben ihre Genesis mehr in ihrer Einbildung als in irgend einer Wirklichkeit, und es dürfte vielmehr hier seine Erklärung finden, was Steffens meint, wenn er das Gedächtniß das Fundament des Talents nennt, das inmitten des allgemeinen Denkens das Verborgene sey, in und mit welchem die eigenthümliche Persönlichkeit sich gestalte. Es sey ein fremdes Denken, das sich in uns bewege; die Erinnerung habe die Funktion, diese innere Welt für die betrachtende Seele in Thätigkeit zu setzen, und so sey jede Reflexion ein Bewußtseyn aus der zweiten Hand. Der Geist, der Genius, zeige sich da, wo Gedächtniß und Erinnerung in einer höhern Einheit verbunden seyen. So völlig indessen hier das Indivi-

duum nur als Resultat erscheint, so wird sich doch auch dadurch das punctum saliens nicht verdecken, durch dessen Entfaltung der Mensch seine eigne That ist und wird. Das nur als ein Gesetztes Aufgenommene verwandelt sich in der Aufnahme in ein Sichsetzen."

Nun kommt es aber darauf an, alle Persönlichkeiten auf eine höchste zu beziehen, um Regel und Ziel im zufällig Scheinenden zu finden. „Sollte es ein Höheres in dem angegebenen Sinne geben, so muß dies seinen letzten Ursprung nicht in einer abstrakten Form, sondern in einer höhern concreten Persönlichkeit haben, die als Autorität nicht nur Stützpunkt für die Gebrechlichkeit des momentanen Ichs (§. 69), sondern auch Triebkraft für jede wahrhaft menschliche Bewegung des Lebens wird (§. 66). — Die Bewegung, vermöge welcher das persönliche Individuum diese Autorität in sein Leben hereinzieht und sich damit in seiner Voraussetzung ergreift oder sich in seinem Ziele vorausnimmt, heißt der Glaube. Sofern er das Erste ist, ein Ergreifen der Person in ihrer Voraussetzung, so stellt er stets ein persönliches Verhältniß dar; glauben kann man nur an eine Person, und der Glaube ist immer das Ergreifen einer höhern Persönlichkeit; indem man an einen glaubt, nimmt man ihn nicht niedriger oder gleich, sondern höher als sich selbst. Daraus folgt für die Form dieser Bewegung, daß sie stets eine synthetische ist im Gegensatz zu der auflösenden, analytischen des reflexiven Denkens. Sich versetzend geht der Glaubende ein in die Einheit der einzelnen Bestimmungen der höhern Person. Der Glaube übt damit die Plastik auf dem Gebiete der denkenden Seele, richtet sich immer auf die Bildung eines concreten Lebens und correspondirt auf diese Weise der Bewegung, die man auf dem Gebiete der Sinnlichkeit mit dem Namen der Einbildungskraft bezeichnet. Aber der Glaube ist ebendamit auch eine Anticipation des Ziels der Person, welche die volle Realität und Selbstständigkeit derselben ausmacht. Je mehr der einzelne Augenblick der Idee widerspricht, je mehr er negirend gegen die Idee sich erhebt, um so höhere Kraft muß diese Anticipation entwickeln. Hier ist darum auch der Punkt, wo der Zusammenhang des An-einen-glaubens mit dem Etwas-glauben und hiermit auch der Werth und die Würde des Glaubens klar wird. Die nur einigermaßen genaue Beobachtung, die augenfälligsten Erfahrungen, welche Jeder an sich selbst machen kann, beweisen, daß der Glaube einen höhern Grad von Gewißheit erzeugt, als alles logische, discursive Denken. Woher dies? Man fällt einer Ansicht zu, weil man dem traut, der sie ausspricht, man widersteht einer Gedankenfolge, weil man dem mißtraut, von dem sie stammt. Ja, wenn man vielleicht die logische Richtigkeit eines solchen Gedankenzusammenhangs einzusehen meint, so ist man doch weit eher geneigt, sich selbst zu mißtrauen, ob nicht doch irgend ein Fehler in der Schlußfolge liege, den man nur nicht die Kraft besitze zu erkennen, weil er auf eine geschickte Weise verborgen worden sey von dem Urheber, dem man mißtraut. So muß hinter jeder Gedankenreihe eine Person gleichsam als Bürge und Selbstzähler stehen, auch abgesehen davon, daß jedes Eingehen auf die Gedankenreihe eines andern, jedes Lernen damit wenigstens beginnt, daß man demjenigen einen gewissen Grad von Vertrauen schenkt, in dessen Gedanken man eingeht, und es zeigt sich auch hier, wie das Höchste und Letzte, was bei allem logischen Denken erstrebt wird, nicht ein Aufgeben des Individuums, sondern ein Setzen desselben, ein Setzen in seinen Inhalt ist. So findet dann doch das viel belächelte αὐτὸς ἔφα in weiterm Umfang seine Berechtigung, als jene schon genannten starken Geister, welche sich gegen jede äußere Autorität negativ verhalten und nur in ihrem eignen Individuum den unergründlichen Born der Weisheit annehmen zu müssen meinen, zugestehen wollen. Das, was man die Ueberzeugung zu nennen pflegt, ist jedenfalls ein Produkt aus der combinirten synthetischen, versetzenden und der logischen, analytischen Thätigkeit (§. 59). Dem Werth und dem Grade nach, in welchem die Gewißheit, d. h. die Aufnahme des Gedankens in das eigne Selbst stattfindet, kann man die Hauptstufen des eigentlichen Glaubens und des Vertrauens unterscheiden. Das letztere hat immer etwas Bedingtes, wobei der Vertrauende nicht auf die kritische Analyse des ihm dargebotenen Gedankeninhalts verzichtet, während der Glaube ein in dieser Hinsicht unbedingtes Vertrauen ist. So gipfelt im Glauben die Attention, wie im philosophischen Denken die Abstraction, jedoch ohne daß eines das andere ausschlöße. Die ganze neuere Philosophie erblickte an dem Punkte, welcher uns hier vorliegt, einen unversöhnten Gegensatz, wo die richtige psychologische Betrachtung nur die sich bedingenden und ergänzenden Momente der Person erkennt."

Dies führt nun auf die höchste, die absolute Person. „In jeder Person erscheint die höhere, die vollkommene Person, deren Versetzen das Gesetztseyn jener ist, auch als Moment, und diese ihre momentane Gestalt ist die Idee, das Ideal. Die vollkommene Person setzt sich in reflexiver Form als Idee, als Ideal in jeder einzelnen Person, und gerade daß sich so dieß vollkommene Wesen reflectirt in der Seele, dies macht die höhere Stufe der persönlichen Seele vor der Pflanzen-,

vor der Thierseele aus, in welcher sich eine Idee nur unreflectirt verwirklicht. Die Seele ist eine persönliche, weil sich in ihr das Vollkommene reflexiv, als Idee darstellt, und nur in der Seele, welche die vollkommene Person nach ihrem Bilde geschaffen, und die ihr selbst gleich werden soll, kann sie sich selbst reflexiv, als Idee darstellen."

Daher die Bedeutung der Kirche: „Es ist zum voraus nicht anzunehmen, daß dieses Streben nach Einheit auf dem Gebiete des Geistes nur bei relativen Allgemeinheiten, wie auch die der Nationen ist, die also gegen einander nur Besonderheiten bilden, stehen bleiben werde; sondern das letzte Ziel dieser Bestrebungen wird die Einheit aller, die Allgemeinheit seyn, die wir als die Menschheit oder als die Kirche bezeichnen, ohne jedoch beide zu verwechseln. Schon das Alterthum, besonders das römische, zeigt einzelne deutlichere Spuren von dem Streben nach dieser Einheit, z. B. bei Cicero, Antonin rc. Allein es ist wohl nicht zu verkennen, daß jene Einheit doch mehr noch ein Abstraktum, ein bloßer Gedanke sey, nicht aber eine mystische Person. Als diese wird sie lebendig zusammengefaßt in dem Einzigen (ὁ υἱὸς τȣ̃ ἀνθρώπȣ), und die Menschheit ist in ihrer lebensvollen Einheit die Kirche. Zuvörderst ist darauf zu achten, daß jede religiöse Genossenschaft als solche auf allgemeine Verbreitung ausgeht. Selbst das Judenthum in seiner edlen Selbstbeschränkung auf ein einzelnes Volk bethätigt sich gerade damit als das Bruchstück eines größern Ganzen. Allein den Namen der Kirche trägt doch eigentlich nur diejenige Gemeinschaft, welche durch die vollendete Personenbildung gegründet und zusammengehalten wird. Obgleich in ihrem Universalismus entbunden von all den materiellen Bedingungen einer geographischen Unterlage, welche noch der Nationalität anhängen und also von durchgreifenderer Geistigkeit, als jede andere, ist sie doch eben so frei von aller Abstraction, wie sie etwa dem Gedanken eines römischen orbis anhängt, da sie als in der Persönlichkeit begründet und sich darstellend alle, auch die materiellen Bedingungen des Lebens aller Himmelsstriche in sich aufnimmt, aber durch den Geist zu bestimmen, mit ihm zu durchdringen und zu beseelen strebt. Darin eben bewährt sich, daß die höchste mystische Person, die Menschheit, wenn hiermit mehr als ein bloßer abstrakter Name ausgesprochen wird, nur die Kirche seyn kann, weil sie nicht mehr in irgend einer äußern Gränze befaßt ist, sondern nur einen geistlichen, sittlichen Zusammenhalt hat."

Der Hingebung an die höchste Person im Glauben steht direkt die Sünde entgegen. „Wird in dem Selbstbewußtseyn die vorausgesetzte höhere Persönlichkeit identificirt mit dem Ich und dadurch jene negirt, so entsteht der Egoismus oder die Selbstsucht und in dieser das Böse, die Sünde. Den Umfang der Sünde anlangend ist sie eine Verkehrung des Grundverhältnisses des denkenden Wesens, pflanzt sich in dem Prozesse der Persönlichkeit fort und wird dadurch zur Erbsünde, dem Grade nach aber erscheint sie in mehreren Abstufungen bis zur gänzlichen Verhärtung. (II. 178.) Ausgehend von dem augenblicklichen Antrieb der Lust im Widerspruch mit der Idee lernt sich der Mensch in seiner Unabhängigkeit, ausgerüstet mit der Macht jenes Widerspruchs, erfassen. Damit ersteigt das Böse schon die zweite Stufe, es wird zum egoistischen Princip, zur eigentlichen Ichsucht. Seine Befriedigung sucht dann ein solcher darin, nicht unterthan zu seyn dem Gesetze, sondern selbst das Gesetz für die ihn umgebende Welt im Widerspruch mit der Idee zu werden. Er sucht also dem Ich, der Macht des Ichs zuzusetzen, sie zu vergrößern, und dies erhöht den schon vorhandenen Reiz in ihm, sich der lockenden Gewalt der Sinnlichkeit zu überliefern. Durch seine Sinnlichkeit hängt das Individuum mit der Natur überhaupt, mit der Natürlichkeit zusammen, hat mit ihr angebunden, und so findet der der Sinnlichkeit sich Ueberliefernde allerdings eine größere Macht, mit welcher er Opposition machen kann gegen die Idee, aber nur darin liegt die Täuschung, daß er diese größere Macht sich zuzusetzen meint, daß sie seine eigne Macht sey, während er vielmehr selbst in die Herrschaft einer andern geräth. Er muß ihr dienen und zwar ihr, dieser Macht, sofern sie wider die Idee, wider das Gute, sofern sie die Wohnung des Bösen ist. So wird die dritte Stufe des Bösen erreicht, und daher kommt es nun, daß im dämonischen Wesen das Böse diese objective Haltung annimmt, daß die Person, in der das Böse bis zur Stufe des Dämonischen fortgeschritten ist, nicht mehr sich selbst, das Ich, sucht, ja vielmehr gegen sich selbst noch mit einem gewissen Hohne verfährt. Wie der Prophet, der Heros nicht mehr sich selbst angehörend, mit einer höhern Macht angethan, doch um sich her schaffend und erhaltend und in all dem sich selbst setzend wirkt, so auch der Dämonische, der auch sich selbst nicht mehr angehört und in sich eine höhere Macht darstellt, verwüstet und zerstört, nicht nur um sich her, sondern auch in sich selbst." II. 304.

In dem Maaß, in welchem man sich von der höchsten Person abwendet, verfällt man dem Zauber der Natur. „Es ist schon erörtert, daß die Naturseite der Persönlichkeit das Medium sey, durch welches das Dämonische eintritt in die Einheit der Person, und es

wird also hauptsächlich auf zweierlei Weise der Anlaß zur Herrschaft des Dämonischen in der Person gegeben werden können: entweder wenn durch den selbstbestimmenden Willen die Beziehung zu der vollkommenen Person als eine verneinende gesetzt wird, oder wenn die Beziehung zu der Natur so übermächtig wird, daß sie ihrerseits jene Beziehung zurückdrängt, oder durch beides zugleich. In diesen letzteren Fällen können dann alle die Bedingungen eintreten, durch welche das Continuum die Identität des Selbstbewußtseyns unterbrochen, also ein völlig anderes Selbstbewußtseyn an die Stelle gesetzt wird und eine Metastase der Persönlichkeit erfolgt. Freilich wird dazu, daß diese gerade als ein dämonisches Besessenseyn sich kundgibt, noch Zweierlei erfordert. Es muß eines Theils die Beziehung auf die vollkommene Person zwar nicht aufgehoben seyn, denn mit dieser Aufhebung würde auch alsbald das Selbstbewußtseyn ganz zerstört, aber diese Beziehung muß doch so geschwächt seyn, daß es dem entgegengesetzten Faktor des Bewußtseyns leicht wird, die Oberherrschaft zu gewinnen. Andern Theils muß aber das Natürliche seine Normalstellung verloren haben, es muß Medium des Bösen geworden und durch das Böse inficirt seyn. Kommen aber diese Bedingungen zusammen, dann entwickelt sich auch wirklich die Versetzung der Persönlichkeit."

Es ist uns nicht möglich, im engen Raume einer Rezension den ganzen tiefen Zusammenhang einer in drei Bänden ausgesponnenen Lehre abzuspiegeln. Wir müssen uns begnügen, nur auf den Hauptgedanken hinzuweisen, welcher jedenfalls einen Fortschritt der Wissenschaft bezeichnet, indem er aus der todten Abstraktion in die lebendige Persönlichkeit hinüberführt, und die heillose Trennung der Philosophie vom natürlichen Gefühl, wie vom Offenbarungsglauben aufhebt.

In der höchst interessanten und geistvollen Erörterung der Seelenkrankheiten und dämonischen Besitzungen macht der Verfasser unter anderem folgende Bemerkungen: „Als ein besonders merkwürdiger Umstand verdient noch hervorgehoben zu werden, daß dergleichen Kranke, auch wenn sie der protestantischen Confession angehören (oder vielleicht gerade dann?), nach einer fast constanten Erscheinung zum Behufe ihrer Heilung in eine katholische Kirche gebracht zu werden wünschen. Schon das ist hierbei zu beachten, daß sie nach einem psychischen Heilverfahren verlangen in bestimmtem Widerspruch und zum großen Hohne so mancher materialistisch gesinnter Aerzte; dann aber, daß sie gerade nach einer katholischen Kirche verlangen, hat seine gute Bedeutung und sollte auch für so manche Seelenärzte ein Correctiv werden, die bei solchen Kranken nichts anderes zu thun wissen, als ihnen mit Gründen aller Art das Unwahre ihrer Vorstellungen auseinanderzusetzen und dem Dämon in einer eignen Art von Exorcismus gebieten möchten: fahre aus, denn du bist ein Wahn! — Solche Seelenarznei findet die Seele dreifach verschlossen. Sie faßt dieselbe an einer Stelle an, wo sie gerade gelähmt ist und also sich nicht fassen läßt. Sie will reflectiren, und gerade die Reflexion ist gehemmt in der leidenden Seele, während die bildende Thätigkeit, durch die krankhafte Erregung der plastischen Organe des Leibes bewegt, auf eine wahrhaft übersprudelnde Weise sich kundthut. Das ist aber ein Verfahren, wie wenn man einen Strom stauen will und den hohen Damm gerade dicht neben sein Bett stellt. Darum wendet sich der Kranke dahin, wo er gleichfalls viel plastische Thätigkeit findet, wie in dem katholischen Cultus, und hat jedenfalls darin ganz den richtigen Instinkt, daß nur mit einer dichtenden Thätigkeit einer andern dichtenden Thätigkeit entgegengetreten werden kann. Freilich dürfte darin aber auch das Unzureichende des verlangten Gegenmittels liegen, daß diese Symbolik des katholischen Cultus eben nur auch ein Erzeugniß abstrakter Sinnlichkeit ist, und als solches die schon gereizte Sinnlichkeit im günstigsten Fall nur auf ein anderes Feld führen, aber nicht besänftigen, sondern nur noch mehr in Aufruhr bringen wird." Hier scheint der Verfasser doch außer Acht gelassen zu haben, daß die katholische Kirche für Unglückliche der bezeichneten Art keineswegs blos äußerliche Mittel besitzt, sondern daß hier dem Glauben und Vertrauen auch eine geistige Heilkraft entgegenkommt. Nicht das Amulet an sich, sondern nur die Weihe an ihm, die eine rein geistige ist und von der „höchsten Person" ausgeht, wird von denen gesucht, die der Dämon angefallen hat; sie verlangen nichts Aeußerliches, Sinnliches, Symbolisches, sondern die Offenbarung des innerlichsten Geistigen im Troste, im Handauflegen, im segnenden und bannenden Worte dessen, dem die Weihe geworden ist. Das einzige, was man dabei sinnlich nennen könnte, ist der Hunger nach der Nähe des Heiligen, das Berührtseynwollen von den äußersten Strahlen des Nimbus, das Angehauchtseynwollen von dem Wehen, welches vom Allerheiligsten ausgeht.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 42. 27. Mai 1857.

## Erziehungswesen.

**Geschichte der Hohen Carls-Schule von H. Wagner. Mit Illustrationen von A. von Heideloff. Erster Band. Würzburg, Etlinger, 1856.**

Ueber das erste Heft haben wir schon in Nr. 61 unsrer vorjährigen Blätter berichtet. Diese actenmäßige Geschichte der berühmten Carlsschule ist ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Cultur- und Sittengeschichte.

Die Stiftung der Carlsschule ging nicht aus einer bloßen Laune des Herzog Carl hervor. Sie hatte auch einen politischen Zweck. Der äußerlich katholische, aber innerlich aufgeklärte Herzog wollte sich frei machen von dem Zwange, den ihm die alte strengprotestantische Landschaft und Prälatur anthat, und demgemäß der alten Landesuniversität Tübingen eine neue Anstalt gegenüberstellen, in welcher eine neue Generation von Hof- und Staatsdienern sollte herangebildet werden. In einer noch erhaltenen Rede des Herzogs an die Lehrer und Offiziere der Carlsschule (S. 640) wird das Licht der Aufklärung, welches in der neugegründeten Hochschule strahlen soll, einer alten Finsterniß gegenübergestellt, unter der nichts anderes gemeint ist, als Tübingen. In dem Reverse, den die Eltern und Vormünder der Carlsschüler bei deren Aufnahme ausstellen mußten, fällt die Strenge auf, mit der sie verpflichtet wurden, gleichsam ihren Kindern zu entsagen, sie ganz in die Gewalt und in den ausschließlichen Dienst des Herzogs zu geben. Nicht einmal Briefe durften die Söhne an die Eltern schreiben ohne ausdrückliche Erlaubniß und Einsichtnahme der Lehrer. Das war nicht Pedanterie, sondern hatte den Zweck, die Jugend aus der Sphäre der alten bürgerlichen Landschaftsaristokratie in die Hofsphäre zu versetzen und aus ihr enthusiasmirte Diener einer glänzenden Souveränetät zu machen. Daher auch der Corpsgeist, der den Carlsschülern beigebracht wurde, und der Stolz, als ob sie besser wären und einen viel höhern Grad von Bildung erlangten, als alle andern Jünglinge in der Welt. Desgleichen diente ihre militärische Organisation und ihre Hoffähigkeit demselben Zweck. Die jungen Leute kamen täglich in Berührung mit den höchsten Personen. Wenn es sich blos um Ausbildung zum Offiziers- und Hofcavaliersdienst gehandelt hätte, würde die Hohe Carlsschule nicht förmliche Facultäten gehabt haben, aber sie bildete Juristen, Mediciner, Philosophen, Oekonomen, Künstler und Militärs, zum sichern Beweise, daß aus ihnen die Elite künftiger Staatsdiener hervorgehen sollte, um durch moderne Bildung, Praxis, Enthusiasmus und Anhänglichkeit an die Person des Herzogs dereinst die aus Tübingen recrutirte Landschaftsaristokratie zu ersetzen.

Die Carlsschule hatte durch kaiserliches Diplom den Rang einer Universität empfangen und creirte Doctoren. Hier ein eigenthümlich anziehendes Bild aus jener Zeit: „Den 12. dieses war wiederum große Galla; Mittags Tafel en Ceremonie im weißen Saale des neuen Herzogl. Schlosses. Nach derselben geruhten Seine Herzogliche Durchlaucht Sich mit dem nämlichen Train, wie Tags zuvor, jedoch ohne Vortretung des Herrn Maitres mit Marschallsstäben, in einem achtspännigen Wagen in den Hörsaal der Carlsakademie zu begeben, und wurden beim Aussteigen von dem Senat unterthänigst empfangen und in den Hörsaal eingeführt, um der Vertheidigung einer Streitschrift gnädigst anzuwohnen, die ein ehemaliger Zögling der Akademie, der Regierungsraths-Secretarius Schmidlin aus Stuttgart zu Erhaltung der Doctorswürde de juribus et obligationibus gentium mediarum in bello geschrieben hatte, und ohne Vorsitz wider die Einwürfe des Prorectors, Kanzlers und der Juristenfacultät zur gnädigsten Zufriedenheit Seiner Her-

zoglichen Durchlaucht vor einer außerordentlichen Menge von Fremden vortrefflich vertheidigte, und nachher durch seinen Promotorem, den zeitigen Prorector, von dem Kanzler, wie gewöhnlich, erbetenen Venia das Doctorsdiplom öffentlich erhielt, und darauf mit einer unterthänigsten Danksagungsrede schloß. Nach diesem war es Seiner Herzoglichen Durchlaucht gnädigst gefällig, Sich in die Stadt zu erheben, und die auf Höchstdero Geburtsfest angestellte Illumination der frohen Bewohner Stuttgarts zu sehen, alsdann aber in das neue Schloß zurückzukehren, der daselbst gehaltenen Redoute eine Zeitlang anzuwohnen, und darauf in der Gallerie des neuen Schlosses das Soupee einzunehmen, um nach abermaligem kurzem Verweilen auf der Redoute Sich zu retiriren. Den 13. war ebenfalls große Galla. Des Vormittags geruhten Seine Herzogliche Durchlaucht abermals gnädigst Sich in die Carlsakademie zu erheben, und wurden, wie Tags zuvor, von dem Senatu academico unterthänigst empfangen. Samtliche Herrn Deputirte versammelten Sich in dem großen Hörsaal, wo es Seiner Herzoglichen Durchlaucht gnädigst gefällig ware, zur Fortsetzung der akademischen Feierlichkeiten die Vertheidigung einer Streitschrift gegen die Einwürfe des Kanzlers und der medicinischen Facultät zu hören, die der Hofmedicus Plieninger, auch ein vormaliger Zögling der Akademie, verfertigt hatte, sine Praeside zu Katheder brachte, und seine Gelehrsamkeit so schön zeigte, daß Seine Herzogliche Durchlaucht Höchst Selbst am Ende noch ihm die Gnade erwiesen, zu opponiren. Sie führte den Titel: De praecipuis deliriorum causis, eorumque medela. Hierauf bekam derselbe ebenfalls von dem Decano der Facultät, qua Promotore legitime constituto, dem Herzogl. Leib-Medico und Professore medicinae P. O. Dr. Consbruch das Doctorsdiplom und endigte mit einer unterthänigsten Danksagung. Um 1 Uhr wurde zur Mittagtafel, welche mit dem bisherigen Ceremoniel eingenommen wurde, das Zeichen mit Trompeten und Pauken gegeben. Nach derselben beehrten Seine Herzogliche Durchlaucht wieder in Begleitung des Hofs die Carlsakademie mit Dero höchsten Gegenwart, um die Einweihungsfeierlichkeiten durch die Creation eines Doctoris philosophiae endigen zu lassen. Es wurde diese Würde dem Lehrer der Mathematik an der Herzogl. Carlsakademie, Duttenhofer, gleichfalls einem ehemaligen Zögling derselben, ertheilt, nachdem er verschiedene von ihm verfertigte, historische, physische, mathematische und metaphysische Sätze wider die Einwürfe der philosophischen Facultät ungemein gut vertheidigt und seine Stärke in seinem Fach besonders bewiesen hatte. Der zeitige Decanus derselben, der Professor der Geschichte, Schott, gab ihm das Diplom eines Doctoris philosophiae, worauf er auch die Gnade genoß, seinem Durchlauchtigsten Ernährer den unterthänigsten Dank öffentlich abzustatten. Freude glänzte aus den Augen unsers Rectoris Magnificentissimi und gnädigsten Herrn, da Er die Belohnung des Fleißes seinen ehemaligen drei Zöglingen ertheilte."

Aus den Acten und Notizen der betreffenden Zeit geben wir noch einiges Interessante: „Die Offizierssöhne hatten gewöhnlich hellblaue, kommistuchene Westen mit Aermeln; der Kragen und Aermelaufschlag war von schwarzem Plüsch, die Hosen von weißem Tuch, der Kopfputz ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder (?) Alles trug sehr lange, falsche Zöpfe, nach einem bestimmten Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen, und zum größten Putze trug alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug stattfand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus. Er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgränzten Augen. Er war einer der unreinlichsten Bursche der Anstalt. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf. Ich könnt' ihn noch malen." S. 135.

„Unsere Kost war höchst einfach und konnte weder den Magen verderben, noch das Blut erhitzen. Sie bestand zum Frühstück in einer leicht geschmälzten Brodsuppe, zum Mittagessen in einer Fleischsuppe, gekochtem Rindfleisch und einem Gemüse, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, im Winter besonders in dem sogenannten Sauerkraut, dem trefflichen Mittel gegen Scorbut für Seefahrende, und des Abends in einem einfachen Gerücht, im Sommer am häufigsten in saurer Milch, dann aber auch zu unserem Verdrusse, als Frucht der vielen Hasenjagden des erlauchten Stifters, in einem Ragout aus dem Abfalle dieses sonst köstlichen Wildprets, welches allen Carlsschülern unter dem Namen ‚Extra' wohl bekannt ist und woran sie als ein unfehlbares Merkzeichen ihres früheren Zusammenlebens sich erkennen würden." Die s. g. Chevaliers hatten es besser. „Nachdem der Herzog im Jahr 1773 als höchstes Prüfungsprämium einen akademischen Orden gestiftet hatte, dessen Inhaber ‚Chevaliers' hießen, und im Besitze des großen Ordens, ‚Großkreuzes' ‚Grand Chevaliers', so wurde auch noch eine besondere Klasse der Chevaliers gestaltet, welche des Vorzugs besonderer geräumigerer und besser möblirter Schlafsäle, eines besondern zwischen dem Prinzen- und dem Cavalierstisch

in der Mitte stehenden runden, mit besseren Speisen servirten Tisches und der Auszeichnung des Tragens des (in den Annalen beschriebenen) Ordens und der besonderen Aufführung in Bürcks Adreßkalender sich erfreuen durften."

Die Schüler durften nie allein seyn. Nicht einen Augenblick blieben sie ohne Aufsicht oder wenigstens gegenseitige Controle. Das Sammeln des Geistes in der Einsamkeit war absolut ausgeschlossen. Diese Strenge, dazu die etwas schmale Kost, verleitete vielen Schülern den Aufenthalt. Daher die Flucht mehrerer. Daher die Beschwerden der Eltern. Eine adelige Mutter brach in die bittersten Vorwürfe gegen den Intendanten aus, weil ihr jeder Verkehr mit ihrem erkrankten Sohne verboten wurde (S. 194). Ein reicher Vater beschwerte sich in sehr anständigem Ton über die Mängel der Anstalt, wurde aber in hochfahrendster Weise abgefertigt (S. 311 f.). Daraus kann man sich die sehr verschiedenen Urtheile über die Carlsschule erklären. Der Dichter Schubart nannte sie vor seiner Einkerkerung eine „Sklavenplantage" und „Sklavenfabrik", nach derselben aber, als er in den Hofdienst eingetreten war, eine „Pflanzschule der Menschheit" und „das erste Erziehungsinstitut in der Welt". Von Schiller ist bekannt, daß er, durch den zopfmäßigen Zwang abgestoßen und flüchtig geworden, doch später die hohen Vorzüge der Schule und des Herzogs dankbar anerkannt hat.

Einer der bekanntesten Flüchtlinge aus der hohen Carlsschule war der berühmte Landschaftsmaler Koch. Ueber seine Flucht hat Pfaff den genauesten Bericht erstattet. „Indem Pfaff die bedeutende Rolle schildert, welche damals ein Baron von W. als Gesandter eines die württembergische Verfassung garantirenden königl. Hofes in Stuttgart gespielt, und als der thätigste Agent und Procurator der französischen Emigranten gegolten, dadurch aber die Mißstimmung der revolutionär gesinnten Akademisten (Pfaff selbst, Georg Kerner, ein Schweizer Peter, Marschall, v. Biberstein, Koch rc.) erregt hatte, erzählt er die Demonstration, welche sie in ihrem ‚jugendlichen Uebermuth' dem obigen Herrn Baron als eine derbe Lection machen zu müssen glaubten, und bezeichnet die von Koch dazu verfertigte ‚sehr gelungene Carricatur, wozu er selbst (Pfaff) einen erläuternden Commentar verfaßte,' und welche sie sammt diesem in der Stadt an ‚die Mauern von vier öffentlichen Plätzen hefteten'. Dann fährt er fort: ‚Die Sache machte großes Aufsehen, Koch wurde als verdächtig auf das Carcer gebracht, und der Herzog äußerte sich in einem Salon, die Sache solle streng untersucht werden, wenn auch ein Orden (Pfaff) dabei in Gefahr komme. Die Freunde sahen das unvermeidliche Loos Kochs voraus, als gemeiner Soldat nach der Festung Asberg abgeführt zu werden. Es wurden daher alle Anstalten zu seiner Befreiung getroffen. Er wurde vorsichtig aufgefordert, sich an zusammen gebundenen Betttüchern aus dem Carcerfenster herabzulassen, welches auch gelang, worauf er in den Chevaliersaal gebracht und den ganzen folgenden Tag unter meiner Bettdecke verborgen gehalten wurde.'" In der folgenden Nacht entkam er. Seinem Hang zur Satyre ist er bis ins späte Alter treu geblieben.

Noch eine Anecdote: „Ein Cavaliersohn, v. W........ der von dem Kupferstecherzögling Ketterlinus mit einer diesem widerlichen Zumuthung abgewiesen, als er auf den Grund seiner Lieutenantseigenschaft diesen zur Ergebung nöthigen wollte, hatte im Wortwechsel die Antwort erhalten: ‚einen solchen Lieutenant wolle er (Ketterlinus) aus einem Pfahlstumpen herausschnitzeln.' Der Lieutenant klagt. Der Herzog, davon im Rapport unterrichtet, ließ den Ketterlinus vortreten, einen Pfahlstumpen und ein Messer ihm zustellen, und befahl ihm nun, den Lieutenant herauszuschnitzeln. K. begann seine Arbeit in zahlreicher Umgebung von Akademisten rc. worunter auch Nekker, in der Nähe des Cavaliersohns v. W. Nachdem K. etliche Minuten lang geschnitzelt hatte, sagte Nekker ganz trocken: ‚ich müßte doch lachen, Wenn er einen 'rausbrächte.' Dies erregte allgemeine ‚Heiterkeit', worauf der Herzog sich entfernte."

Am Schluß ein Verzeichniß aller Lehrer und Schüler der Anstalt, nebst Lebensnachrichten über die, welche sich besonders ausgezeichnet haben wie Schiller, Koch, Kielmayer, Cuvier, Danneker, Wächter, der Kupferstecher Müller, General v. Franquemont, Heideloff, Hetsch, Seele, Hartmann, Zumsteeg rc.

---

## Gedichte.

1) Gedichte von Robert Waldmüller. Hamburg, Otto Meißner, 1857.
2) Lascia passare, von demselben. Daselbst, 1857.

Diese Gedichte gehören zu den besseren der neuesten Periode. Zwar herrscht darin die gebildete Reflexion über den Naturton des Gefühls vor, wie fast bei allen unsern lyrischen Dichtern, aber es ist eine feine und geistvolle Reflexion. Z. B. in folgendem Bild des menschlichen Lebens:

**Unaufhaltsam.**

Halt inne, Welle, säume,
Du kommst doch stets zu früh!
Ruh' aus am Strand und träume
Und laß' die Wandermüh'.

Wohin dein rastlos Streben
Dich trägt, — vom weiten Meer
Kann ich dir Kunde geben,
Komm eben erst daher.

Es münden schon der Flüsse
Genug in seinen Schoos,
Genug der Regengüsse
Und Ströme ziehn es groß.

Zwar was ihm wird ohn' Ende,
Nimmt's an ohn' Unterlaß,
Doch ach, die süße Spende
Verkehrt's in salzig Naß.

Auch dich wird's nicht verschmähen,
Nur sey darauf gefaßt,
Daß du das Meer gesehen,
Doch dich verloren hast.

„Und geh' ich auch verloren,
Gestillt wird doch nicht eh'r,
Was mit mir ward geboren:
Die Sehnsucht nach dem Meer.

„Ein Drang, der nicht zu bannen,
Der stärker ist als ich,
Treibt rastlos mich von dannen —
Und Aehnliches treibt dich.

„Nicht kannst den Strom du hemmen
Der Zeit; er wird in's Meer
Auch dich hinunter schwemmen —
Und ohne Wiederkehr."

Außerordentlich fein und wahr ist die Auffassung in folgendem Sonett:

**Frauenzüge.**

Wer klaren Blicks die Schicksals-Hieroglyphen
Auf gar so manchem Frauen-Antlitz liest,
Der sieht nicht ohne Grauen in die Tiefen
Des Dunkels, das sich seinem Blick erschließt.

Hier Keime, die nach Luft und Pflege riefen,
Versumpft, dem Wasser ähnlich, das nicht fließt;
Dort böse Triebe, die verborgen schliefen,
Geweckt und wuchernd, gleich wie Unkraut sprießt.

Ihr sprecht: sie sind verblüht! — O, daß sie's wären!
Daß welk die Wange nur! wie würde doch
Des Innern reifre Fülle sich verklären.

Doch was da mangelt, ist ein Andres noch!
Sie müssen Geistes-Licht und Luft entbehren,
Und, statt der Schwingen, ward ihr Theil — das Joch.

Dergleichen Züge feinster Menschenkenntniß und eines zarten poetischen Schmerzes enthalten die vorliegenden Lieder viele.

In dem lascia passare begegnen uns meist poetische Erinnerungen aus Italien, darunter „italienische Kirchenstudien", die den römischen Elegien von Göthe nachgebildet sind und höchst lebendige Genrebilder enthalten, z. B.

Der Scirocco schüttelt die regentriefenden Schwingen;
Ueber's tyrrhenische Meer, von Afrika's brennenden Küsten
Kam er geflogen, und bringet die Schwüle zugleich und die Nässe.
Leerer werden die Gassen; ein Obdach suchet zu finden,
Wer im modischen Kleide hinaus sich wagte in's Freie,
Oder, ein müßiger Wanderer, umher ging. Musterung haltend
Unter den Weibern, die schön geputzt nach beendigter Messe
Längs den Läden des Corso die Morgenandacht beschließen.
Auch sie suchen in Eile den Schutz der heimischen Laren,
Oder der Kirchen schirmendes Dach, deren immer nahbei sind.

Nun verschwinden die Bettler, sie abhold vor Allem dem Regen;
Nirgend strecken sie mehr die mahnenden Hände entgegen,
Nicht mehr tönet ihr Ruf „ho fame!"*) der immer sich gleiche.
Mit den Bettlern zugleich verliert bald hierhin, bald dort sich
Was an den Ecken der Gassen an ledigen Wagen umherstand,
Und durch Querfahrt gerne des Wandrers Wege verrannte,
Mit Gefahr bedrohend den nicht zum Fahren Geneigten 2c.

*) Mich hungert.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 43. 30. Mai 1857.

## Geschichte.

Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kaiser Pauls I. im Jahr 1799. Verfaßt auf Befehl des Kaisers Nicolaus. Erster Band, 1. Theil von Michailowski-Danilewski. 2. Theil von Miliutin. Zweiter Band, 3. und 4. Theil von Miliutin. Deutsch von Chr. Schmitt. München, 1856 und 1857. In Commission bei Lindauer.

In diesem sehr ausgezeichneten und interessanten Werke nimmt die detaillirte und mit Karten und Plänen illustrirte Kriegsgeschichte den Hauptraum ein, so daß es zunächst für Kriegsverständige geschrieben ist, allein es theilt daneben so viele auch für die politische Geschichte bedeutsame Actenstücke und Correspondenzen mit, daß es von jedem Geschichtsfreunde gelesen zu werden verdient. Es gibt ganz neue actenmäßige Aufschlüsse über so manches, was in Betreff auf die Zögerungen Oesterreichs im Jahr 1799 bisher noch keineswegs genügend erklärt war. Ueberdies werden in diesem Werke an der Hand authentischer Quellen manche Behauptungen früherer Kriegsgeschichtschreiber, selbst des berühmten v. Clausewitz, berichtigt und werden die Uebertreibungen der Suworoff-Biographen auf das richtige Maaß zurückgeführt, so daß wir den großen Feldherrn der Russen zwar immer noch in seiner genialen Sonderbarkeit wiedererkennen, jedoch die ihm angedichteten eigentlichen Narrheiten von ihm abgestreift sehen.

Suworoff, Rußlands größter Feldherr, hatte seinen Ruhm längst in den Türken- und Polenkriegen begründet, als Kaiser Paul I. ihn wegen kleiner Dienstfehler entließ. „Suworoff hatte sich das Mißfallen seines Herrschers zugezogen, weil er sich einige Abweichungen von den damals eingeführten Dienstesvorschriften erlaubt hatte. Bereits am 2. Januar 1797 wurde ihm die Unzufriedenheit des Monarchen ausgedrückt, weil er einen seiner Adjutanten in Privatangelegenheiten nach St. Petersburg gesendet und trotz des ihm zugekommenen Befehles seinen Stab noch nicht entlassen hatte. Am 14. Januar erhielt er einen wiederholten Verweis, weil er Offizieren ohne allerhöchste Erlaubniß Urlaub gegeben; am 23. Januar einen Verweis, weil er Offiziere zu Kourierdiensten verwendet hatte ꝛc." Kurz er wurde in Ungnade entlassen und lebte seitdem auf seinem Dorfe. Als nun aber die große Coalition geschlossen wurde und Kaiser Paul ein russisches Heer den Oesterreichern zu Hülfe sandte, schien kein Feldherr für dasselbe passender, als Suworoff, den auch Oesterreich, seines großen Ruhmes wegen, wünschte und begehrte. Da ließ Kaiser Paul den alten General nach Hofe bescheiden. Suworoff gehorchte, fuhr mit eigenen Pferden aus der Gegend von Nowgorod langsam bis nach St. Petersburg und hielt vor den Thoren noch einmal an, um seine Pferde zu füttern. Dergleichen kleine Züge, welche die Verfasser der vorliegenden Kriegsgeschichte zu erwähnen nirgends versäumt haben, sind sehr anmuthig und erhöhen die Lebendigkeit des ganzen Gemäldes. Suworoff meldete seine Ankunft und man beschied ihn zum Kaiser. Aber wie soll ich erscheinen? frug er, man hat mir ja die Uniform genommen. Auch beim Kaiser selbst blieb er kalt und einsilbig, selbst als ihm der Kaiser bei der Parade die Truppen im Sturmschritt vorbeiführen ließ. Er schloß damit, um die einzige Gnade zu bitten, daß man ihn wieder auf sein Dorf entlassen möge.

Erst vier Monate später, als das Bedürfniß eines berühmten Generals immer dringender wurde, ließ sich Suworoff erbitten, den Commandostab wieder zu übernehmen und eilte nun dem unsterblichen Feldzug ent-

gegen, der seinen Namen mit so lichter Glorie umkleidet hat. Suworoff schlug die Franzosen in allen Schlachten und warf sie aus Italien hinaus, mit eben so genialer Ueberlegenheit, wie zwei Jahre vorher Bonaparte die Oesterreicher aus demselben Lande hinausgeschlagen hatte. Aber Zerwürfnisse mit Oesterreich und die isolirte Lage des zweiten unter Korssakoff in der Schweiz stehenden russischen Corps nöthigten Suworoff, diesem über die Alpen herüber zu Hülfe zu ziehen; bevor er jedoch ankam, war Korssakoff schon geschlagen und nun blieb nichts mehr übrig als der allgemeine Rückzug. Der letzte und merkwürdigste Theil dieser Begebenheiten, der Zug über die Alpen, ist in den vorliegenden Bänden noch nicht enthalten und wird erst in einem dritten nachfolgen.

Da wir in die rein militärischen Details nicht eingehen wollen, beschränken wir uns auf einige der interessantesten politischen Erörterungen. Der Hauptgrund des bald eintretenden Zerwürfnisses zwischen dem russischen und österreichischen Lager war nicht die Pedanterie und Langsamkeit des Hofkriegsraths in Wien, die den feurigen Suworoff peinigte und erzürnte, sondern die ganz entgegengesetzte Politik der beiden Kaiserhöfe. Jene Pedanterie fand Statt, aber sie war nur ein künstliches Mittel der österreichischen Politik, um Suworoff stets im Zügel zu halten.

Oberst Miliutin setzt sehr klar auseinander, was die eigentliche Absicht des damals in Wien allvermögenden Minister Thugut war und ist keineswegs ungerecht in der Verurtheilung dieser arglistigen Politik. Aber er verschweigt, was die Absicht seines Kaisers war, und daß sehr viel von dem, was in der österreichischen Politik damals als Arglist erschien, in der That nur Vorsicht war, Vorsicht vor russischen Uebergriffen. In Bezug auf die Vortheile, die sich jedes der beiden Cabinette, wenn der Krieg guten Erfolg haben würde, für sich und auf Kosten des andern aneignen wollte, hatte keines dem andern etwas vorzuwerfen. Oesterreich wollte sich der Russen nur bedienen, um die Franzosen zu beschäftigen und für sich nicht nur Italien wieder zu erobern, sondern auch Bayern zu erwerben. Darin hat Miliutin Recht. Aber Rußland wollte sich auch seinerseits der Oesterreicher nur bedienen, um festen Fuß in Italien zu fassen. Rußland hatte sich der jonischen Inseln bemächtigt. Kaiser Paul hatte sich zum Hochmeister des Malteserordens erwählen lassen und wollte Malta haben. Das russische Heer, das er nach Italien schickte, sollte Neapel, Piemont und Genua besetzen. Eine starke russische Flotte war im Mittelmeer. Daß dahinter der Plan lag, Positionen im Mittelmeer zu gewinnen, um das osmanische Reich von zwei Seiten fassen zu können, verschweigt der russische Historograph; die Erinnerung an diese, Oesterreich gewiß sehr bedrohliche Politik ist aber durchaus nothwendig, wenn man Oesterreich nicht ungerecht beschuldigen will. Im Allgemeinen war die Allianz zweier Staaten, die so entgegengesetzte Interessen hatten und verfolgten, unnatürlich und an den Unzuträglichkeiten, die daraus hervorgingen, hatten beide gleiche Schuld; aber der Russe hat kein Recht, seinen Kaiser und Feldherrn allein als die edlen Ritter darzustellen, deren treue und heroische Hingebung vom Bundesgenossen nur mißbraucht worden wäre.

Nebenbei sey bemerkt, daß das Werk überhaupt ein Ausdruck gegenwärtig vorherrschender Antipathien ist. Man scheint in der Vergangenheit Gründe zu suchen, um Empfindungen des Augenblicks zu rechtfertigen.

Wenn wir hier lesen, wie Thugut sich zur Ausführung seines lange gehegten Planes auf Bayern so gar schlau der Russen bedienen wollte, und wie ehrlich Kaiser Paul sich dazu hergab, so fällt dabei freilich alles moralische Licht auf die russische Seite. „Wir erinnern hier, daß das Wiener Kabinet dem Kaiser Paul den Vorschlag gemacht hatte, Bayern durch einen Theil des russischen Corps besetzen zu lassen, es der militärischen Verwaltung eines österreichischen Commissärs zu unterstellen und die Truppen des Kurfürsten zu entwaffnen. Der russische Monarch, der beständig nur nach dem einen Ziele strebte — den Frieden Europa's wieder herzustellen, war bereit, zu jeder Maßregel, welche das Beste der allgemeinen Sache erfordern konnte, aufrichtig die Hand zu bieten. Außerdem hatte der Kurfürst von Bayern, wie bereits angedeutet, sich die persönliche Unzufriedenheit Kaiser Pauls durch die in seinem Lande vorgenommene Einziehung der Güter des Malteserordens in nicht geringem Grade zugezogen. Paul gab der von dem Wiener Hofe vorgeschlagenen Maßregel seine Zustimmung und erließ zu diesem Zwecke an General Korssakoff die nöthigen Befehle.“ Das sieht nun aus, als habe sich Kaiser Paul zum Werkzeug einer gelungenen Intrigue hergegeben und Bayern für Thugut erobert, um das Gehässige einer solchen Besitznahme von Oesterreich abzuwälzen. Wenn man aber nachher erfährt, daß Korssakoff sich geschwind mit dem Kurfürsten von Bayern abfindet und denselben zum Bundesgenossen annimmt, denselben gegen Oesterreich schützt, so kann man nicht mehr sagen, daß der gute Kaiser Paul der Geprellte gewesen sey.

Daß Thugut den Marsch der Russen nach Neapel zu verhindern suchte, war auch keine so gar verwerfliche

Arglist, denn nachdem die russischen Bundesgenossen ihm bereits seinen bayerischen Plan vereitelt hatten, machten sie Anstalt, ihm auch noch den italienischen zu durchkreuzen. Miliutin wirft den Oesterreichern vor, sie hätten Italien allein beherrschen, sich der Russen nur dabei als Werkzeuge bedienen wollen. „Es ist hier zu erinnern, daß das Corps Rehbinders (früher Hermann) ursprünglich dem Könige Ferdinand zu Hilfe gesendet werden sollte. Später willigte Kaiser Paul ein, dieses Corps nach Oberitalien abgehen zu lassen und zwar nur auf Ansuchen des Wiener Hofes, welcher darzuthun suchte, daß die russischen Truppen dem Könige von Neapel, nachdem sich derselbe vom Festlande entfernt und die Franzosen seine Länder in Besitz genommen hätten, nicht mehr von Nutzen seyn würden. Obgleich das Corps Rehbinders schon auf dem Marsche nach Oberitalien begriffen war, so konnte sich Baron Thugut, wie es scheint, immer noch nicht völlig beruhigen; er wußte, daß der neapolitanische Hof bei Kaiser Paul wiederholt um Hilfe nachgesucht hatte und glaubte, da er den ritterlichen Sinn des russischen Monarchen kannte, in der That befürchten zu müssen, es könnte das Corps Rehbinders dennoch seiner früheren Bestimmung wieder zugewendet werden. Nach der Berechnung Baron Thuguts war es viel sicherer, dasselbe in der Schweiz zu wissen, von wo aus man dasselbe denn doch nicht mehr nach Neapel abgehen lassen konnte; nebenbei hätte dann das Wiener Cabinet in Italien, welches alsdann fast ausschließlich von österreichischen Truppen besetzt gewesen wäre, vollkommen freie Hand gehabt. So wenigstens läßt sich der eigentliche Sinn der von dem Grafen Rasumowski mitgetheilten Ansichten des österreichischen Ministers erklären." Darum handelt es sich eben, daß Oesterreich sich in Italien nicht wieder eben so, wie in Bayern, von den Russen übervortheilen lassen wollte. Oesterreich hatte sehr guten Grund, gegen einen Bundesgenossen auf der Hut zu seyn, der ganz auf eigne Rechnung handelte.

Die Eifersucht der österreichischen Generale und der Gegensatz zwischen dem alten Militärpedantismus und Suworoffs Genialität bildet nur eine untergeordnete Nebenparthie. Der Hauptgegensatz lag im geheimen Cabinet und in der Diplomatie, nicht in den Armeen und ihren Feldherrn. Doch ist gewiß, daß sich die österreichischen Generale über Suworoffs Siege ärgerten. „Die Oesterreicher schrieben die Siege Suworoffs nur dem blinden Glücke zu; selbst in den eigenen Rescripten des Kaisers Franz wird nur zu oft darauf hingedeutet. Die österreichischen Generale tadelten die Operationen Suworoffs und fanden dieselben den hergebrachten Regeln widersprechend. ‚Die Deutschen wenden sich von mir ab . . . wie sollten sie dies auch nicht . . . sind ja meine Eroberungen nicht nach den Regeln' — sagt Suworoff in einem Schreiben an Tolstoi (vom 8. Juli). Manchmal macht der Feldmarschall seinem Groll sogar durch Spottreden über die Talentlosigkeit der österreichischen Generale und des ganzen Hofkriegsrathes Luft. Er nennt sie Projektenmacher, Bestimmtsager und Miethlinge. ‚Ihr Dienst beruht nur auf Titeln, auf Ehrgeiz und Egoismus zum Nachtheile des Allgemeinen. Ich leugne nicht, daß sie tapfer sind, ich habe sie erprobt und verlasse die Armee siegreicher als die Eugens es war. Trotzdem aber werden sie dennoch geschlagen werden.' In einem anderen Schreiben an Graf Tolstoi tadelt Suworoff, daß Erzherzog Karl dem Feinde einen viel größeren Verlust hätte beibringen können, wenn er das Bajonet angewendet hätte und fügt dann noch bei: ‚Unter meinen Augen schlagen die Deutschen ganz tapfer drein; — doch wird noch alles anders werden. Ich suche von ihnen loszukommen. Ueberall der Hofkriegsrath, . . . diese unausrottbare Gewohnheit immer nur geschlagen zu werden.'"

Rasumowski, der russische Gesandte in Wien, mußte gegenüber den Zornausbrüchen Suworoffs das Wiener Cabinet bei guter Laune und die Coalition zusammen zu halten suchen. Von ihm gingen gegen Suworoffs Willen die Concessionen aus, die Rußland an Oesterreich machte und machen mußte, wenn es nicht gleich und völlig mit ihm brechen wollte. Dieses Verhältniß mißverstand nun Suworoff und ärgerte sich über den Gesandten. Eben so wahr, als genial, schrieb Suworoff: „Se. Römisch Kaiserliche Majestät wünschen, daß, wenn ich morgen eine Schlacht liefern will, ich mich zuvor nach Wien wenden soll. Die Verhältnisse verändern sich im Felde jeden Augenblick; man kann deßwegen nie einen bestimmten Plan entwerfen. Ich träumte nicht, am Tidone und an der Trebbia in die Fußstapfen Hannibals zu treten, ebensowenig in Turin, als uns ein bloßer Zufall es möglich machte, die dortigen Schätze zu benützen — selbst nicht in Mailand, dessen Thore uns Vaprio und Cassano geöffnet haben. Fortuna's Haare fallen nicht über den Nacken, sondern über die Stirne herab. Sie ist schnell wie der Blitz — fassest du sie nicht bei den Haaren, ist sie auf immer verschwunden." Aber der kühne Feldherr vergaß, daß es nicht Trägheit, nicht Pedanterie war, was von Wien aus den Flug seines Genius lähmte, sondern eine wohlüberlegte Politik.

Nachdem gleichwohl Suworoff mit den Oesterreichern

die glänzendsten Siege erfochten und die Franzosen aus Italien getrieben hatte, verstand es sich von selbst, daß Oesterreich sein vormaliges Besitzthum in der Lombardei und die Hegemonie in Italien wieder an sich riß und daß es darauf bestand, die Russen sollten nunmehr nach der Schweiz und an den Rhein abgehen, um die Franzosen, die sich dort noch behaupteten, zu schlagen. Wenn doch Kaiser Paul nur die Franzosen als „Feinde der Menschheit" bekämpfen und überall die alten Zustände, wie sie vor der Revolution gewesen waren, herstellen wollte, so war auch der Weg, den Oesterreich dem russischen Feldherrn vorzeichnete, der rechte. Ueber dieses Verhältniß sagt Miliutin: „Suworoff machte dem Erzherzog darüber Vorwürfe, daß er die Weisung des Wiener Hofes in Betreff des Ersatzes für die Truppen Hadiks nicht in Ausführung gebracht und dadurch die verbündete Armee einer Verstärkung von 10,000 Mann beraubt habe. Der Wiener Hof nahm seine früheren Befehle nicht nur zurück, sondern beabsichtigte jetzt sogar noch Truppen aus Italien hinwegzuziehen, um die Armee des Erzherzogs zu verstärken. Nach dem Siege an der Trebbia waren alle früheren Befürchtungen des Hofkriegsrathes in Betreff Italiens mit einem Male völlig verschwunden; die allmählige Uebergabe der Festungen schien ihm die Eroberung dieses Landes mit jedem Tage mehr und mehr zu sichern. Man wartete nur noch auf den Fall Mantua's — hierauf beschränkten sich ja ohnehin die Wünsche und das ganze Ziel des Wiener Hofes. Der Hofkriegsrath betrachtete die Armee Suworoffs nur mehr noch als eine Observationsarmee und fand es sogar sonderbar, daß der Feldmarschall seine Streitkräfte für unzureichend halte. Es wurde bereits erwähnt, daß der Wiener Hof den Kaiser Paul zu überreden suchte, selbst das Corps Rehbinders nach der Schweiz marschiren zu lassen. Sobald Suworoff jedoch von dieser Absicht Kenntniß erhalten, beeilte er sich, an den Kaiser zu berichten, daß das Corps Rehbinders für Italien höchst nothwendig sey, und zwar um so mehr, als er jetzt ‚alle Hoffnung auf den Erzherzog verloren habe'. Der Feldmarschall beklagte sich, daß der Wiener Hof zum Vortheile des Erzherzogs die verbündete Armee in Italien schwäche und sie zu völliger Unthätigkeit verurtheile. ‚Um dem Herzoge das Dach zu decken — soll man das meinige deshalb nicht abdecken' — schrieb der Feldmarschall an Rasumowski. ‚Es wäre ehrenvoller und vortheilhafter, gegen die Franzosen zu kämpfen, als gegen mich und das allgemeine Wohl.' Oft genug bedauerte Suworoff die Unthätigkeit des Herzogs: ‚Er kümmert sich blos um die Erblande, um seine Eroberungen nicht zu verlieren.'"

Man erkennt hieraus, wie der Verfasser das ganze Verhältniß zwischen Rußland und Oesterreich auffaßt. Ist diese Auffassung auch einseitig, so dient doch sein Werk zur Aufklärung über die Thatsachen und verdient den Dank aller Freunde historischer Forschung.

---

## Biographie.

1) Die vier Martyrien. Von Rio. Nach d. Französ. von Xav. v. Falkenstein. Regensburg, Manz, 1857.
2) Sammlung historischer Bildnisse. I. Howard und Bragadino von Rio. Freiburg, Herder, 1857.

Diese Biographien sind ausgezeichnet durch ihren Inhalt, wie durch ihre Darstellung.

Howard schmachtete eilf Jahre lang als Katholik im Kerker der Königin Elisabeth von England und starb endlich, wie man glaubt, an Gift. Früher ein Günstling der Königin, hatte er sich derselben durch seine Theilnahme für die grausam verfolgten Katholiken verhaßt gemacht.

Ceba, ein genuesischer Dichter, stand in einem zarten Verhältniß zu einer geistreichen Venetianerin, mit der er aber jeden Verkehr abbrach, weil sie hartnäckig auf einem dem christlichen Glauben abholden philosophischen Standpunkt verharrte. Aber er überlebte den Kummer der Trennung nicht lange.

Helena Cornaro, gleichfalls eine edle Venetianerin von großer Gelehrsamkeit, wurde von ihrem eiteln Vater gezwungen, sich von einer ihr verhaßten Heirath durch Erlangung der höchsten akademischen Würde loszukaufen. Ihr demüthiges Herz wollte nichts von weltlicher Ehre wissen und doch sah sie sich gezwungen, mit Lorbeeren gekrönt einen Triumph vor allem Volk zu feiern, indem sie von der Universität Padua zur Magisterin und Doctorin ernannt wurde. Sie verharrte in ihrer Bescheidenheit und lebte nicht mehr lange.

Bragadino vertheidigte die Festung Famagusta auf Cypern gegen die Türken und erlitt als Gefangener den Tod standhaft unter den furchtbarsten Martern.

Das sind die vier hier mitgetheilten Lebensbilder, jedes in seiner Art höchst eigenthümlich.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 44. 3. Juni 1857.

## Sittengeschichte.

Edward William Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter. Aus dem Englischen von Dr. Zenker. Zweite vermehrte Ausgabe. Drei Theile in einem Bande. Leipzig, Dyk (1856).

In diesem sehr einläßlichen Werke eines Mannes, der Aegypten genau kennt, findet man alles beisammen, was die Sitten und Gewohnheiten des Volks betrifft. Der erste Band handelt vom Land und Clima, von den Wohnungen, den körperlichen Eigenschaften der Bewohner, von der Kindheit und ersten Erziehung, von der Religion und den Gesetzen, der Staatsverfassung und dem häuslichen Leben aller Stände, dem Harem, der Ehe, den Hochzeits-, Scheidungsgebräuchen rc. Der zweite Band von der Sprache, dem geselligen Leben, Aberglauben, der Industrie, den öffentlichen Vergnügungen, Kaffeehäusern, Bädern, Tänzen, Possenreißern rc. Der dritte Band von den öffentlichen Erzählern, von den großen Festen, von den Familienfesten, Tod und Begräbniß. In den Anhängen werden noch einzelne Punkte näher erörtert. Es ist das reichste Sittengemälde des modernen Aegypten, was bis jetzt bekannt ist.

Um zu zeigen, in welche Details der Verfasser eingeht, wählen wir einige der am wenigsten bekannten Parthien aus. Einen Aberglauben beim Abschiednehmen: „Ehe ich bei meiner Abreise von Cairo nach England mein Haus verließ, schrieb mir ein Freund, der mein Scheikh (oder Vormund) gewesen war, die Worte: ‚Es gibt keinen Gott außer Gott: Mohammed ist Gottes Apostel!‘ auf ein Stück Papier, riß dieses dann in zwei Stücken, gab mir die zweite Hälfte (auf welcher die Worte standen: ‚Mohammed ist Gottes Apostel‘) und verbarg die andere in einer Spalte in der Decke eines kleinen Speiseschrankes in meinem gewöhnlichen Wohnzimmer. Dies geschah, damit ich wieder nach Cairo zurückkommen sollte; denn man glaubt, daß das Glaubensbekenntniß nicht unvollständig bleiben könne, so daß, wenn ich die letzte Hälfte immer bei mir trüge, diese mich wieder zu der ersten Hälfte zurückbringen werde.“ (II. 65.)

Der Aberglaube von den Ginnen (Dschinnen), der sehr auffallend mit dem deutschen und überhaupt nordeuropäischen Glauben an die Elben zusammenstimmt. „Es ist eine gewöhnliche Sitte der Araber, wenn sie Wasser u. s. w. auf den Boden schütten, das Wort ‚Destur‘ entweder laut zu rufen oder leise zu murmeln; dies geschieht, um den Ginni, der etwa gerade zufällig hier ist, um Erlaubniß oder um Verzeihung zu bitten; denn man nimmt an, daß die Ginn ebensowohl die feste Materie der Erde durchdringen, wie das Firmament, wo sie, sich den Grenzen des untersten Himmels nähernd, oft das Gespräch der Engel über zukünftige Dinge belauschen, und sich dadurch in Stand setzen, den Wahrsagern und Zauberern beistehen zu können. Man glaubt auch, daß sie Flüsse, verfallene Häuser, Brunnen, Bäder, Oefen und selbst Abtritte bewohnen, weshalb man, wenn man dorthin geht, oder einen Wassereimer in einen Brunnen hinabläßt, oder ein Feuer anzündet, und bei andern Gelegenheiten, stets sagt: ‚Erlaubniß!‘ oder ‚Erlaubniß, ihr Gesegneten!‘ — In 1001 Nacht kommt ein Ginni in einem Wirbelwind mit Sand und Staub heran; und es ist der allgemeine Glaube der Araber in Aegypten, daß die ‚Zoba'ah‘, der Wirbelwind, der den Sand oder Staub in Gestalt einer Säule von ungeheurer Höhe emporhebt, die man oft durch die Felder und Wüsten des Landes dahinfahren sieht, durch die Flucht eines dieser Wesen verursacht wird; oder mit andern Worten, daß der Ginni ‚auf dem Wirbelwinde fährt‘. Die Aegypter sprechen gewöhnlich einen Zauber-

spruch, um die Zoba'ah abzuhalten, wenn sie dieselbe herankommen sehen; und manche rufen aus: ‚Eisen, o Unglücklicher!' weil man glaubt, daß die Ginn vor diesem Metalle große Furcht habe. Andere versuchen das Ungeheuer zu verscheuchen, indem sie ausrufen: ‚Gott ist sehr groß!' Eine Sternschnuppe (welche die Araber ‚Schihab' nennen) ist nach der gewöhnlichen Meinung ein Wurfpfeil, den Gott nach einem bösen Ginni schleudert; und die Aegypter rufen, wenn sie eine sehen: ‚Möge Gott den Feind der Religion durchbohren!' — Man glaubt, daß die Ginn oft für eine Zeit, oder für immer die Gestalt von Katzen, Hunden und andern Thieren annehmen. Der Scheikh Khalil El-Medabighi, einer der berühmtesten 'Ulema in Aegypten und Verfasser mehrerer Werke über verschiedene Wissenschaften, der während meiner ersten Anwesenheit in diesem Lande in hohem Alter starb, pflegte folgende Anecdote zu erzählen: — Er hatte, sagte er, eine schwarze Lieblingskatze, die immer am Fuße seines Musquitovorhangs schlief. Einmal, zu Mitternacht, hörte er an der Thüre seines Hauses klopfen; da ging seine Katze, öffnete den Hängeladen vor dem Fenster und rief: ‚Wer ist da?' Eine Stimme antwortete: ‚Ich bin es, der und der' (er nannte seinen Namen), ‚der Ginni: mach die Thür auf'. — ‚Ueber dem Riegel,' sagte die Katze des Scheikh, ‚ist der Name (Gottes) gesprochen.' — ‚Dann wirf mir,' sagte der andere, ‚zwei Brode herab.' — ‚Ueber den Brodkorb,' antwortete die Katze am Fenster, ‚ist der Name gesprochen.' — ‚Gut,' sagte der Fremde, ‚so gib mir wenigstens einen Trunk Wasser.' — Aber ihm wurde geantwortet, daß der Wasserkrug ebenfalls auf dieselbe Weise gesichert sey. Er fragte nun, was zu thun sey, da er sehe, daß er wahrscheinlich vor Hunger und Durst umkommen müsse. Die Katze des Scheikh rieth ihm, an die Thüre des nächsten Hauses zu gehen, und sie ging selbst dahin, öffnete die Thüre und kehrte bald wieder zurück. Am nächsten Morgen wich der Scheikh von seiner sonstigen Gewohnheit ab, und anstatt, wie gewöhnlich, der Katze einen kleinen Bissen zukommen zu lassen, gab er ihr die Hälfte von seiner Fatireh, die er frühstückte, und sagte: ‚O meine Katze, du weißt, daß ich ein armer Mann bin: bringe mir doch ein wenig Gold.' Nach diesen Worten verschwand die Katze sogleich und er sah sie nicht wieder." (II. 33.) Ganz ähnliche Dinge kommen im deutschen Volksglauben häufig vor.

Daß man den Blöd- und Wahnsinnigen im Orient große Ehre erweist, ist bekannt. Hier wird die Ursach angegeben: „Ein Blödsinniger oder ein Narr wird gemeiniglich von ihnen als einer betrachtet, dessen Geist im Himmel weilt, während sein gröberer Theil sich unter gewöhnliche Sterbliche mischt; und er wird folglich für einen besondern Günstling des Himmels angesehen." (II. 39.)

In Europa und Amerika kommen häufig Fälle von Bigamie vor, immer aber ist es hier der Mann, der an verschiedenen Orten Frauen heirathet. In Aegypten sind es dagegen die Frauen, welche sich an mehrere Männer verheirathen. „Vor einigen Monaten heirathete eine arme Frau einen Mann, der mit Vögeln handelte, und nahm, während sie bei ihm und ihrer Mutter lebte, drei andere Wohnungen und heirathete drei andere Männer. Diese waren meist alle von der Hauptstadt abwesend, und so rechnete sie, daß, wenn einer von den Dreien auf einige Tage in die Stadt käme, sie leicht einen Vorwand finden könnte, zu ihm zu gehen. Unglücklicherweise kamen sie alle an einem und demselben Tage in die Stadt und gingen alle an demselben Abend, sie in dem Hause ihrer Mutter zu suchen. Hier war auch ihr erster Mann bei ihr, und sie gerieth deshalb in nicht geringe Verlegenheit. Sie stellte sich daher krank, fingirte eine Ohnmacht, und wurde von der Mutter in eins der innern Zimmer gebracht. Einer von den Männern schlug vor, ihr etwas einzugeben, ein anderer wollte ein anderes Mittel versuchen; sie fingen an zu streiten, welches die beste Arznei sey, und der eine sagte: ‚Ich werde ihr geben, was ich will: ist sie nicht mein Weib?' — ‚Euer Weib?' riefen die drei andern zu gleicher Zeit: ‚sie ist mein Weib.' Jeder bewies seine Verheirathung; die Frau wurde nach dem Mahkem'eh geführt, verhört, zum Tode verurtheilt und in den Nil geworfen. Als ich zum ersten Mal in Aegypten war, kam ein ähnlicher Fall vor. Eine Frau hatte drei Soldaten vom Nizam oder den regulären Truppen geheirathet. Sie wurde bis an die Brust in ein Loch gegraben und dann erschossen." (II. 131.)

Noch ein interessantes Bild aus dem muhamedanischen Eheleben. „Ein Pascha gab im vergangenen Jahre eine Sklavin aus seinem Harem einem reichen Sklavenhändler zur Frau, von dem er viele Memluken und Sklavinnen gekauft hatte. Der Mann war ihr nicht allein untreu, sondern vernachläßigte sie gänzlich, und in Folge dessen ging sie mit einem Kaufmann, dessen Kunde sie war, ein unpassendes vertrauliches Verhältniß ein. Eines Tages, als ihr Mann nicht zu Hause war, bemerkte einer seiner schwarzen Sklaven zufällig durch eine kleine Oeffnung im Fenster des Harem den Kopf eines Mannes. Sogleich ging er nach dem Zimmer der Frau, die, als sie ihn kommen hörte, ihren Liebhaber in einem

anstoßenden Kämmerchen einschloß. Der Sklave erbrach die Thür des Kämmerchens, und der darin versteckte Mann stürzte mit dem Dolche, den er in seinem Gürtel trug, auf ihn los. Jener aber ergriff die Klinge mit der Hand, und die Frau hielt ihn so lange fest, bis ihr Liebhaber entkommen war; dann küßte sie dem Sklaven die Hand und beschwor ihn, dem Manne nichts von dem Vorgefallenen zu sagen, was ihren Tod nach sich ziehen würde. Der Schwarze aber blieb unerbittlich, ging sogleich zu seinem Herrn, zeigte ihm die blutende Hand und erzählte ihm die Ursache seiner Verwundung. Die Frau floh indessen in den Harem des Pascha, um Schutz zu suchen. Ihr Mann verlangte von dem Pascha, er solle sie ausliefern und mit dem Tode bestrafen, und da das Gesuch in der Ordnung zu seyn schien, wurde sie vor ihren frühern Herrn gebracht, um wegen ihres Verbrechens verhört zu werden. Sie warf sich diesem zu Füßen, küßte den Saum seines Kleides und erzählte ihm, was ihr Mann für ein Leben führe, und wie er sie gänzlich vernachläßige, und der Pascha, der durch die Aufführung des Mannes sich selbst beleidigt fühlte, spuckte diesem ins Gesicht und nahm die Frau wieder in seinen eigenen Harem. Ihr Liebhaber lebte nachher nicht mehr lange. Er wurde im Hause einiger schlechten Frauenspersonen erstickt; weil man aber nicht ermitteln konnte, welche von ihnen die Thäterin war, wurde keine von ihnen bestraft." (II. 132.)

Dem Werke liegen 64 lithographirte Tafeln bei, auf denen Trachten, Sitten, Geräthe, Instrumente, Schmuck etc. abgebildet sind.

## Geschichte.

Geschichte des Gottesfriedens. Von Dr. August Kluckhohn. Leipzig, Hahn, 1857.

Die Geschichte des Gottesfriedens (treuga Dei) war bisher noch nicht hinreichend aufgeklärt. „Seitdem Mascov in seinen Commentarien die Behauptung, daß der Gottesfrieden durch die Bemühungen Konrads II. in Deutschland eingeführt worden sey, quellenmäßig zu begründen schien, ging diese Annahme für lange in die Lehrbücher unserer Geschichte über, bis sie sich vor einer bessern Forschung als unwahr erwies. Stenzel war es, der zuerst den Irrthum beseitigte und nachwies, daß die treuga Dei zu Konrads II. Zeit selbst in Frankreich noch nicht vorhanden war und daß die für ihre frühe Einführung in Deutschland angeführten Quellen Nichts beweisen könnten. Aber eben dieser verdienstvolle Geschichtschreiber hat dafür einem ähnlichen Irrthum selbst bei unsern besten Historikern Eingang verschafft, daß es nämlich Heinrich III. gewesen sey, welcher die Konrad II. zugeschriebene Rolle übernommen und durchgeführt habe, eine Behauptung, für die man sich auf das Zeugniß der namhaftesten Chronisten jener Zeit beruft, und welche noch dadurch in einem besondern Lichte erscheint, daß man den unter Heinrich IV. wirklich eingeführten und uns in einer unschätzbaren Urkunde überlieferten Gottesfrieden nicht nur unrichtig mit der vermeinten treuga Heinrichs III. verglichen, sondern ihr selbst gleichgestellt hat."

Der Gottesfrieden ging weder vom Papst noch vom Kaiser aus, sondern war ursprünglich eine Uebereinkunft lokaler Behörden (Bischöfe, Aebte, Herren) in Aquitanien im Jahr 1034, der wenige Jahre später eine andere in der Normandie unter den Auspicien des Herzogs folgte. Erst von Frankreich aus drang die Sitte auch in Deutschland, Italien und England ein.

In Aquitanien war auf ein wüstes Raufen und Uebung des Faustrechts eine schreckliche Hungersnoth gefolgt, welche die Gemüther so fromm stimmte, daß sie sich zum Gottesfrieden bekehrten. Die nähern Umstände sind sehr interessant: „In Folge übermäßigen Regens, der, wie ein Zeitgenosse erzählt, drei Jahre anhielt, trat in ganz Frankreich eine Hungersnoth ein, wie sie die Geschichte kaum schrecklicher kennt. Bald fehlten die nöthigsten Nahrungsmittel; selbst Wurzeln und Kräuter, nach denen man suchte, fanden sich nicht mehr, und das Fleisch der Thiere reichte nicht hin, um das Leben zu fristen. Da trieb die entsetzliche Noth, den Hunger auf die unnatürlichste Weise zu stillen: die unglücklichen Menschen würgten und verzehrten einander selbst und verwilderten so sehr, daß ihre Gier selbst die Todten im Grabe nicht verschonte. Tausende starben vor Hunger, die Leichen wurden nur noch in große Gruben geworfen oder dienten den Raubthieren zur Beute. Wer sein elendes Daseyn noch fortschleppte, bot ein Bild des Jammers dar, und Viele starben selbst im Augenblick des gierigen Genusses glücklich erlangter Nahrung. In dieser unerhörten Nothlage nahm die Verwilderung des Menschen immer mehr zu, das furchtbare Unglück stumpfte ihren Geist ab, 'ihr Herz verstockte und sie bekehren sich nicht zu Gott'. Endlich läßt der Regen nach, die trüben Wolken weichen vor einem mild wehenden Winde, und von dem heiter sich

klärenden Himmel leuchtet die Großmuth des Schöpfers wieder auf die Erde nieder, die bald von grünenden Saaten bedeckt durch eine reiche Ernte alle Noth auf einmal zu enden verspricht. Sollte man auch jetzt sein Herz noch vor Gedanken des Friedens verschließen? Es waren zuerst Bischöfe, Aebte und andere gottesfürchtige Männer in Aquitanien, die Concilien zur Herstellung des Friedens und Befestigung des heiligen Glaubens veranstalteten, deren Beispiel bald in den Provinzen von Arles, von Lyon, von Burgund und in ganz Frankreich nachgeahmt wurde. Freudig horchte das Volk auf die Stimme der Priester, Hohe und Niedere waren bereit, ihrem Gebote zu folgen. In dem Bewußtseyn, durch eigene Schuld das Strafgericht Gottes herbeigeführt zu haben, und in der Furcht, von Neuem die Segnungen des Himmels in Hader und Kampf zu verlieren, wurde aufgezeichnet, sowohl was verboten sey, als was man in frommen Gelübden Gott darzubringen beschloß. Vor Allem sollte unverbrüchlicher Friede gehalten werden, unbewaffnet und ohne Furcht vor Rache sollte Jeder, was er auch begangen habe, sicher einhergehen dürfen; Räuber und Verletzer fremden Eigenthums sollten durch Verlust ihrer Güter und körperliche Züchtigung bestraft werden; den heiligen Stätten aller Kirchen sollte solche Ehrfurcht bewiesen werden, daß, wer zu ihnen fliehe, unverletzlich sey, wenn er nicht den gelobten Frieden selbst gebrochen habe. Geistliche, Mönche und Nonnen sollten in besonderem Friedensschutze stehen, so daß man in ihrer Begleitung sicher durchs Land ziehen dürfe. Strenges Fasten endlich am Freitag und Enthaltung des Fleisches am Sonnabend sollte genau beobachtet, und nach dem Ablauf von fünf Jahren dasselbe Friedensgelöbniß erneuert werden. — Die Begeisterung aber, womit man diese Beschlüsse aufnahm, war so groß, daß, als die Priester ihre Stäbe gen Himmel emporstreckten, alles Volk seine Hände zu Gott erhob und dreimal einstimmig das Wort Friede rief, zum Zeugniß eines heiligen Gelübdes, welches man Gott darbringe."

Man muß übrigens nicht glauben, daß solche Stimmungen lange angehalten hätten. Der Gottesfrieden wurde immer wieder durch die Leidenschaften der Menschen gebrochen, daher seine so oft und an vielen Orten nothwendig gewordene Erneuerung.

Allgemeines Gebot der Kirche wurde der Gottesfrieden erst seit dem Concil in Clermont, auf welchem Papst Urban II. auch zu den Kreuzzügen aufrief. Allein auch das große Ansehen der Kirche vermochte den Fehdegeist nicht zu bezähmen. Es ist bekannt, welcher ganz anderen Mittel man sich in den zunächst folgenden Jahrhunderten bedienen mußte, der Feme, der Schutzbündnisse, des s. g. Landfriedens, um die Ruhe und den Rechtszustand zu erzwingen, den der Gottesfriede nicht mehr gewährte.

Uebrigens macht der einsichtsvolle Verfasser darauf aufmerksam, daß die Grundidee des Gottesfriedens eine uralte ist. Wie gewisse heilige Orte schon im heidnischen Glauben als gefriedet, als sichere Asyle galten, so auch gewisse heilige Stunden und Tage. Das liegt im Wesen der Religion von Anbeginn und in der christlichen treuga Dei ist nur zu einem rein politischen Zweck ein etwas ausgedehnter Gebrauch davon gemacht worden.

Treuga heißt ursprünglich nicht Frieden, sondern Treue. „Das Wort treuga bedeutet nach Wilda (Weiske's Rechtslexicon VI. 255, vgl. Strafrecht der Germanen S. 179 und 230 ff.) den festgelobten und insbesondere unverbrüchlich zu haltenden Frieden, verwandt mit triuva, triuwa, goth. triggow, Treue. Aehnlich lautet die Erklärung des Wortes bei Dietz, Wörterb. der roman. Sprachen, wo als ursprüngliche Bedeutung Sicherheit, Bürgschaft — fides, foedus angegeben wird, vgl. auch Ducange Glossar. v. treuga. Uebrigens findet sich das Wort treuga gleichmäßig im Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen (tregua, tregoa, treuva, treva, trêve) und war früh in der germanischen Rechtssprache gebräuchlich; so sagte man z. B. treugas ferre vom Friedensgebot des Richters (Wilda a. a. O. S. 230); in ähnlichem Sinne heißt es z. B. bei Pertz leg. II. p. 38 infra triuvam vel datum osculum pacis. Aber statt treuga Dei gebrauchen die deutschen Chronisten pax Dei. Jener Ausdruck soll nach Pagi, critic. ad Baron. annal. IV. 160, Vaisette, hist. de Languedoc II. p. 607 Not. 31 dem Spanischen entlehnt und erst durch die Aquitanischen Bischöfe verbreitet seyn, eine Annahme, zu welcher wohl nichts Anderes berechtigt, als daß der Gottesfriede zuerst in einem Theile Frankreichs auftritt, welcher der spanischen Grenze nahe liegt."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 45. 6. Juni 1857.

## Biographie.

Johann Balthasar Schuppius, ein Vorläufer Speners, für unsere Zeit dargestellt. Von Alexander Vial. Mainz, Kunze, 1857.

Es wäre wohl nicht nöthig gewesen, den Namen Speners mit dem des Schuppius in Verbindung zu setzen, um dem letzteren größeres Interesse zuzuwenden. Bei Spener tritt doch die pietistische Seite gar zu energisch hervor, als daß Schuppius, in dem keine pietistische Ader war, mit ihm verglichen werden könnte.

Schuppius ist erst in neuerer Zeit wieder beachtet worden, nachdem er lange vergessen war. Man zählt ihn zu den humoristischen Predigern und Satyrenschreibern und das mit Recht, wenn er auch im Privatleben und in seinem geistlichen Amt keineswegs Spaßmacher, sondern durch Uebung des praktischen Christenthums, Kinderlehre, Seelsorge, Krankenbesuch besonders ausgezeichnet war. Nach dem Grundsatz, die Theologie sey mehr eine Erfahrung, als eine Wissenschaft, und ein gutes Gewissen sey mehr als alles Wissen, verwarf er die scheinheilige Orthodoxie und lutherische Scholastik seiner Zeit und forderte ein wahres, gesundes Christenthum, nicht Begriffsspaltereien und lieblosen Zank und Wortkram. Von Natur derb, offen und gerade und voll Mutterwitz ließ er sich dann in seinen Schriften gehen und geißelte die Schulpedanten und Schultyrannen, die sich der lutherischen Kirche damals bemeisterten. Seine Genialität hatte ihn in vornehme Verbindungen gebracht, sein praktisches und zutrauliches Wesen ihn beim gemeinen Mann beliebt gemacht. An das Volk hielt er sich nun und fand an ihm überall eine Stütze gegen den Neid seiner Collegen. In dieser Stellung erinnert er einigermaßen an Nicodemus Frischlin, dessen Leben Dr. Strauß vor einigen Jahren so anziehend beschrieben hat.

Will man aber solche Charaktere ganz richtig beurtheilen, so muß man dazu noch das schöne Werk von Tholuk über den Zustand der deutschen Universitäten im 16. und 17. Jahrhundert lesen. Dann erst begreift man, mit welchem Ekel und Zorn alle gesunden Naturen sich von der theologischen Schulhölle des damaligen Protestantismus abwenden mußten. Niemals wurde das Christenthum tiefer herabgewürdigt, als in jenen Kreisen, in denen der inquisitorische, alle Andersdenkenden verdammende Zelotismus Hand in Hand ging mit dem niederträchtigsten Servilismus gegen Fürsten und Adel, mit der geistlosesten Zungendrescherei und handwerksmäßigen Behandlung des Buchstabens und mit dem Brodneid, der Klatscherei, dem erbärmlichsten Weibergewäsch.

Schuppius war in Gießen geboren (1610), wo sein Vater Rathsherr war. Als guter Kopf wurde er Professor der Eloquenz und Geschichte in Marburg, dann Gesandter des Landgrafen von Hessen beim westphälischen Frieden und durfte, von Oxenstiern dazu aufgefordert, die Dankpredigt nach Abschluß des Friedens halten, eine Predigt, die ihm in weitem Kreise großen Ruhm erwarb und ihm einen ehrenvollen Ruf nach Hamburg verschaffte, wo er Hauptpastor zu St. Jacob wurde und sich sein ganzes Leben hindurch rühmlichst behauptete, obgleich ihn seine neidischen Collegen mit Haß verfolgten. Er starb 1661, sich freuend, daß er „aus der Löwengrube der vermeintlich alleingültigen Schulweisheit" erlöst werde.

Seine Collegen waren ordinäre Zunfttheologen, die sich ärgerten, daß er genialer, gescheidter und beim Volke beliebter war, als sie. Ein Geschlecht, was leider im lieben deutschen Vaterlande nie ausgeht. Mittelmäßige Köpfe, die sich in irgend ein gelehrtes Amt wie in ein Handwerk hineinarbeiten, bilden immer die Mehrzahl, machen stets Chorus gegen das Genie und sind

stets verschworen gegen das Natürliche und Gesunde, weil sie nichts anders kennen, als was die Schule ihnen angekünstelt und angekränkelt hat. In ihrem Hochmuth aber glauben sie sich berechtigt, Geister zu verfolgen, die ihnen weit überlegen sind. Die deutschen Opfer der Schultyrannei sind zahlreich, von Frischlin an bis Thomasius aber am zahlreichsten. Von Schuppius Feinden sagt der Verfasser: „Seiner Rechtgläubigkeit konnten sie zwar nichts anhaben, weil er nie gegen die Richtschnuren derselben direct verstoßen hatte, aber desto mehr gab ihnen der Umstand, das Schuppius seine eigne ihm natürliche Sprache führte und nicht, wie er sich selbst ausdrückt, alle Phrases nach der Bibel und den libris symbolicis formirte, wobei er Luther zum Vorbild habe, Veranlaßung, dies als symbolwidrig, profan, gotteslästerlich und eines Theologen unwürdig anzugreifen. Das Hamburger geistliche Ministerium schickte nämlich die Schriften Schupps, welche dieser ausdrücklich nicht für ‚theologische', d. h. wohl rein erbauliche, sondern ‚politische' angesehen wissen wollte, die er als Doctor der Philosophie zu seiner Erholung abgefaßt habe, an zwei Universitäten, damit diese sich aus der satyrischen Form derselben ein Urtheil bilden sollten über Schupps Predigtvorträge, von denen er noch keinen hatte drucken lassen. Auf Grund dieser Schriften verlangte das geistliche Ministerium dann ein Gutachten darüber, ob Schuppius damit nicht gegen die Symbole der evangelischen Kirche und gegen das Amt eines evangelisch-lutherischen Predigers überhaupt sündige. Natürlich lautete da die Antwort ganz danach, wie die Frage gestellt und begründet worden war. Denn jene Universitäten wußten nicht, was uns Schuppius versichert und was wir aus seiner hinterlassenen Predigt entnehmen können, daß der Ton seiner Predigten ein anderer war, als der seiner übrigen Schriften. Eins der Gutachten, oder wie sie Schuppius scherzweise nannte, der Urim und Tummim, ist gedruckt worden, nämlich das der Universität Wittenberg unter dem Titel: Judicium, ob ein Doctor Theologiae und Pastor allerlei Fabeln, facetias, satyrische Aufzüge und lächerliche Historien zu predigen und zu schreiben befugt sey, und wie er davon abgehalten werden könne. Welche die andere von den beiden zu einem Gutachten gegen Schupp provocirten Universitäten gewesen, ist nicht zu ermitteln. Aber auch sie hatten gegen ihn entschieden." Der Hamburger Senat aber unterdrückte den Streit und gebot beiden Parteien Stillschweigen, „bis im Jahr 1658 ein gemeines Pasquill mit fingirtem Namen des Verfassers gegen ihn erschien, betitelt: ‚Wider Antenors Bücherdieb, empfangen und abgefertigt durch Nectarium Butyrolambium, Ambrosii Mellilambii consobrinum, der Arzneikunst Liebhabern,' eine Schrift, welche die von Schuppius in der Stadt umlaufenden und durch abgerichtete Zwischenträger und Kundschafter noch vermehrten Märlein, die in der gutmüthigsten Naivität geäußerten Bekenntnisse Schupps von sich selbst und einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Stellen seiner Schriften zu den gehässigsten Verdächtigungen benutzt hatte, ohne auch dabei des Mannes persönliches und häusliches Leben nur irgendwie zu schonen. Als da Schuppius auf einer Reise an den Hof zu Wolfenbüttel selbst dorthin die Schmähschrift geschleudert sah, konnte er sich nicht mehr halten und sah sich genöthigt, vor der Welt seinen guten Namen zu bewahren. Sogleich noch in Wolfenbüttel verfaßte er den ‚Kalender' als Sendschreiben an seinen damals in Gießen studierenden Sohn Anton Meno und fügte zu dieser Satyre auf das damals so übliche Kalender- oder Praktikmachen noch eine höchst gelungene Abfertigung des Nectarius Butyrolambius hinzu. Dieser Schrift folgte dann, auch noch während Schupps Aufenthalt in Wolfenbüttel, ein anderes Schriftchen: ‚Relation aus dem Parnasso', welche in Form einer Vision weniger die Angriffe des Pasquillanten auf die Person und das Leben, als die Angriffe auf die Darstellungsweise Schupps berücksichtigend, dieselben als lächerlich durch die Versammlung auf dem Parnaß verurtheilt werden läßt. Nun ruhte Schuppius bis zum Jahre 1660, wo er dann noch einmal in der ‚Abgenöthigten Ehrenrettung' eine vollständige Apologie von sich gab und diese an den Senat der Stadt Hamburg richtete."

Einen anderen Streit hatte Schuppius mit dem Dresdener Magister Schmidt, einem Urpedanten, der ein Paar erbärmliche Scharteken gegen ihn schrieb.

Die Schriften des Schuppius sind Reden, Streitschriften, kleine Aufsätze, immer nur kurz, nirgend etwas zusammenhängend Großes. Der Styl ist der seines Jahrhunderts, durchflochten mit Fremdwörtern und gelehrten Citaten, aber fließend, ja fast zu geschwätzig. Wenn Schuppius mehr an sich gehalten hätte, würden seine guten und originellen Gedanken in gediegenerer Form ausgedrückt ihm ohne Zweifel bei Mit- und Nachwelt noch größeren Ruhm erworben haben. Da der Herausgeber der vorliegenden kleinen Schrift es zu unserem Bedauern versäumt hat, Proben aus den Schriften von Schuppius mitzutheilen oder auch nur die Form seiner Abhandlungen näher zu charakterisiren, wollen wir das Versäumte hier wenigstens einigermaßen nachholen, um unsern Lesern ein lebendigeres Bild von Schuppius zu geben.

Die Hauptsammlung erschien 1663 in Hanau unter

dem Titel „lehrreiche Schriften“, und wurde noch später viermal aufgelegt, mit dem Anhang ein sehr starker Band. Dann erschien noch eine „Zugab“ ohne Ort und Datum, auch wieder ein ziemlich starker Band. Die erste Abhandlung des Hauptwerks führt den Titel „Salomo oder Regentenspiegel“ und ist geistreich eingeleitet. Der Dichter träumt, er gerathe unter das wilde Heer und Kaiser Karl der Große heiße ihn mitreiten. So reiten sie denn durch Deutschland und der alte Kaiser läßt sich erklären, was er sieht und nicht gleich begreift. In ähnlicher Art hat Frischlin den Geist Cäsars im modernen Italien auftreten lassen. Schuppius berichtet: „Ich muß einen Traum erzehlen, welchen ich vor wenig Wochen gehabt hab. Mich dauchte, ich gieng im Feld spatzieren und hatte allerhand Speculationen. Ehe ich mich versahe, kam ein grosser Troup Reuter, welcher lauter ansehnliche Leute waren, von einer halben Riesen Art, hatten alesambt grosse lange Bärt, ritten in ihren schönen Kürassen, und hatten grosse Schlachtschwerdter bei sich. Derjenige, welcher den Troup führte, war ein über alle massen ansehnlicher und Majestätischer Cavallier. Sobald er mich sahe, sagt er: Was bistu für einer? Ich machte eine tieff Reverentz und sagte: Mein Herr verzeihe mir, wann ich auß Unwissenheit peccire, und ihm gebührenden Titul und respect nicht gebe. Ich bin ein Liebhaber der H. Schrifft und heisse Antenor. Er antwortete: Du bist mir willkommen, du ehrlicher Kerl. Du mußt mit mir ziehen. Ich muß von allerhand Dingen mit dir reden. Du Sattelknecht gib ihm eins von meinen Handpferden, gib ihm den Stumpohr, und laß ihn drauff sitzen. Ich weigerte mich im Anfang, allein, ich muste wider meinen Willen auffsitzen, und mit reiten. Ich gab dem Sattelknecht meinen Rock, und bate ihn, er wolle ihn hinter den Sattel binden. Indem er den Rock auffband, sagte ich zu ihm: Mein Freund, wer ist doch der Cavallier? Er antwortete: Es ist Käyser Carol, der Grosse. Ich erschrack, und sagte: Käyser Carol, der Große: Der ist ja schon vor 800 Jahren gestorben! Ich mußte alsbald hinter dem Käyser herreiten, und er fragte mich von allerhand Dingen, und wolte wissen, wie es itzo in der Welt hergehe? Ich sagte: Allergnädigster Käyser und Herr: Also ist es unter Euer Käys. Maj. Regierung in Teutschland gangen in dem und dem Jahr, an dem und dem Ort. Allein, nun gehet es so und so. Der Käyser lachte, und sagte: Wer hat dir von diesen Dingen gesagt? Ich höre wol, daß du die Ding, welche damals vorgegangen, eben so wol wissest, als wann du mein Cantzley-Schreiber oder Secretarius gewesen werest. Ich mercke wol, daß du die Nase in die Historienschreiber gesteckt hast. Ich muß hinfüro weiter mit dir reden. Als wir noch etzliche Stunden geritten hatten, kamen wir gegen Abend an einen Ort, da ein Papistisches Thum-Capitel war, welches der Käyser vor Zeiten gestifftet hatte. Da stunden etzliche Concubinen und zanckten sich, welche der andern auff der rechten Hand gehen solte? Die eine sagte: Sie sey deß Thum-Dechants Concubine, drumb gebühre ihr billich der Vorzug ꝛc.“ Nachdem sich die Satyre über den Unfug katholischer Schriften ergossen, wendet sie sich eben so schonungslos gegen die protestantischen. Die katholischen Stiftsherrn beten und singen doch noch, die protestantischen füllen blos den Bauch und sind unerträglich adelstolz (damals, jetzt gibt es keine mehr). Am meisten aber entsetzt sich Karl der Große an den protestantischen Schulen und Universitäten, an dem elenden, feigen, nutznützigen Disputiren, in dem man alle Welt, sogar die Söhne der Ritter und Fürsten unterrichten will. Zu welch jämmerlichem Zwerggeschlecht sieht er die stolzen Germanen erniedrigt, die er einst zum Siege geführt hat! „Ich weiß nicht was grosser Herren Kinder für ein sonderliches Unglück haben, daß sie gemeiniglich Pedanto zu Praeceptorn bekommen, welche sie lehren subtile Garn stricken, welche zu nichts anders nütz sind, als daß man Lateinische Hasen und Schulfüchs damit fange. Ich sehe, daß der großen Herrn Kinder nicht recht aufferzogen werden, sondern wachsen auff, entweder im Frauenzimmer, inter adulationes et delicias muliebres, oder unter einem Haufen Schulfüchse, welche sie anführen, als ob sie auch nothwendig müsten Magistri werden! und ihr Land und Leut mit der Metaphysic regieren, wie M. Iacobus, der König in England. Ein edel Pferd, das in Turnier und Ritterspielen sol gebraucht werden, muß man viel anders abrichten, als ein gemein Baurenpferd, daß in einem Mistkarn soll gebraucht werden. Wann eine Nachteul solte einen Adler informiren, so würde sie ihm nicht sagen, wie er die Augen gegen die Sonne halten, und über den Cederbaum fliegen solle, sondern wie er aller Vögel Gesellschaft meiden, und sich still und einsam halten solle. Zu guter Aufferziehung grosser Herren muß man aber nicht Pedanten brauchen, welche die Herren anweisen, wie sie sollen eine Grammatic schreiben, oder wie sie sollen disputiren; an particula benè abundet in definitione Logicae?“

In einer andern Abhandlung ist es Baco von Verulam, den der Dichter im Traum sieht, wie er den aus den Schrecken des dreißigjährigen Krieges fliehenden Deutschen den Weg nach dem fernen Peru weist und ihnen dort ein ideales Friedensreich zu gründen empfiehlt. „Gestern überfiele mich unter diesen und der-

gleichen Betrachtungen ein tieffer Schlaf. Dannes gefällt mir nit allzeit zuwachen. Im Traum erschiene mir Francisc. Baconus, Freiherr von Verulamio, Vice Graf Sant Albani, ein Mann grosses Verstands, und sonderbarer Geschicklichkeit. Er war mit einem gar langen Rock bekleidet mit großen Schamelotten-Ermeln, der schönsten blauen Farb. Der innere Rock war grün, der Hut war in Gestalt eines Turbants, zierlich umbwickelt, doch nit zu groß, wie die Türckische pflegen zu seyn? Die Locken des Haars hiengen bei dem Turbant unten herfür. In der Hand trug er ein Stecken von erdinem Rohr, der zu beyden Enden mit blauer Farb bestrichen war. Am Gestad des Rheins fähret er in einem Schifflein, in welchem mit Purpurfarben Teppichen die Sitz bedeckt waren. Dz Schifflein war mittelmässig und giengen nit mehr hinein als 9 Ruderskнecht, und soviel die es führten, aber mit güldenen und silbernen Gemälden war es trefflich, und mit Glantz der Bilder überwund es das gantze Wasser herumb. Er war kaum auß diesem Schifflein gestiegen, da verstunde ich von seinen Dienern, daß er neulich von Peru kommen, wolte eine Gegend in der newen Welt bewohnt machen. Alsbald hat das Geschrey unter dem Volck solches kund gemacht, und lieffe eine grosse Menge zusammen, sondlich derjenigen Menschen, welche durch Kriegsfuri von Hauß und Hofe vertrieben, wurden von der ienigen Göttin geängstiget, die Petronius eine Schwester guten Gemüts nennet. Diese redete Baconus mit gravitätischer Sprach fast auf diese Weiß an: Liebste Männer, ich sihe euren Schmertzen nit ohne Betrübniß. Als ich den Stand und Condition eures Teutschlandes examinire, argwohne ich das End eines Ubels, werde ein Staffel des zukünfftigen seyn. Wann ihr gescheid seyd, verlast diese Erden, welche euch keine rechte, sondern ein Stieffmutter ist. Gehet, O ihr Männer, wir wollen ein Land suchen wo die Sonne anderst scheinet, allwo wir der rechten Philosophiae obliegen wollen, und dz erlangen werden, was dz Leben seliger machet." S. 713.

Ueberall sind ergötzliche Erzählungen und Anecdoten dem Discurs eingestreut, z. B.: „Man sagt, daß einsmals ein Pedant seye von Universitäten gekommen, welcher seinem Vatter viel Geld verzehret habe. Als er angekommen, habe der Vatter eben über Tische gesessen, und habe frühstücken wollen, und auff dem Tische haben gestanden drei gesottene Eyer. Der Vatter habe den Sohn beneventieret, und neben sich gesetzet. Endlich habe er gefraget, was er die gantze Zeit gelernet habe, vor das viele Geld, das er ihm geschicket habe auf Universitäten? Der Sohn habe geantwortet: Mein lieber Vatter, ich habe die Logicam gelernt, und ihr sehet jetzo in dieser Schüssel drey Eyer ligen, allein ich wil euch durch meine Logic erweisen, daß nicht drey, sondern fünff Eyer in der Schüssel liegen. Wann euch diese subtilität zu hoch ist, müst Ihr es euch nicht frembd vorkommen lassen. Denn es ist eine Kunst, und hat auch euer Geld gekostet. Ihr seyd ein armer einfältiger Laye. Aber deßwegen habt ihr mich auff Universitäten geschicket, daß ich Weisheit und Kunst lerne. Also argumentiere ich nun, und mache einen solchen Syllogismum oder Schluß: Wer drey Eyer hat, der hat auch zwey. Nun sind zwey und drey fünff, wie alle Rechen-Meister gestehen. Darauß folget, daß wer drey habe, der hab auch fünff. Der Vatter habe geantwortet: Sohn, Ich sehe, daß ich mein Geld wol angeleget habe. Ich wil die drey Eyer nemmen, und essen, die in der Schüssel ligen, du magst die übrige zwey eßen, welche du durch deine Logic erworben hast." S. 815.

„Man sagt, daß ein Vogt hier im Lande gewesen sey, welcher seines Dienstes sey entsetzt worden. Einsmals hab er wollen über Feld reisen. Als er nun bey ein klein Wässerlein kommen, welches weil es lange Zeit geregnet, gewachsen und groß worden sey, da hab er lange gestanden und nicht gewust, wie er hindurch kommen solle. Endlich habe er einen Bauren gesehen, hab ihm gerufen und gebeten, er wolle ihn doch durch das Wasser tragen. Der Bauer hab gesagt, ja Herr Vogt, das wil ich hertzlich gern thun. Und hab den Vogt alsbald auff den Rücken geladen. Als er nun mitten im Wasser gewesen, hab der Vogt gesagt: O du ehrlicher Hans, das belohn dir Gott. Wann ich einmal wider Vogt werde, wil ichs dir an zehen Orten wieder geniessen lassen. Was? hab der Bauer gesagt, bist du nicht mehr Vogt, so trag dich dieser oder jener! und hab ihn mitten im Wasser niedergeworfen."

Aus diesen Proben wird man einigermaßen den Autor kennen lernen. Eine zweckmäßige Auswahl seiner Schriften in einem gedrängten Bande herausgegeben würde rathsam seyn, da die ältere Ausgabe selten geworden und ein wenig lästig zu lesen ist. Eine solche Auswahl zu treffen dürfte aber freilich nicht jedem ersten besten Buchfabrikanten anvertraut werden.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, N° 46. 10. Juni 1857.


## Länder- und Völkerkunde.

1) Aus dem Weichseldelta. Reiseskizzen von Louis Passarge. Mit einer Karte. Berlin, Decker, Oberhofbuchdruckerei, 1857.

Ein geistvolles und sehr angenehm zu lesendes Buch. Der Verfasser beschreibt das merkwürdige Delta der Weichsel zwischen Danzig, Elbing und Marienburg, eine Gegend, die uns im Westen Europa's fernab liegt, aber jetzt durch die Eisenbahnverbindung plötzlich näher gerückt ist. Man hat ein Vorurtheil gegen dieselbe. Man wähnt dort nichts als die einförmigste, langweiligste Gegend und polnischen Schmutz. Aber das Land hat einen viel erhabeneren Charakter. „Kennt ihr die Weichsel? Wißt ihr etwas mehr, als daß sie auf den Karpathen entspringt, Krakau, Warschau und Danzig vorüberfließt und in der Ostsee mündet? Kennt ihr die Tücke dieses Stromes? Vielleicht fuhrt ihr einmal über seine Eisdecke, die so still und fest daliegt; es ist das bleiche Gesicht, die eisige Ruhe jenes Beleidigten, der sogleich ein Wuthausbruch folgen wird. Oder ihr saht den versandeten seichten Strom im Sommer; es ist die Magerkeit des gefangenen, kärglich genährten Raubthiers. Die Weichsel ist sie selbst nur in ihrer Wuth, in ihrer Zerstörung; kein Lied besingt ihre Lieblichkeit, kein Dichter preist sie wie den ‚grünen' Rhein, die ‚blaue' Donau, den ‚liederreichen' Don; sie hat ihren wahren Ausdruck nur bei der Katastrophe, während des Eisganges; sie ist furchtbar, als hätte sie ihre Quelle in dem ewigen Eise des tiefsten Kreises der Danteschen Hölle. — Das Eis gehört zu denjenigen Faktoren der Vernichtung, welche am sichersten wirken; das sehen wir an den schwimmenden Eisbergen der Polarmeere und den Gletschern. Es übertrifft in seinen Wirkungen selbst die der Asche und Lava, welche wenigstens nach ihrer Erkaltung eine Kultur zulassen, und steht in Betreff der Schädlichkeit und Nachhaltigkeit der Verwüstung nur hinter dem Sande zurück. Furchtbarer noch als da, wo das Eis massenhaft und kompakt auftritt — wie in den Gletschern der Alpen oder den Eisfeldern des Nordens — sind seine Wirkungen aber in Verbindung mit dem strömenden Wasser, indem es hier die Gewalt des Stromes nicht blos verstärkt, sondern zugleich durch Ansammlungen, Stopfungen einen Damm gegen den Strom selber errichtet und dadurch eine Ueberfluthung der Flußufer verursacht. Dieses geschieht namentlich dann, wenn der Lauf eines Stromes in nördlichern Breitengraden von Süden nach Norden geht. Fließt ein Strom von Norden nach Süden, wie beispielsweise die schwedischen Flüsse, dann rollt sich im Frühling die Eisdecke wie von selber auf; die Wärme verzehrt Scholle nach Scholle, die Wasser fließen mählig ab und der Uebergang zum ruhigen Stromlaufe des Sommers geschieht langsam, ohne Zerstörung, ohne Gefahr für die Uferbewohner. Wenn aber der Strom von Süden nach Norden fließt; wenn, wie in dem polnischen Hügellande und den dortigen Ebenen, der Frühling plötzlich und mit all seiner Zerstörungslust über den eisbedeckten Strom hereinbricht, dann geschieht auch das Schmelzen der Eisdecke plötzlich; die herbeiströmenden Wasser heben, zerbrechen, wälzen die zerberstenden Eismassen und treiben sie mit ungeheurem Krachen nicht einem offenen Wasser, sondern den Niederungen zu, welche von einem Frühlinge noch nichts wissen."

Die lange und hohe Eisenbahnbrücke, die bei Dirschau über die Weichsel trägt, ist eines der Wunderwerke neuerer Zeit, wohl der ausführlichen Beschreibung werth, die hier von ihr gegeben wird. Es ist eine Gitterbrücke. „Der geniale Stephenson machte nämlich darauf aufmerksam, daß die Anwendung von massivem Material nicht blos einen Luxus darstelle, sondern

auch einen Fehler enthalte. Nimmt man nämlich einen Balken, legt ihn mit seinen Endpunkten auf zwei Pfeiler und beschwert ihn in der Mitte; oder befestigt man einen Balken an seinen Endpunkten und zieht ihn in der Mitte mittelst einer Kraft in die Höhe, so wird derselbe im Stande seyn, bis zu einem gewissen Punkte dem Gewichte, der Kraft Widerstand zu leisten. Sobald dieser Punkt überschritten wird, muß er brechen. Hierbei zeigt sich nun die eigenthümliche Erscheinung, daß, wenn die Kraft von Oben nach Unten wirkt, die obern Theile des Balkens sich zusammen, die untern aber auseinander geben (wirkt die Kraft von Unten nach Oben, so ist es umgekehrt); die eigentliche Mitte und selbst ein großer Theil des Balkens verhalten sich fast indifferent, sie bieten der Kraft einen nur geringen Widerstand dar, d. h. sie tragen nicht, sie sind unnütz. Aber nicht genug, daß diese innern Theile des Balkens überflüssig, sie sind auch schädlich, denn sie haben selber ein Gewicht; sie vermehren also die Kraft, welche auf den Balken wirkt. Auf Grund dieses so einfachen Gesetzes konstruirte Stephenson seine berühmte Britaniabrücke über die Manaistraße. Er höhlte einen vierkantigen eisernen Balken, d. h. er bildete eine Röhre, welche ein Rechteck als Durchschnitt zeigt, gab derselben Pfeilerstößen, legte das Schienengeleise in diese Röhre selbst und die Brücke war fertig. So genial dieser Gedanke ist, so klebt ihm doch etwas — ich möchte sagen — Rohes an. Diese Röhre ist nichts als die handgreifliche Verwirklichung eines physischen Gesetzes; es ist der ausgehöhlte Baumstamm des Indianers; die Dirschauer Brücke ist, damit verglichen, eine elegante Gondel. Und doch folgen beide demselben Gedanken. Die Gitterbrücke ist das genialere Kind der genialen Britania-Röhrenbrücke." Die Dirschauer Brücke ist zugleich aufs rationellste gegen den Eisdruck geschützt durch die schiffartige Construction der Pfeiler, und hat endlich das Merkwürdige, zugleich als Brückenkopf befestigt und mit Batterien versehen zu seyn.

Auch von der alten reichen Stadt Danzig finden wir hier eine gute Beschreibung. „Der Mangel aller Bürgersteige fällt dem Fremden hier ganz besonders auf. Die Straße ist für die Oeffentlichkeit bestimmt; sie wird an beiden Seiten von einem Graben begrenzt, der in den meisten keineswegs an einen modernen Rinnstein erinnert. Was demnächst folgt, ist nicht der tolerante, indifferente Pfad des Bürgersteiges, dieser trottoirsüchtige Philistersteig, an welchem — nach dem preußischen Landrechte — die Hauseigenthümer nur das Nutzungs- (nicht Eigenthums-) Recht haben, sondern das absolute abgeschlossene Privateigenthum. Man geht daher in Danzig stets in der Mitte der Straße, gerade so wie es früher auch in Königsberg war; und wenn in Berlin ein solcher trottoirflüchtiger in der Mitte der Straße fest einherschreitender Danziger hieran sofort erkannt und ausgelacht wird, so kann man den Berlinern billig antworten: Kommt nach Danzig und versucht ihr es, auf — dem Trottoir zu gehen." Mit Enthusiasmus schildert der Verfasser das schöne alte Rathhaus. „Ein unbeschreiblicher Geist von Hoheit liegt in den Facaden des Danziger Rathhauses. Nach meiner Ansicht feiert die Danziger Architektur hier ihren höchsten Triumph. Diese kaum unterbrochenen Wandflächen (namentlich von der Seite der Langgasse), der gänzliche Mangel alles Details, alles blos Ornamentalen, die nicht große Zahl höchst einfach konstruirter Fenster, dieses Alles — sollte man meinen — müßte den Ausdruck des Monotonen, Starren hervorbringen; und doch ist Alles Leben, Mannigfaltigkeit, Harmonie! Wir wissen kaum zu sagen, worin die großartige Wirkung liegt; wir fühlen nur, wir stehen unter dem Einflusse der Schönheit. Es ist auch hier die wunderbare Harmonie in allen Verhältnissen, das Organische, nach Oben Weisende und doch Begrenzte, was unsere Bewunderung erregt. Und wollt ihr wissen, was es ganz besonders ist? Es ist der kühnschlanke Thurm. — Wer je in Florenz war, der hat seine Blicke von dem Thurme des Gemeindehauses nicht abwenden können, von dem Stahr sagt, daß er einer an den Hut gesteckten Feder gleiche. Nicht so keck, aber wunderbar harmonisch strebt dieser Thurm in die Höhe. Wie der Halm in die Höhe schießt und Knoten an Knoten ansetzt, um endlich mit einem Male und ohne alle Vorbereitung eine strahlende, luftschwankende Rispe zu treiben, so ragt dieser Thurm über den Massenkörper des Bauwerkes hinauf, unmittelbar an dessen äußere Kante sich anschließend, kühn, eckig, mit glatten Flächen. Plötzlich brechen die Flächen und Kanten ab; aus einem Absatz ohne alle Vermittelung schießt die Rispe in den Aether, von einer Zartheit, Durchbrochenheit, Mannigfaltig- und Wunderlichkeit der Form, daß sich gar nichts Aehnliches damit vergleichen läßt, am wenigsten eine gothische Thurmspitze. Eine solche endigt höchstens in einer Doppellilienspitze oder hat Pflanzengestalten auf ihren Rippen als ornamentale Zugabe. Hier bildet aber das Blumenhafte, Ornamentale, Luftige die Grundlage, den Inhalt des Baues selber. Wenn nun dazu noch vor jeder vollen Stunde ein wunderliches Glockenspiel aus so ferner Höhe eine Musik erklingen läßt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Thurmblume selber klinge und singe." Dagegen findet der Verfasser den Artushof minder schön. Auch der Marienkirche und dem berühmten Danziger Bilde widmet

er seine Aufmerksamkeit, so wie dem wundervollen Crucifix in der Capelle der 10,000 Jungfrauen.

Dann macht er einen Ausflug nach dem Kloster Oliva und ans Meer, wo er uns die Dünen beschreibt. „Ein dichter Sandstaub erfüllt bei einem Sturme die Luft; raschelnd und sonderbar flüsternd schlagen die Halme des spärlichen Dünenrohres zusammen; die Sandkörner laufen klirrend und klingend durch einander, wodurch sich mit dem Brausen des Sturmes, dem Rauschen der Wogen ein fremdartiges Tönen mischt, bei welchem wir verwundert stille stehn. An etwas mehr geschützten Abhängen fallen die Körner in Bildungen, die an den Schnee erinnern, nieder, während auf den sturmgepeitschten Flächen sich ein Netz von feinen Wellenlinien bildet, wie auf einem Teiche. Und lächelte uns wenigstens von einer Seite die Möglichkeit eines grünen Landes, einer Zuflucht. Auf diesen Nehrungen, diesen ‚leckzenden Zungen von Seeungeheuern' dehnt sich auf der einen Seite die See, auf der andern das Haff hin, endlos wie eine einförmige Qual. Unsere Pferde, obwohl von wunderbarer Geschwindigkeit und Leichtigkeit, ermüden fast in dieser menschenverlassenen, pfadverwehten Wüste, und wenn wir dem Fuhrmann an dem feuchten Strande des Haffes wegen des dort fester liegenden Sandes zu fahren rathen, lacht er über uns, die wir nicht wissen, daß wir dort im Triebsande rettungslos versinken könnten. Die Schutzmittel gegen das weitere Vordringen der Sanddünen sind theils mechanischer Art, bestehend in Steinwällen und Strauchzäunen, in denen sich der Sand fängt und so einen Schutzdünenwall bildet, theils organischer Art, indem man durch Dünenhafer, — der mit unverwüstlicher Zähigkeit grünt, so lange nur noch eine Spitze aus dem Boden ragt, — den Sand zum Stehen bringt und die Sandflächen mit Weiden, Birken, Kiefern, Erlen und Pappeln bepflanzt. Hinter den Dünen bilden sich landeinwärts oft weite Sumpfstrecken, in denen die Erle vortrefflich gedeiht."

Hierauf schildert er das eigentliche Delta oder den großen Werder, das fette Marschland der reichen Bauern und zuletzt das prächtige Marienburg mit seinem restaurirten Schlosse, worüber in neuerer Zeit bereits sehr viel geschrieben worden ist, am besten von Herrn von Quast.

2) Brasilien von Charles Reybaud. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen. Hamburg, Nolte und Köhler, 1857.

Das Kaiserthum Brasilien hat erst 7—8 Millionen Einwohner und könnte deren eben so viele hundert aufnehmen, denn es besitzt ein unermeßliches Gebiet noch ganz unangebauten fruchtbaren Bodens und die herrlichsten Ströme der Welt. Das vorliegende Werk ist in der Absicht geschrieben, auf diesen Reichthum der Natur aufmerksam zu machen, welcher der Menschen noch wartet. Die Colonisationsfähigkeit und Bedürftigkeit Brasiliens ist Hauptthema des Buches. Insbesondere aber wird hervorgehoben, wie glücklich Brasilien unter seiner gegenwärtigen Regierung sey im Gegensatz gegen die ewig von Revolutionen durchzuckten spanischen Nachbarrepubliken.

Auch die neueste Geschichte Brasiliens kann man aus diesem Buche gut kennen lernen. Reybaud beweist nämlich, wie loyal und wohlberechnet zugleich die Politik des jungen Kaisers gewesen sey. Weit entfernt, auf Eroberungen auszugehen, wie man Brasilien fälschlich beschuldigt hat, vermied es auch im Siege das Uebergreifen und suchte vielmehr zu versöhnen und zu beruhigen, als aufzureizen und Andre zu kränken. Brasilien hat immer nur die Ungerechtigkeit und die frechen Eingriffe der benachbarten Republikaner zurückgewiesen. So namentlich in seinem Kampf mit den Laplata-Staaten. „Brasilien hat unruhige Störenfriede zu Nachbarn, die mehr als einmal in sein Gebiet die Aufregung haben verpflanzen wollen, die bei ihnen immerwährend ist. Die achtungswerthen Streitkräfte, über die Brasilien verfügt, müssen, außer der Bürgschaft für innere Sicherheit, die sie geben, die Wirkung haben, den Republiken Südamerika's Respekt für die Rechte des Kaiserreichs einzuflößen. Aber Brasiliens Politik ist wesentlich friedlich und commerziell. Wer sie mit unparteiischem Auge verfolgt hat, wird dem Kaiserreich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es selbst bei schwachen Gegnern gern die Störungen vermeidet, welche der Krieg bringt und daß es keinen versteckten Ehrgeiz hegt. Einige europäische Staatsmänner haben, wie es heißt, Brasilien andere Gedanken unterlegt. In dem Wunsch, ihren Scharfblick zu zeigen und sich wichtig zu machen, haben sie gesucht ihre Regierungen zu täuschen. Sie haben z. B. vorausgesehen, daß die Einverleibung Montevideos das Reich trefflich abrunden müßte, da sie ihm die Schlüssel der Mündungen des La Plata geben würde, die arme Republik Uruguay ist ihnen so zerrissen und ohnmächtig erschienen, daß sie keinen Augenblick an der Absicht der kaiserlichen Regierung gezweifelt haben, die Grenze zu berichtigen, indem sie bei der ersten Gelegenheit von einem Lande Besitz ergreifen würde, das wie seine Rheingrenze sey. Die Ereignisse haben gezeigt, wie schlecht sich diese Prophezeihungen bewährt haben und wie wenig begründet die

Befürchtungen waren, die man Europa einflößen wollte. Zum erstenmal betrat 1852 eine brasilianische Armee das Gebiet von Uruguay und entriß die ohnmächtige Republik dem Drucke von Rosas, dann als der Diktator gestürzt war, zog sie sich zurück und ein neuer Vertrag anerkannte die Unabhängigkeit der Banda Oriental. Ein zweitesmal rückte ein kaiserliches Corps von 5000 Mann 1854 in Montevideo ein auf das dringende Gesuch des Präsidenten und in Folge einer Klausel des Vertrags, der Brasilien verpflichtete, Beistand zur Aufrechthaltung der rechtmäßigen Regierung zu leisten. Dies Corps hat das Gewehr im Arme einer neuen Revolution zugesehen; da es dem Präsidenten Flores in seinen offenbar verfassungswidrigen Maßregeln nicht beistehen konnte, hat es sich darauf beschränkt, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Als die Sache einigermaßen geordnet war, zeigte die kaiserliche Regierung dem provisorischen Präsidenten an, daß es ihre bestimmte Absicht sey, die Truppen zurückzuberufen. Dieselben hatten den 18. November 1855 das Gebiet von Uruguay geräumt. Dies ist sicher nicht die Art einer Regierung, die auf Eroberung sinnt. Ueberdies mangelte Brasilien kein Vorwand, seine Intervention fortdauern zu lassen, da die Banda ihm zwei Mill. Piaster schuldet, nichts war leichter, als eine Partei in jenen innern Kämpfen zu ergreifen und sich die Sympathien wenigstens eines Theiles der Bevölkerung zu sichern. Dies hätte jeder Staat gethan, der sich den Weg für eine künftige Herrschaft bahnen wollte. Brasilien ist nichts ähnliches vorzuwerfen, und es hat seine Uneigennützigkeit glänzend gezeigt."

Die Eroberungen, auf welche Brasilien wirklich ausgeht, sind Förderung seines inneren Flors. Aber es hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Nachbarrepubliken sind zähe nnd eifersüchtig im Abschließen von Grenz- und Handelsverträgen. Andrerseits mischen sich auch hier, wie überall, die Engländer ein, und es bedurfte der ganzen Festigkeit der brasilianischen Regierung, dieselben abzuweisen, als sie sich ohne weiteres in den Besitz der Schifffahrt auf dem Amazonenstrome setzen wollten.

Der Verfasser verbreitet sich über die Colonisation und citirt die der deutschen und schweizerischen Auswanderer, welche auf den Gütern der Prinzessin von Joinville gegründet wurde, als wohl gelungen. Das heiße Clima sey durchaus kein Hinderniß für deutsche Arbeiter, da Brasilien hohe und sehr gesund gelegene Landstrecken hat und nur die Küsten heiß und gefährlich sind. Aber Handarbeit und hauptsächlich Ackerbau sey für den Colonisten unerläßlich. Die auf Cultur und Luxus speculiren, kommen hier nicht fort. „Ein Hinderniß für die Colonisirung war bisher, daß öffentliche und private Ländereien nicht scharf getrennt waren. Bei der Besitzergreifung Brasiliens durch die Könige von Portugal hatten dieselben Landstrecken vertheilt, einige zum Eigenthum der Empfänger, die andern auf Widerruf unter der Bedingung, sie binnen eines gewissen Zeitraums anzubauen. Solche widerruflichen Verleihungen nannte man Sesmarias. Fast alle dieselben aber sind unangebaut geblieben und kraft seines Rechtes kann der Staat dieselben wieder einziehen. Um in diese Verhältnisse Ordnung zu bringen, ward das Gesetz vom 18. September 1850 gegeben, das für Brasilien eine förmliche Katastrirung vorschreibt, die unbebauten Ländereien sollen vermessen und abgetheilt werden, es bestimmt, wie das Staatsgrundeigenthum von dem privaten zu trennen ist und setzt den Preis fest, zu welchem die öffentlichen Ländereien verkauft werden sollen." Ueberhaupt soll die Regierung alles thun, um die Colonisation zu erleichtern. „Da," so schließt das Werk, „der Strom der Auswanderung nach den transatlantischen Ländern einmal nicht plötzlich zu hemmen ist, so glauben wir, daß die Ansiedlung in den brasilianischen Provinzen, die eines gemäßigten Klimas genießen, für die Deutschen im Ganzen vortheilhafter ist, als die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, sie werden in Brasilien nicht von Schwindlern ausgezogen, nicht von übermüthigen Yankees als green Dutch und voting cattle behandelt, sondern die Regierung trägt alle Fürsorge für sie und ihre Ansiedlung wird als ein Glück für das Land anerkannt, sie werden auch von dem weichen portugiesischen Element nicht so sehr absorbirt, als von dem spröden angelsächsischen, und bringen deutsches Blut und deutsche Kultur in das Land."

Es kommt alles auf das Wie an. Daß Brasilien ein paradiesischer Aufenthalt für Millionen deutscher Auswanderer werden könnte, unterliegt keinem Zweifel.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 47. 13. Juni 1857.

## Biographie.

Unverstand und schlechte Erziehung. Vier populäre Vorlesungen über Kaspar Hauser von Dr. Eschricht, k. dän. Etatsrath und Professor. Berlin, Decker'sche Oberhofbuchdruckerei, 1857.

Der Däne, der hier die Acten Kaspar Hausers revidirt, stimmt einen sehr hohen Ton an und sieht auf die deutschen Gelehrten, die sich bisher mit denselben beschäftigt haben, mit unsäglicher Verachtung herunter. In der Vorrede versichert er, daß er jetzt zum erstenmal den Stoff „auf einer rein historischen und objectiven Grundlage behandle", und zugleich „vor dem strengen Richterstuhl der exakten Naturwissenschaften". Alles, was vorher gesagt worden, sey Unsinn, erst er kläre den Gegenstand auf. Wir müssen gestehen, etwas mehr Bescheidenheit von Seiten dieses dänischen Herrn würde uns eine günstigere Meinung von ihm erweckt haben. Die Wahrheit prahlt nicht und beschimpft Andere nicht.

Das Ergebniß dieser jüngsten dänischen Forschung ist: Kaspar Hauser sey der als Idiot geborene Sohn eines armen Mannes gewesen, von seinem Vater, dem er zur Last geworden, in die Welt hinausgestoßen, dann durch die Nürnberger und Münchner Herren, die sich für ihn allzu schwärmerisch interessirt hätten, verhätschelt worden, habe gelogen und betrogen und, da er gemerkt, er könne seine Rolle so nicht mehr fortspielen, sich selber umgebracht.

Nachdem der Verfasser alle Berichte über die erste Jugend Kaspar Hausers durchgegangen, schließt er: „Das Merkwürdigste bei dieser ganzen Darstellung möchte indessen seyn, daß, wenn man sie ihres poetischen Gewandes ganz entkleidet — gar nichts anderes Grauenvolles übrig bleibt, als daß ein äußerst armer Mann, der in seiner elenden Wohnung Alles, was er hat, mit seinem idiotischen Knaben getheilt, ihn auf das Sorgfältigste gepflegt und ihm etwas lesen und schreiben beigebracht hat, endlich ihn los zu werden und anzubringen sucht und hiezu — was wir oben zu erklären und zu entschuldigen versucht haben — freilich einen gesetzwidrigen Weg einschlägt. Keineswegs wird in diesem Berichte angegeben, daß der Raum, in dem Hauser vor seinem Auftreten in Nürnberg gelebt hat, so eng gewesen sey, daß er weder darin stehen, noch sich ausstrecken konnte. Ganz im Gegentheil wird angeführt, daß sogar der Pflegevater darin aufrecht stehen konnte, obschon dann sein Kopf beinahe an die Decke reichte, und in dieser Beziehung hinderte also Hauser Nichts, aufrecht stehen und gehen zu lernen; und wie klein auch der Raum in Länge und Breite gewesen seyn mag, so ist er doch sicher groß genug gewesen, daß Hauser sich ausstrecken konnte, zumal doch auch ein von außen geheizter Ofen (in der Gestalt eines großen Bienenkorbes und von weißer Farbe) darin angebracht worden. Es würde daher ganz ungereimt seyn, wenn man die Gewohnheit Hausers, sich beim Schlafen in einen Klumpen zusammenzurollen, durch den früheren Mangel an hinlänglichem Raum erklären wollte. Jener Raum hatte zwei kleine Fachfenster — jedenfalls sogar sehr klein im Verhältniß zu den Fenstern des ersten Bürgermeisters in Nürnberg — vor denen ein Haufen Brennholz stand. Der Ausdruck des Berichtes, daß sie damit ‚vorsätzlich versperrt' gewesen wären, darf mit um so größerer Sicherheit auf Rechnung der Phantasie des poetischen Bearbeiters gestellt werden, als Hauser dem Hiltel nur angab, daß er vor dem Fenster einen Brennholzhaufen und darüber den Gipfel eines Baumes gesehen habe. Der Boden scheint von Lehm, die Dielen von zusammengeschlagenen Brettern, die Thüre nur niedrig gewesen zu seyn. Das Letztere war, wie es

hieß, von Außen verschlossen, was aber vielleicht nur so viel bedeutet, daß Hauser, der so linkisch im Gebrauche seiner Hände war, die Thür nicht aufzuschließen verstand. — Daß der Pflegevater mit Hauser theilte, was er selbst hatte, scheint daraus hervorzugehen, daß er barfuß und fast eben so ärmlich wie Kaspar Hauser gekleidet ging, und daß er auf der Wanderung nach Nürnberg, deren Dauer man auf drei Tage annahm, auch selbst nichts Anderes als trockenes Brod und Wasser genossen hat. Daß endlich die Pflege des 16—17jährigen Knaben durchaus nicht unverantwortlich war, geht daraus hervor, daß er gewaschen wurde und reine Hemden anbekommen hat, ohne hiebei selbst geholfen zu haben, — denn er konnte sich nicht einmal darauf besinnen, wie das Alles vor sich gegangen, und meinte, es werde wohl während er schlief geschehen seyn. Hauser selbst ist auch weit entfernt, jenen Mann als einen Gegenstand seiner Furcht oder Abneigung geschildert oder gesagt zu haben, daß er nicht hätte bei ihm seyn wollen. Ganz im Gegentheil sehnte er sich, trotz aller ihn umgebenden Hätschelei, immer dennoch wieder heim zu kommen."

Das scheint uns nun doch kein Summum von Scharfsinn zu seyn, die Jugend Kaspar Hausers so aufzufassen. Wäre, wie hier vorausgesetzt wird, der einzige Mann, mit dem der unglückliche Knabe verkehrte, sein Vater und arm gewesen, so bliebe vor allen Dingen übrig zu erklären, warum er ihn denn eingesperrt und vor der Welt verleugnet hat? Arme Väter haben in der Regel gar keinen Raum, wo sie ein Kind jahrzehntelang sicher vor jeder Entdeckung absperren könnten. Auch weiß Jeder, daß eine solche Handlung verboten ist und Strafe nach sich zieht. Sie ist unbequem und gefährlich. Wer in aller Welt wird so eine geheime Sorge auf sich laden, ohne daß eine zwingende Noth oder ein großer Vortheil es bedingt! Ein armer Vater gewiß nicht. Der wird das Kind, wenn er herzlos ist, verwahrlosen, sterben lassen oder wenn er es je hat aussetzen wollen, viel früher aussetzen und seine Pflege Andern überlassen. Die ganze so lange dauernde Absperrung und einsame Pflege hätte keinen Sinn, wenn es sich von dem blödsinnigen Sohn eines armen Taglöhners handelte, wie unser dänischer Physiologe behauptet.

Jedem Unbefangenen muß es viel wahrscheinlicher vorkommen, daß sich an das Verborgene des Knaben ein erhebliches Interesse knüpfte, daß sein Pfleger im Auftrage Anderer handelte und nur deshalb das unglückliche Kind von frühester Jugend an eingesperrt hielt und nothdürftig pflegte. Der Sorgfalt, mit der er es verbarg, entsprach die körperliche und doch ausreichende Pflege. Hätte er das Kind besser gefüttert, so würde es den Mangel an gehöriger Bewegung nicht ertragen haben. Aus allem leuchtet hervor, der Pfleger hatte ein Interesse, das ihm anvertraute Kind nicht etwa bei Seite zu schaffen oder verschmachten zu lassen, sondern beim Leben zu erhalten, aber mit äußerster Vorsicht und Einschränkung, mit Vermeidung alles dessen, was den eingesperrten Leib gemästet und krank gemacht hätte, wie auch alles dessen, was den Knaben hätte mit der Welt draußen bekannt machen, ihm eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Welt hätte erwecken können. Ferner ist ein Zug von gutmüthiger Ironie in dem Benehmen des Pflegers kaum zu verkennen, nicht einem Vater angemessen, aber ganz entsprechend der Lage und dem energischen Charakter eines Mannes, dem man ein wichtiges Geheimniß anvertraut hat und der durch eignen Vortheil dabei interessirt worden ist. Fälle, in denen ein Kind auf solche Art untergebracht wird, sind nichts Unerhörtes. In England werden nicht gar selten Kinder, z. B. ältere Brüder, auf denen ein reiches Erbe ruht, bei Seite gebracht, damit der jüngere Bruder erbe (à la Richard III.). Auch in andern Ländern sind Fälle denkbar, in denen man ein Kind seines Erbes und Namens berauben und in ein ewiges Incognito verweisen will, ohne es darum tödten zu wollen. Fälle, in denen die Erhaltung des Lebens und das Verschwinden aus dem Kreise, in dem es geboren ist, zugleich geboten erscheinen. Nicht blos Erbfälle, sondern auch Mißtritte vornehmer Personen ꝛc. Das Leben bietet in diesen Beziehungen nicht weniger mannigfache Verwicklungen dar, wie sie in Romanen vorkommen. Wie mag man sich so gar höflich verwundern, wenn einmal ein solcher Fall bekannt wird, und sich einbilden, dergleichen könne in unserem prosaischen Zeitalter gar nicht mehr vorkommen?

Die Nürnberger werden von dem dänischen Autor schwer getadelt und gehöhnt: „Hätte der Blick jener klugen Leute etwas tiefer zu dringen vermocht, so würden sie in diesem Lügner und Betrüger die Seele eines Kindes gefunden haben, das, frühzeitig von seiner Mutter verlassen und von seinem Pflegevater in die weite Welt ausgesetzt, hier — statt Personen zu finden, die in die Stelle einer Mutter und eines Vaters getreten wären und es zu dem äußerst einfachen Platz, für den die Natur es bestimmt hatte, würdig gemacht hätten — in die Hände von Gerüchtfabrikanten und Enthusiasten, narrenhaften Professoren und Sonderlingen aus allen Ständen fiel, welche Alle für das Kind Theilnahme zu haben vermeinten, während sie doch in ihm

nur sich selbst und ihre eigenen Grillen liebten und es dazu machten, wozu es wurde." Es ist nun allerdings nicht zu verkennen, daß viel zu viel in den armen Jüngling hineingeschwatzt, hineininquirirt, hineinphantasirt worden ist, und wir theilen ganz die Ansicht des Dänen, daß Kaspar Hauser mit seinen Bewunderern ein wenig kokettirt, ihnen zu Gefallen geredet und sich in ihre Voraussetzungen hineingetragen hat, um ihnen noch interessanter zu werden. Zu so einer Rolle war er nicht zu dumm, vielmehr gerade in seiner Situation und auf seiner Bildungsstufe disponirt. Aber aus dem Umstande, daß er sich durch Verziehung, Verzärtelung, Einschwatzen und Herauslocken zum Aussagen von Unwahrheiten verführen ließ, folgt noch nicht, daß er von Haus aus ein Betrüger gewesen seyn sollte. Auch sind die Beweise, daß er notorisch gelogen, nicht vollständig geführt. Die übelwollende Berichterstattung scheint es mit der Protokollführung nicht genauer genommen zu haben, wie die wohlwollende.

Am wenigsten vermögen wir dem Dänen zuzustimmen da, wo er sogar den Tod des armen Kaspar Hauser nur als fortgesetzten Betrug und Selbstmord erklärt. „Am 14. December Nachmittags war Hauser bei dem Pastor Fuhrmann gewesen, von dem aus er einen Besuch bei einer Familie hatte machen wollen. Da stürzte er gegen fünf Uhr in das Zimmer des Lehrer Meyer, zeigte auf eine blutige Wunde an seiner linken Brust, nahm den Lehrer Meyer an den Arm und zog ihn ohne ein Wort zu sagen mit sich auf die Straße und dann weiter nach einem Stadtthore zu. Unterwegs verließen ihn aber seine Kräfte, und Herr Meyer bedeutete ihm, daß sie umkehren müßten und bestürmte ihn mit Fragen, was ihm begegnet sey. ‚Hofgarten gegangen — Mann — Messer gehabt — Beutel gegeben — gestochen — ich laufen was konnte — Beutel muß dort liegen.' — Das war Alles, was er stöhnend herausbringen konnte. Hauser war ohne Ueberrock, obschon es rauhes Winterwetter mit Schneegestöber war. Von einem Fremden war ihm, seiner Angabe nach, im Hofgarten ein Rendezvous gegeben worden. Der Fremde hatte ihm dort einen seidenen Beutel gereicht, aber in demselben Augenblick ihm ein Messer in die Brust gestochen. Man fand den Beutel an dem bezeichneten Platze. Er war von Seide, sehr kunstlos genäht, viereckig und mit zwei Schnüren zusammen zu ziehen. Ein Billet lag darin, auf dessen Außenseite mit Bleistift verkehrt und so als ob es in einem Spiegel gelesen werden sollte, geschrieben stand ‚abzuliefern' und drinnen in derselben Weise: ‚Hauser wird ganz genau Euch erzählen können, wie ich aussehe und woher ich komme. Um Hauser die Mühe zu ersparen, will ich Euch selbst sagen, woher ich komme — — — ich komme von von — — — der baierschen Grenze — — — am Flusse — — — ich will Euch sogar noch den Namen sagen: M. L. Oe.' Man fand die Wunde $2^1/_2$ Zoll unter der linken Brustwarze und 3 Zoll von der Mittellinie des Körpers. Sie war scharf geschnitten mit zwei ganz scharfen Winkeln und von einem Winkel zum andern $^3/_4$ Zoll lang, die Ränder kaum eine Linie von einander, so daß sie mit einem zweischneidigen, scharfen Instrument gemacht zu seyn schien. Hausers Zustand zeigte sich anfangs nicht als lebensgefährlich, obschon er den Tag darauf eine starke Gelbsucht bekam. Den zweiten Tag konnte seine Vernehmung stattfinden und er sprach da wirklich mit großer Fassung, auch noch am Abend über einige Papparbeiten, die er ausführen wolle. Aber am dritten Tage traten mehre übele Symptome ein und an demselben Abend (17. December 1833) 10 Uhr starb er. Er zeigte auf seinem Sterbebette viel Frömmigkeit, namentlich in Gegenwart seines Seelsorgers, des Pastor Fuhrmann."

So benimmt sich ein Selbstmörder nicht. Eine dritthalb Zoll tiefe tödtliche Wunde gibt sich ein junger Mensch nicht, um andre Leute zu betrügen. In solcher Angst stürzt er nicht ins Haus und reißt, die tödtliche Wunde in der Brust, noch seinen Lehrer mit sich fort zum Schauplatz des Verbrechens. Ein Betrüger könnte sich nimmermehr so benehmen. Und eben so wenig auf dem Sterbebette.

Auch wäre ein Selbstmord hier durch nichts motivirt. Kaspar Hauser befand sich wohl, hatte trotz der begonnenen Zweifel noch zahlreiche Anhänger und Gönner, war von Lord Stanhope noch nicht aufgegeben, hätte ganz sicher und in günstigen Verhältnissen sein ferneres Unterkommen gefunden. Wie hätte der noch so junge, so gutmüthige und lebensfrohe, überdies furchtsame und keiner Energie fähige Mensch nur entfernt an einen Selbstmord denken können? Oder wie hätte ein gemeiner Betrüger den Ehrgeiz und Stolz besitzen sollen, sich lieber das Leben zu nehmen, als mit weniger Glanz und Ehre fortzuleben? Die Unterstellung, er habe sich geschämt, zuletzt doch noch als Betrüger entlarvt zu werden, und sich deshalb selbst das Leben genommen, diese Unterstellung ist so unpsychologisch als möglich.

Da ein Selbstmord bei dem weichen Jüngling ganz unmöglich war, ist man genöthigt zu glauben, er habe sterbend die volle Wahrheit gesagt, d. h. er sey von Mörderhand eines Andern gefallen. Nun liegt doch nichts näher, als die Voraussetzung, sein Mord sey durch dasselbe Interesse bedingt gewesen, was von seiner frühesten Kindheit an seine Einsperrung verursachte. Wer

anders hätte nur auf den Einfall gerathen können, an dem armen Jungen einen Mord zu begehen? Man hat die Wahl unter den verschiedenartigsten Vermuthungen, wenn man sich erklären will, warum das längere Leben des jungen Mannes, der unaufhörlich die Neugier beschäftigte, den Interessenten lästig und gefährlich habe erscheinen und den Entschluß seiner Tödtung habe veranlassen können. Immerhin bestätigt sein blutiges Ende die Voraussetzung eines ihn von früher Jugend an verfolgenden Verbrechens und die Vermuthung, daß es sich dabei um ein nicht ganz kleines Interesse gehandelt habe, oder mit andern Worten, daß Kaspar Hauser einer durch Rang und Reichthum ausgezeichneten Familie angehöre. Was Feuerbach von Kaspar Hauser geglaubt und niedergeschrieben, hat daher auch heute noch immer die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Wie geschickt aber auch bis jetzt das Geheimniß bewahrt worden ist, dürfte es zuletzt doch einmal offenbar werden und es erscheint daher jedes Sichüberheben, als habe man durch bloßen Scharfsinn die Sache nunmehr erledigt und aufgeklärt, als voreilige und ganz unberechtigte Anmaßung.

---

## Erzählung.

Die alte Jungfer. Eine Erzählung von der Verfasserin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins". Halle, Mühlmann, 1857.

Aus dem Volksblatt für Stadt und Land besonders abgedruckt. Die Verfasserin ist bereits rühmlichst bekannt und in der Darstellung von Lebensbildern der im Titel bezeichneten Art in hohem Grade ausgezeichnet. Es ist hier nicht blos die Zartheit der Seele und der Frieden des Stilllebens, wie in Göthe's bekannter schöner Seele, die uns anheimeln, sondern auch ein Zug tiefer Religiosität, der sich durch seinen Ernst von der romantischen Koketterie mit Pietismus oder Katholicismus wesentlich unterscheidet.

Die alte Jungfer, die uns hier die Erinnerungen ihres Lebens mittheilt, war eine große, schöne, hochgebildete und in der Welt respectirte Dame, die bei allen Ansprüchen auf eheliches Glück doch unvermählt blieb und das Loos der Tanten erwählte, weil sie nicht reich genug war, um den ersten Jugendgeliebten heirathen zu können und ein unwiderstehlicher Zug in ihrem Innern sie von den Männern zurücktrieb, die ihr nachher Herz und Hand anboten. Ihre Situationen sind mit großer Wahrheit geschildert, so daß wohl manche Leserin ihr eigenes Leben darin wird abgespiegelt finden. Den wahren Frieden fand sie erst in der Religion. „Seitdem mich der Herr aus der Wüste und Oede der Welt an sein Herz genommen, habe ich, trotz aller Trübsal, Freudigkeit und Frieden erst kennen gelernt. Wie ist es nun mit der Prüfung in meiner äußeren Lebensführung, daß ich unverheirathet geblieben? Ja, eine Prüfung will ich es immer nennen, ich habe es oft gefühlt; aber durch Kreuz und Prüfungen sollen wir in das Reich Gottes gehen, niemand bleibt davon befreit, meinen verheiratheten Freundinnen wurden Kreuz und Prüfungen auf andere Weise zugetheilt. — Blicke ich aber zurück auf die Ehen von Jugendbekannten, die in der Welt leben, so preise ich das Schicksal einer gottseligen alten Jungfer aus voller Seele glücklich. Ich könnte von mancherlei Ehen berichten: von reichen Mädchen, die durch ihre Männer arm geworden; von gutgesinnten, die gemeine Frauen wurden; von unglücklichen Ehen, von Streitigkeiten und Scheidungen und mißrathenen Kindern; aber solche Dinge sind leider überall zu erblicken, ein jeder kann sie noch in der Welt selbst sehen und kennen lernen. Und nun möchte ich jedem jungen Mädchen wünschen ein gottseliges Herz, das da sein überflüssig Sehnen und Hoffen dem Herrn übergeben hat, und wenn es ihres Lebens Prüfung ist, allein zu bleiben, dennoch getrost und freudig ist."

Leider ist es noch immer die Weise der Welt, über alte Jungfern zu spotten, und welche darüber erhaben seyn will, muß schon durch ihre äußere Stellung oder besonderen Geist eine vornehme Ausnahme machen. Die armen Geschöpfe, sonderlich Honoratiorentöchter und sehr häufig auch die Töchter verarmter Adelsfamilien sind am Unglück ihres Unvermähltseyns selber am unschuldigsten. Ihre Zahl aber nimmt immer zu, weil eine Familie zu gründen auch vielen Jünglingen, die es gern möchten, immer mehr zu der ökonomischen Unmöglichkeit gemacht wird. Das ist unter den vielen Unnatürlichkeiten unseres socialen Lebens eine der größten und doch fährt desfalls der rasselnde Triumphwagen der Staatsweisheit, des liberalen und industriellen Fortschritts achtlos und unbarmherzig über viel tausend gebrochene Herzen hin und Niemand denkt daran, dem Uebel zu steuern. Aber die alten Jungfern könnten auch selbst etwas mehr thun, um ihren Stand der Welt nützlich zu machen und sich selbst höhere Achtung zu verschaffen. Warum wagen sie noch so selten, sich den Schwesterschaften der Krankenpflege und der christlichen Barmherzigkeit anzuschließen?

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 49. 20. Juni 1857.

## Volkslieder.

Rumänische Volkspoesie. Gesammelt und geordnet von Alexandri. Deutsch von W. v. Kotzebue. Berlin, Decker'sche Geh. Oberhofbuchdruckerei, 1857.

Wir vermögen nicht zu beurtheilen, in wie weit der nirgends zur Vergleichung vorgelegte ursprüngliche Text durch den russischen Sammler und Bearbeiter, und wiederum durch den deutschen Uebersetzer verändert worden ist. Wir begegnen einigemal sentimentalen Ausdrucksweisen und Reflexionen, die einem noch in halbwilden Zustand befindlichen Volke nicht eigenthümlich sind. Das gilt aber nur von der Form. Der Inhalt ist durch die Behandlung nicht verfälscht, die Empfindung bleibt in ihrer ganzen Originalität und spricht uns fremdartig an.

Gleich den serbischen und neugriechischen Volksliedern preisen auch diese rumänischen (wallachischen) vor allem kühne Räuber. In diesem Glanze steht hier Kodbran, der, bereits von den Türken gefangen, sich mit übermenschlicher Kraft ihren Fesseln entringt. Desgleichen Michu, der einen schon in seiner Gewalt befindlichen Fürsten wieder großmüthig entläßt, wofür ihm dieser seine schöne Schwester zur Gemahlin gibt. Derselbe Michu besitzt eine ungeheure Streitkeule und der wallachische Nationalstolz gefällt sich in dem Liede, in dem es heißt, sämmtliche Ungarn, wie sehr sie sich auch angestrengt, hätten doch die Keule des Wallachen nicht zu erheben vermocht. Noch ein dritter berühmter Räuber ist Gruje, der dem Tartarenchan sein schönstes Pferd raubt.

Wiehernd steht ein junges Thier,
Etwa vier, fünf Jahre alt,
Und von zierlicher Gestalt.
Gruje prüft die feinen Glieder,
Doch es stürzt zur Erde nieder
Unter seiner Faust Gewicht;
Solche Pferde braucht er nicht.
Aber dort, im Hintergrund,
Steht ein Rappe, glatt und rund,
Der nicht an die Sonne darf,
Seitdem ihn die Stute warf.
Gruje tritt zu ihm heran,
Packt ihn bei der Mähne an,
Zieht und stößt — fest steht das Pferd,
Eines kühnen Reiters werth.
Aus dem Stall führt er das Thier,
Schmückt es mit des Sattels Zier —
„Dieser Gaul wird schon was taugen!"
Ruft er — küßt ihm beide Augen,
Und springt auf des Pferdes Rücken.
Grüne Funken in den Blicken
Macht's drei Sätze — klafterweit,
Und erscheint, zum Lauf bereit,
In des schönen Zelt's Bereiche,
Bei der dunklen Todeseiche!
Bleich vor Schrecken sieht's der Chan ꝛc.

Besonders merkwürdig erscheint der Zug, der in der Sage vom Roß Bayard und andern Sagen wiederkehrt, wonach ein Meisterroß in der ersten Zeit seines Lebens die Sonne nicht sehen darf. Das ist jedoch nur eine poetische Ausdrucksweise und will in unsrer gemeinen Sprache besagen, man soll ein Roß nicht eher reiten oder anspannen, bis es vollkommen erwachsen und stark geworden ist. In den Anmerkungen lesen wir: „Man war früher in der Moldau der Ansicht, daß, um ein ausgezeichnetes Pferd zu erziehen, man es die ersten drei Jahre in einem vollständig dunkelen Stall halten müsse. Alle die in den Volkserzählungen bezeichneten Pferde — und es gibt ihrer mehrere — haben ihre ersten Lebensjahre auf diese Weise zugebracht. Die Race der moldauischen Pferde war früher im ganzen

Orient berühmt, man erinnert sich noch des türkischen Spruches: Agem dilberi, Bogdan bargiri mechurdir — nichts ist so schön wie ein persischer Jüngling und ein moldauisches Pferd. Heutzutage hat der Rumäne viel von der Liebe für sein Pferd verloren, er spannt es nicht selten ein, wenn es erst anderthalb Jahre alt ist."

Ein rumänisches Volkslied erklärt aus einem vielleicht sehr alten Mythus die Entstehung des Sonnen- und Mondlaufes. Der Sonnengott verliebt sich in seine eigene Schwester, die Mondgöttin, und heirathet sie. Aber während der Hochzeit greift eine Hand vom Himmel herab und entführt die Braut, um das unnatürliche Bündniß zu trennen.

Eine Hand vom Himmel hebt
Sie empor — und wie sie schwebt
Hoch über dem Erdenrund,
Stürzt sie in des Meeres Grund!
Und wie sie im Meere liegt,
Wird ein goldner Fisch aus ihr!
Auch der Sonne Antlitz bleicht:
In die Luft sie langsam steigt,
Läßt sich aber gleich hinab
In das kühle Wellengrab
Zu der Schwester Iliana,
Iliana Kosynzana!
Aber Gott, der Tag und Nacht
Ueber Erd' und Himmel wacht,
Streckt' in's Wasser seine Hand,
Wo er bald den Goldfisch fand,
Warf ihn an des Himmels Dom, —
Und es ward der Mond daraus!
Darauf sprach der liebe Gott —
(Wenn er sprach, der liebe Gott,
Zitterte das Erdenrund,
Schäumt' das Meer bis auf den Grund;
Mußten sich die Berge beugen,
Und die Menschen zitternd schweigen;)
„Iliana
Kosynzana,
Und du Sonne, leuchtend Wesen,
Sündenfreier Himmelskörper,
Mit dem Aug' dürft ihr euch sehn,
Aber nie zusammen gehn:
Das darf nimmermehr geschehn:
Ewig sollt ihr euch verfolgen,
Hoch am Himmel ewig kreisen,
Und die dunkle Welt beleuchten!"

Ein Volkslied wiederholt die tragische Geschichte der Tochter Jephta. Held Manoli gelobt, wenn ihm sein Unternehmen gelänge, das erste Weib, das ihm begegne, zu opfern. Es ist aber sein eigenes, geliebtes Weib.

Eines der schönsten Lieder ist das von Stojan. Er kämpft mit einem Andern. Sein Weib sieht ruhig zu.

Seines Gegners Gürtel packend,
Rüstet Jeder sich zum Kampfe,
Bald wie eingegraben ringend,
Bald den Berg hinunter rollend —
Sieger war bis da noch Keiner.
Doch wird Stojan's Hochmuth kleiner —
Flatternd zeigt der Gürtel Lücken,
Und des Feindes Arme drücken
Sich wie Eisen in den Rücken!
Ruhig sieht die Schöne zu —
Nur die Augen blitzen hell,
Und der Busen hebt sich schnell
Da ruft angestrengt Stojan
Die Geliebte also an:
„Komm' und helfe Deinem Mann,
Zieh' den Gürtel fester an,
Sonst werd' ich vom Drucke schwach!
Meine Kräfte geben nach,
Und mein ganzer Ruhm ist hin!"
„Nein, Stojan, das thu' ich nimmer,
Denn Ihr kämpft auf Treu' und Glauben:
Wer sich Sieger nennen kann
In dem Kampf, der wird mein Mann!"
Als Stojan das Wort vernimmt,
Kämpft er wie ein Leu ergrimmt,
Strengt die letzten Kräfte an,
Hebt den Gegner in die Höh',
Und wirft so ihn an den Boden,
Daß der Sturz die Erde spaltet.

Als Sieger geht er nun aber ingrimmig auf sein Weib los, weil sie ihm nicht geholfen hat. Sie bleibt bei seinen Vorwürfen ruhig:

„Was Du sagst, Stojan, ist wahr,
Und ich bin dabei geblieben:
Nur den Tapfern kann ich lieben,
Der von Weibern — wenn ihm bangt —
Eine Hülfe nie verlangt!"

Er wird immer wüthender und droht ihr den Kopf abzuschlagen:

„Nimm den Kopf, Dein Eigenthum:
Schlag' ihn ab zu Deinem Ruhm,
Thu's und lern' von einem Weibe,
Wie ein Mann einmal zu sterben!"

Da hält er sich nicht länger und schlägt ihr den Kopf wirklich ab. Das ist ein echtes Volkslied, poetisch und barbarisch zugleich.

Von dieser Art ist auch der Fluch eines Weibes:

„Mög' neunmal Dich verführen der Liebe süßer Lohn,
Und jedes Deiner Weiber Dir schenken einen Sohn;

Doch jedes Söhnchen thue Dir neunmal größ'res Leid,
Als Du mir Armen thatest, seit Du um mich gefreit!

Dann sei Dir eine Tochter vom zehnten Weib geschenkt,
Die Dich als Greis im Kerker mit trübem Wasser tränkt!"

In einer hübschen Legende wird der Zorn des Teufels über die Glocke einer Wallfahrtskirche mit frommem Humor sehr gut geschildert. Dabei auch eine reiche Staffirung des Landschaftsbildes.

Wüthend heult der Böse wieder,
Denn in Reihen zieh'n Rumänen,
Wie ein blendend weißes Band;
Frau'n mit Blumen in der Hand,
Kräft'ge Kinder, schöne Mädchen,
Jünglinge mit langen Flechten
Zieh'n an steilen Höhen nieder
Sich'ren Schritt's, verschwinden wieder,
Wenn des Waldes Nacht sie deckt,
Waten durch des Waldbach's Bett,
Steigen über hohe Felsen,
Zieh'n durch schwarze, tiefe Thäler,
Ohne Rast und ohne Ruh'
Jener fernen Kirche zu,
Wo vom Thurm, hoch in der Luft
Feierlich die Glocke ruft. —

Am Schluß noch einige moderne Lieder, auf die wir nicht näher eingehen.

---

## Naturschilderungen.

Ein Strauß aus Norwegens Wäldern. Von Bernhard Herre. Aus dem Norwegischen übersetzt von B. Th. Leipzig, Hermann Schultze, 1856.

Nicht sowohl ein Blumen- oder Beerenstrauß aus den Wäldern, als große Ueberblicke über die Wälder Norwegens. Nicht Blumen-, sondern Landschaftsmalerei. Der Verfasser hat Everdingens berühmte Bilder in Worte übersetzt. Es sind dieselben melancholischen Waldgegenden, in die uns Everdingen, der Maler, versetzt und Herre, der Dichter.

Schnaase in seinen niederländischen Briefen hat die Bilder Everdingens am besten charakterisirt, worauf wir verweisen wollen. Damit stimmen die im vorliegenden kleinen Buch enthaltenen Gemälde auffallend überein. Wir theilen einige derselben mit. „Ungefähr drei Viertelmeile nordöstlich vom Felsensäter im Krogskoven fließen zwischen geheimnißvollen, unbekannten Landschaften zwei Flüsse, welche nur Wenige auf dieser Strecke ihres Laufes gesehen haben. Ihr Lauf ist hier reißend und gewaltsam; hier zerknicken sie die Tannen und stürzen sich die Felsen herab und die Berge seufzen bei ihrem Getöse. Die Strahlen der Sonne spielen zwischen den dunklen Nadelbäumen und auf dem Staubregen des Wasserfalls, und der Fluß kennt hier keine andre Brücke, als den Regenbogen, den launenvolle Sommertage darüber bauen. Das Bett dieser Wasser ist tief und schwarz, weißliche, halb verwitterte Birkenstämme liegen hier und da in den Strömungen. Jene einsamen Landschaften, welche die Flüsse vor ihrer Vereinigung umgeben, empfangen ihren eigenthümlichen Charakter durch die waldbedeckten Felsen, die sich an den Flußufern erheben und sich dann wieder zu langen, öden Moorstrecken hinabsenken. Unter diesen kahlen Flächen ist doch ein Moorgrund, auf dessen lichtgrünen, sammetweichen Teppich einige verkrüppelte Tannen zu sehen sind, und in der Nähe der Felsen ein Paar hohe, rothstämmige Kiefern, die bei dem leisesten Windhauche die schwärzlichen Kronen bewegen. Die weißen, baumwollenartigen Blumen des Moltegrases sind über das ganze Moor zerstreut und einzelne Wachholdergebüsche strecken ihre grauen Zweige über den grünen Boden. Ungefähr mitten im Moor schimmert noch zwischen hohem, verwachsenen Rohr der letzte Ueberrest des Sees, der in alten Tagen ohne Zweifel über dieser Fläche gewogt hat. Aber nach Norden zu steht der Wald wieder hoch und kräftig und die Landschaft steigt sanft zu den höheren Felsenstrecken hinauf; und hier sind grüne Partien, über denen ein frischeres Leben ausgebreitet ist. Den Rahmen der Landschaft bildet überall der tiefe stille Wald und eine geheimnißvolle Einsamkeit schwebt über diesen fernen, gleichsam verschlossenen Gegenden." S. 32.

„Eine schwarze, düstere Vertiefung bezeichnet den Lauf des Flusses, der hier und da von seinen Wasserfällen weiße Staubwolken zwischen den Tannen empor wirft. Links im Ost liegt des Helgernsees dunkle Fläche, von diesem Wasser tönt ein Brausen herauf, wie der gedämpfte Seufzer der schwermüthigen Alfen der Gegend. Ueber die fernen Bergrücken hängt der Regen seine nasse Decke. Kein wechselndes Licht bringt Leben in diese Landschaft. Die einzigen Gegenstände, auf denen das Auge ruht, und die Unterbrechung in diese trübe Einförmigkeit bringen, die sich weit und breit entfaltet,

wenn man an einem regnerischen Oktobertage von einem hohen Standpunkte über diesen Waldstrich blickt, sind Forkjernbraaten mit seiner grünen Einhegung und kleinem See und des Helgeruns tannenumkränzter, tiefer Spiegel. Doch im Vordergrunde auf der Höhe ist die Abwechselung um desto reicher: die zerrissene Beschaffenheit des Bodens, dieses Chaos von Steinblöcken und Windbruch, wo die Regenbäche hervorschäumen aus den sammetschimmernden Moospartien und unter dem saftiggrünen Tannengestrüpp, das zwischen den alten, vom Sturm umgestürzten Stämmen und Wurzeln hervorschießt, könnte ein ganzes Dutzend Landschaftsmaler mit den reichsten Vordergrundstudien versehen." S. 78.

„Eine Herbstlandschaft ist werth, hier betrachtet zu werden. Die Fjellen erheben ihren grauen Scheitel nackt zum Himmel empor und das nasse Moos hängt weinend über die harten Kanten nieder; aber weiter hinab an den Abhängen und in den Thälern steht der Wald noch dunkel und stark; der kecke Bach stürzt von dem Bergrücken herab und einzelne Gruppen von Ebereschen haben ihre rothe Pracht unter den schwarzgrünen Wald gemischt. Eine Menge Raben fliegen unstät um die Abhänge — und unten im Thale am Ufer eines kleinen Sees steigt der Rauch über das Hüttendach eines einsamen Hofes empor. Buraas, Lörenskoven, Lasserud und Oeretsiske sind kleine Höfe, die alle an der Landstraße entlang liegen; aber nach Kampenhoug, Gaaslungen, Liggern, Tomte, Forkjernbraaten, Hakkloen und Trehörningen geht der Weg durch die wildesten Strecken, die ich je durchwandert habe, und gleichwohl wohnen Leute an diesen Orten, die sich im tiefsten Walde verbergen."

Großartiges Leben und Bewegung kommt in diese einsamen Gegenden nur durch die Stürme, die zuweilen so gewaltig werden, daß sie ganze Wälder niederbrechen und die Berge kahl fegen, vorbildend den Weltuntergang. „Steht man am Ufer eines Bergsees und betrachtet dessen Umgebungen, da fühlt man sich nur von dem dunklen, todtenstillen Walde umfangen. Die Gebirgsformen sind doch trotz all ihrer Wildheit abgerundet hier. Der ganze Strich gleicht einem aufgeregten und dann plötzlich erstarrten Meere, das der Sturm doch wieder in Bewegung bringen kann, wenn er hinfährt über die Kronen des Waldes. Und wo man hinsieht, und wo man wandert, trifft man auch noch auf die zurückgelassenen Spuren eines solchen Wetters. Es war den 7., 8. und 9. Mai des Jahres 1832, als diese Bergrücken es entgelten mußten, daß der Wald hier hoch, stolz und mächtig stand. Den Abend vor dem 7. war das Wetter klar, aber der nordwestliche Himmel flammte wie Feuer und einzelne Seufzer zitterten durch die Tannen. Mitternacht war kaum vorüber da ward der Himmel im Osten schwefelgelb und es stöhnte in den Bergen. Die Bäume bogen sich tief, aber richteten ihre Kronen stolz wieder empor; doch es war nur die Ruhe eines Augenblicks. Da raßte der Sturm gegen die Fielen, daß die Tanne stürzte und brach — und nun war nicht gut sein im Walde. Später boten die Marken ein jammervolles Bild dar. Der Wald war hinweg gestrichen und die Stirnen der Berge standen kahl; denn der Nordwind hatte selbst das Moos hinweg gepeitscht und jeden Halm davon geführt." S. 168.

Der Verfasser hat die norwegische Landschaft mit einer novellenartigen Liebesgeschichte staffirt. Das Geheimniß der alten Volkssage dagegen, das in jenen Wäldern und Fiorden schlummert, hat er nicht aufgedeckt. Eine einzige Sage, die er mittheilt, ist nicht echt, nicht volksmäßig. Olaf soll, als er eine Huldra liebte, in einen Adler verwandelt worden seyn und nun immer noch um die Geliebte schweben und sie, wenn sie schläft, mit seinen Flügeln fächeln. Diese Vorstellung ist so modern sentimental als möglich und nie im Volk entstanden. Albiörsens norwegische Volkssagen mögen zum Kriterium dienen.

Dieser kleine Tadel in Bezug auf die Staffage hindert uns jedoch nicht, dem Landschaftsgemälde an sich die Meisterschaft zuzuerkennen und unsre ganze Bewunderung derselben auszusprechen.

---

## Berichtigungen.

Die Abwesenheit des Herausgebers möge folgende Druckfehler in Nr. 47 entschuldigen: Seite 186, Spalte 1, Zeile 5 von unten lies: das Verbergen statt Verborgene. Sp. 2, Z. 18 v. u. l. höchlich st. höflich. S. 187, Sp. 1, Z. 8 v. oben l. hineingelogen. Sp. 2, Z. 5 v. u. l. von der Mörderhand. S. 188, Sp. 2, Z. 12 v. u. l. zu einer st. zu der.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, №. 50. 24. Juni 1857.

## Sittenkunde.

Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volks. Gesammelt und herausgegeben von J. V. Zingerle. Innsbruck, Wagner, 1857.

Herr Prof. Dr. Zingerle hat sich schon durch seine früheren Sammlungen aus Tirol (Sagen, Märchen) ein bedeutendes Verdienst um die deutsche Sagen- und Sittenkunde erworben. Hier theilt er ausschließlich Sitten und Bräuche, mehr oder weniger abergläubige Meinungen, und am Schluß eine Menge Kinderreime mit. Vieles davon bewahrt noch Erinnerungen des ältesten Heidenthums. In anderm überwiegt der christliche Einfluß. Alles aber dient zur Charakteristik des Volksstammes, seiner biedern Ehrlichkeit und zarten Gemüthlichkeit.

Man pflegt vom Standpunkt der modernen Schulbildung aus mit Geringschätzung auf den alten Aberglauben des Bauernvolks herabzusehen und die Schulmeister werden ausdrücklich beauftragt, denselben mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er enthält aber außerordentlich viel Gutes und Nützliches, besonders Pädagogisches. Was den Dorfkindern einfach durch den herkömmlichen Aberglauben angewöhnt wird, dient zu ihrer sittlichen Bildung und Veredlung oft viel mehr und haftet fester in ihnen, als was ihnen das moderne Schulmeisterthum vom Standpunkt rationalistischer Moral aus und im Sinn der „freien Selbstbestimmung" beibringt. Frommer Glaube macht Gehorsam und Unterlassen leicht; wenn man dagegen das Kind lehrt, nichts mehr zu glauben und überall nur seine eigene Vernunft zu fragen, so fragt es eben nur seine eigene Unvernunft und gibt seinen bösen Trieben nach. Nimmt man ihm die Furcht vor den geheimnißvollen Mächten, so fürchtet es sich bald auch nicht mehr vor der Uebertretung der Moralgesetze.

Der fromme Aberglaube in Tirol schützt z. B. die Vogelnester vor ihrer muthwilligen Zerstörung durch böse Buben viel besser, als dasselbe Polizeiverbote und schulmeisterliche Ermahnungen anderswo vermögen. Der fromme Aberglaube verbannt die Thierquälerei sicherer, als das alle Bemühungen unsres edlen Freundes in München vermögen. Der fromme Aberglaube verhütet unzählige Unarten, Vergehen und Verbrechen, weil er die Gewissen gefangen nimmt. Ist der zur Sünde Geneigte erst aufgeklärt, hat er mit dem frommen Aberglauben die Furcht vor Gott und der ewigen Gerechtigkeit verloren, so scheut er sich auch nicht mehr, das Verbrechen zu begehen. Der fromme Aberglaube war in früheren Zeiten überall und ist glücklicherweise beim Landvolk noch ein Hauptmoment in der Erziehung und Polizeihandhabung.

Ist eine poetische Täuschung dabei, so ist dieselbe doch von der unschuldigsten Art. Wenn unter den abergläubischen Meinungen des Tiroler Volks hier z. B. Nr. 21 vorkommt: „ein ungewaschenes Kind holt der Teufel, es muß dann sieben Jahre lang höllischer Thorwartel seyn," so ist es doch gewiß keine verdammenswerthe Lüge, mit der man das kindliche Gemüth erschrecken will, sondern eine durchaus zweckmäßige Mahnung an das Kind, es soll sich täglich waschen und reinlich sein. Bekanntlich beruht auf diesem Aberglauben das alte humoristische Märchen vom Bärenhäuter, was jedenfalls geistreicher ist, als das moderne Märchen vom Struwelpeter. Nimmt man an diesem letztern keinen Anstand, dann hat der schulmeisterliche Rationalismus auch kein Recht, den Aberglauben vom siebenjährigen Vorhöllendienste zu verwerfen. — Nr. 149. „Man soll kein Messer auf den Rücken legen, denn es thut den Engeln weh." Nr. 151. „Laß den Rechen

oder die Egge nicht auf dem Rücken liegen, sonst müssen die armen Seelen darauf reiten." Diese abergläubischen Meinungen wird jedermann für sehr zweckmäßig anerkennen müssen, weil sie Schaden verhüten. Nr. 163. „Ein Stück Brod, das auf den Boden gefallen, muß man küssen, ehe man es ißt." Diese schöne, auch durch ganz Italien verbreitete Sitte prägt den Kindern von Jugend auf ein, daß sie das Brod als unentbehrliche Gabe Gottes ehren sollen. Nr. 253. „Wenn die Besen in der Küche auswärts stehen, ist die Köchin eine Hexe." Das heißt, die Köchin soll alles in Ordnung halten, wenn sie sich nicht in schlechten Ruf bringen will. Nr. 316. „Wenn man den Jungen aus dem Nest das Rothschwänzchen nimmt, muß das Haus abbrennen." Nr. 320. „Wer ein solches Vögelchen tödtet, dessen Kühe geben rothe Milch." Nr. 829. „Man soll keine Frösche und Kröten tödten, weil arme Seelen darin sind." Wie zart berechnet ist dieser Aberglaube, um die Kinder von grausamer Behandlung unschuldiger Thiere zurückzuhalten!

Hieher gehört auch der mannigfache Aberglaube, der den „Unschuldigen" eine höhere Macht über die Natur und Geisterwelt beilegt. Nr. 497. „Auf der Burgeiser Alpe wachsen weiße Alpenrosen, die nur von unschuldigen Leuten gesehen werden können. Der Finder einer solchen Wunderblume muß sich wohl vor Bethörung hüten. Er darf von der erblickten Blume nicht wegsehen, sondern muß alsogleich seinen Hut oder sein Tüchlein darauf decken, Leute rufen und an der Stelle nachgraben. Thut er dies, wird er unter der Rosenstaude einen großen Schatz finden, und ihn erheben können." Nur Unschuldige finden die Unterwelt offen, kommen in Berührung mit den guten Eiben, können wunderbare Dinge sehen und verrichten, über Wasser gehen, ausgelöschte Lichter wieder anzünden. Dieses Moment der Heiligachtung der Unschuld ist aus unsrer modernen Pädagogik ganz verschwunden.

Die vorliegende Sammlung enthält auch reiche Beiträge zur symbolischen Botanik des alten deutschen Heidenthums. Nr. 504: „Die Trud drückt nicht blos die Menschen, sondern sitzt, wenn sie diese frei läßt, auch auf den Eschen. Daher kommt es auch, daß an der Esche so vielerlei verkrüppelte Bildungen vorkommen, die bald Bischofsstäben, bald Sicheln, bald andern sonderbaren Geräthen gleichsehen. (Vinschgau.)" Dieser Aberglaube scheint aus der uralten Vorstellung der Edda erklärt werden zu müssen, wonach die ersten Menschen aus Eschenbäumen gemacht wurden. Die Verwandtschaft der Esche mit den Menschen tritt auch in andern sagenhaften Zügen hervor. — Nr. 514. „Am Himmelbrande (verbascum) erkennt man das frühere oder spätere Anrücken des Winters. Steht ein Blüthenkränzchen tief am Stengel, so bedeutet dies frühen Schnee. Folgen auf eine Blütenreihe wieder Blätter, so wird es nach dem ersten Schnee lange nicht schneien. Stehen am Ende des Stengels erst Blüthen, so wird erst gegen Frühling viel Schnee fallen. (Innthal.) Der Himmelbrand gehört zu den Weihekräutern. (Etschland.)" Nr. 523. „Karwendel ist ein gar frommes Kraut und dem Teufel sehr verhaßt. Dies kommt daher, weil die Muttergottes, als sie übers Gebirge ging, sich auf einen Karwendelrasen niedersetzte und darauf rastete. Seitdem ist es gesegnet und hat wunderbare Kräfte, was folgende Geschichte am meisten beweist. Einmal ging eine Wöchnerin, die noch nicht aufgesegnet war, allein in die Kirche. Da blieb der Teufel, der über unaufgesegnete Wöchnerinnen Gewalt hat, nicht aus und wollte das Weib holen. Als sie dies merkte, floh sie auf einen Karwendelwasen, der am Wege war. Da hatte der Schwarze seine Macht über die Wöchnerin verloren, und verschwand mit den Worten:

Du verfluchtes Karwendelkraut,
Hast mir genommen meine Braut.

(Vinschgau.)"

Sehr eigenthümlich sind einige Vorstellungen von den Hexen. Nr. 671. „Wenn man eine Kerze aus Hummelwachs am Feste Mariä Lichtmeß in der Kirche weihen läßt und sie bei der Messe brennt, so müssen alle Hexen, die dabei zugegen sind, an diesem Lichte anzünden. (Eggenthal)." Nr. 595. „Bei Unwettern verbrennt man Hagelsteine oder schlägt solche mit einer Hacke in den Boden hinein. Denn was man den Hagelsteinen anthut, geschieht der Wetterhexe selbst; sie mag noch so weit entfernt sein. (Stockach.)"

Eben so originell sind einige Volksgebräuche, stammend aus der Heidenzeit. Nr. 693. „Am letzten Faschingsabende war früher das Perchtenlaufen üblich. Es war eine Art Maskenzug. Die Vermummten hießen Perchten. Man unterschied sie in schöne und schieche (häßliche). Erstere waren schön gekleidet, mit Bändern, Borten und ähnlichem geschmückt; letztere zogen sich so häßlich, als möglich, an, behängten sich mit Mäusen und Ratten, Ketten und Schellen. Alle Perchten trugen Stöcke. Die der schönen waren mit bunten Bändern geziert, die der häßlichen endeten oben in einen Teufelskopf. So ausgestattet sprangen und liefen die Perchten über die Gassen und kamen auch in die Häuser. Unter den schiechen Perchten war auch ein Aschen-

schütz, der mit einer Windbüchse Aschen und Ruß den Leuten ins Gesicht schoß. Die schönen Perchten theilten manchmal Geschenke aus. So ging es laut und fröhlich her, wenn die wilde Perchte nicht selbst darunter kam. Mischte sich dieses Gespenst darunter, so war das Spiel gefährlich. Die Anwesenheit der wilden Perchta erkannte man, wenn die Perchten ganz wild und rasend tobten und über den Brunnenstock hinaussprangen. In diesem Falle liefen die Perchten bald voll Furcht auseinander und suchten das nächste beste Haus zu erreichen. Denn sobald eine innerhalb der Dachtraufe war, konnte ihnen die Wilde nichts mehr anhaben. Im andern Falle zerriß sie jene, deren sie habhaft werden konnte. Noch heutzutage bezeichnet man Stätten, an denen von der wilden Perchta zerrissene Perchten begraben liegen. In einigen Orten z. B. in Oberlienz lebt die Sitte des Perchtenspringens noch theilweise fort. (Bei Lienz.)"

Nr. 701. „Im Oberinnthal werden am ersten Fastensonntag Scheiben geschlagen. Die Bursche ziehen auf einen Hügel hinaus und schüren ein großes Feuer an. Darauf nehmen sie Scheiben aus Erlenholz, die in der Mitte ein Loch haben, machen sie im Feuer glühend und schlagen sie mit einem geschickten Schwung fort, daß sie funkensprühend gen Thal fahren. So oft die Scheibe im Feuer umgedreht wird, sagt man:

Holepfann, Holepfann
Korn in der Wann,
Schmalz in der Pfann,
Pflueg in der Eard,
Schau wie die Schriba aussareart.

Diese Reime werden auch gesagt, wenn die Scheibe fortgeschleudert wird, und dabei der Name der Geliebten genannt. In dem Weiler Strohsack, Pettnau gegenüber, gingen einmal die Buben Scheiben schlagen. Wie sie in der ersten Arbeit begriffen waren, krachte es plötzlich auf dem Berge oben und ein ungeheures glühendes Faß rollte schnurgerade auf sie herunter. Voll Schrecken liefen sie auf und davon und dem nächsten Hause zu, wo sie alle mehr oder weniger verletzt, und vom Fasse verfolgt, ankamen. — Einmal schlugen die Buben von Perjen auf dem Leitenhügel Scheiben. Einer davon mußte nach Landeck und befahl den Kameraden, ihm seine Scheiben bei Seite zu legen. Er wolle sie nach seiner Zurückkunft allein schlagen. Der Bursche konnte erst spät Nachts von Landeck zurückkehren und sah, als er auf dem Wege zum Leitenhügel war, mit freudigem Staunen, daß die Scheiben bis auf den benachbarten Krähberg, wohl eine Stunde weit, hinüberflogen. Er eilte den Hügel hinauf, fand aber dort einen einäugigen gewaltigen Mann, mit riesigen Hörnern, am Feuer stehen und die Scheiben hinausschlagen. Voll Entsetzen eilte er nach Haus und war lange Zeit krank. (Oberinnthal.)" Der Einäugige könnte eine Erinnerung an Wuotan (Odin) seyn.

Nr. 831. „An den Thüren der Leonhardskirchen sind oft Hufeisen angemalt. Es soll vor alten Zeiten Sitte gewesen seyn, daß Ritter, so eine Reise unternahmen, ein Hufeisen dem Heiligen opferten und an die Kirchthüre anschlugen. (Bei Meran.)" Diese Bemerkung ist von Interesse, da dem Anschlag der Hufeisen auch andere Ursachen untergeschoben werden.

Nr. 865. „Am h. Christabend wurden die Elemente gefüttert, indem man Mehl in die Luft streute, etwas von einer Speise in die Erde vergrub, und etwas in den Brunnen und in's Feuer warf. Letzteres bekam sein Futter am längsten. In einem Hause wurde ungefähr vor vierzig Jahren dieser Brauch noch vollständig beobachtet. Noch vor wenigen Jahren schüttete ein altes Weib am heil. Abend beim Nachtmahlkochen einen Löffel voll Speisen in die Flammen. (Alpach.)"

Ein sehr gutes Beispiel des alten Aberglaubens vom Zauber, der in der Wintersonnenwendstunde vor sich geht, enthält Nr. 901. „Wenn man eine Kunst oder ein Handwerk vom Grund aus lernen will, so geht man in der Christnacht um halb zwölf Uhr auf einen Kreuzweg. Dort zieht man um sich einen Kreis und bleibt darin stehen, trotz aller Schrecknisse, die kommen werden. Denn bald glaubt man unter dem Rade eines großmächtigen Lastwagens zu liegen, bald springen fürchterliche Reiter mit geschwungenen Säbeln daher u. s. w. Diese Versuchungen dauern, bis in der Kirche zur heil. Wandlung geläutet wird. Tritt man während dieser schrecklichen Erscheinungen aus dem Kreise, so ist man ein Kind des Teufels; hält man aber muthig aus, so kommt der Schwarze wie er leibt und lebt und fragt nach dem Begehr. Hat man sein Anliegen vorgebracht, kann man es augenblicklich und der Teufel verschwindet. Einem kecken Burschen gelang dies Wagniß. Als er im Kreise stand, kam ein bekanntes Weib des Weges und lud ihn ein, mit ihr zu kommen und den Zelten anzuschneiden. Schon wollte er gehen, als ihn sein guter Geist erinnerte, dem Weibe nicht zu folgen. Als es zur Wandlung läutete, kam der Teufel und fragte nach dem Begehr des Burschen. Dieser verlangte eine Geige. Kaum war der Wunsch gethan, als der Schwarze ihm eine Geige so stark in die Rechte drückte, daß das Blut bei den Nägeln herausspritzte. Seit dem war der Bursche der beste Geiger weit und

breit. Er brauchte nur den Fidelbogen auf die Saiten zu legen und es gab die herrlichste Musik, denn der Teufel mußte selbst geigen. Die Kunst trug dem Burschen manchen Zwanziger ein und er verlebte glückliche Tage. Als er aber auf dem Todbette lag, konnte er nicht sterben und Gewissensbisse quälten ihn heftig. Da warfen seine Leute die Teufelsgeige ins Feuer, — und unter einem Höllenlärm verbrannte das Instrument. Kaum war dies geschehen, als der Geiger starb."

Der alte Gebrauch des Haarabschneidens als Strafe sittenloser Frauenzimmer kommt noch in Tirol vor. Nach Nr. 989 wird dem betreffenden Mädchen von den jungen Burschen des Dorfes der Zopf abgeschnitten und an einem öffentlichen Orte aufgehängt. Nr. 994 handelt von den „Nachtraupen. Mit diesem Namen bezeichnete man eine Gesellschaft von Buben, die auf geheimnißvolle Weise Volksgericht übten. Niemand außer den zum Bunde Gehörigen wußte, wer eine Nachtraupe sey. Verkappt oder sonst unkenntlich gemacht erschienen sie zur Nachtzeit, um Vergehen gegen das alte Herkommen und gute Sitte zu strafen Wenn ein Mädchen ihrem Geliebten treulos geworden war oder ihre Ehre verloren hatte, erschienen die Nachtraupen in ihrer Kammer, salbten die Schuldige mit Steinöl und schnitten ihr die Zöpfe ab. Dadurch war die Arme für lange Zeit gebrandmarkt. Erfuhren die Nachtraupen, daß ein Bursche ein Mädel unglücklich gemacht oder es treulos verlassen habe, erschienen sie Nachts vor seiner Kammer und forderten ihn heraus. Der Bursche mußte hervor kommen, mochte er wollen oder nicht. Er wurde dann vor die Wohnung des Mädels geführt, wo er die ‚offene Schuld' mit Einfügung seines Namens beten mußte. War dies geschehen, wurde er zum Brunnen geführt und dort dreimal in das kalte Wasser hineingestoßen. Daß diese Strafe besonders in kalten Winternächten eine höchst empfindliche war, versteht sich. Wenn ein Bauer nach dem Feierabendläuten oder an einem Bauernfeiertag Korn oder Heu einführte, blieb die Strafe nicht aus. Denn in dunkler Nacht kamen die Raupen, arbeiteten, und Morgens stand der Heu- oder Kornwagen geladen auf dem Hausdache. Pflügte ein Bauer noch nach dem Feierabendläuten oder an einem Feiertage, so fand er am folgenden Morgen den Pflug am Wipfel einer hohen Lärche, die bis zur Spitze entästet war. (Ulten.)" Wo noch solche Sitten walteten, war der Polizei und Criminaljustiz eine große Mühe erspart.

Aus den angeführten Proben wird man einigermaßen den Umfang und Reichthum des vorliegenden Werkes bemessen können. Wir empfehlen es allen Freunden der Volkskunde.

## Dichtkunst.

**Triclinium. In drei Gesängen von Lola Milford. Weimar, Kühn, 1856.**

Das Triclinium „Täuschung, Leichtsinn, Ernst" enthält Erinnerungen eines raffinirten Roué in poetischer Form. Die Grundlehre dieser Poesie ist „das getheilte Herz" oder, da unter dem Herzen hier nur der Sinnengenuß gemeint ist, die Polygamie. Den Ehemännern wird vorgeschrieben, ihren Frauen alles zu verzeihen, selber aber das Leben zu genießen und alle schönen Frauen nach einander zu lieben.

Wie man im Tanze wechselt den Begleiter,
In jenem Tanz, den Polen uns gelehrt,
Und wandelt stets mit einem neuen weiter,
Bis man zum ersten Führer heimgekehrt,
Mit Jedem freundlich und mit Jedem heiter,
Der eines Blickes, Wortes, Handdrucks werth;
Macht aus dem Ehstand eine Ritterlese
Und tanzt ihn, Frauen, wie die Polonaise.

Klatsch! Klatsch! nun laßt mich ein System entfalten,
Dem ein Verleger nur zum Drucke fehlt;
Ein bessres Leben ist uns vorbehalten,
Wann Jeder war mit Jeglicher vermählt,
Nicht früher geht's zu Ende mit dem Alten,
Wo lange schon das Einerlei uns quält;
Je mehr beschwingen wir den Ehstandsreigen,
Je früher muß sich die Vollendung zeigen.

. . . .

Ihr reinen Frauen, o ihr Heuchlerinnen,
Wie hab' ich euch geschworen ew'gen Haß!
Ihr steifen Puppen, ihr Engländerinnen —
Wie machet ihr das Leben leer und blaß!
Heil aber euch, verschriene Charitinnen,
Von denen jede eine Charitas;
Am höchsten stehet von den Wesen allen
Das Weib, das tiefempfindend ist gefallen.

Diese in ein poetisches Gewand gekleidete Gemeinheit spricht sich wenigstens ganz offen aus und heuchelt nicht mit „ewigen Gefühlen" und „hoch und hehr", wie Göthe so oft das Yanen seines Esels übersetzt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 51. 27. Juni 1857.


## Biographie.

Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Dr. G. Eilers, k. preuß. Geh. Regierungsrath a. D. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1857.

In diesem zweiten Theil seiner Lebensgeschichte schildert der Verfasser seinen Aufenthalt als Gymnasialdirector in Kreuznach, unmittelbar nach dem großen Kriege. Kirche und Schule waren auf dem linken Rheinufer unter der französischen Regierung fast gänzlich vernachläßigt worden „Die natürliche Folge dieser Gleichgültigkeit der französischen Landesverwaltung gegen Vorbereitungsschulen für die Universitäten war, daß junge Leute, welche sich dem geistlichen Stande widmeten, die Universitäten bezogen, ohne auch nur mit den nothdürftigsten Vorkenntnissen ausgerüstet zu seyn. Ich habe in Heidelberg mehre kennen gelernt, die erst dort anfingen, die griechischen Conjugationen zu lernen, also nicht im Stande waren, ein exegetisches Collegium mit Nutzen zu hören. Die ihnen in ihrer Heimath bevorstehenden Prüfungen konnten ihnen auch nicht zum Antriebe dienen; denn ihre Examinatoren ermangelten selbst der theologischen Wissenschaftlichkeit. Wie hätte man auch in den Zeiten der revolutionären Unruhen und Wirren an Studien denken können? So ging es denn immer tiefer abwärts mit dem innersten Leben der evangelischen Kirche in der Rheinprovinz. — Es könnte gehässig erscheinen, wenn ich aus theologischen Gesprächen, die ich im Laufe der zwanziger Jahre mit einzelnen und unter diesen auch höher und höchst gestellten Geistlichen zu halten Gelegenheit hatte, den unglaublichen Mangel an theologischer und wissenschaftlicher Bildung beispielsweise anschaulich machen wollte; aber soviel darf ich, ohne Jemanden zu verletzen, wohl sagen, daß sie, mit Ausnahme des Pfarrers Weinmann in Heddesheim, die Bibel in der Grundsprache nicht lesen konnten, von der Kirchen- und Dogmengeschichte nur Oberflächliches wußten, die Unterscheidungslehren der evangelischen und katholischen, der reformirten und lutherischen Kirche nicht, wenigstens nicht gründlich, kannten, und auch in dem wichtigsten Theile der praktischen Theologie, in der Homiletik, wenig bewandert waren. Die pfarramtliche Seelsorge war fast ganz aus der Uebung gekommen. Die hergebrachten Hausbesuche fanden zwar noch statt, hatten sich aber in heitere gesellige verwandelt, wobei von geistlichen und seelsorgerlichen Angelegenheiten nie die Rede war. Bei den Katholischen war es nicht anders. Einer meiner katholischen Freunde erzählte mir, ein Hausvater habe bei Gelegenheit eines solchen Pfarrbesuchs dem Pfarrer in lustiger treuherziger Weinlaune gesagt: ‚Wie freue ich mich, Herr Pfarrer, daß Sie für meine Seele sorgen!' und auf die Frage: Wie so? zur Antwort erhalten: ‚Ei, weil ich es dann nicht zu thun brauche.' Dieser Witz habe dem Pfarrer und der ganzen Hausgesellschaft sehr wohl gefallen.“ Am meisten wurde nach des Verfassers Ansicht die evangelische Kirche durch den wissenschaftlichen Geist von Bonn aus (unter Nitzsch) gefördert, aber auch durch die Agende. „Dankbarkeit ließ die kreuznacher Superintendenten die Agende mit andern, günstigern Augen ansehen. Sie fanden nun doch, daß die Gebete und Formulare den alten lutherischen Kirchenordnungen nicht fremd seyen, daß die liturgischen Gesänge wohl geeignet seyen, die Gemeinde in eine erbauliche Stimmung zu versetzen, und daß das Kreuz ein uraltes echtchristliches Symbol sey. An die Spitzfindigkeiten des Unterschiedes in der Abendmahlslehre dachte Niemand. Ich kann in Wahrheit sagen, daß viele Geistliche sie nicht einmal kannten. Es genügte Allen, daß die biblischen Einsetzungsworte

gesprochen wurden. Mehr Bedenken erregten reine Aeußerlichkeiten, z. B. die Form des Brods beim Abendmahl, eine Frage, worauf auch die geistlichen Mitglieder des Ministeriums so großes Gewicht legten, daß sie bei Berliner Bäckern allerlei Probeformen anfertigen ließen, welche dann auf dem grünen Tische zur nähern Prüfung und dissentirenden Besprechungen ausgebreitet wurden. — Sie nahmen die Agende an und gaben damit ein Beispiel, welchem sogleich viele Andere folgten; denn ihr Märtyrerthum hatte ihnen Ansehen und Einfluß verschafft. Ihre Namen wurden nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England genannt. Die Broschüren ‚Für' gingen reißend ab, die Broschüren ‚Wider' wurden später als Makulatur verkauft, woran die Koblenzer Käsekrämer lange Zeit genug hatten. Es dauerte nicht lange, so wurde die Agende von den meisten evangelischen Gemeinden in der Rheinprovinz angenommen und gebraucht. Von da an datirt sich die Belebung des christlichen Geistes in der Provinz. Niemand kann mehr die Methode der Einführung der Union und Agende von Seiten der hochgestellten kirchlichen Organe in Berlin tadeln, als ich es von Anfang an gethan habe und noch thue; aber wirkungslos war sie nicht."

Interessant wäre eine Darstellung der noch ungleich größeren Veränderung, die in der katholischen Bevölkerung der Rheinlande seit 40 Jahren vor sich gegangen ist. Darauf geht aber der protestantische Verfasser nicht ein.

Am lehrreichsten ist vorliegendes Buch in Bezug auf die Geschichte des deutschen und speciell preußischen Schulwesens. Herr Eilers blühte in einer Zeit auf, in welcher der Staat und die öffentliche Meinung ihre glänzendsten Hoffnungen auf die Schule setzten. Es war die Zeit der Fichte-Pestalozzi'schen Schwärmerei. Die letzte Generation war durch die Niederlage unter Napoleon ihrer mannigfachen Verkehrtheiten und Verdorbenheiten überführt worden. Man sehnte sich nach einem besseren Geschlecht und wollte es künstlich in der Schule erziehen. Von der untersten Volksschule an, die durch die neuen Schullehrerseminare erleuchtet und befruchtet werden sollte, bis hinauf zur Akademie der Hauptstadt bildete sich eine pädagogische Hierarchie aus, die von Seiten des Staats auf alle Art unterstützt wurde und damals auch der größten Popularität sich erfreute. Aber dieses ganze Schulwesen war von antikirchlichem Geiste durchdrungen. Es culminirte zuerst in der Fichte'schen, später in der Hegel'schen Philosophie. Es forderte volle Unabhängigkeit des Unterrichts von der Kirche, es verachtete die Kirche, es ging in den vierziger Jahren direkt darauf aus, die Kirche sogar zu vernichten. Der neue Aufschwung des kirchlichen Geistes und Lebens erfolgte trotz der Schule und immer nur im Kampf mit der Schule, welche durch und durch heidnisch war und blieb. Als zum erstenmal Minister Eichhorn die Schule zu Handen der Kirche nehmen wollte, unterlag er, trotz seiner guten Sache und der Gunst des Königs, den unversöhnlichsten Anfeindungen.

Die Verachtung, mit welcher die Kirche von der Schule aus behandelt wurde, hatte ihren Grund nicht blos in der Arroganz der Philosophen, sondern auch in dem Cynismus der in ihr classisches Heidenthum völlig vernarrten Philologen. „Einige Häupter der Philologenschulen damaliger Zeit, F. A. Wolf an ihrer Spitze, hatten nach der sittlichen und pädagogischen Seite hin sehr lockere Grundsätze. Ein rechter φιλόλογος, sagten sie, müsse auch ein wackerer φιλαοιδός seyn, verbanden aber mit Sänger und Gesang in der Praxis einen mit Wohlanständigkeit und edler Sitte nicht vereinbaren Begriff. Theologie und Theologen verspotteten sie und verhöhnten junge Theologen, die sich für den Schuldienst philologische Kenntnisse bei ihnen erwerben wollten. Sie wollten ihr Reich allein und mit Kirchendienern keine Gemeinschaft haben. Sie erklärten sogenannte christliche Zucht und Sitte auf Gymnasien für eine längst beseitigte Thorheit und lehrten ihre Schüler: sie hätten weiter nichts zu thun, als die Jugend recht gründlich in das griechische und römische Alterthum einzuführen; alles Andere könne man ruhig der dem Menschen inwohnenden sittlichen Gewalt überlassen. Diese mitunter von obenher begünstigte Richtung hat unsere Gymnasien des pädagogischen und religiösen Elements auf lange Zeit beraubt und es den folgenden Unterrichtsbehörden aufs äußerste erschwert, das Verlorene wiederzugewinnen. Was man zunächst durch Prüfungsreglements wiedergewann, war meistens Erquältes und nicht echter Beschaffenheit, zum Theil auch, was vielleicht noch schlimmer war, herzloser Symboleifer und Spiel mit christlichen Sprüchen auf Briefbogen. Wie jene Häupter dachten, so zu denken beeiferten sich auch ihre Schüler; das Schlimmste aber war, daß die Schüler auch die sittlichen Schwächen und Fehler der großen Meister rühmten und nachahmten. Es gehöre, meinten sie, zu einem Philologen von echtem Schrot und Korn, kein Philister zu sein, und da sittliches Leben und Philisterthum fast gleiche Bedeutung hatten, so wurden die Gelbschnäbel durch die Mahnung, welche mitunter von Professoren selbst bei ihren ersten Besuchen an sie erging, keine Philister zu seyn, von vornherein in das Gebiet der Rohheit und Unsittlichkeit

hineingelenkt. Professor Heinrich erschien den Studenten in einem glänzenden Licht, als er in Kreuznach das Bibelfest in allerrohester Weise störte, die Geistlichen ärgerte, den Vers ‚Heut kehren wir bei Pfaffen ein' mit seiner alle andern Stimmen überwältigenden Baßstimme intonirte, und den Geistlichen höhnisch den Vorschlag machte, sie sollten von nun das ‚Deutsche Haus' das Haus zur deutschen Bibelgesellschaft nennen. Das gefiel seinen Schülern ungemein wohl, und mit besonderem Behagen theilte einer von ihnen die prächtigen lateinischen Phrasen mit, wodurch er einen Superintendenten im Holsteinischen zu Tode geärgert. Twesten wird noch wohl wissen, was das für eine Schmähschrift war. Sie wurde wegen ihrer kunstvollen Latinität bewundert und, wenn ich nicht irre, bei Gelegenheit der Harms'schen Thesenstreitigkeiten geschrieben. — Ebenso wurde der geistvolle und scharfsinnige Bearbeiter des ‚Oedipus Koloneus', Karl Christian Reisig, wegen seines Verkehrs mit materiellen Spirituosen höchlich gepriesen und mit dem Sprüchelchen: ‚Spiritus intus alit,' nachahmungswürdig gefunden. Und was sollte nicht Alles F. A. Wolf gesagt und gethan haben!"

Ein christlich gesinnter Lehrer hatte unter diesen Umständen einen schweren Stand.

Indem die Pädagogen damals die erste Rolle unter den Lenkern der Menschheit usurpirten und schon förmlich an die Stelle der ganz überflüssig gewordenen Priester getreten zu seyn glaubten, überschätzte wieder jeder einzelne Lehrer sein Lieblingsfach und wollte es zum ersten machen. Einer stieß immer den andern weg, um die Jugend für sich allein in Anspruch zu nehmen und so wurde die arme Jugend hin- und hergerissen und mit Leistungen überbürdet. „Um die den einzelnen Lehrgegenständen gesteckten Ziele zu erreichen, mußte man Fachlehrer anstellen und überhaupt die Zahl der Lehrer vermehren. Da wurde denn das Uebel erst recht schlimm. Jeder Fachlehrer nahm Zeit und Kraft der Schüler für seinen Gegenstand in Anspruch und sie übten, indem sie untereinander in Streit geriethen, jeder für sich nach Kräften jenen Geist und Leben tödtenden Druck auf die Jugend, worüber sich die Eltern mit so vielem Recht seit Jahren beschwert haben und noch beschweren. Die classischen Philologen, welche Jakob Grimm ‚vornehmer, streitsüchtiger und gegen Fehler unbarmherziger' nennt als alle andern Fachgelehrten, wollten sich ihre alte Herrschaft und ihre alte Ehre nicht nehmen lassen; die Mathematiker, ebenso hochmüthig und streitsüchtig, machten die ihnen in dem Abiturientenreglement auferlegte Pflicht geltend, und die Uebrigen thaten auch das Ihrige, um mit Ehren bestehen zu können. Es gibt nur wenige Lehrerconferenzen, wo es friedlich und mit harmonischer Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit der Schüler hergeht. Der Eine ruft: Griechisch und Lateinisch! der Andere: Mathematik und Physik! der Dritte: Geschichte und Geographie! der Vierte: Deutsche Sprache und Nibelungen! der Fünfte: Neuere Sprachen! der Sechste: Philosophische Propädeutik! und dann will doch auch der Geistliche für den Religionsunterricht sein Recht. So von verschiedenen Seiten her angerufen bleibt dem Director kaum etwas Anderes übrig, als die geistige und körperliche Gesundheit der Jugend den Drängern preiszugeben. Zur Vertheidigung des Vielerlei und der gesteigerten Forderungen im Einzelnen hat man auf die Vervollkommnung der Lehrmethoden und der Lehrmittel hingewiesen. Wie schlimm es damit in der Wirklichkeit aussieht, wissen alle einsichtigen Schulräthe; aber Die, welche die Macht etwa in Händen hätten, es zu ändern, wissen es nicht, und können es nicht wissen. Ich wenigstens habe keinen Präsidenten und keinen Minister kennen gelernt, der etwas Rechtes vom Schulwesen verstanden hätte."

Des weitern erörtert der vielerfahrene Verfasser die Leiden und Mühen eines Gymnasialdirectors im Conflict mit der Unvernunft der Eltern, mit dem schon in dem Knaben selbst sich regenden Zeitbewußtseyn und mit dem Eigensinn, dem Neide und nicht selten der Schlechtigkeit der Lehrer. Seine Biographie führt uns nur zu viele Beispiele von durchaus untauglichen und unwürdigen Lehrern vor, welche durch vornehme Protection Anstellung gefunden hatten und die der Director fort und fort „schonen" sollte.

Von der Noth in den Gymnasien geht Ellers auch zu der in den Volksschulen über. Es freut uns, daß er den Grund des Uebels erkennt, auf den wir in unsern Blättern schon seit Jahren hingewiesen haben. „Was schaffen die 60—70,000 Lehrer aller Grade, welche Deutschland mit einem ungeheuern Kostenaufwande unterhält? Wohin führen sie die heranwachsende Generation? Wer dieser Frage näher nachgeht, gelangt zu betrübenden Resultaten. Werfen wir einen Blick auf das Volksschulwesen, so treten uns sogleich Uebelstände der schlimmsten Art entgegen. Die Frankfurter Nationalversammlung, erzählt uns Jakob Grimm, sah sich mit Bittschriften und Anträgen der Schullehrer fast überfluthet. Sie wollten höher und unabhängiger gestellt werden, das ganze Reich in ein Schulregiment umgewandelt wissen. ‚Es ist nicht unbekannt,' heißt es wörtlich bei Jakob Grimm, ‚welcher Zusammenhang zwischen unruhigen Lehrern, Communisten und Proletariern fast durchgehends stattfand und nicht ohne Ge-

fahr für die Gemeinde bleiben konnte; den schlüpfrigen Abweg selbst betretend, trugen sie eifrig dazu bei, das Volk auf ihn zu verleiten. Dem großen Haufen pflegt ein Grund, dessen sie zur Geltendmachung ihres Verlangens sich bedienen, scheinbar einzuleuchten. Da ihnen, sagen sie, das edelste, kostbarste Gut aller Menschen, die Kinder und deren geistige Entwickelung, empfohlen sey, könne man sie nicht gering wie Handwerker setzen, die nur dem leiblichen Wohl fröhnen, vielmehr Amt und Beruf müsse ihnen die Ansprüche wahrer Staatsdiener auf anständiges Auskommen, genügende Versorgung im Alter und Wittwengehalte sichern." Ich habe viele dieser hochmüthigen und ganz verdrehten Leute in den Schulen selbst kennen gelernt und kann also die Wahrheit dessen, was Jakob Grimm sagt, aus eigener Erfahrung bestätigen, ja, ich könnte noch Schlimmeres, was ihre Wirksamkeit in den Schulen angeht, hinzufügen. Dieses nicht genug zu beklagende Uebel ist aus den Schullehrerseminarien hervorgegangen, die ihrerseits ihr Daseyn verkehrten und verderblichen Ideen von Hebung der Volksbildung zu verdanken haben."

Die Zeit wird unfehlbar kommen, in der man alle Schullehrerseminare auf deutschem Boden wieder aufheben und den Volksunterricht auf die einfache Grundlage zurückführen wird, welche die allein natürliche und zweckmäßige ist und die kostbaren Apparate des Seminarwesens ausschließt. Die Seminare sind erst zu Anfang des Jahrhunderts aufgekommen, als ein Ausdruck der Unnatur und Verkehrtheit in den Ansichten damaliger Modephilosophen und schwacher Staatsmänner. Sie sollten für die gesammte Bevölkerung Musterpädagogen liefern, um ein Mustervolk zu erziehen; aber sie haben die Massen nicht besser und auch nicht gescheidter gemacht. Und das Schlimmste ist, aus ihnen ging ein neuer Stand hervor, der vorher gar nicht existirt, noch irgend nöthig erfunden wurde, der jetzt aber, trotzdem daß er nur schadet und nichts nützt, die ungeheuersten Ansprüche macht. Ein Stand, der fort und fort, weil er nie befriedigt werden kann, weil seine ganze Existenz eine absolut überflüssige und unnatürliche ist, revolutionäres Feuer in die Nation gießen wird.

Die Dorfkinder kommen mit dem nöthigen Religionsunterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen vollständig aus. Alles was darüber ist, das ist vom Uebel. Sie brauchen nur wenige Unterrichtsstunden des Winters und sollten mit Fug im Sommer ihren Eltern bei der Arbeit helfen dürfen. Ihren Unterricht kann ein Schulmeister, der daneben noch ein andres Geschäft hat, um geringen Lohn besorgen. Es kommt darauf an, den, der dazu moralisch befähigt ist, zu finden, nicht einen Gelehrten. Auch muß er nicht mehr seyn, oder seyn wollen, als der Bauer selbst. Alle die Schulmeister dagegen, die, auf den Seminarien wie auf Universitäten gebildet, sich als Herren aus der Stadt geberden, sich über die Bauern, sogar über den Pfarrer erheben, die Köpfe den Bauernkindern mit gelehrtem Unsinn anfüllen, sie zu einem durchaus unnützen, ja schädlichen und grausamen Stubenhocken verdammen, den Bauern zur Plage und Last werden und sich selbst beständig beklagen und unzufrieden bezeugen, alle diese sind ein Fluch für das Landvolk.

Wie Eilers von Kreuznach nach Coblenz versetzt und von den damals herrschenden Hegelianern verfolgt wurde, wird er uns im nächsten Bande erzählen. Beiläufig bemerken wir, er hätte sich hin und wieder etwas kürzer fassen dürfen.

Von besonderem Interesse sind einige dem Werke eingestreute Charakterbilder z. B. des General von Thielmann und des Herodotübersetzers Lange. Von diesem Manne, dessen bewundernswürdiges Buch mit Recht die allgemeinste Anerkennung gefunden, hat man doch bisher wenig erfahren. „Er gehört zu den geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Selbst stets heiter besaß er die schöne gesellige Tugend, Alles um sich her durch witzige und sinnreiche, nie boshafte Bemerkungen zu erheitern, weshalb er denn auch überall gern gesehen wurde. Dabei war er ein gründlicher Philolog und besonders mit Homer und Herodot vertraut, mit Letzterm in dem Maße, daß er diesen Vater der Geschichte in seiner ganzen naiven Eigenthümlichkeit verdeutschen konnte, wie kein Anderer vor ihm es vermocht hatte. Philologen rühmen seine Uebersetzung als unübertrefflich, und populäre Kalender- und Wandsbecker-Boten-Schriftsteller haben sich nach ihr zu bilden gesucht. In der Zeit der beginnenden Freiheitskriege hatte er ebenso gefährliche als wichtige Dienste geleistet, war von den Franzosen als Spion gefangengenommen worden und hatte längere Zeit in Prag in einem düstern Gefängniß geschmachtet. Seine patriotische Begeisterung war mehr deutsch-preußisch als preußisch-deutsch. Ein Freund Schleiermachers, geißelte er die Partei Schmalz-Kamptz oft nur zu unvorsichtig mit seinem Witze. Um die Belebung des Schulwesens in der Rheinprovinz hat er sich große, nicht genug anerkannte Verdienste erworben."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, — N° 52. — 1. Juli 1857.


## Staatenkunde.

Geschichte und heutige Gestalt der Aemter in England mit Einschluß des Heeres, der Gerichte, der Kirche, des Hofstaats von Dr. Rudolph Gneist. Berlin, Springer, 1857.

Ein mit viel Verstand geschriebenes und ungemein lehrreiches Buch.

Der Verfasser hat es nicht wie ein gewöhnliches Geschichts- oder statistisches Werk behandelt, sondern einen patriotischen Zweck damit verbunden. Er will die verworrenen Begriffe der Deutschen von ihrem eigenen Staatswesen aufklären durch den Hinblick auf das englische. „Der wirkliche Staat in seiner Einheit und Rechtscontinuität ist der Boden, auf dem eine Versöhnung der Gegensätze möglich ist, welche seit einem Menschenalter Deutschland bewegen. Nicht zu hoffen ist sie freilich, so lange die Meinung herrscht, daß unsere Staats- und Rechtsentwickelung seit Jahrhunderten sich auf Irrwegen befinde. Wo solche Vorstellungen als Grundzug durch philosophische, juristische und theologische Schulen hindurchgehen, ist noch immer ein nervöser Zustand der Nation vorhanden, in welchem die objective Anschauung vom Staate verloren geht. Sie wieder zu gewinnen wirkt das Leben einer Staatsverfassung stärker als die Wissenschaft; doch ist die Vergleichung eines fremden Staats stets ein Hülfsmittel. Die Universalität des deutschen Geistes liebt ohnehin stetige Vergleichungen mit fremden Nationen. Nachdem das französische Staatswesen aufgehört hat, das mustergültige Vorbild zu seyn, tritt stärker als jemals England für uns in den Vordergrund." Das sind sehr beherzigenswerthe Gedanken.

Die eigenthümliche Verfassung und Verwaltung Englands wird uns nun in eben so gründlicher als klarer Art in ihren historischen Grundlagen nachgewiesen und ausführlich erörtert. Wir heben nur einige Hauptsachen hervor, die zur Orientirung am unentbehrlichsten sind: „Als Zeichen des Abschlusses der Verfassung finden wir im 18. Jahrhundert zwei politische Parteien, welche abwechselnd die Regierung des Landes übernehmen. — eine nothwendige Folge des Wegfalls der persönlichen Regierung des Königs. Die vereinigte Gentry hatte Jacob II. überwunden. Parlaments-, Grafschafts- und Corporations-Verfassung, der ganze bisherige Rechtszustand des Landes war als unantastbar erklärt für die königliche Gewalt. Die Unverletzlichkeit der ständischen Rechte war sogar durch die Vertreibung eines Monarchen sanctionirt; die Rechtmäßigkeit dieses Vorganges ein nothwendiges Moment der bestehenden Verfassung geworden. In den Augen eines Theils der regierenden Gentry erschien dies als das Hauptprincip, Widerstandsrecht gegen das Königthum bei verfassungswidrigen Eingriffen, Resitance, das Parteiwort der Whigs. Andererseits übt die Gentry wichtige obrigkeitliche Rechte. Durch das Parlament beherrscht sie die Centralverwaltung, durch das Friedensrichteramt die Grafschaft. Sie bedarf also einer sanctionirenden Autorität, um den Gehorsam der unteren Klassen zu fordern. Die regierende Klasse ist den Millionen gegenüber keine Gebieterin aus eigenem Recht; der englische Rechtsbegriff kennt keinen Hochverrath oder Ungehorsam gegen die regierenden Klassen. Alles Recht der höheren Stände ist vielmehr ein Ausfluß des Königthums und der Kirche. Nur indem die Gentry einem Sittengesetz gehorcht, welches für alle Stände gleich sich in der Kirche von England verkörpert, ist ein sittlicher Gebrauch ihrer Herrschaft gewährleistet. Andererseits ist für die Masse des Volks im 18. Jahrhundert die Nothwendigkeit des Gehorsams nicht als Vernunftnothwendigkeit, sondern nur als Gefühl des Rechts und der Pflicht, also als Glaube

vorhanden. In den Augen eines anderen Theils der Gentry war diese Seite des Staatslebens das leitende Prinzip: Thron und Altar, oder vielmehr in absichtlicher Umstellung, Church and Crown, das Parteiwort der Tories. Die beiden Parteiprincipien sind Abstractionen aus ein und demselben Zustand, nothwendig zusammengehörend, — untrennbar wie der wirkliche Zustand des Staats und der Gesellschaft in England. Es sind gewissermaßen die zwiespältigen Anschauungen des Mittelalters, welche auf einer höheren geistigen Stufe in diesen Parteien fortleben: in den Tories der von der Kirche vererbte Gedanke der Nothwendigkeit einer dauernden selbstständigen Staatsgewalt als Grundlage des Verwaltungsrechts; in den Whigs der genossenschaftliche Gedanke des germanischen Gemeindelebens (Parlament des späteren Mittelalters), als Grundlage des Verfassungsrechts. In diesem Sinne sind die Parteien so alt wie England: was aber im Mittelalter getrennte Staatssysteme waren, sind jetzt nothwendige Elemente innerhalb des einheitlichen Staats. Beide Parteien müssen sich daher anerkennen, so weit auch ihre Vorstellungen über die Fortbildung der Verfassung und über den Geist der Verwaltung auseinander gehen. Wie die Begriffe so haben auch die Namen Menschenalter zu ihrer Fixirung bedurft. Während des Bürgerkrieges unterschied man Cavaliere und Rundköpfe; in der Strömung der Restauration Royalisten und Presbyterianer; zur Zeit der Exclusionsbill Recusanten und Petenten; unmittelbar darauf Tories und Whigs, beides eigentlich Schimpfnamen, zum ersten Mal gebraucht bei den Wahlen von 1680."

Die Gewalt in England ist ausschließlich an diese wechselnden Parteien im Parlament übergegangen. Das Ministerium geht immer aus der jeweiligen Mehrheit im Parlament hervor. „Da die Sitzungen des Staatsministeriums nunmehr Versammlungen einer geschlossenen Partei sind, so würde die Gegenwart des Souverains dabei nicht einmal schicklich seyn. In der Versammlung eines Staatsraths, in welchem verschiedene Parteiansichten talentvoll vertreten sind, kann ein Monarch wohl einen persönlichen Einfluß in zweifelhaften Fragen üben; in einer engeren Versammlung der leitenden Männer des Tages, verbunden durch Partei- und oft durch Familienbande, wäre ein solcher Versuch vergeblich. Hervorgegangen aus der Praxis ständischer Regierung diente also diese Bildung des Cabinets dazu, den Monarchen vor einer persönlichen Berathung und einem geregelten Einfluß auf die laufenden Geschäfte ganz auszuschließen. Der Ministerrath tritt ihm solidarisch gegenüber und der fertige Beschluß läßt ihm selten eine andere Wahl, als anzunehmen oder sämmtliche Chefs der Verwaltung auf einmal zu wechseln. Wilhelm III. hat zum letzten Male in wirklichen Berathungen des Council präsidirt."

„In England sind die Corporationen in historischer Continuität die Bildungsformen des öffentlichen Rechts, in welchen zuerst der Adel die Reichsstandschaft, dann die Gentry die parlamentarische Verfassung; dann auch die neuen Mittelstände ihren Antheil am Staat gewinnen. Sie sind die Formen, in welchen der berechtigte Einfluß der höhern Stände im Staate erworben wird, also allerdings das conservative Element im Staatsleben. Die ganze englische Verfassung ist wesentlich ein Aggregat von Corporationen; obenan König und Parlament als body corporate, die Corporation der Corporationen; in nächstfolgender Stufe die Grafschafts-Communen, innerhalb der Grafschafts-Communen die Gemeinde-Corporationen. Nur auf diese beschränkt sich aber die Theilnahme an der Repräsentativverfassung; denn sie allein repräsentiren die vereinigten Besitzklassen. Die Staatskirche bildet allerdings in ihren Bischöfen, Capiteln, Pfarrern, Colleges ebenfalls Corporations, aber nach einem sehr verschiedenen Organismus und ohne Antheil am Unterhaus. — Das Unterhaus ist allerdings eine aristokratische Körperschaft: aber nicht so gebildet, daß jede Besitz- oder Berufsklasse die Vertreter ihrer gesonderten Standesinteressen abordnete, sondern so daß jede Commune als Ganzes die Elemente abordnet, die im Leben der Corporation eine hervorragende Bedeutung gewonnen haben. Die politische Parteimeinung geht hier vorher durch die Zucht der Corporation. Personen, welche die Grundlage des bestehenden Landesrechts und der bestehenden Gesellschaft nicht anerkennen, die nach ihrer individuellen Willkühr die Gesellschaft erst ständisch zergliedern wollen, finden im Parlament gar keine Stelle. Alle Parteien des englischen Parlaments und ihre Programme beruhen vorweg auf der Erledigung der Vorfragen, welche bei uns noch zur Grundlage von Parteiprogrammen gemacht werden. Wenn in dieser Weise die sämmtlichen Communalverbände des Landes Vertreter aus ihrer Mitte abordnen: so ist in der That der zeitige Wille des Landes vereint im Unterhaus. Und tritt dazu der Repräsentant der Einheit, Stetigkeit und Gerechtigkeit des Staats, das Königthum mit den erblichen Räthen der Krone: so ist hier allerdings die Macht des Landes vereint in einer Corporation der Corporationen, König, Oberhaus und Unterhaus. Das Ganze ist damit Herr der Theile, Herr aller Körperschaften mit Einschluß der Kirche. Diese ‚Omnipotenz' ist nicht das Erzeugniß

einer Theorie über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu streiten wäre, sondern sie ist eine historische Thatsache, das Erzeugniß eines Gesammtorganismus."

Die Grundlage der Parlamentsregierung sind die Grafschaften. „Die Grafschaft besteht nach ihrem Ursprung aus der Gesammtheit der freien Haushaltungen ihres Bezirks. Diese Grundlage war entstanden in einer Zeit, wo es auf dem Lande nur bäuerliche Haushaltungen gab, noch keine Pächter oder Miether; in einer Zeit wo die Villani, Copyholders nur angesiedelte Knechte waren. Die Grafschaftsversammlung besteht also nur aus Freeholders, d. h. Rittergutsbesitzern, Bauern, Ackerbürgern, Acker- oder Hausbesitzern, deren Besitz Eigenthum ist; jedoch mit Ausschließung der kleinsten Besitzer unter 12 Thlr. G. Grundrente von Parlamentswahl und Jury. Noch heute tritt eine solche Grafschaftsversammlung unter dem Sheriff zusammen zur Wahl der Abgeordneten für das Parlament, zur Wahl der Coroners, der Waldmeister Verderors und zu einigen anderen mehr nominellen Zwecken. Für die laufende Verwaltung sind aber längst andere Organe entstanden. An die Stelle der Gerichtstage vor Sheriff und Gerichtsmännern sind die reisenden Richter und königliche Commissarien getreten mit Zuziehung eines ernannten Gemeindeausschusses (Jury); für die polizeilichen und eigentlichen Administrativgeschäfte die Friedensrichter und unter ihnen die meist von ihnen ernannten Dorfschulzen (Constables). „Seit den Tudors sind hinzugekommen: die Lord Lieutenants, die Landstraßeninspectoren und die Armenaufseher. Alle sonstige Beamte sind indessen auf speziellere Geschäftskreise beschränkt und treten zurück neben den Hauptbeamten der Grafschaft, den Friedensrichtern, welche der heutigen Verfassung den Grundcharakter geben. — In der Grafschaftsverfassung sind grundsätzlich auch die Städte einbegriffen. Sheriffs, Friedensrichter, Quarter Sessions, Petty Sessions, Geschwornendienst ꝛc. sind gemeinschaftliche Einrichtungen; unter den Friedensrichtern sind auch städtische Honorationen. Ein juristischer Unterschied zwischen Stadt und Land besteht seit dem Mittelalter um deshalb nicht, weil freehold und copyhold, Gewerbs- und Handelsrechte an keine bestimmten Orte gebunden, Vermögens- und Familienrechte im ganzen Lande wesentlich die gleichen sind (Common Law)." 18 Städte bilden Grafschaften für sich, 200 bilden wenigstens Corporationen innerhalb der Grafschaft.

Als besonders charakteristisch für England hebt der Verfasser hervor die Fusion zwischen Stadt und Land. „In den Dörfern mag es noch Stände geben, welche nur Ackerbau treiben: ihnen gegenüber steht aber in den Städten das Ackerbürgerthum. Umgekehrt sind auf dem sogenannten platten Lande die Mehrzahl der Fabriken (wie auch in Preußen), und der größere Ackerbau selbst mit Fabrikation, Manufaktur und Handelszweigen untrennbar verwachsen. Handel und Gewerbe insbesondere sind so unscheidbar, daß beide auch in den Unterklassen regelmäßig zusammengeworfen werden. Der reine Agriculturstand ist vielleicht nur noch in einigen zurückgebliebenen Bauerwirthschaften zu finden; das rein städtische Gewerbe in einigen verkommenen Handwerken. Die ungeheueren Kapitalmassen in Staats- und Industriepapieren entziehen sich vorweg jeder ständischen Scheidung. Ebenso untrennbar ist geistiger und materieller Erwerb. Alle aufblühenden und kräftigen Zweige der neuen Gesellschaft sind durchdrungen von Elementen der Intelligenz. — Allerdings haben einzelne Zweige des geistigen Lebens ihre frühere ausschließliche Stellung mit anderen theilen müssen, sind sogar vielfach dem Capital dienstbar geworden: dafür aber auch durch Copyright und Patent wieder selbstständiger. Ist dadurch die geistige Arbeit theilweis materialistisch geworden: so ist um noch viel mehr der materielle Erwerb geistiger geworden, durchdrungen von Elementen der Kunst und der Wissenschaft. Und eben darauf beruht die massenhafte Bildung neuer Mittelstände, die bedeutender ist als die mit dem alten Handwerk zurückgekommenen; darauf beruht die beruhigende Thatsache, daß nach allen statistischen Daten die Zahl der Mittelstände wächst, und mit ihnen die Harmonie von Besitz und Arbeit, die sociale Garantie für die Zukunft Englands. Die Vorstellung von einer Auflösung der Gesellschaft (welche in England verhältnißmäßig selten auftritt) beruht nur darauf, daß beschränkte Vorstellungen die gewohnten Schranken nicht mehr entdecken können. Uebrigens ist der Bau der neuen Gesellschaft, Besitz und Arbeit, geistige und erwerbende Arbeit, so kunstvoll und fest verschlungen, so organisch gegliedert, daß der feinste Denker diesen Organismus nicht besser erdenken kann als er ist. Die bei uns auftretende Idee einer Gliederung der Gesellschaft in drei Stände beruht in der That nur auf drei Negativen: 1. auf der Unkenntniß der bestehenden Besitz- und Erwerbsverhältnisse, entschuldbar durch den Mangel der Statistik; 2. in dem Mangel historischen Sinnes, der mit ungenügenden Kenntnissen des Mittelalters und der Gegenwart sich willkührliche Vorstellungen von dem Wesen der Stände bildet, Namen und Worte aus dem lebendigen Zusammenhang ihrer Zeit reißt und willkührlich wieder zusammensetzt; 3. in dem Hochmuth des high life, aus dessen hoher Perspective alle Unterschiede unter seinem

Niveau in Bürger und Bauern zusammenschrumpfen. Grade in dem vermeintlichen Vaterland der ständischen Gliederung in England beruhte die Verfassung seit Jahrhunderten auf dem Gegentheil dieser Vorstellungen; bei den zahllosen Vorschlägen zur Neubildung der Gemeinden und des parlamentarischen Wahlrechts ist diese Theilungsidee nicht aufgetaucht."

Die gröbsten Mißbräuche sieht der Verfasser in der aristokratischen patronage und den daraus folgenden Ernennungen unfähiger Personen zu Aemtern. Viele Städte haben, durch Schaden klug gemacht, die Wahl von technischen Beamten, Baumeistern rc. freiwillig dem Staate überlassen. Indem aber die centrale Staatsverwaltung in die alten Vorrechte der Grafschaften und Communen eingreift, wird in die Aristokratie der alten Wähler auch von unten her Breche gelegt, indem demokratische Elemente zu den Wahlen berechtigt werden. Hierin erkennt der Verfasser eine große Gefahr für England. In dem Maaß, in welchem die bisherigen aristokratischen Lenker der Grafschaft und Gemeinde die Ausführung vieler Dinge den Technikern überlassen, die sie sich von der Regierung haben bestellen lassen, nehmen sie selbst weniger an den Geschäften Theil und diese Lauigkeit der höheren Classen zieht eine Agitation der unteren Classen nach sich, die von den Whigs zur Bekämpfung der Tories benutzt wird, und zwar, wie der Verfasser bemerkt, auf eine nur zu leichtsinnige Weise.

Die eigenthümliche Stellung der Armee erklärt sich ausschließlich durch die insularische Lage Englands. Jede Vergleichung mit andern Staaten ist hier unanwendbar. Ein Binnenstaat mit offenen Grenzen könnte niemals eine Heerverfassung haben, wie die englische.

Indem der Verfasser überall die deutschen Verhältnisse und historischen und geographischen Grundbedingungen mit denen Englands vergleicht, hat er mehrfach Gelegenheit, vor falschen Vorstellungsweisen zu warnen. Er tadelt das „Zusammenschieben englischer Verfassungs- und continentaler Verwaltungsgrundsätze" und sagt: „ohne die Vorbedingungen und Schranken des englischen Staatswesens kann auf dem Continent keine regierende Partei entstehen, sondern nur eine parteiische Regierung." Ferner: „Ein Irrthum ist aber die Meinung, daß durch die Einschiebung eines Parlaments in einen völlig heterogenen abgeschlossenen Beamtenstaat eine England analoge parlamentarische Verfassung und Verwaltung entstehen könne. Dies Parlament hat das Recht gehört zu werden bei den Gesetzen und dem Budget, aber nicht die Gesetzgebungsgewalt, nicht das Steuerbewilligungsrecht, nicht die wirksame Controle der V[illegible] wie in England. Es wäre sehr voreilig, [illegible] des Mangels der parlamentarischen Rechte willen diese Körperschaften für nutz- und machtlos zu halten. Das englische Parlament hatte von Hause aus keine größeren Rechte; es hat sie erst erworben durch seinen Zusammenhang mit der Grafschaft. Schon die allgemeine Vorstellung, daß in unserer Verfassung die Rechte eines Parlaments enthalten seyen, ist eine Macht, welche einen starken Einfluß, unter Umständen einen Druck auf die Staatsregierung ausüben kann. Ob aber zum Heil und zur Kräftigung des Staats, oder zur Lähmung und Verwirrung der Gesetzgebung, der Steuerbewilligung, des gesammten Rechtszustandes im Lande: das hängt lediglich ab von Zusammensetzung der beiden Bestandtheile und von ihrem Zusammenhang mit den gesammten Institutionen des Landes."

Am meisten protestirt der Verfasser gegen die Anwendung kirchlicher Verhältnisse Englands auf Deutschland. „Jene Verfassung, welche ein christliches Dogma zur Staatsmaxime und folgerecht die Geistlichkeit zu einem hervorragenden integrirenden Theil der regierenden Klasse macht, wird auch in England sehr gewöhnlich der christliche Staat genannt. Es ist der christliche Staat protestantisch gedacht, wie ihn die Curie darstellt katholisch gedacht; jener auf einer nationalen, dieser auf einer universalen Basis aufgebaut. So wenig England und Rom, Parlament und Conclave jemals einen Körper bilden können: so wenig ist das System des christlichen Staats anwendbar auf Deutschland. Die Bildung zweier Staatskirchen nebeneinander verbietet die Religion, das Recht, die Geschichte und die Logik; in Preußen auch die Pflicht der Selbsterhaltung. Denn sie würde unsere Provinzen, unsere Kreise, unsere Gemeinden, unsere Schule und unser Familienleben zerreißen und die mühsam errungene Einheit in ihre Elemente auflösen. Nur eine Einsicht in die Bildung unseres Rechtsorganismus kann die Ueberzeugung wieder herstellen, daß die gleiche feste Unterordnung aller unserer Kirchen und Confessionen unter eine einheitliche Staatsgewalt die nach hundertjährigem Elend gewonnene Grundlage unseres Religionsfriedens, unserer Universität und Schule, unserer geistigen Freiheit und Entwickelung ist."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 53. 4. Juli 1857.

## Kirchensache.

**Wird Rußlands Kirche das Papstthum anerkennen? Nach der Schrift des Fürsten P. J. Gagarin S. J. Mit einem Vorwort von August Freiherrn von Harthausen. Münster, Theissing, 1857.**

Der russische Fürst Gagarin, katholisch geworden und Jesuitenpater, verbannt aus Rußland, hat in Paris in französischer Sprache die kleine Schrift herausgegeben, die hier in deutscher Uebersetzung und mit erläuternden Anmerkungen vorliegt, eingeführt von einem allbekannten und hochgeachteten Kenner der russischen Dinge, Freiherrn von Harthausen.

Unter Kaiser Nicolaus würde diese Schrift nicht erschienen, nicht geschrieben worden seyn. Sie verdankt ihre Entstehung den Hoffnungen, welche sich an den Regierungsantritt des Kaiser Alexander II. geknüpft haben.

Die Schrift beginnt mit einem berühmten Wort des Tertullian: „Caesares christiani esse non possunt, quia Caesares,“ sucht dasselbe aber gleich zu widerlegen und in Bezug auf das russische Czarenthum den Beweis zu führen, dasselbe könne bei einem Anschluß an die römische Kirche nur gewinnen. Das Hauptargument dieses merkwürdigen jesuitischen Plaidoyer ist: Die sklavische Unterordnung der russischen Kirche unter die absolute Staatsgewalt ist nur eine fortwährende Nahrung der Revolution bis zu deren unvermeidlichem Ausbruch; die Revolution kann geistig und sittlich nur überwunden werden durch die unabhängige römische Kirche. Zudem werden dem jungen Czaren die großen Vortheile vorgehalten, die seiner weltlichen Macht aus der Sympathie aller katholischen Völker erwachsen würde. Gäbe er auch einen Theil seiner Allgewalt auf, indem er den Papst in Rom anerkenne, so würde ihm das reichlich durch andre Machtvermehrungen ersetzt werden.

Die Sache läßt sich hören, gehört in der That nicht blos zu den müßigen Hirngespinnsten, sondern ist der Erörterung werth. Das protestantische Deutschland darf sie am wenigsten leicht nehmen, denn es wäre verloren, wenn die Combination des Jesuiten eine Thatsache würde.

Das griechische Dogma unterscheidet sich in mehreren Punkten vom römischen. Aber die griechische Kirche erkennt als endgültig nur die Beschlüsse eines ökumenischen Concils an. Verwirft sie die einseitig römischen Concilienbeschlüsse, so mißt sie doch auch ihren eignen nicht die höchste Autorität zu, weil sie eben keine ökumenischen sind. Auf diesen Grund hin könnte der ganze dogmatische Unterschied auf dem ersten ökumenischen Concil, zu welchem sich beide Kirchen wieder vereinigen würden, ausgeglichen werden.

Seit Peter I. kann sich Rußland nicht mehr abschließen, es ist in die Reihe der europäischen Staaten eingetreten, nimmt Theil an deren Bewegungen. Es ist der principielle Gegner der Revolution, aber es trägt revolutionäre Elemente in seinem eignen Schooße. Die Art, wie es seine Kirche zum stumpfsinnigen Gehorchen, zur bloßen Sklavin der Staatsgewalt herabgewürdigt hat, machte bei den gebildeten Ständen die Verführung zum Voltairianismus, zu protestantischen Ideen, zur deutschen Philosophie möglich und nährt nothwendig die künftige Revolution. Darin liegt die Schwäche Rußlands, und dagegen gibt es, sagt der Pater, kein Heilmittel, als Anschluß an die römische Kirche.

Insbesondere warnt er den Czaren vor der altrussischen Partei, die, wesentlich revolutionär, nicht ihm dienen, sondern ihn nur brauchen wolle. „Das Phantom, welches die größte Verführung oder richtiger Bezauberung auf diese Partei ausübt, das ist die dreifache Einheit, die religiöse, politische und nationale, welcher sie zum Siege verhelfen möchte, indem sie einer jeden dieser Einheiten dieselbe Ausdehnung zu geben sucht, um

sie alle drei unter sich identisch zu machen. Dieses Prinzip findet ebenso auf die äußere wie auf die innere Politik seine Anwendung. Im Innern handelt es sich darum, alle religiösen, politischen und nationalen Unterschiede, die sich einer vollkommenen Uniformität im Reiche in den Weg stellen, hinwegzuräumen. Demzufolge wird jede religiöse Genossenschaft, die nicht der Autorität des Synods unterworfen ist, als dissentirend betrachtet und deren Bestehen darf nicht geduldet werden, muß jede besondere Nationalität von der russischen absorbirt werden; muß jedes Privilegium, jede Spur von den alten politischen Organismen, von den ehedem an, jetzt dem Reiche einverleibten, Provinzen und Königreiche zugestandenen Rechten — alles dieses muß aufgehoben und zu Nichte gemacht werden, auf daß auf dem ganzen russischen Boden die vollständigste religiöse, politische und nationale Uebereinstimmung und Einförmigkeit, oder, um mich der angenommenen Bezeichnungen zu bedienen, die Orthodoxie, die Autokratie und die Nationalität herrsche. Für die Beziehungen nach Außen besitzt jene Politik ein mit diesen Grundsätzen vollkommen übereinstimmendes Programm. Es gibt außerhalb des Reiches, d. h. außerhalb der Sphäre der Autokratie, Völkerschaften, die den russischen Unterthanen durch die Bande einer nationalen und religiösen Verbrüderung verbunden sind. Alle orientalischen Christen gleichviel von welcher Nation, alle Slaven, zu welcher Kirche sie auch gehören mögen, müssen herangezogen werden, um mit der großen politischen Einheit sich zu verschmelzen, d. h. einen Bestandtheil zu bilden des russischen Reiches, wo dann sich an ihnen das Werk der Einverleibung vollziehen wird. Und wenn in solcher Weise die Orthodoxie, die Autokratie und die Nationalität, die drei Einheiten in der Religion, der Politik und der Nation, alle die nämliche Ausdehnung gewonnen und die nämlichen Ibividuen umfaßt haben, dann muß Rußland nothwendig das große slavische und orthodoxe Reich werden. Dieser Plan ist einfach und großartig, ist ganz dazu angethan, allen Neigungen und allen Leidenschaften derjenigen zu schmeicheln, an welche er sich richtet. Man erkennt aber auch alsbald, welch revolutionäre Elemente dieses Projekt von großer Tragweite in sich birgt. Man darf sich darüber keiner Täuschung überlassen: selbst nach der Anschauung der Häupter dieser Schule ist die Autokratie nichts als ein Werkzeug der Eroberung, eine Waffe für den Kampf, eine Diktatur, welcher die Aufgabe anvertraut ist, alle slavischen Völker und alle orientalischen Christen zu einem einzigen Körper zu vereinigen; aber wann der Augenblick gekommen seyn wird, dann wird es keine Schwierigkeit machen, um sich der Autokratie zu entledigen, im Prinzip der Nationalität sehr radikale, sehr republikanische, sehr kommunistische politische Doktrinen zu finden, Doktrinen, die, wenn sie auch für jetzt noch in zweiter Reihe stehen, darum nicht geringere Bedeutung in den Augen der Eingeweihten haben." — Was wir so eben entwickelt haben, genügt, um deutlich zu machen, was unter jenen prunkenden Worten Orthodoxie, Autokratie und Nationalität sich verbirgt. Es ist das nur die orientalische Form der revolutionären Idee des 19. Jahrhunderts. Vergleicht man die alt moskowitische Partei mit dem jungen Italien, so ergibt sich eine augenfällige Aehnlichkeit. Hier wie dort ists unter verschiedenen äußeren Gestaltungen die politische, religiöse und nationale Einheit, die man verfolgt, und auf dem Grunde aller dieser so eifrig gepflegten Tendenzen findet man stets die nämliche Idee wieder, das was man in Italien kurzhin als die Idee bezeichnet. Diese Idee ist nun aber unschwer zu erkennen, sie ist die Revolution."

Den Gegensatz innerhalb der slavischen Nationen, namentlich der Haß der Polen gegen die Russen, glaubt der Verfasser durch nichts sicherer versöhnen zu können, als durch kirchliche Verbrüderung, wenn Rußland katholisch würde. Er deutet ferner nur leise an, welche Macht dies dem russischen Czaren auch über die nichtslavischen Katholiken des Westens verleihen würde. Begreiflicherweise kann man nicht von ihm erwarten, daß er die Nachtheile schildern werde, die aus einer engeren Verbindung St. Petersburgs mit Rom sich für Wien ergeben würden. Aber man kann sie sich denken.

Indem P. Gagarin aus der neuen Begeisterung, die von Rom aus die russische Geistlichkeit entzünden würde, eine großartige Mission im Osten in den Islamismus und Buddhaismus hinein folgert, gibt er damit nur zu erkennen, wie unendlich viel das eingeschlafene und verdumpfte russische Popenthum in dieser Beziehung bisher versäumt hat.

Freiherr von Harthausen hat in der ausführlichen Einleitung noch weitere Punkte hervorgehoben. Zuerst beweist er, nicht Jerusalem, was nur die Scholle gebildet, in welcher die himmlische Pflanze gewurzelt und das der Herr selbst der Zerstörung Preis gegeben habe, auch nicht Constantinopel, das nur ein sehr untergeordnetes Bisthum gewesen, sondern Rom, wo die beiden großen Apostel das Martyrium erlitten, und wo der Mittelpunkt der alten Welt gewesen, habe auch der Mittelpunkt der christlichen Welt werden müssen. Sodann, der Orient habe die Oberherrlichkeit Roms bis ins 9. Jahrhundert wirklich anerkannt und es sey kein eigentliches Schisma erfolgt, sondern nur eine weltliche

Usurpation der byzantinischen Kaiser, welche der griechischen Kirche Gewalt angethan hätten. Auf dem florentinischen Concile sey die Einheit der Kirche wiederhergestellt und abermals nur wieder durch weltliche Usurpation gestört worden. „Der Metropolit Isidor von Kieff und Moskau war auf dem Concil, er war einer der thätigsten Beförderer der Einigung. Nachdem er und die ihn begleitenden russischen Geistlichen die Concilienbeschlüsse unterschrieben, reiseten sie zuerst nach Kieff, wo sie mit großer Freude empfangen und dann nach Moskau zurück. Dort wurden sie mit Zurückhaltung vom Volke und von den russischen Bischöfen empfangen. Isidor verkündete in der Muttergotteskirche des Kreml die Concilienbeschlüsse und hielt die erste Messe mit der Fürbitte für den Papst, das Oberhaupt der Kirche, und verkündete alsdann die Concilienbeschlüsse. Der Czar aber fand sich beleidigt, daß man ohne seine Zustimmung die Concilienbeschlüsse promulgirt habe. Er verweigerte nun die Zustimmung und setzte den Metropoliten Isidor gefangen in das Tschutowkloster bei Moskau. — Dort besuchten ihn eine große Zahl der kieffschen und selbst russischen Bischöfe, und erklärten wiederholt, daß sie bei den gefaßten Beschlüssen beharren würden. Isidor entfloh aber nach einiger Zeit und starb als Cardinal in Rom. Der Czar aber setzte auf einer Synode in Moskau 1441, welche nur von wenigen Bischöfen des eigentlichen Großfürstenthums Moskau, nicht aber von denen der russischen Theilfürstenthümer und der Metropole Kieff besucht war, den Metropoliten Isidor aus eigener Machtvollkommenheit ab, und erklärte die Vereinigung der russischen mit der lateinischen Kirche für unstatthaft. Seitdem hat aber die russische Kirche in ihrer Totalität auf keinem Nationalconcil die Trennung vom Papstthum offiziell ausgesprochen, noch weniger den Charakter des florentinischen Concils als eines ökumenischen angegriffen, und seine Beschlüsse für nicht bindend erklärt. Nur faktisch ist eine Trennung eingetreten! Auf den folgenden Nationalconcilien hat man, so viel die sehr dürftig und unkritisch bearbeitete russische Kirchengeschichte uns belehrt, Rom ignorirt."

Daraus wird nun gefolgert, die Schwierigkeiten einer neuen Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche seyen keineswegs unüberwindlich.

Die Hauptschwierigkeit liegt indeß immer in dem Ausspruch Tertullians. Was hätten die Hohenstauffen nicht darum gegeben, wenn sie sich in die Stellung Peters des Großen zur Kirche hätten bringen können! Ihre ganze Existenz hing davon ab. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich ein russischer Czar freiwillig unter das Joch beugen wird, dem selbst der Nacken Friedrich Barbarossa's zu widerstehen nicht stark genug ist, wenn einmal die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und die Gleichberechtigung des Papstes und Kaisers, oder gar die Ueberordnung jenes über diesen anerkannt wird. Omnia Caesar est, schrieb lange nach Tertullian ein kaiserlicher Annalist unter Heinrich III. triumphirend nieder. Noch ist das anwendbar auf den Czaren. Wer kann ihm zumuthen, jemals den Weg einzuschlagen, der nach Canossa führt?

Ein anderes schweres Hinderniß liegt in der russischen Nationalität. Ihr muthet abendländischen, romanischen, germanischen Geist einem Volke zu, dem er nicht angeboren ist, nicht anerzogen werden kann, das ihn niemals besitzen wird. Das Popenthum wird sprichwörtlich das dumpfe und stumpfe genannt, nicht weil einmal ein Czar die Kirche unterdrückt hat, sondern weil die Russen von Natur die geistige Erhebung und Durchbildung nicht verlangen, noch vermögen, die das Abendland voraussetzt. Welche Macht auch die abendländische Kirche über die Geister übt, so würde sie doch erst zahlreiche Apostel schicken müssen und dürfte nicht erwarten, daß die Russen von selbst sich begeistern würden.

Ein drittes Hinderniß liegt in dem Gleichgewicht Europa's. Pater Gagarin läßt, ohne daß er es sagt, doch überall durchblicken, der Kaiser von Rußland werde zur abendländischen Kirche ungefähr in das Verhältniß treten, in welchem früher der deutsche Kaiser zu derselben gestanden habe. Jedenfalls würde er an Macht sowohl den österreichischen, als französischen Kaiser überragen und die ganze Welt würde in der Katholisirung Rußlands nur einen neuen Versuch der russischen Eroberungspolitik sehen, einen Versuch, zunächst Oesterreich zu erdrücken, alle katholischen und slavischen Sympathien von Wien ab- und St. Petersburg zuzuwenden. An Reactionen dagegen würde es nun nicht fehlen.

Die protestantischen Staaten und Völker fertigt Gagarin bei diesem Anlaß doch gar zu kurz ab. „Der Protestantismus ist von gestern, eine vorübergehende Erscheinung," sagt er S. 81. Ungefähr wie Kaiser Nicolaus in seinen geheimen Unterredungen mit Lord Seymour von den deutschen Mächten redete oder nicht redete, als von etwas, das man als zu geringfügig könne bei Seite liegen lassen. Aber Gagarin hätte nicht außer Acht lassen sollen, daß bei jedem Versuch Rußlands, sich die Weltherrschaft auf katholischem Wege anzubahnen, die mit ihm rivalisirenden katholischen Kaiser von Oesterreich und Frankreich an den protestantischen Mächten starke und nichts weniger als verächtliche Bundesgenossen finden würden, und zwar noch hingebender, als sich dieselben im letzten Kampf um die Be-

freiung der Türkei von der russischen Ueberwältigung erwiesen haben.

Nachdem sich übrigens die Kreuzzeitung vor einigen Jahren viel auf den Gedanken einer Allianz der russischen und evangelischen Kirche gegen die katholische zu Gute gethan hat, gereicht ihr die Schrift Gagarins zur gerechten Strafe. Jedenfalls ist in der Katholisirung Rußlands mehr Sinn als in jener monströsen Allianz des Papstthums mit dem Protestantismus.

---

## Staatenkunde.

**Geschichte und heutige Gestalt der Aemter in England mit Einschluß des Heeres, der Gerichte, der Kirche, des Hofstaats von Dr. Rudolph Gneist. Berlin, Springer, 1857.**

(Schluß.)

„Eben deshalb ist eine Verwaltung der Kirche und Schule durch einen Parteiminister mit unserer Verfassung unvereinbar. Sie würde erst voraussetzen die Zurückbildung der Kirchen, Universitäten und Schulen in eine corporative Selbstständigkeit, die wiederum unvereinbar ist mit der Rechtseinheit und mit der geistigen Entwickelungsstufe Deutschlands. Die höhere Auffassung der Kirche, welche den Beruf der Seelsorge, nicht ihre sociale und politische Verflechtung mit der regierenden Klasse zum Schwerpunkt macht, ist das Resultat unserer gewissenhafteren Auffassung der Religionswahrheiten als Gemüthswahrheiten. Sie verhält sich zur englischen ebenso wie der Hergang der deutschen Reformation mit ihren Ueberzeugungskämpfen zu der englischen Reformation mit ihren politischen Transactionen. Hätte die Stellung des legitimen Königthums in Deutschland keine solidere Grundlage als die Befürwortung des geistlichen Standes und ihre Declaration für eine göttliche, unmittelbare Mission, so würde sie an der viel älteren und befestigten Autorität der römisch katholischen Kirche und an der stetigen Uneinigkeit der vielen Missionen scheitern."

Nachdem wir in Obigem wenigstens die Hauptgedanken des vorliegenden Werkes zusammengestellt haben, scheint es uns nöthig, den Gegensatz des Continents gegen England noch weiter zu spannen, als der Verfasser gethan hat. Die Fusion zwischen Stadt und Land z. B., die er in England lobt, scheint uns in Deutschland keineswegs eine Förderung zu verdienen. ... Gliederung der Stände, die dem Verfasser misfälli... scheint uns keineswegs so rasch verworfen werden sollen. Der Bauernstand, das ausschließliche B... tigen mit Ackerbau und Viehzucht, findet seine g... phische Berechtigung in den weitgedehnten Fruchteb... Weingeländen, Marschen und Alpen des Continents. Die systematische Zerreibung und Zerstörung des alten Bauernstandes durch die moderne Gesetzgebung ist eine Calamität für den Continent. Der alte kräftige, gesunde und sittliche Grundstock der Bevölkerung wird durch Schreiber, Schulmeister, Juden und städtische Speculanten aller Art angefressen und in ein nichtswürdiges, verkommenes Proletariat verwandelt, ohne daß es auf dem weiten Continent die Gelegenheit fände, sich zu rangiren im Dienst der Marine und der Colonien, wie in England. In dem thatkräftigen Inselreich ist die ganze Bevölkerung zusammengedrängt, wie auf einem Linienschiff, und Jeder findet hier seinen Platz und seine Arbeit. Ganz anders die auf unsrem Festland verbreitete Masse. Ihr kommt eine andre Organisation zu.

Sofern Herr Gneist selbst überall der Realpolitik huldigt, sollte er dieselbe auch in dem auf dem Festland historisch Gewordenen gelten lassen und dessen Recht gegen gewaltsame, künstliche und unnatürliche Neuerungen verfechten. Wie sehr auch die Fusion von Stadt und Land in Deutschland zunimmt, glauben wir doch nicht an ihre Vollendung, sondern halten eine Neugestaltung des Bauernstandes auf dem Wege der Association eher für möglich, als ein gänzliches Auflösen desselben in ein speculirendes Yankeethum. Man bilde sich doch nicht ein, die altgermanische Urneigung, der sittliche und, wenn man will, der romantische Grundcharakter unsrer Nation werde sich jemals ganz vertilgen lassen.

Das nämliche gilt in Bezug auf die oberste Staatsgewalt. Graf Montalembert hat kürzlich in einem eignen Werke die Vorzüge der englischen Parlamentsregierung vor dem in Frankreich wiedergekehrten Imperatorenreiche auseinandergesetzt. Aber in Frankreich so wenig, wie in Deutschland und überhaupt auf dem Festland wird jemals die englische Verfassung mit ihrem nüchternen, soliden, aber langweiligen Gewinn heimisch werden, hier wird vielmehr noch Jahrhunderte lang, wie bisher, die Romantik des Königthums und der Republik, des hohen Ruhmes und der tiefen Schande, der Eroberung und Knechtschaft, des frevelhaften Glückes und des jammervollen Unglückes, der erhabensten Begeisterung, der edelsten Weisheit und der lächerlichsten Thorheit walten.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 54. 8. Juli 1857.

## Kepler's Werke.

Die Werke eines der größten Männer, den die deutsche Erde hervorgebracht hat und dessen Ruhm, durch die ganze Welt erklungen, nur mit der Welt selbst untergehen wird, sind gleichwohl noch nicht gesammelt und herausgegeben. Von Johannes Kepler, dem großen Astronomen, dem Entdecker der nach ihm benannten allbekannten Gesetze, dem Vater der gesammten neuern Sternkunde, sind nur die alten Ausgaben einzelner Werke noch erhalten, aber sehr selten geworden und, was handschriftlich von ihm noch aufbewahrt ist, nie gedruckt worden.

Professor Frisch in Stuttgart hat nun eine neue Gesammtausgabe aller Werke Keplers seit vielen Jahren mit dem umsichtigsten Fleiße vorbereitet und ist im Begriff, sie zu realisiren. Wir geben hier einen Auszug seines

### Prospectus.

Joannis Kepleri astronomi opera omnia editit Chr. Frisch.

Die Werke Keplers, ebenso ausgezeichnet durch ihren wissenschaftlichen Inhalt und tiefen philosophischen Geist, wie durch ihre schöne, häufig poetische Sprache, durch glänzenden Witz und köstlichen Humor, sind gewiß würdiger als manche andere, die in neueren Zeiten dem Freunde der Wissenschaft angepriesen werden, eine Bibliothek zu zieren, oder dem Forscher in einer passenderen Gestalt in die Hände zu kommen, als diejenige ist, in welcher sie zum ersten Male erschienen. Außer den ersten von Kepler selbst besorgten Ausgaben existirt, mit unbedeutenden Ausnahmen, kein späterer Abdruck, noch viel weniger eine Sammlung aller oder der wichtigeren seiner Schriften, die deshalb auch so selten geworden sind, daß wohl auf keiner Bibliothek sämmtliche Schriften sich finden werden. Es war eine schwierige Aufgabe, diese überallhin zerstreuten Werke Keplers zu sammeln, und es gelang dies erst nach Jahre langen Bemühungen und vielen Opfern. Der Zweck dieser Bemühungen war das dem unsterblichen Denker gebührende Denkmal, die Sammlung seiner Werke in einer den Ansprüchen der neueren Zeit entsprechenden Form.

Die Sammlung soll alle Werke Keplers umfassen, welche er herausgab, mit Ausnahme derjenigen, welche blos Tafeln enthalten. Hiezu kommen noch einige kleinere Schriften, die bisher noch nicht gedruckt waren und seine Briefe, so daß die ganze Sammlung ungefähr acht Bände umfassen wird. Die Briefe sind theils aus der bekannten Sammlung von Hansch, theils wurden sie von den Bibliotheken in Stuttgart, München, Wien und anderen Städten mit dankenswerther Bereitwilligkeit dem Herausgeber überlassen, theils sind sie, sowie besagte kleinere Schriften, der großen Sammlung Kepler'scher Manuscripte entnommen, welche früher in Petersburg, jetzt in Pulkowa aufbewahrt sind. Die kaiserliche Academie und der berühmte Director der Sternwarte in Pulkowa, F. G. W. v. Struve, haben im Laufe der letzten Jahre den größeren Theil dieser Handschriften Keplers nach Stuttgart geschickt und dadurch es möglich gemacht, der neuen Ausgabe durch Hinzufügung des Interessantesten aus denselben einen besonderen Werth zu geben, der gewiß seinen Einfluß auf die gewünschte Theilnahme der gelehrten Welt auszuüben nicht verfehlen wird. Der Herausgeber ist der Ueberzeugung, daß die Schriften Keplers nicht blos den Astronomen interessiren werden; ihr Inhalt ist so mannigfaltig, umfaßt so Vieles aus anderen Wissenschaften, daß der Philosoph, Historiker, Philologe ebensowohl als der Freund der Kulturgeschichte oder der Literatur Belehrung daraus schöpfen, sowie der Freund alter

Sitte und Lebensweise Unterhaltung in ihnen finden kann. Mit Rücksicht auf diese Verschiedenheit der Leser wurde der Plan der Sammlung angelegt. Die Schriften Keplers sollen unverändert, wie er sie selbst dem Druck übergab, wieder gegeben werden, auch wird die Zeitordnung, in welcher sie erschienen, soweit nicht gleichartiger Inhalt eine Aenderung veranlaßte, beibehalten. Die jedem Werke vorausgeschickte Einleitung gibt den Inhalt kurz an, sowie die Gründe seiner Abfassung und das, was aus den zu Gebot stehenden Quellen oder aus dem Werk selbst über die Entstehung desselben entnommen werden kann. Zu diesen Angaben liefern einen bedeutenden Beitrag die vielen noch vorhandenen Briefe Keplers, welche aus diesem Grunde nicht, wie bei andern Sammlungen dieser Art geschah, alle zusammen in einer Reihenfolge gegeben werden, sondern je nach ihrem Inhalt dem Werke vorausgeschickt, auf welches sie sich beziehen. Wo der Inhalt solcher Briefe es nöthig machte, mußte für den angegebenen Zweck eine Trennung stattfinden; in diesem Falle sind die nöthigen Nachweisungen für diejenigen angegeben, welche die Briefe im Zusammenhange zu lesen wünschen. Die beigefügten Noten des Herausgebers werden, sowie auch die Einleitungen, in lateinischer Sprache gegeben, da sowohl Keplers Werke, als seine Briefe größtentheils in dieser Sprache geschrieben sind, auch der Herausgeber die Hoffnung hegt, daß sein Unternehmen nicht blos in Deutschland, sondern auch in nicht deutschen Ländern Beifall finde. Diese Noten werden theils historische, theils literarische Bemerkungen enthalten, theils solche mathematische oder astronomische Ausdrücke erläutern, die entweder zu Keplers Zeiten in anderer Form als gegenwärtig gebräuchlich waren, oder nur dem Manne vom Fache geläufig sind, für Andere aber ohne eine solche Erläuterung nicht leicht zu verstehen wären. Der erste Band wird folgende Werke enthalten: 1) Den „Prodromus dissertationum cosmographicarum, seu Mysterium cosmographicum.“ 2) Ein Fragment, enthaltend die Vertheidigung Tycho Brahe's gegen Raymarus Ursus (aus den Petersburger Manuscripten). 2) Kalender und Astrologische Schriften. Die übrigen Bände werden, soweit es vor Einsicht der sämmtlichen Petersburger Manuscripte bestimmt werden kann, enthalten: Band II. Die Optik, Dioptrik, die Schriften über die Jupiters-Trabanten und den neuen Stern im Schlangenträger. Mercurius in Sole. Band III. De motu Stellae Martis und einige kleinere Schriften: de Nive, von Mondsfinsternissen 2c. Hipparch (Petersburger Manuscript). Band IV. Chronologische Schriften. Die „Stereometria Doliorum“ (deutsch und lateinisch). Einleitung zu den Logarithmen. Band V. Epitome Astronomiae Copernicanae. De Cometis. Band VI. Harmonia Mundi. Uebersetzung der Harmonie des Ptolemäus und Commentar dazu (Petersburger Manuscript). Band VII. Hyperaspistes Tychonis. Epistola ad Terrentium. Somnium. Einleitung in die Ephemeriden und die Rudolph. Tafeln. Band VIII. Keplers Leben. Nachträge. Register.

Bei dem bedeutenden Umfange des im vorstehenden Prospectus angezeigten Unternehmens kann dasselbe nur ausgeführt werden, wenn die Druckkosten durch Subscription wenigstens annähernd gedeckt werden. Nach der Berechnung von Sachverständigen werden Keplers Werke 8 Bände von je circa 40 Großoctavbogen umfassen. Die nöthigen Figuren werden in den Text gedruckt, überdies das Bild und ein Autograph Keplers beigegeben werden. Der Preis richtet sich nach der Zahl der Subscribenten, wird übrigens nicht mehr als 3 Sgr. für den Bogen betragen. Die Namen der Subscribenten werden dem ersten Bande vorgedruckt. Die nöthigen Einleitungen sind getroffen, daß, sobald die zur Deckung der Kosten nöthige Zahl von Subscribenten vorhanden ist, der Druck beginnen und in möglichst kurzer Frist vollendet werden kann.

Die Unterzeichneten sind mit dem Herausgeber der Ansicht, daß nur durch die thätigste Unterstützung aller derjenigen, welche in der Lage sind, ein solches Werk zu fördern, die Herausgabe zu ermöglichen ist. Sie halten es für eine Ehrensache der Männer der Wissenschaft, für eine Ehrensache des deutschen Volkes, daß das Denkmal, welches einem der größten deutschen Denker durch die erste Sammlung seiner Schriften gesetzt werden soll, vollendet werde, und hoffen, daß auch andere Nationen, welche die Wissenschaften und ihre Heroen ehren, sich dabei betheiligen werden. Diese Ueberzeugung ist es, welche die Unterzeichneten veranlaßt hat, der Aufforderung, welche Professor Frisch an sie ergehen ließ, gerne Folge zu leisten und die Unterstützung dieses nationalen Werkes durch Subscription allen Freunden der Naturwissenschaften und ihrer Geschichte warm ans Herz zu legen.

Fr. Argelander, Director der königl. Universitäts-Sternwarte zu Bonn. P. A. Hansen, Director der Sternwarte in Gotha. J. F. Encke, Director der Berliner Sternwarte. D. Benj. Apthorp Gould jr., Cambridge U. S. Massachusets. C. v. Littrow, Director der k. k. Sternwarte in Wien. C. A. F. Peters, Professor in Altona. Carl Rumker, Director

der Sternwarte in Hamburg. W. Struve, Director der Sternwarte in Pulkowa. Otto Struve, erster Astronom der Sternwarte in Pulkowa. J. Zech, Professor in Tübingen.

Der mitunterzeichnete Professor Zech in Tübingen unterzieht sich der Zusammenstellung der eingehenden Subscriptionen und bittet um möglichst schleunige Zusendung derselben. Auf dem Wege des Buchhandels haben die Herren Heyder und Zimmer in Frankfurt a. M. die Vermittelung der Subscriptions-Bestellungen zugesagt.

---

Da bisher keine deutsche Akademie, auch so viel wir wissen, der große Humboldt mit seinem mächtigen Einfluß, sich dieser Nationalangelegenheit, die zugleich die Weltliteratur im eminentesten Sinne des Wortes berührt, nicht angenommen hat, und der edle Zweck nur durch Zusammenwirken der Subscribenten erreicht werden kann, wollen wir das Unternehmen allen unsern Lesern warm empfehlen.

---

## Staatenkunde.

Die Weltherrschaft Englands und das politische Gleichgewicht von Dr. Wernadski. Geschrieben im Sommer 1854. Uebersetzt aus dem Russischen. Leipzig und Mitau, Reyher, 1856.

Eine gut geschriebene Philippica gegen England. Der russische Verfasser ist ein eifriger Patriot und fragt (nicht ganz mit Unrecht), warum man immer nur Rußland seine Eroberungsgelüste vorwerfe und zu denen Englands schweige, da doch England unter allen Staaten am ausgesprochensten ein Raubstaat sey? Der deutsche Leser kann ihm in Allem zustimmen und muß nur hinzufügen: aber du, Russe, klagst den Engländer doch nur dessen an, was du selber genug sündigest; keiner von euch ist besser als der andre; ihr übt beide so weit ihr könnt, das erbarmungslose Recht des Stärkeren aus. Hier Karthago, dort Rom, Sicilien, Spanien hülflos in der Mitte.

Die russische Strafpredigt hebt an: „Wer als England hat mit dem Netze seiner Besitzungen alle Striche des Erdenrundes umsponnen? Wer hat sich in allen Ländern und an allen Häfen eine solche Macht, einen solchen Einfluß wie England verschafft? Wer hat sich als Beherrscher der Meere und damit der Verbindungswege unter den Völkern proklamirt? Wer da widerrechtlich und dem Interesse der Völker entgegen die wichtigsten strategischen Punkte der Welt zu besetzen gewußt? Wer hat bei schwächeren Staaten bald mit Drohungen, bald mit dem Schwert in der Hand seine Anmaßungen durchgesetzt? Wer hat an die Verträge, welche den Bestand einmal anerkannter Mächte sicherten, immer zuerst Hand angelegt? Wer als Großbritannien! Wie besorgt zeigt es sich nicht um das Schicksal von Völkern, die andern Mächten unterthan sind, und zu gleicher Zeit läßt es die Irländer in ihrem Vaterlande aussterben. England nimmt den lebhaftesten Antheil an den Bestrebungen Italiens, sich frei zu machen, zu derselben Zeit, 1849, als es über die jonischen Inseln, diesen ‚selbstständigen' Staat unter englischem ‚Schutz' blutige Exclusionen verhängt! England unterjocht ungeheure Länderstrecken in Afrika und in dem reichen Indien, wo es sein brutales Faustrecht zum einzigen Völkerrecht macht, und das zu derselben Zeit, wo es für Schamil die Unabhängigkeit der kaukasischen Stämme verlangt. Rufen wir uns nur ins Gedächtniß zurück sein Protektorat über Balize, seinen Krieg in China und Pendschab, in Birman, seinen Radscha von Borneo, seine Occupation der Colonien Hollands u. a. Wie stimmt dieses mit den Grundsätzen überein, die es Andern predigt? Hat England selbst überall die Verträge so heilig, wie es dies von Andern verlangt, gehalten, hat es den Selbstbestand der Völker und Herrscher geachtet?" Das ist alles ganz wahr, nur ist Rußland nicht befugt, England diese Vorwürfe zu machen, denn Rußland greift auf dem Festland eben so raubgierig um sich und tritt anderer Völker Recht eben so rücksichtslos mit Füßen, wie England zur See.

Die Uebersicht über die allmählige Ausdehnung des Netzes, welches England über alle Welttheile zieht, ist sehr sorgfältig und verdient der Verfasser deshalb allen Dank. Wir bemerken dabei nur, daß vor wenigen Jahren eine ganz ähnliche Uebersicht der russischen Erwerbungen erschienen ist, bei denen man eben so oft das Kreuz zu schlagen aufgefordert ist, wie bei den englischen.

Am ausführlichsten erörtert der Verfasser die Bemühungen Englands, seine Macht oder wenigstens seinen Einfluß an den Süd- und Ostgrenzen des russischen Reiches zu erweitern. Hier tritt England unmittelbar den russischen Eroberungsplanen hemmend in den Weg und daher der Zorn des Verfassers! „Wer sollte nicht den unaufhörlich wachsenden englischen Einfluß in Aegypten wahrnehmen? Englische Kapitalien setzen den Handel Alexandria's und Kahira's in Bewegung, englische Consuln leiten die innern und sogar auswärtigen Ange-

legenheiten des Vicekönigs, englische Agenten halten in ihren Händen fest die Hauptwege zwischen den Meeren, die Aegypten bespülen, und diese Meere sind noch dazu durch englische Besitzungen verschlossen. So bewacht Gibraltar den Eingang in das mittelländische und Tadschmur und Aden, die seit 1838 England gehören, das rothe Meer. Beim Eingange in letzteres weht genau seit zwanzig Jahren über Sokotora (80 geogr. Q.-M.) und auf dem Continent von Afrika die englische Flagge und macht den arabischen Meerbusen der Willkühr Englands vollkommen unterthan; die Gewässer des indischen Oceans bieten schon den Verbindungen Englands keine Hindernisse dar. Doch damit nicht zufrieden, sucht es schon seit lange andere kürzere und sichere Wege. Ein solcher Weg bietet sich ihm dar in der Linie, die über Constantinopel nach der vereinten Mündung des Tigris und Euphrat, d. h. nach Basra gezogen wird. Er verspricht unermeßliche Vortheile, denn eine schnelle Communication verleiht dem Umsatz der Kapitalien Schnelligkeit, und für ein Handelsvolk ist dieses die Hauptbedingung des Bestehens und Gedeihens. Zwar gehorcht der größte Theil der Länder, durch welche dieser Weg geht, noch nicht der englischen Herrschaft; allein der Einfluß ist hier bemüht, die Herrschaft zu ersetzen, und benutzt jede Gelegenheit, um die Betheiligung englischer Kapitalien und englischer Vormundschaft zu verstärken. Nach dem Geständniß der Engländer selbst hat die Türkei in den Händen Lord Stratfords, der mit ihr wie mit seinem Eigenthume spielt, gar keine Selbstständigkeit mehr. Die Levante bildet ein beinahe unmittelbares Eigenthum Englands. Sie befindet sich in vollkommener Abhängigkeit von dessen Consul und sogar jedes anmaßenden Reisenden, und wird täglich von englischen Kaufleuten überschwemmt, bei denen hinter der einstweiligen Form türkischer Herrschaft die Thätigkeit ihres Kabinets und die Politik desselben hervorguckt."

Zwei Wege hat England nach Ostindien sich geöffnet, den um das Cap, wo es Herr ist, und den durch das rothe Meer, wo es ebenfalls Herr ist. Den dritten, nächsten auf dem Euphrat zum persischen Golf sucht es. Darüber sagt Wernadski: „Durch eine doppelte Kettenlinie werden gegenwärtig die Haupttheile der großbritannischen Monarchie mit einander verbunden, und diese Ketteuringe zu sprengen wird kaum möglich seyn, nicht einmal einer starken Coalition der Continentalmächte; allein in ihrem unmittelbaren Interesse liegt es, die Bildung einer dritten Kettenlinie, der euphrato-konstantinopolitanischen, nicht zuzulassen, denn diese ist für England nicht wesentlich nothwendig, kann aber für die Unabhängigkeit der europäischen Staaten verderblich werden. Mögen auf diesem Wege Handelsverbindungen geknüpft werden, nur darf kein direkter Einfluß der englischen Regierung zugelassen werden. Deshalb muß nicht nur der Besetzung befestigter Küstenpunkte durch englische Militärmacht entgegengewirkt, sondern noch von der englischen Regierung die Räumung der Hauptausgänge aus den Meeren, die zu dem Systeme dieses Weges gehören, verlangt werden. Helgoland von der einen Seite, Kischm, Maskat u. a. von der andern, müssen von Engländern geräumt werden, wenn Europa nicht unter der völligen Herrschaft desselben stehen soll. Allein die wichtigsten Punkte in dieser Richtung sind unstreitig die Dardanellen und der Archipelag. Die Herrschaft über sie entscheidet in letzter Instanz die Frage, und daher müssen alle Maßregeln einer gesunden europäischen Politik dahin gerichtet seyn, England keine Möglichkeit zu lassen, sich hier festzusetzen."

Dazu muß vom deutschen Standpunkt aus bemerkt werden, daß es uns viel lieber ist, die Engländer bauen Dampfschiffe auf dem Euphrat, als wenn die Russen an seinen Ufern Festungen bauten. Würde Rußland Herr der Türkei, Kleinasiens, Mesopotamiens, Persiens werden, so vermöchte ihm wohl keine Continentalmacht des Abendlandes mehr zu widerstehen. England dagegen wird nie im Stande seyn, uns mit einer Landmacht zu bedrohen. Zu allen Erfolgen, welche England auf Kosten Rußlands erlangt, müssen wir ihm so lange Glück wünschen, als Rußland immer noch wie ein ungeheurer Koloß über uns hängt und wie der große Oger den Mund aufthut, um auch uns Deutsche, wie die Polen, aufzufressen.

Der russische Autor verweilt mit Wohlgefallen auf den Vereinigten Staaten von Nordamerika, als den ebenbürtigen Rivalen Englands. Aber diese Vereinigten Staaten sind so gewiß Rußlands zukünftiger, als England sein gegenwärtiger Feind. Als Seemächte und freie Staaten befinden sich beide in der gleichen Lage gegenüber einem Staate, der gleich dem altrömischen das Festland aller Welttheile erobern und alle Völker zu Sklaven machen will.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, N° 55. 11. Juli 1857.


## Biographie.

Friedrich der Große von Th. B. Macaulay. Mit einem Vorwort des Uebersetzers. Halle, Gräger, 1857.

Macaulay ist der große Modehistoriker, an dem man alles bewundert. Es ist also begreiflich, daß man auch seine früheren Arbeiten hervorsucht und übersetzt. Das vorliegende essay ist vor etwa zwanzig Jahren im Edinbourgh Review gedruckt erschienen und umfaßt nur einige Bogen. Es ist geistreich geschrieben, jedoch mehr unterhaltend, als gründlich.

Der ungenannte Uebersetzer ficht gegen Windmühlen, wenn er für nöthig erachtet, seinen Autor gegen den deutschen und specifisch preußischen Patriotismus in Schutz nehmen zu müssen. Denn was irgend Tadelndes über Friedrichs des Großen Irreligiosität, Willkührherrschaft, Machiavellismus, Verachtung der deutschen Sprache ꝛc. gesagt werden kann, ist schon in Deutschland und zwar speciell in Preußen hundertmal gesagt und gedruckt worden und bedürfen wir desfalls weder der Belehrung eines ausländischen Geschichtschreibers, noch hat derselbe eine Entschuldigung nöthig.

Macaulay hat den Gegenstand, über den er schreiben wollte, ziemlich leicht genommen, wie das auch den besten Gelehrten des Auslands, wenn sie sich über deutsche Verhältnisse ergehen, zu begegnen pflegt. Er spricht über die Religiosität des alten Königs (Friedrich Wilhelm I.) im Contrast mit der Frivolität des Kronprinzen, und weiß nicht einmal, welcher Confession die königlich preußische Familie angehörte. „Der königliche Prinz, zudem, war nicht einer von den Menschen, die ihre Religion auf Treue und Glauben hinzunehmen sich begnügen. Er ließ naseweise Fragen hören und brachte Argumente zum Vorschein, die ein klein wenig anders als nach reinem Lutherthum schmeckten. Der König faßte den Verdacht, daß sein Sohn Neigung habe, ein Ketzer von einer oder der anderen Sorte zu werden, — ob Calvinist oder Atheist? das wußte Seine Majestät selbst so genau nicht.“ S. 7. Der König aber war selbst Calvinist und sein angeblicher Eifer für das Lutherthum, von Macaulay rein aus der Luft gegriffen, verräth nur die Unaufmerksamkeit, mit welcher dieser Engländer die preußische Geschichte studiert hat. Es kam ihm nur darauf an, Pikanterien zu sagen, nicht die Wahrheit zu erkennen.

An dem alten König, dem Vater Friedrichs des Großen, läßt Macaulay nicht ein gutes Haar. In ihm sieht er nur die personificirte Brutalität. Das ist ungerecht. In der rauhen und stachligten Schaale lag ein guter Kern. Es wird nicht nöthig seyn, dies vor deutschen Lesern erst beweisen zu müssen.

Gegen Friedrich den Großen selbst ist Macaulay nicht so überall und durchaus ungerecht, indem er auch dessen Größe und Geist anerkennt; allein im Einzelnen geht er doch in Behauptungen zu seinem Nachtheil sehr weit von der Wahrheit ab. Macaulay gibt ein geringes Verständniß der continentalen Politik zu erkennen, wenn er hier S. 23 mit affectirtem Echauffement Friedrich den Großen als den Ersten bezeichnet, der gleichsam die völkerrechtliche Moral Europa's vergiftet habe. Der letzte Habsburger, Karl VI., war gestorben, das Erbrecht seiner Tochter Maria Theresia, vermöge der pragmatischen Sanktion überall anerkannt. Friedrich der Große allein, behauptet nun Macaulay, habe durch sein treuloses Losbrechen die Welt in Flammen gesetzt. „Wäre die schlesische Frage lediglich eine Frage zwischen Friedrich und Maria Theresia gewesen, so würde es unmöglich seyn, den preußischen König von großer Treulosigkeit freizusprechen. Aber wenn wir die Folgen ins

Auge fassen, welche seine Politik für die Gesammtheit aller civilisirten Nationen nach sich zog und unumgänglich nach sich ziehen mußte, so sind wir genöthigt, ein noch härteres Verdammungsurtheil auszusprechen. Ehe er den Krieg begann, erschien es als möglich, sogar als wahrscheinlich, daß der Friede der Welt würde erhalten werden. Die Beraubung der großen österreichischen Erbschaft war allerdings eine starke Versuchung, und in mehr als einem Kabinet hatte man sich bereits mit ehrgeizigen Plänen getragen. Allein die Verträge, durch welche die pragmatische Sanction garantirt worden war, waren unzweideutig und neuen Datums. Ganz Europa eines offenbar ungerechten Zwecks wegen in Verwirrung zu stürzen war nichts Kleines. England war seinen Verpflichtungen treu. Die Stimme Fleury's war stets für Frieden gewesen. Er hatte ein ein Gewissen. Er stand jetzt in hohem Alter und war nicht Willens, nach einem Leben, das, wenn man seine Stellung berücksichtigt, für ausnehmend rein erklärt werden durfte, den frischen Makel eines großen Verbrechens vor den Richterstuhl seines Gottes mitzunehmen. Selbst der eitle und grundsatzlose Belle-Isle, dessen ganzes Leben ein wilder Traum von Eroberung und Beraubung gewesen war, fühlte, daß Frankreich, gebunden durch feierliche Verträge, wie es war, nicht ohne Schande einen directen Angriff auf die österreichischen Besitzungen machen könne. Kurfürst Karl von Bayern prätendirte, ein Recht auf einen großen Theil der Erbschaft zu haben, welche die pragmatische Sanction der Königin von Ungarn zutheilte; aber er war nicht mächtig genug, sich ohne fremde Unterstützung zu regen. Es durfte daher mit Grund erwartet werden, daß nach einer kurzen Periode der Unruhe alle Potentaten der Christenheit sich bei den Anordnungen, wie sie der verstorbene Kaiser zu Stande gebracht, beruhigen würden. Die selbstsüchtige Raubgier aber des Königs von Preußen gab seinen Nachbarn das Signal. Sein Beispiel beruhigte ihr Schaamgefühl. Sein Erfolg verführte sie, die Schwierigkeit einer Zerstückelung der österreichischen Monarchie zu unterschätzen. Alle Welt eilte zu den Waffen. Auf Friedrichs Haupt kömmt all das Blut, das in einem Kriege vergossen wurde, der mehrere Jahre hindurch und in jedem Theile des Erdkreises tobte, das Blut der Colonne von Fontenai, das Blut der Bergschotten, die bei Culloden hingeschlachtet wurden. Die durch seinen Frevel hervorgerufenen Uebel wurden in Ländern verspürt, wo der Name Preußen unbekannt war, und damit er einen Nachbar berauben könne, den zu vertheidigen er versprochen hatte, fochten schwarze Männer an der Küste von Coromandel und scalpirten sich rothe Männer an den großen Seen von Nordamerika."

Wenn es sich nun auch von selbst versteht und von Niemand bestritten wird, daß Friedrich der Große gewaltthätig gehandelt und in fremdes Recht keck eingegriffen hat, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bot und er der Stärkere war, so geht doch die Beschuldigung, Friedrich der Große habe damit das erste Beispiel gegeben, zu weit. Die ganze europäische Politik war schon seit Jahrhunderten eine ununterbrochene Folge von Gewalthätigkeiten und Ungerechtigkeiten. Jeder hatte zugegriffen, wann er die Macht hatte, Karl V. und Franz I., Moritz von Sachsen und Heinrich II., Ferdinand II. und Gustav Adolph, Ludwig XIV. und Wilhelm III., Karl XII. und Peter der Große. War denn Beraubung des Schwächeren etwas so Neues, wie Macaulay glauben macht? Wenige Jahre vor der Thronbesteigung Friedrichs des Großen fiel Lothringen der französischen Arglist zum Raube. Und England selbst, durch welche Mittel hatte sich denn England in den Besitz von Gibraltar gesetzt? Wie behandelte es Schottland und Irland? — Die Mächte, die sich zur Beraubung Oesterreichs nach dem Tode Karls VI. vereinigten, folgten nicht sowohl dem verführerischen Beispiel Friedrichs des Großen, als ihrem eigenen Interesse und der langen und allgemeinen Gewohnheit des Zugreifens ohne Rücksicht auf Verträge. Den großen König von Preußen als eine unmoralische Ausnahme von der moralischen Regel der Politik hinzustellen, ist thöricht und hätte dem berühmten englischen Historiker nicht begegnen sollen.

Eben so übertreibt er die Privatlaunen des Königs. Niemand bezweifelt, daß Friedrich der Große sich zuweilen einen Spaß mit seinen Umgebungen gemacht hat. Aber eine immerwährende grausame Bosheit, wie Macaulay behauptet, hat er keineswegs an ihnen ausgeübt. „Er hatte," sagt der Essayist, „eine Liebhaberei, die bei einem Knaben verzeihlich seyn mag, aber die, wenn sie zur Gewohnheit wird und wenn sich ein Mann im reifen Alter und von starkem Verstande ihr überläßt, beinahe immer das Zeichen eines schlechten Herzens ist, — eine Liebhaberei für grausame Späße. Wenn ein Hofmann vernarrt in seine Kleidung war, so wurde ihm Oel über sein Staatshabit gegossen. Wenn er ein Geldnarr war, so wurde irgend ein Streich ersonnen, um ihn zu veranlassen, mehr auszugeben als er ersparen konnte. Wenn er ein Hypochonder war, so wurde ihm eingeredet, daß er die Wassersucht habe. Wenn er sein Herz ganz besonders darauf gesetzt hatte, an einen bestimmten Ort zu reisen, so wurde ein Brief geschmiedet,

um ihn zurückzuschrecken, dorthin zu gehen. Diese Dinge, kann man sagen, sind Kleinigkeiten. Das sind sie, aber sie sind Anzeichen, nicht zu mißverstehende Anzeichen einer Natur, für die der Anblick menschlichen Leidens und menschlicher Erniedrigung eine angenehme Aufregung ist." Endlich vergleicht Macaulay den Philosophen von Sanssoucy geradezu mit Commodus. Das geht zu weit. Das ist offenbare Ungerechtigkeit. Friedrich der Große war nie in diesem Grade boshaft und wenn er sich einigemal in Fällen besonderer Aufregung oder bei Bestrafung schlechter Menschen, wie z. B. Voltaire's, boshaft zeigte, so geschah das nur sehr selten und war nichts weniger als Gewohnheitssache.

Daß in dem Verhältniß Voltaire's zum König etwas Katzenartiges, im Kratzen wie im Schmeicheln, und zwar von beiden Seiten hervortrat, ist ganz richtig, aber die Spielerei, welche der große Friedrich mit dem frivolen französischen Genie trieb, ist eine Nebensache, eine Sache der bloßen Laune und Liebhaberei für müßige Stunden gewesen und wurde vom König selbst so angesehen, der den Dichter stets seine Ueberlegenheit fühlen ließ und über der leichtfertigen Unterhaltung mit Voltaire niemals seine große Aufgabe als Staatsmann und Feldherr vergaß. Macaulay beweist daher einen nicht ganz richtigen Tact, indem er so gar viel von dem Verkehr des Königs mit diesem Voltaire spricht und dieses Thema gewissermaßen zur Hauptsache seines Aufsatzes macht.

Mehr als taktlos, nämlich rein unvernünftig sind die Expectorationen des berühmten englischen Geschichtschreibers über die Schlacht bei Roßbach. Diese faßt er als den ersten Sieg auf, den Deutsche über Franzosen überhaupt sollen erfochten haben. „In der That, obgleich der kriegerische Charakter der Deutschen mit Recht in der ganzen Welt hochstand, so konnten sie sich doch keines großen Tages rühmen, der ihnen als Nation gehörte, keines Agincourt, keines Bannockburn. Die meisten ihrer Siege hatten sie im Kampf gegen einander selbst gewonnen, und ihre glänzendsten Thaten gegen Fremde waren unter dem Commando des Prinzen Eugen verrichtet worden, welcher selbst ein Ausländer war. Die Kunde von der Schlacht bei Roßbach regte das Blut der gesammten mächtigen Bevölkerung von den Alpen bis an das Baltische Meer und von den Grenzen von Kurland bis zu denen von Lothringen auf. Westphalen und Niedersachsen waren von einem großen Heer von Fremden verheert worden, deren Sprache unverständlich war und deren anmaßende und freche Sitten die stärksten Empfindungen von Widerwillen und Haß erregt hatten. Dieses große Heer war von einer kleinen Schaar deutscher Krieger in die Flucht geschlagen worden, angeführt von einem Fürsten, der von Vaters und Mutters Seite von deutschem Geblüt und der durch das blonde Haar und das helle blaue Auge Germaniens gezeichnet war. Niemals seit der Auflösung des Reiches Karls des Großen hatte die germanische Race einen solchen Sieg über Franzosen gewonnen. Die Nachricht rief einen allgemeinen Ausbruch von Freude und Stolz in dem ganzen großen Stamm hervor, der die verschiedenen Mundarten der alten Sprache des Arminius redete. Der Ruhm Friedrichs fing an, bis auf einen gewissen Grad ein Ersatz für eine gemeinsame Regierung und eine gemeinsame Hauptstadt zu werden. Er wurde ein Vereinigungspunkt für alle echten Deutschen, ein Gegenstand wechselseitiger Beglückwünschung für den Bayern und den Westphalen, für die Bürger von Frankfurt und die Bürger von Nürnberg. Damals zuerst ward es offenbar, daß die Deutschen wirklich eine Nation seyen. Damals zuerst wurde jener vaterländische Geist deutlich erkennbar, der im Jahre 1813 die große Befreiung von Mitteleuropa vollbrachte, und der noch heut, der noch lange die alte Freiheit des Rheinstroms gegen fremden Ehrgeiz vertheidigen wird. Die durch jenen berühmten Tag hervorgebrachten Wirkungen waren aber auch nicht blos politische. Die größten Meister deutscher Poesie und Prosaberedtsamkeit haben zugegeben, daß, obgleich der große König seine Muttersprache weder schätzte noch verstand, obgleich er auf Frankreich als auf den alleinigen Sitz des Geschmackes und der Philosophie blickte, er dennoch, trotz ihm selber, viel dazu beitrug, den Genius seiner Landsleute vom Joche des Auslands zu befreien, und daß er, indem er Soubise besiegte, unbeabsichtigt den Geist erweckte, welcher bald Boileau und Voltaire den literarischen Vorrang streitig zu machen anfing. So seltsam machen Ereignisse alle Pläne der Menschen zu Schanden. Ein Fürst, der nur französisch las, der nur französisch schrieb, der nach dem Rang eines französischen Classikers strebte, wurde völlig unbewußter Weise das Werkzeug, den halben Continent von der Herrschaft jener französischen Aesthetik zu befreien, deren Sclave er selbst bis ans Ende seines Lebens war." Der Eingang dieses ganzen Raisonnements ist unwahr, der Ausgang übertrieben. Es ist unwahr, daß die Deutschen vor der Schlacht bei Roßbach keinen Schlachtenruhm erworben hätten, außer gegen einander selbst oder nur unter fremden Feldherrn, und es ist übertrieben, wenn behauptet wird, die Schlacht bei Roßbach habe die Gallomanie aus dem Geist und der Literatur der Deutschen verbannt. Dazu haben ganz andre Dinge hingewirkt. Der Sieg über die damals

verächtliche französische Armee hat bei weitem keinen so großen Einfluß gehabt, als Macaulay sich einbildet. Die französische Armee war schon lange vorher ihres guten Rufes ledig geworden, schon seit Hochstädt und erst unlängst wieder wegen ihrer schmählichen Flucht aus Böhmen im Winter von 1742—43.

Eine vornehme Nachläßigkeit ist auch S. 89 das Lob eines Papstes. „Benedict XIV., der beste und weiseste von den 250 Nachfolgern St. Petri, war nicht mehr." Wie mag man so ohne weiteres diesen modernen Papst allen früheren vorziehen? Das ist einem Romanschreiber erlaubt, aber nicht einem Historiker.

Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß es sich hier von einer der frühesten Arbeiten Macaulay's handelt, die mehr zur Unterhaltung für englische Leser, als in wissenschaftlicher Strenge für prüfende Deutsche geschrieben war. Der Uebersetzer hätte übrigens wohl Irrthümer wie der oben gerügte auf S. 7 in einer Note berichtigen können.

## Geschichte.

**Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. Von Eduard Maria Oettinger. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1857.**

Die Erfolge der berüchtigten Vehse'schen Industrie scheinen den Anreiz zur Abfassung auch des vorliegenden Werkes gegeben zu haben. Man kann es als einen Nachtrag zu Vehse ansehen.

Es ist der Mühe werth, diesen ganzen Literaturzweig näher zu betrachten. Man würde demselben viel zu viel Ehre anthun, wenn man ein politisches Motiv dahinter suchte. Es ließe sich erklären und aus dem Gesichtspunkt der Parteileidenschaften sogar entschuldigen, wenn die Literatur, in welcher alle Scandale aller Höfe zur Schau gelegt und die schwärzesten Schattenseiten der Monarchie herausgekehrt werden, von fanatischen Republikanern ausginge. Aber so fanatisch, so grundsätzlich sind unsre Büchermacher und Buchhändler gar nicht. Der ganze in Rede stehende Literaturzweig ist nur ein Produkt der gemeinsten Speculation. Das ist die Schande des deutschen Buchhandels, die wir immer und immer wieder zur Sprache bringen und brandmarken müssen, daß er so viel Böses thut ohne Leidenschaft, so viel Dummes fördert, ohne durch wirkliche Einfalt entschuldigt zu seyn, blos aus Gewinnsucht speculirend auf die schlechtesten Elemente der Lesewelt und dieselbe eben dadurch immer mehr verschlechternd.

Die vorliegende Geschichte beginnt mit den Greueln, die Christian der Böse beging und endet mit der Katastrophe Uhlfelds. Am breitesten in der Mitte sind die Perioden ausgemalt, in welchen in Dänemark Maitressen, meist aus niederem Stande und mit eigenthümlich barbarischen Racenzügen geherrscht haben. Zwei Motti stehen dem Werke voran, woran man seinen Geist erkennen mag: „Die Geschichte der Könige ist das Märtyrerbuch der Völker," und „Es ist etwas faul im Staate Dänemark." Bis zu welchem ordinärsten Conversationston der Schenke hier der historische Styl herabsinkt, davon einige Proben. „Erich liebte Katharinen (die Wildprethändlerin) mit solcher Eifersucht, daß er einen Fähndrich, der ihr erster Liebhaber gewesen war, Nachts in einen Sack stecken und allerhuldreichst ersäufen ließ. In den Armen der Tochter aus dem Volke fand der Sohn Gustav Wasa's Ersatz für die Niederlage bei Svarterau und für die beiden Körbe, die ihm die Königin Elisabeth und die Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen gegeben hatte. Nach einem Bilde, das wir von Katharina Monsdotter im Schloß zu Gripsholm gesehen, müssen wir dem Geschmacke Erichs wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die ehemalige Wildpretshändlerin pikanter als Christine von Hessen und appetitlicher als die Tochter Heinrichs VIII. gewesen ist." I. 227. — „Der Edelmann konnte zwar schuldenhalber vom Bürger um sein Gut gebracht werden; doch durfte Letzterer es nicht für sich behalten, sondern mußte es gegen den Betrag seiner Forderung einem andern Edelmann, der sie bezahlte, abtreten, damit die adeligen Güter nie in die Hände der bürgerlichen Canaille kämen, die (wie ja noch heutzutage) nur zum Geldpump für den hohen Adel geschaffen ist. — Der Unterschied zwischen dem Adel- und Bürgerstande ging so weit, daß — wie Ludwigs XIII. Gesandter (S. 267) berichtet — man selbst in der Andacht und beim Gottesdienste einen Unterschied machte, indem die Herren vom Adel sich das Recht anmaßten, ihre hohen Sünden sitzend ihrem Prediger zu beichten, während die bürgerliche Canaille ihre niedrigen Sünden auf den Knieen liegend beichten mußte!!!"

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, №. 56. 15. Juli 1857.

## Reise.

Joseph Dalton Hookers Tagebuch auf einer Reise in Bengalen, dem Himalaja ꝛc. Aus dem Englischen. Mit Kupfern. Leipzig, Dyk (1857).

Eine gute Schilderung der nordöstlichen Grenzen des indobrittischen Reichs gegen Tibet, Kashar und Ava hin im Norden und Süden von Assam. Hooker verließ Calcutta im Januar 1848 und reiste theils in einem Palki (Palankin), theils auf einem Elephanten. Der Elephant war so verständig, daß er dem Reisenden jeden Stein, den derselbe als Geognost untersuchen wollte, auf Verlangen mit dem Rüssel aufhob und darreichte. Kameele kommen im Osten von Calcutta gar nicht mehr vor. Man läßt sich nur von Menschen, Elephanten oder Pferden (jetzt meist Ponys) tragen oder von Rindern ziehen. Im Himalaja bedient man sich nicht blos der Rinder und Hunde, sondern auch der Ziegen und Schafe als Lastthiere.

Unterwegs beobachtete der Verfasser manches schöne Phänomen, z. B.: „An den hellen, trockenen Morgen in dieser Region kann man ein merkwürdiges Phänomen beobachten, nämlich einen Sonnenaufgang im Westen und Sonnenuntergang im Osten. In beiden Fällen steigen helle und genau abgegrenzte Strahlen bis in den Zenith empor, die oft bis an den entgegengesetzten Horizont hinüber reichen. Sie nehmen sich sehr schön aus und sind bei bewölktem, wie bei heiterem Himmel sichtbar, da die weißen Strahlen sich ohne Unterschied an einem dunkeln Nebel, wie an dem blauen Himmelsgewölbe hinziehen."

Nach einer nur kurzen Landreise fuhr Hooker einige Zeit auf dem Ganges, an öden Ufern vorüber, zwischen viel Sand, zuweilen von ungeheuren Staubwolken eingehüllt, die der Wind vom Lande her wehte. Benares, „das indische Athen", unterbricht diese einförmige Reisepartie. Das nächste Reiseziel Hookers aber war Dordschilling, ein englisches „Sanatarium", eine dem Radschah von Sikkim (östlich von Nepal) abgekaufte Station am Fuß des Himalaja im gesundesten Clima, geschickt zur Erholung der in der bengalischen Hitze Siechgewordenen und zu Anpflanzungen, die nur in kühlerer Luft gedeihen. Die Stadt liegt reizend, man hat von ihr aus eine Aussicht ungefähr wie vom Rigi aus, einerseits in die Hochalpen, andrerseits ins Mittel- und Tiefland, nur in ungleich größerem Maßstabe. „Der höchste Punkt ist der fünfundvierzig englische Meilen entfernte Kindschindschanga, der wie aus einem Meere bewaldeter Gebirge 21,000 Fuß über den Standpunkt des Beschauers emporsteigt, während nach derselben Seite hin das Auge sich unter den Horizont hinab in einem gegen 7,000 Fuß tiefen Schlund verliert, in dem der große Randschit, vom Schaume weiß, einen Tropenwald mit silbernem Bande umzieht. Nordwestlich gegen Nepal zu erheben sich die schneebedeckten Spitzen Kabra und Dschannu (24,005′ und 25,312′) über den Rücken des Singalelah, während gegen Osten zu die Schneegebirge eine ununterbrochene Kette zu bilden scheinen, die sich in schiefer Richtung nordöstlich nach der großen Masse des Donkia (23,176′), von da südöstlich bis an die wie Finger emporragenden Spitzen des Tankola und den silberweißen Kegel des Tschola (17,320′) hinzieht, und dann allmählig am Gipmutschi (14,509′) zum Bhotangebirge herabsinkt. — Gegen Nordosten erhebt sich in einer Entfernung von mehr als 100 Meilen, über die schwarze Singalelakette, eine schöne Gruppe schneebedeckter Berge, deren höchster Berg vielleicht eben so hoch ist wie der Kintschindschanga, von dem er volle achtzig Meilen nach Westen zu entfernt ist; zwischen diesen beiden aber liegt kein anderes Gebirge von beträchtlicher Höhe, denn der napalische Himalaja sinkt

in dieser Richtung auffallend gegen den Fluß Aran zu, der hier aus Tibet nach Nepal kommt." S. 63. „Die Spitze des Kintschindschanga läuft in drei kleine Hügel aus, die sich bis zu beinahe gleicher Höhe erheben und eine nach N. W. zulaufende Linie bilden. Oben ragen eine Menge weißer oder grauer Felsen aus dem Schnee hervor, welche Farbe alle Felsen in der Höhe von mehr als 20,000′ haben, und die runde Form der Spitzen läßt auf eine Granitformation schließen."

Bis jetzt ist der Kintschindschanga als der höchste auf Erden gemessene Berg bekannt, ungleich höher als Dhawalagiri, den man früher für den höchsten Berg gehalten hat. Hooker drang so tief als möglich in die ungeheure Gebirgskette ein, kam dem Kintschindschanga so nahe als möglich und erstieg mehrere der höchsten Pässe, die nach Tibet führen, und auch mehrere sehr hohe Berggipfel, z. B. den Tonglo, Nango, Bhomtso. Die weiten Aussichten schildert er mit Entzücken, eben so die wunderbaren optischen Phänomene, z. B.: „Als die Sonne unterging, strahlte der Schnee zu unsern Füßen im schönsten Pfirsichroth wieder, und von der Spitze des Passes war die Landschaft nach Westen zu über alle Beschreibung prächtig, denn die Sonne tauchte sich eben in ein Meer von Nebel und strahlte im dunkelsten Kupferroth. Als sie hinuntersank, nahmen die Spitzberge von Nepal zur Rechten bestimmtere, dunklere und gigantischere Formen an, und Fluthen von Licht schoßen durch das Nebelmeer und badeten die Landschaft in den wunderbarsten nicht zu beschreibenden wechselnden Tinten. Als die Beleuchtung allmählig schwächer wurde, glühte der ganze Horizont wie schmelzendes Kupfer, und als sie verschwand, blieben noch die kleinen aus dem Nebel hervorragenden Erhöhungen hell und leuchteten wie eine Reihe entfernter Vulkane. Weder früher noch später wieder habe ich irgend etwas gesehen, das an Erhabenheit und Schönheit mit dem Schauspiele verglichen werden könnte, welches ich an diesem Abende von dem Tschundschermapasse aus betrachtete." Um zur Schneeregion der höchsten Gebirgskette zu gelangen, mußte der Reisende viele Reihen niederer Ketten wie Mauern, und die dazwischen liegenden Bergströme wie Wallgräben überschreiten, und eben so diese mühevollen Wege bis zum Tieflande wieder zurücklegen. Die Anstrengungen waren ungeheuer. Es galt, auf schwankender Rohrbrücke breite Ströme zu passiren, unwegsame Höhen von mehreren tausend Fuß auf- und abzusteigen. Oft gingen die Lebensmittel aus und war die Indolenz oder Bosheit der Diener und der Eingebornen zu bekämpfen. Wo sich kein Pony fand, mußte Hooker immer zu Fuß gehen.

Da er mit guten Instrumenten versehen war, nahm er überall Höhenmessungen vor, so wie er auch botanische und zoologische Sammlungen anlegte. Er theilt viele den Naturforschern interessante Bemerkungen mit, auf die wir nur hier im engen Raum einer Rezension nicht eingehen können. Geologische Leser machen wir insbesondere auf das aufmerksam, was Hooker von den ungeheuren (bis 1500 Fuß hohen) und das Gebirge weit umziehenden Moränen des Himalaja, und von den ungeheuren erratischen Blöcken sagt, die er auf dem Khasiagebirge fand, wohin sie aus dem Himalaja gekommen sind. Man findet hier die ganze europäische Alpenwelt wieder, nur in doppelten Dimensionen. Hier nur eine Skizze der Nango-Moräne. „Nach Osten zu streckte sich die Moräne südlich von dem Seitenthale hin, über dem sich, in rosiger Beleuchtung und in den Strahlen der untergehenden Sonne glänzend, die schneebedeckte Spitze des Nango erhob. Aus jeder Schlucht an seiner Seite blinkten blaue Gletscher hervor, die aber 2000 bis 3000 Fuß höher waren als die Moräne, und klein; und ihre Moränen bestanden, in Vergleich zu dieser, aus bloßem Grobsand. Von dieser großen Moräne, bis zu den Gletschern hinauf, war in dem Seitenthale eine ganze Reihe von Moränen, eine hinter der andern. Nach Norden zu, am Yangma aufwärts, erschien eine flache mit Gras bewachsene Ebene, von Bergen umgeben und mit andern ungeheuren Moränen bedeckt, welche die eine hinter der andern emporstiegen und nur auf die Spitzen der Gebirge die Aussicht frei ließen. Durch die Ebene (die höchstens etwa eine Meile breit und eben so lang war), schlängelte sich der Fluß, der die große Moräne an der östlichen Seite durchbricht, gerade da, wo der Bach aus dem Gletscherthale sich mit ihm vereinigt, der an dem untern Theile seines Laufes über ein breites und steiles Sandbett fließt."

Als Botaniker schildert Hooker überall die Pracht der indischen Vegetation und die charakteristischen Unterschiede derselben im Aufsteigen aus dem Tiefland bis zur Schneelinie. Eben so die Thierwelt, die merkwürdigen Yaks (Rinder mit langem Haar und Roßschweifen), die hohen langbeinigen und dickhornigen Schafe, welche Lasten tragen müssen ꝛc. Dann auch die prächtige Insektenwelt. „Das Auffallendste aber war eine erstaunliche Menge schöner Schmetterlinge, große in den Tropenländern heimische schwarze Schwalbenschwänze mit scharlachrothen oder gelben Augen auf den Flügeln, die man überall majestätisch durch die stille heiße Luft segeln oder von einem in der Sonne glühenden Felsen zum andern flattern sah, namentlich aber suchten sie den feuchten Sand am Rande des Flusses, wo sie zu

Tausenden saßen, mit ausgestreckten Flügeln, in schwankender Bewegung sich hin und her wiegend, je nachdem sich ihre schweren Flügel nach einer oder der andern Seite neigten, einer zahlreichen Flotte von Jachten an einem ruhigen Tage ähnlich. Eine entomologische Schaustellung dieser Art ist unübertrefflich. Cicindelae waren sehr zahlreich und unglaublich thätig, desgleichen Heuschrecken; und die großen Cicaden setzten sich überall auf den Boden nieder, wo sie einen kurzen durchdringenden, pfeifenden Ton von sich gaben, und sogleich wieder verschwanden, wie weggezaubert. Schöne Peitschenschlangen schillerten in der Sonne; sie hielten sich mit einigen Ringeln des Schwanzes an einem Zweige fest, den größten Theil ihres Körpers gerade vorstreckend, den sie gelegentlich zurückzogen, um wie ein Pfeil auf irgend ein Insect loszuschießen, welches sie nie verfehlen." Aber es fehlt auch nicht an den lästigsten Insekten: „Tschungtam rühmt sich, eine große Menge schöner Insekten zu besitzen, unter andern unsern Schwalbenschwanz, nebst andern prächtigen schwarz, gold- und scharlachroth geflügelten Schmetterlingen, die den indischen Tropengegenden eigen sind. Abends war mein Zelt mit kleinen Schwimmkäfern angefüllt, die, ehe man sich dessen versah, das Licht auslöschten; und zugleich mit niedlichen Motten kamen große Maikäfer und ungeheure fliegende Wanzen, die häßlich stinken und große Hörner auf dem Thorax haben. Das Jucken, welches durch die Stiche der Mosquitos und Mücken verursacht wird, und die ekelhaften Insekten, welche mit ihren mit Wiederhaken versehenen Beinen sich an Zelt- und Betttuch anhingen, beunruhigten meinen Schlaf oft eben so sehr, wie die Sorge für die Zukunft."

Die Menschen fand Hooker überaus verschiedenartig. Zwischen den kriegerischen Nepalesen und den rohen Bhoteas wohnen um Dordschiling her die Leptscha, ein Volksstamm, dessen Gutmüthigkeit, Treue und Rührigkeit Hooker außerordentlich rühmt. Aus ihm nahm er seine Führer, ohne die er nicht hätte fortkommen können und die ihn auch unter den schwierigsten Umständen nicht verließen. Die Leptscha haben wie die Bhoteas auffallend mongolische Züge und auch die lamaitische Religion, obgleich sie den Rajahs von Nepal und Sikkim unterworfen sind und die Verbindung dieser Südländer des Himalaja mit Indien viel näher und bequemer ist, als die mit Tibet, von dem sie durch das höchste Gebirge der Erde getrennt sind. Wann die mongolische Race auf die Südseite dieses Gebirges gedrungen ist und warum sie nicht die Herrschaft errungen oder behauptet hat, weiß man nicht mehr. Die buddhistische Religion hat jedenfalls mildernd auf die Sitten gewirkt. Ein Tempel im Dorfe Sannuk wird also geschildert: „Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man in diese kalten und düsteren Tempel tritt; der Dugang namentlich war außerordentlich schön mit Malereien ausgeschmückt, und die Durchsicht von der Vorhalle nach dem Hauptgötzen, von geschnitzten und bunten Balken, war sehr malerisch. Die Anordnung der Farben und der Vergoldung ist sehr harmonisch und hübsch, namentlich tragen die weißen Streifen zwischen den contrastirenden Farben dazu bei, Harmonie in das Ganze zu bringen. Bemerkenswerth ist auch, daß die hellsten Farben oft in großen Massen angewendet sind, aber immer in der Reihe der Farben des Regenbogens, so daß sie nie einen unangenehmen Eindruck auf das Auge machen; dazu kommt, daß die düstere Beleuchtung des Tempels den Glanz der Farben mildert. Die Gesichtszüge der Bilder sind immer ruhig und haben einen feierlichen Ausdruck. Wohin man sieht, trifft das Auge auf ein schönes Colorit oder Schnitzwerk, oder irgend einen Gegenstand der Verehrung. Der Eindruck wird noch erhöht durch den Weihrauch von Wachholder und duftenden Kräutern, welche die Priester beim Eintritt in den Tempel anzünden, durch ihr ernstes und geziemendes Wesen und durch das Gefühl von Achtung, auf welche eine Religion Anspruch macht, welche die Tugend in Abstracto einschärft und verehrt. Dem Götzenbilde selbst legt der Buddhist keinen Werth bei; es ist ein Gegenstand der Verehrung, nicht der Anbetung, und keine Tugend oder Attribut gehört demselben als solchem; es ist ein Symbol der Religion und die Anbetung wird dem abstracten Begriffe gezollt, welchen es vorstellt."

Der Radschah von Sikkim hatte nicht nur Hooker, sondern auch dem englischen Verwaltungschef in Dordschiling, Dr. Campbell, die Erlaubniß ertheilt, das ganze Gebirge und die Pässe nach Tibet zu besuchen; aber ein argwöhnischer Minister des Radschah ließ die Reisenden plötzlich durch bewaffnete Bhoteas überfallen, mishandeln, binden und einkerkern, um von Campbell einen neuen Vertrag zu erpressen. Die beiden Engländer benahmen sich jedoch standhaft, verließen sich auf Hülfe von Calcutta aus und täuschten sich auch nicht, denn als englische Truppen anrückten, wurden sie freigelassen. Indeß begnügte sich das englische Gouvernement, sich zur Genugthuung einen kleinen Landstrich zuzueignen, der bisher dem Radschah ausschließlich gehört hatte. Diese Milde wurde befolgt mit Rücksicht auf Tibet. Die chinesische Regierung in Tibet ist sehr loyal gegen die indo-brittische. Sie misbilligte den Unfug gegen Campbell, legte aber Werth darauf, daß die Grenze Tibets nicht unmittelbar vom indo-britti-

schen Reiche berührt werde und daß immer noch kleine unabhängige Reiche dazwischen liegen bleiben sollten.

Nach dieser Katastrophe unternahm der kühne Hooker noch eine Reise ins Khasiagebirge südlich vom Flusse Barramputer gegen Kashar hin. Auch die Khasia tragen mongolische Züge, sind aber, wie die benachbarten Mannipori und Maga eigentlich Wilde, vorhinduische Eingeborne, die nur wenig Cultur angenommen haben.

Die schon so lange dauernde Herrschaft weniger Engländer über 180 Millionen Ostindier würde kaum begreiflich seyn, wenn die Ostindier einerlei Volk wären. Sie sind aber in sehr verschiedenartige und einander feindselige oder unbedeutende Stämme und noch mehr in ihren Sitten und religiösen Meinungen getheilt als Braminen, Buddhisten, Dschainas, Seikhs und Muhamedaner ꝛc. Die Anhänger der altindischen Religionen, die eigentlichen Hindus, sahen in den Engländern ihre Befreier vom unerträglichen Druck, den sie unter den muhamedanischen Eroberern gelitten hatten. Das strenge Recht und die feste Ordnung, welche die Engländer einführten, waren ihnen etwas neues und wurden als große Wohlthaten dankbar anerkannt. Wenn auch die Engländer sich nebenbei bereicherten und Indien aussogen, so war das wenigstens nichts Neues für die Hindus, denn alle ihre früheren Herren hatten es nicht besser gemacht und waren noch weit summarischer verfahren, ohne die persönlichen und confessionellen Rechte zu schonen, wie die Engländer. Nicht blos in der Ueberlegenheit europäischer Disciplin und Bewaffnung also, sondern auch in einer guten Meinung, welche die Eingebornen von den Engländern haben, ist die Macht der letzteren begründet. Unter diesen Umständen, sollte man meinen, sey ein allgemeiner Aufstand der ostindischen Völker gegen die Engländer nicht möglich, oder der Versuch dazu wenigstens verfrüht.

Die Tragweite des jüngsten Aufstandes läßt sich um so weniger berechnen, als wir die geheimen Umtriebe noch nicht kennen, die ihn genährt, oder zu denen er die Veranlassung wurde oder noch werden wird. Denn man dürfte sich mit Recht verwundern, wenn nicht die alten Feinde Englands die Gelegenheit des Sepoy-Aufstandes ergriffen, um ihrem gemeinschaftlichen Gegner so wehe als möglich zu thun. Aber eine Vereinbarung aller Völkerschaften und Confessionen in Ostindien gegen die Engländer ist doch kaum denkbar. Der Gedanke, wieder einen Großmogul an die Spitze zu stellen, scheint kein ganz glücklicher zu seyn, denn weder ist dieser junge Enkel der alten Großmoguln erfahren und energisch genug, um die Rolle eines großen Usurpators mit Glück spielen zu können, noch werden sich die tapfern Nachbarstämme ein neues Joch aufladen lassen wollen, das sie möglicherweise mehr drücken könnte, als das englische. Wir müssen erst erfahren, ob es England mit den Hindus und dem Mogul allein zu thun haben wird, oder ob die Muhamedaner, die Maharatten, Seikhs, Afghanen und Birmanen mit jenen gemeine Sache machen werden.

Noch sehen wir für die englische Herrschaft in Ostindien keine äußerste Gefahr. Aber die Zukunft könnte ihr gefährlicher werden. Es sind doch in der That zu wenige Engländer, die hier auf weitem Raum unter einer ungeheuren Mehrheit von keineswegs zuverlässigen Unterworfenen leben. Die große Niederlage in Kabul, die schweren Kämpfe mit den Seikhs, die Verlegenheit, die der jüngste Sepoy-Aufstand herbeigeführt hat, sind Mahnungen, daß Englands stolze Macht doch keineswegs unangreifbar ist. Rechnet man dazu noch das Vorschreiten des russischen Einflusses, so kann nicht bezweifelt werden, daß die Offensive der Engländer in Ostindien allmählig immer mehr zur Defensive werden wird.

Jedes Frohlocken über die Gefahren und den einstigen Fall Englands wäre aber nicht nur voreilig, sondern von Seiten deutscher Leser auch unvernünftig. Denn so viel England in Asien verliert, so viel muß Rußland gewinnen und jede Machtvermehrung Rußlands in Asien verstärkt auch den Druck, mit dem es auf Deutschland lastet.

## Roman.

Lydia. Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel von Hermann Geiger. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart und München, Gebrüder Scheitlin, 1857.

Cardinal Wisemann hat mit seiner berühmten Fabiola eine neue Literatur hervorgerufen, die des christlichen Romans. Vorliegende Lydia ist die christliche Sklavin der römischen Dame Martella, die in der altgriechischen Bildung schwelgt. Der Verfasser (der selbst in Griechenland war) contrastirt in den beiden weiblichen Hauptcharakteren seines Romans den einfachen und bescheidenen Adel des Christenthums und die üppige Geistesfülle und Pracht des classischen Heidenthums und zeigt, wie nach und nach jenes durch seine innere Wahrheit über dieses hat siegen müssen. Die stolze und geistreiche Herrin wird zuletzt von der armen Sklavin bekehrt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 57. 18. Juli 1857.

## Spanische Poesie.

Die Schauspiele Calderons. Dargestellt und erläutert von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Aus den Papieren des Verfassers herausgegeben von Leopold Schmidt. Elberfeld, Friedrichs, 1857.

Diese Analysen und Commentare der Schauspiele Calderons sind in den zwanziger Jahren von dem berühmten Literarhistoriker Val. Schmidt geschrieben worden und erscheinen jetzt von seinem Sohn herausgegeben und durch vielerlei Notizen ergänzt, die sich in früher schon gedruckten Abhandlungen, Randglossen rc. desselben Autors noch vorgefunden haben. Das Werk ist sehr dankenswerth in Bezug auf die weltlichen Schau- und Lustspiele des großen spanischen Dichters, von denen wir hier überall gute Analysen erhalten.

Die zehn Klassen, in welche Schmidt alle 108 unzweifelhaft echten Schauspiele des Calderon zerfällt, sind folgende: I. Intriguenstücke (comedias de capa y espada), 26 an der Zahl. II. Heroische Schauspiele (comedias heróicas) im engeren Sinn, 21. III. Schauspiele aus der spanischen Geschichte oder Sage, 10. IV. Schauspiele, deren Inhalt aus der alten oder neuen Geschichte romantisch umgebildet und dramatisch dargestellt ist, 10. V. Schauspiele, deren Inhalt sich an ältere Romane und Gedichte schließt, 6. VI. Mythologische Festspiele, worin die Fabeln der alten Mythologie umgebildet sind, 17. VII. Burlesken oder Karikaturen derselben, 1. VIII. Symbolische Dramen, 4. IX. Geistliche Schauspiele (comedias divinas), 8. X. Dramen aus der Heiligenlegende (comedias de Santos), 5. Zusammen 108.

In Bezug auf die Sprache werden drei Klassen der Calderon'schen Schauspiele unterschieden. „Zur ersten gehören die Jugendwerke des Dichters, in denen er, dem Zeitgeschmack nachgebend, alle Mängel und alle Vorzüge des Estilo culto sich aneignet und sie bis zur höchsten Spitze treibt. Viele Schauspiele des ersten und zweiten Theils des Vera Tassis (z. B. Júdas Macabeo, La gran Cenobia, La puente de Mantible) kranken an dieser geschraubten, überladenen, luxuriösen, in Antithesen unersättlichen Schreibart. Die zweite Klasse bilden die trefflichen Werke des gereiften Mannes, der sich siegreich von jenem Modestyl losgewunden hat, und nur die Schönheiten desselben am rechten Ort beibehalten. (Statt aller erwähne ich hier das laute Geheimniß.) In die dritte Klasse setze ich die weltlichen Schauspiele aus dem höheren Alter des Dichters (z. B. Fieras afemina amor). Hier ist eine gewisse Kälte und Unlust unverkennbar: die Sprache ist zum Theil manierirt, und den Antithesen und Bildern des wiederkehrenden Estilo culto fehlt jener innerliche Lebenshauch und Schwung, welcher die jugendlichen Auswüchse dieser Art erträglich und zum Theil bewundernswürdig macht."

Calderon trat in einer Zeit des theatralischen Kampfes ein. Schon vor ihm war die Bühne eine Lieblingssache der Spanier. „Ein wahres Ungeheuer von Fruchtbarkeit befand sich seit vielen Jahren im Besitz der Alleinherrschaft des Theaters, und zahlreiche Freunde, Gönner und Mitarbeiter bildeten die Stützen seiner Macht. Lope hat neben großen Tugenden große Fehler, aber zum Unglück hatte die Opposition, die sich unter Gongora's Führung gegen ihn bildete, noch mehr Fehler und verschmähte theils aus Polemik gegen Lope, theils fortgerissen von dem allgemeinen Umschwung des Zeitgeistes, den Weg der wahren Natur, worin Lope in seinen besseren Werken unerreichbar dasteht. Die Gongoristen schufen nun ihm gegenüber den Estilo culto, dessen Gegensatz der Estilo claro ist. Der Estilo culto war vollgepfropft mit neuen Wörtern, die aus dem Griechischen und Lateinischen gebildet wurden, über-

füllt mit Bildern, Gleichnissen und Antithesen, dabei voll seitenlanger Perioden, die dunkel und schlecht gebaut waren. Allein es trat die Erscheinung ein, die sich so häufig wiederholt. Die neue Partei oder Schule kam bei dem jungen Geschlecht in die Mode, und dem großen Lope erging es wie andern großen Männern vor ihm und nach ihm. Bei den Spaniern war indeß das Widerliche des zeitgemäßen Styls so in die Augen fallend, daß die besseren Geister sich bald wieder davon wie von einer Krankheit los machten. Unser Calderon ließ sich nun in seiner Jugend von dieser Modethorheit gar sehr fortreißen, und es ist lehrreich, zu verfolgen, wie ein so hochbegabter Dichter in eine ganz verwerfliche Manier Anmuth gebracht hat: nur muß man ja nicht für Eigenheit des Calderon halten, was nur Nachgiebigkeit gegen den damaligen Zeitgeist war."

Calderon hat auch in die Geschmacklosigkeit selbst Anmuth zu bringen und übrigens durch sein großes Genie sich aus den Banden dieser Geschmacklosigkeit loszureißen gewußt. Die Sprache aber, wie anerkannt auch seine Meisterschaft in derselben ist, darf niemals als Hauptsache angesehen werden. Der Geist ist Eins und Alles. Deswegen steht eine Eintheilung der Calderon'schen Dichtungen nach ihrem Geiste ohne Zweifel über derjenigen, die nur die Gegenstände der Handlung oder die Zeit und Sprache berücksichtigt. Dem Geiste nach aber unterscheiden wir hauptsächlich diejenigen Dichtungen Calderons, in denen die Religion, und die, in denen die Ehre und das spanische Nationalgefühl verherrlicht wird, endlich die, in denen die Phantasie sich in märchenhafter Lust ergeht, der Liebe, dem Scherz ihr volles Recht gewährt.

In den s. g. Degen- und Mantelstücken so gut wie in den historischen tritt uns bei Calderon überall das Princip der ritterlichen Ehre und Loyalität entgegen. Wenn man die ganze Rubrik „Intriguenstücke" nennt, so bezeichnet man damit ihren wahren Charakter nicht. Sie unterscheiden sich durch ein ganz eigenthümliches Princip der Ehre und des Royalismus von der verwandten Gattung in Italien, Frankreich, Deutschland und England.

Die religiösen Schauspiele, vor allen die Autos, sind aber das, wodurch Calderon sich vor allen Dichtern aller Zeiten auszeichnet, worin hauptsächlich seine Originalität und Größe beruht. Von ihnen wird im vorliegenden Werke Umgang genommen und nur auf zwei Seiten finden sich einige ganz magere Bemerkungen darüber. Wie es uns scheint, hätte der Herausgeber das Verhältniß der weltlichen Stücke Calderons zu den geistlichen genauer und mit mehr Anerkennung der letzteren besprechen sollen.

Calderon war durch und durch katholisch. Wer das Katholische nirgends, auch nicht einmal in der Poesie gelten lassen will, der kann freilich das Wesen Calderons nicht fassen und nach seiner Eigenthümlichkeit würdigen, sondern muß es verurtheilen. Ludwig Tieck, einer der ersten Deutschen, der Calderons Werth erkannt und seine Landsleute auf diesen großen Dichter aufmerksam gemacht hat, war, obgleich Protestant, doch keineswegs verblendet gegen die unübertrefflichen Schönheiten des specifisch Katholischen in Calderon. Später haben v. Eichendorff, v. Schack und Lorinser diese Schönheiten noch mehr ans Licht gesetzt. Aber davon nimmt das vorliegende Buch keine Notiz. Es mäkelt vielmehr auf eine unheimliche Art an der Katholicität Calderons herum, als ob Calderon kein Recht gehabt hätte, ein Katholik und Spanier zu seyn und als ob das ein Fehler an ihm gewesen wäre, den man ihm vorwerfen müsse.

Calderon schrieb ein Schauspiel la cisma de Inglaterra, worin er vom katholischen und spanischen Standpunkt aus das greuliche Leben König Heinrichs VIII. von England darstellte und dessen Privatsünden in Beziehung brachte zum Abfall von der alten Kirche. In einer Apologie der Reformation mag dieses Stück als der neuen Lehre feindselig bekämpft und noch gesagt werden, die reformirte Kirche sey mit den Sünden Heinrichs VIII. so wenig zu identificiren, wie etwa die katholische mit den Sünden Alexanders VI. In einer Geschichte der Poesie aber, in einem besonderen Werk über die Poesie Calderons ziemt es sich vielmehr, dessen angebornem und zur andern Natur gewordenem, von seinem ganzen Seyn und Denken unzertrennlichem Glauben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Calderons Dichtung mit Shakespeare's Heinrich VIII. zu vergleichen und auf Kosten des ersteren nur den letzteren zu preisen, ist gewiß nicht gerecht, sondern parteiisch. Herr Schmidt sagt von Calderons cisma: „Könnte man ganz von dem Geschichtlichen absehen, könnte man die Personen als rein fingirte betrachten, könnte man die einseitige, befangene Ansicht über den Katholicismus theilen, so würde das Schauspiel großes Lob verdienen wegen der oben angedeuteten Vorzüge. Allein bei einem unbefangenen und rechtlichen Leser kann durch nichts entschuldigt werden, daß das unglückliche Opfer eines wollüstigen und unbeständigen Tyrannen, die Mutter der größten Königin in Europa, als der Auswurf ihres Geschlechts, als der Abschaum aller Laster (Hochmuth, Neid, Eitelkeit, Rachsucht, Wollust) mit den grellsten Farben der

Wahrheit zuwider ausgemalt ist. Diese Absicht ist zu klar, als daß wir sie übersehen dürften.“ Dem muß entgegnet werden, daß wir ja nur eine Dichtung, und zwar eine vom spanischen und katholischen Standpunkt vor uns haben, auf die wir unmöglich protestantische Rücksichten oder auch nur die rein historische Wahrheit anwenden können. Auch Shakespeare hat in seinen Dichtungen mehrfach auf seinem rein englischen Standpunkt die historische Wahrheit und Gerechtigkeit mißachtet. Herr Schmidt hätte sich an die Art und Weise erinnern sollen, wie die Jeanne d'Arc, das Ideal unseres großen Schiller, von Shakespeare mißhandelt worden ist. Wenn Herr Schmidt glaubt, daß Shakespeare ein Recht gehabt habe, so von der Jungfrau von Orleans zu reden, so darf er noch viel weniger das beanstanden, was Calderon von der Anna Boley sagt, denn die Jungfrau von Orleans war jedenfalls eine reinere und würdevollere Gestalt als Anna Boley.

Schmidt faßt seine Verurtheilung Calderons zu Gunsten Shakespeare's noch allgemeiner S. 400: „Bei Shakespeare sehen wir die bedeutenden Erscheinungen der Zeit selbst an uns vorüberschweben, jede einzelne ist Symbol ihrer Gattung und, wie Göthe es unübertrefflich ausdrückt: ‚man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert.‘ — Wenn wir vergleichend betrachten, wie Shakespeare und wie Calderon die Geschichten der Vorzeit in ihren Werken verarbeiten: so finden wir den Engländer versunken in den Geist des Jahrhunderts und der Begebenheit, die Lebenspunkte der Geschichte trifft er und gibt er; der Spanier dagegen, in dessen Gemüth eine eigene ideale Welt mit allen unzähligen Aesten und Zweigen lebt, reißt in dieses Meer auch das Geschichtliche hinein und durchzieht es mit seinen Adern, eine duftende balsamische Mumie wird aus dem lebendigen Leibe. — Wenn nun Shakespeare uns so hineinschauen läßt in das geheime Leben und Weben, Zerstören und Schaffen des Erdgeistes selbst und bei Calderon nichts Aehnliches zu finden ist, so zeigt sich auch hier, wie viel besser das ist, was frei und absichtslos hervorgebracht, als Jedes, das zu irgend einem Zweck, sey er auch noch so gut, bearbeitet wird: es zeigt sich, daß die edelsten und seltensten Naturgaben zu höherer Vollendung heranreifen konnten in einem Lande, wo Freiheit des Gewissens und Glaubens gewährt war, als in jenem, wo die weltliche Obrigkeit das Unsperrbare zu fesseln versuchte.“

Das ist die Ansicht, die Gervinus in seinem bändereichen Literaturwerk geltend gemacht hat und in der noch die meisten gebildeten Zeitgenossen befangen sind. Aber sie ist eine irrthümliche. Allerdings hat sich die Poesie dem Erdgeist zugewendet und sklavisch ergeben, aber das ist eben nicht der höchste und reinste Geist, dem der Mensch, als Gottes Ebenbild, sich weihen soll. Das Edelste im Menschen steht über dem Erdgeist und soll das Niedrige beherrschen, wie die christliche Mission die Profangeschichte, wie das heilige Zeichen des Kreuzes die Erdkugel beherrscht, der es aufgepflanzt ist. Unter der Freiheit, die man der Poesie vindicirt, meint man eben nichts anderes, als die Emancipation von der christlichen Verpflichtung, eine heiße, nie zu befriedigende Gier nach Rechten, nach Befriedigung der Sinnlichkeit, der Eitelkeit, des gemeinen Ich, und den an sich sinnlosen Anspruch, es sollte nichts über dem Menschen stehen, kein höheres Wesen ihm Vorschriften machen und ihn richten können.

Der widerspenstige Menschengeist, der nicht zugeben will, daß er von Gott geschaffen, von Gott abhängig und Gott verantwortlich sey, hat sich in die Philosophie geflüchtet, um sich mit Selbsttäuschungen und Lügen gegen die unangenehme Wahrheit seines creatürlichen und abhängigen Standpunktes zu waffnen, und in die Poesie. Hier, in das freie Denken und Dichten, läßt man die mißliebigen, das stolze Ich so unangenehm berührenden Gebote Gottes nicht gern eindringen. Man geht so weit, die Poesie geradezu der Religion entgegenzusetzen. Das ungeheuerliche, das völlig absurde Vorurtheil, was eine Menge Zeitgenossen theilen, ist die angebliche Unvereinbarkeit der Ansprüche, welche das Christenthum an den Menschen macht, mit der Poesie. Wer Christenthum in die Poesie bringt, gilt als Einer, der Fesseln des Geistes bringt, der die freie Seele gefangen nehmen will, und die Freiheit will man der Poesie, als ihr heiligstes Recht, bewahren. Aber man täuscht sich nur selbst. Man ist egoistisch, eitel und feige genug, in der Poesie nur das reizende Gewand erblicken zu wollen, in welches man seine eigene Sinnlichkeit, Genußsucht, moralische Schwäche und Faulheit, wohl gar seine bösesten Gelüsten verkleidet. Man setzt jedem sittlichen Gebot oder Verbot die Poesie, das Beispiel der eben deshalb beliebtesten Dichter entgegen, und erklärt für erlaubt, was früher Voltaire oder Wieland, später Göthe oder Byron beschönigt haben. Aber die angebliche Freiheit, die man der Poesie, gegenüber dem christlichen Vorurtheil und Zwange, bewahren will, ist selbst ein Vorurtheil und ein Zwang, eine ganz unnatürliche Anmaßung der Sinnlichkeit, Charakterschwäche und des Triebes zur Sünde, sich die Poesie als ausschließliches Monopol aneignen zu wollen. Die

Kraft und Reinheit, der Adel der Seele hat wahrlich einen berechtigteren Anspruch auf die Poesie, als Schwäche und Schmutz, als Gemeinheit der Seele. Das Bewußtseyn und die Uebung strenger Pflicht ist schon an sich unendlich poetischer, als das egoistische Geltendmachen von Rechten und Genüssen. Endlich ist in der ganzen Weltgeschichte nichts so poetisch, als der Eintritt des Ewigen in das Zeitliche zur Lösung des unentwirrbaren Räthsels und zur Erlösung des verlorenen Geschlechtes. Was sind alle homerischen Helden und was sind alle göthe'schen Genießlichkeiten gegen die Poesie der Evangelien?

Es ist bedauerlich, daß man das den mit Poesie besonders Beschäftigten unter unsern Zeitgenossen immer noch sagen muß. Aber es ist nothwendig, denn kein Gebiet geistiger Thätigkeit ist noch so verweichlicht und steht noch auf einer so niederen sittlichen Stufe als die Poesie, in welcher noch alle Verhätschelungen des vorigen Jahrhunderts nachwirken. Die Poesie ist eine Art von Beichtstuhl, wo jeder seine Schwäche und innere Erbärmlichkeit bekennt, aber nicht um sie zu bereuen und dafür Buße zu thun, sondern um sie zu rechtfertigen, zu sanktioniren und damit zu prunken. Was man sich etwa in schlichter Prosa zu sagen noch schämen würde, sagt man dreist und selbstgefällig in Versen. Aus allem, was seit hundert Jahren in deutschen Versen gewinselt, geseufzt, geschmachtet, miaut und gewiehert worden ist, könnte man ein vollständiges System moralischer Erbärmlichkeit und Herzensniedertracht zusammenstellen, während doch die nicht versemachende Nation im Großen und Ganzen sich eher gekräftigt, als abgeschwächt hat. Die Poesie wird viel zu thun haben, bis sie sich von der Schmach, ein Asyl jeder unziemlichen Empfindung und Neigung zu seyn, losgesagt haben wird. Die liebe Natur, das liebe Herz, das kostbare Ich in allen Verirrungen zu entschuldigen, wurde bisher leider von nur zu vielen und selbst großen Dichtern als die Hauptaufgabe der Poesie angesehen. Erhebt man sich aber auch in der Poesie zur Tugend, so ist es doch in der Regel nur eine heroische, eine prahlende Tugend und die Dichter sind bestrebt, dem Leser und Zuschauer die höchste Meinung von der Fähigkeit und Vortrefflichkeit der Menschen beizubringen, im antiken und heidnischen Sinn. Von der Poesie der christlichen Demuth und von der nicht prahlerischen Opferfähigkeit will man nichts wissen.

Wenn nun tausende von Dichtern ausschließlich dem Erdgeist dienen, der Materie, den altheidnischen Naturgöttern, der Venus, dem Bacchus Opfer bringen, oder anbetend vor ihrem eigenen Ich knieen, wie Sejanus vor seiner eigenen Statue, oder den Stolz des Menschen preisen im Heldenthum eines Donjuan oder ..... Gott trotzenden Manfred, oder wenn sie in Romanen und Lustspielen nur die Gemeinheit des gewöhnlichsten Lebens, die Trivialität der Mode und der Tagesphrasen vorbringen, so sollte es doch hin und wieder Einem Dichter gestattet bleiben, sich vom Erdgeist hinweg zum ewigen und höchsten Geist zu wenden und statt des sündigen Menschen Gott zu preisen. Und es sollte einem Calderon vergönnt seyn, ungeschmäht der Dichter seiner Kirche zu bleiben. Die Spatzen im Hanfsaamen, die geschwätzigen Elstern und immer nur sich selbst besingenden Kukuke sollten doch dem Adler, der zur Sonne fliegt, nicht nachzanken.

Noch ist auf einen Umstand aufmerksam zu machen, den unsere gebildete Lesewelt insgemein vergißt. Leser und Schriftsteller haben sich in einem Kreise abgeschlossen, den sie für die Welt selbst halten, während er ein sehr enger Kreis ist und jenseits desselben noch eine ungeheure Welt sich ausdehnt. In Deutschland selbst ist das Publikum, das Göthe und Schiller kennt und verehrt, keineswegs das ganze Volk oder auch nur die Mehrheit desselben. Dem so zahlreichen Landvolk, sonderlich dem katholischen, in das die Schulmeisterei noch nicht so verderblich eingedrungen ist, bleiben alle die ästhetischen Genüsse und Vorurtheile fremd, die dem gebildeten Publikum zur Gewohnheit und andern Natur geworden sind. Dagegen ist ihm das kirchliche Bewußtseyn noch lebendig, das den Gebildeten verkommen ist. Wenn Herr Schmidt aus Anlaß der von Calderon bearbeiteten Legenden diese ganze Rubrik als etwas gleichsam Längstvermodertes, Vergessenes und des Vergessens Werthes verwirft, so übersieht er, daß die Legendenpoesie noch immer im Volke lebt und durch unzählige Bücher, durch den Cultus und durch die Malerei immer neu gepflegt wird.

Soviel zur Rechtfertigung Calderons gegen eine einseitig moderne Auffassung. Indem wir die hier gänzlich vernachläßigte und verachtete Seite Calderons hervorheben zu müssen glaubten, wollen wir damit dem großen Verdienst des Herrn Schmidt in Bezug auf die Würdigung der weltlichen Stücke des Dichters im mindesten nicht zu nahe treten.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{1}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 58. 22. Juli 1857.

## Seelenlehre.

Das Ferngefühl nach Zeit und Raum, beobachtet von Dr. A. Clemens. Frankfurt a. M., Hedler, 1857.

Eine kleine Schrift voll Geist. Gleich im Eingang begegnet uns eine Stelle, die uns sehr gefällt, wie ketzerisch sie auch unsrer aufgeklärten Welt erscheinen wird: „Der Verfasser dieser Ansichten, die eine der merkwürdigsten Divinationsgaben einzelner Völkerschaften zum Gegenstande haben, stellte einst in einer Abhandlung, betitelt ‚die Poesie des Aberglaubens' den Satz auf, daß der Aberglaube zum Wesen des Menschen gehöre, daß er, wenn man ihn ganz und gar zu entfernen glaubt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel des menschlichen Herzens flüchtet, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu seyn glaubt, wieder ungescheut hervortritt; daß endlich, weil er im Innersten des Menschen wurzelt, selbst die allseitigste Ausbildung des Verstandes keineswegs davor schützt."

Der Grundgedanke der kleinen Schrift ist die Priorität des Geistigen in der Seele des Menschen. Bekanntlich will der moderne Materialismus alle Seelenthätigkeit aus blos äußerer Anregung und als bloße mechanische, chemische, mit andern Worten physische Wirksamkeit erklären. Unser Verfasser hält dagegen das Geistige als das Ursprüngliche fest. „Forschen wir nämlich genau dem ersten Ursprung unserer Ideen nach, so werden wir uns am Ende bekennen müssen, daß die Entstehung unserer vornehmsten Gedanken uns völlig unbekannt bleibt. Sind nun die Wurzeln unserer meisten Gedanken stets in Dunkel gehüllt, so ist man wohl berechtigt, anzunehmen, daß jede Vorstellung, die nicht offenbar durch Vermittelung unserer Sinne gewonnen wird, ihre allererste Zeugung in der übersinnlichen Welt unseres Geistes haben müsse, und daß das Bewußtseyn derselben, nämlich die Reflexion, nur die Geburt des schon erzeugten Gedankenfötus sey. Schon die Alten, überzeugt von der übersinnlichen Entstehung unserer ersten Gedanken, glaubten daher im Geiste des Menschen etwas Gottähnliches annehmen zu müssen, und nicht weit davon entfernt lag der Gedanke, im Geiste des Menschen wohne eine Art von Orakel (aliquid divini), wodurch man sowohl eigene als fremde Zustände vorempfinden könne, wenn das Gemüth, entweder durch göttliche Begeisterung erhöht oder durch Schlaf der äußeren Sinnenwelt entrückt, sich frei und fessellos bewegt. Dies muß nun in allen jenen Zuständen offenbarer hervortreten, welche überhaupt die Entstehung des Hellsehens bedingen; in der Begeisterung wie in der Einsamkeit, wo der Geist freier, fesselloser, uneingeengter, selbstständiger wirken kann. Vor Allem ist aber der Einsamkeit die Macht gegeben, große und neue Gedanken zu erzeugen. Hier muß sich der Mensch in sein Inneres versenken, und gerade dadurch gelangt der Geist zu freierer Erhebung und intensiverer Stärke. Alle Propheten traten aus der Einsamkeit an das Licht. Unter den Sorgen, Geschäften, Zerstreuungen des gewöhnlichen Lebens wird das Gefühl unterdrückt, abgestumpft. Es gedeiht nur in einem Zustand der Befreiung von irdischen Interessen, in einsamer Selbstbetrachtung, im Schooße einer erhabenen Natur. Alles Geistige im Menschen deutet auf seine göttliche Natur, die nach Innen und Außen lebendig schafft und wirkt. — Wer sein geistiges Auge nicht ganz der Wahrheit verschließen will, der wird sich kaum der Annahme entziehen können, als ob in der menschlichen Seele ein divinatorisches Element gebunden liege, das unter gewissen Umständen frei werden und bald mit größerer, bald mit geringerer Sicherheit uns die Zukunft zu enthüllen vermag. Oder ist nicht die Seele selbst ein gei-

stiges Wesen, zwar hienieden an die körperliche Bedingung gefesselt, aber doch unter gewissen Umständen davon frei werdend? — So nehmen wir bei langjährigen Geisteskranken nicht selten kurz vor dem Tode eine Rückkehr des Verstandes wahr. So zeigt sich oft bei Sterbenden die freieste Seelenthätigkeit bei größter körperlicher Schwäche, ja bei manchen, besonders Phtisischen bemerken wir eine wahre Verklärung des Angesichts, verbunden mit einem so klaren Bewußtseyn ihres Zustandes, daß sie ihr Ende auf Tag und Stunde vorherbestimmen läßt. Zeigt uns doch auch das Gedächtniß bald mehr bald minder lebhaft die Vergangenheit. Und was ist diese anders, als gleich der Zukunft, nur eine verschiedene Form der Zeit, die nicht außer uns, sondern in uns existirt. Der Glaube an eine Divinationsgabe haftet um so fester im Gemüthe des Volks, je länger es Kind bleibt und durch Leben und Wissen noch nicht in Zwiespalt mit sich gerathen ist. Das vorgerücktere Alter, der Ernst streng wissenschaftlicher Beschäftigung scheint wie die Anlage, so auch das Gefühl dafür zu beeinträchtigen. Durch Verkünstelung des Lebens, durch vorwiegende Ausbildung des Verstandes, durch Zunahme unseres Wissens wird die Unschuld jenes inneren Ursinnes eingebüßt, wie die Unschuld des Menschengeschlechtes verloren ging, als unsere Stammeltern die Frucht vom Baume der Erkenntniß brachen. Achten wir genau auf uns selbst, so liegt in unserem Inneren allerdings schon ein gewisser Instinct der Zukunft schon von Kindheit auf. Diese innere Sprache des Gefühls, die oft in unerklärlicher Furcht und räthselhaftem Beben, oft in ebenso geheimnißvoller Wonne mit stiller Freudigkeit sich verkündet, hat den, der ihr mit Andacht lauscht, und sey es auch auf Jahre voraus, noch selten betrogen. So viel ist gewiß — sagt Herder — daß eine Unendlichkeit in jeder unserer Kräfte liegt, die hier von den Sinnen und Trieben des Thieres unterdrückt, nicht entwickelt werden kann, und zum Verhältniß des Erdenlebens gleichsam in Banden liegt." Das ist vollkommen wahr und vor der Wahrheit und Erhabenheit dieser Anschauung fällt alles in Kleinlichkeit und Nichtswürdigkeit zusammen, was die moderne Wissenschaft von der Entstehung des Denkens aus blos äußeren Anregungen und von der Entstehung der Sprache wohl gar aus bloßer Nachahmung der Naturtöne, der Thierstimme rc. zu behaupten gewagt hat.

Die Tiefe des Innern offenbart sich, wie der Verfasser des weitern auseinandersetzt, am leichtesten bei Völkern, die in der großartigen Naturumgebung von der Gemeinheit und Corruption der übrigen Menschheit fern bleiben, am Meere, in der Wüste, im Gebirge. „Nichts erregt ahnungsvoller die ersten Keime des Geistes, in dem eine noch unbekannte Welt schlummert, als der Blick in eine unbestimmte Ferne, die, wie eine Zukunft, eben dadurch die Phantasie auffordert, ihre Leere auszufüllen und zu beleben. In einer solchen menschenarmen Gegend muß alles auf das menschliche Gemüth einen wundersamen Eindruck machen, das Kleinste, wie das Erhabenste. Das geringste Insect, die ärmste Pflanze, wie auf der anderen Seite der schwarzdunkle Himmel mit seinen glänzenden Sternen, die Wüstenstürme mit ihren verderblichen Sandwolken. Hier in der einförmigen Wüste Nordafrika's ist das wahre Vaterland der Fata morgana, der Mirage, der Luftspiegelung, jener merkwürdigen Täuschung des Gesichtssinnes in Bezug auf Nähe und Ferne der Gegenstände, die dem Verschmachtenden die Nähe großer Städte, grünender Landstriche, murmelnder Quellen vorspiegelt, um ihn nachher die Qualen der Hitze, des Hungers und Durstes in erhöhtem Grade empfinden zu lassen. Die armen Soldaten der ägyptischen Expedition trieb dieser trügerische Anblick nicht selten zur Verzweiflung und Selbstmord. Auch die Täuschungen des Gehörsinnes während der Nacht sind hier sehr häufig. So die räthselhafte Naturstimme, die sich meist in wehmüthig klagenden Tönen vernehmen läßt. Man begreift, wie in diesen Oeden den Alten die Oasen als Aufenthaltsort der Seligen gelten konnten. Wie die Insulaner im hohen Norden Schottlands alles vorhersagen, was in den nächsten Tagen vom Meere kommen wird, so die Neger in der Sahara, was ihnen aus dem nördlichen Culturlande zukommt. Richardson (Bericht über eine Sendung nach Central-Afrika 1850 bis 1851) erzählt, in Tintalus sey vor acht Tagen eine alte Negerin gestorben, welche die Gabe der Prophezeihung im hohen Grade gehabt und zu En-Nuhr die Ankunft der Engländer voraus verkündet habe. Die formlose Wüste ist die Wiege des abstracten Monotheismus. Denn nach semitischen Grundsätzen lebt nur Gott und die Natur ist todt. Ihr entsprangen die fernschauenden Araber, die hochgeistigsten Menschen, die in Anschauung und Betrachtung versunken, erst durch Fanatismus und Krieg ihrem ernsten contemplativen Leben entrissen werden sollten. Muhammed sammelte sich in der Wüste und gehorchte jener inneren dämonischen Stimme, die ihm den fanatischen Gang seines Lebens vorzeichnete. Andererseits benützte Gott selbst das Geheimnißvolle der Wüste als äußeren Umstand zu seinen Offenbarungen. Moses erhielt seinen Ruf in der Wüste, wie Johannes der Täufer."

Im Uebrigen verläßt Herr Clemens den hohen welt-

historischen Standpunkt, auf den er uns geführt, auf den folgenden Seiten und geht auf eine nähere Erörterung einzelner Erscheinungen ein, namentlich des berühmten second sight der Hochstellen, auf die Nervenreizbarkeit der Völker an beiden Polen der Erde rc. Von besonderem Interesse ist, was er über die Wünschelruthe sagt: „Wünschelruthe heißt die meist von der Haselstaude genommene Gerte, deren Besitz alles materiellen Guts theilhaftig machen kann. Man unterscheidet Feuerruthe, Schlagruthe, Springruthe, Heberuthe. Sie ist mit oder ohne Rinde, gerade oder gekrümmt, gabelförmig mit oder ohne Zeichen. Man hält sie in der Hand und beobachtet ihre Bewegungen, oder man wirft sie zu Boden und merkt auf ihren Fall. Schon im vierten christlichen Jahrhundert wollte sie Cyrillus in der Stelle des Hoseas 4. 12 erkennen: ‚Mein Volk fraget sein Holz und sein Stab soll ihm predigen.‘ Thouvenel erklärt die angeblichen Erscheinungen der Wünschelruthe durch eine elektrisch-galvanische Polarität, welche sich in den mit elektrischer Fühlkraft Begabten in dem Augenblicke erzeugt, da sie der elektromotorischen Kraft unterirdischer Metalle ausgesetzt werden. Solche Individuen zeichnen sich dann durch die Fähigkeit, Polarität zu erhalten, vor anderen Menschen ebenso aus, wie das Eisen unter den Metallen, wie der Turmalin unter den Mineralien. Die doppelte Bewegung der Wünschelruthe in den Händen solcher Menschen stimmt mit der Eintheilung in positive und negative, zu- und abfließende, Centripetal- und Centrifugalelectricität überein. Auf Kohlengängen fühlen diese Individuen eine andauernde Bitterkeit an der Wurzel der Zunge und die Wünschelruthe in ihren Händen zeigt eine centrifugale Wälzung, d. h. von innen nach Außen. Auf Minen von Pech, Asphalt, Setinöl ist dieselbe Wirkung, nämlich Bitterkeit, aber die Ruthe wälzt sich centripetal, d. h. von außen nach innen. Auf Eisenminen, außer kiesartigen, fühlen sie eine hauchartige Wärme. Die Wälzung der Ruthe ist centrifugal. Auf Salzminen ein allgemeines Stechen oder Prickeln über den ganzen Körper. Die Wälzung der Ruthe ist centrifugal. Auf Kies-, Schwefel-, Blei-, Kupfer-, Quecksilber- und Arsenikminen Hitze im Schlunde, Jucken auf der Haut und centripetale Wälzung der Ruthe. Diese elektrische Fühlkraft kann durch Uebung und Beihilfe elektrometrischer Instrumente so vervollkommnet werden, daß sie alle Arten von Minen zu unterscheiden vermag.“

---

## Biographie.

**Leben und Wirken von J. J. Wehrli als Armenerzieher und Seminardirector. Herausgegeben von J. A. Pupikofer. Mit dem Bildniß Wehrli's. Frauenfeld, Beyel und Comp., 1857.**

Wehrli, der die Armenschule in Hofwyl leitete, trug nicht wenig zu dem großen Ruhme der Fellenbergischen Anstalten überhaupt bei, und sein Name war neben dem Fellenbergs und Pestalozzi's weltbekannt geworden. Später wurde ihm die Leitung des ersten Schullehrerseminars im Canton Thurgau übertragen.

Die Verbindung des Unterrichts mit der Handarbeit war es, wodurch Wehrli's Anstalt sich auszeichnete. „Die Idee der landwirthschaftlichen Industrieschule war nicht neu und wurde auch von Fellenberg nicht als neu oder ihm eigenthümlich angekündigt, vielmehr das Verdienst derselben seinem alten Freunde, Heinrich Pestalozzi, zugestanden; aber ihre Verwirklichung sollte mit bis dahin wenig benutzten Mitteln und mit größerer Consequenz und Strenge und in der Weise ausgeführt werden, daß die Erziehungsanstalt sich selbst erhalte. — Fellenberg war der Stifter wie der Hofwyl'schen Anstalten überhaupt, so auch der Armenschule; aber in der Armenschule war J. Jak. Wehrli der Mann, dessen Gemüth und Geist, Rastlosigkeit und Takt die Anstalt belebte, ausbildete und zum Gegenstande der Verwunderung und des Erstaunens der Zeitgenossen empor hob. Durch Wehrli fanden die pädagogischen Erfahrungen der landwirthschaftlichen Armenschule Anwendung auf die Volksschulen überhaupt und gingen so in das pädagogische Gemeingut über. Alle Vorzüge und alle Gebrechen (wenn es anders Gebrechen waren), welche das Seminar von Kreuzlingen unter der Leitung Wehrlis an sich trug, fanden ihre Erklärung in der frühern Stellung Wehrli's in Hofwyl und in seinen dort gesammelten Erfahrungen. Die zahlreichen landwirthschaftlichen Rettungsanstalten, Armenschulen, Kinderherbergen der Schweiz und des Auslandes sind Nachbildungen der Wehrlischulen in Hofwyl. Das Leben und Wirken Wehrli's hat daher gerechten Anspruch auf die Beachtung der Zeitgenossen und der folgenden Geschlechter.“

Fellenberg hatte nicht blos die Absicht, den Armen in der nächsten Umgegend zu helfen, sondern er ging auf eine systematische Ausrottung des gesammten Proletariats aus. „Er glaubte, ein Mittel gefunden zu haben, das sowohl den landwirthschaftlichen Fortschritt zu begünstigen, als auch der Verarmung und Verwahr-

losung der untern Klassen abzuhelfen geeignet sey. Dieses Mittel erkannte er in der landwirthschaftlichen Industrieschule. Die kleinen Handarbeiten, welche sich an jeden größern Gutsbetrieb anknüpfen, sollten in Verbindung mit dem nöthigsten Schulunterrichte, als ein Mittel benutzt werden, die Kinder der Taglöhner und Bettler oder Vagabunden von den ersten Jahren an zu regelmäßiger, geordneter und verständiger Thätigkeit zu gewöhnen und dadurch vor der erblichen Armuth und Lasterhaftigkeit zu bewahren. Wurde dieses Problem gelöst, so war das Mittel gefunden, die Gefahren des Proletariats vollständig zu beseitigen."

Das Problem ist nicht gelöst, das Proletariat ist nicht besiegt worden. Das kann uns aber nicht abhalten, den edeln Zweck und guten Willen Fellenbergs und die Thatkraft und Hingebung Wehrli's zu ehren.

An Wehrli ist besonders zu schätzen, daß er die Arbeit immer voranstellte, während bei Pestalozzi der methodische Unterricht zur einseitigen Herrschaft gelangte. „In Bezug auf den Lehrerberuf, zu dem Wehrli seine Zöglinge anleitete, hielt er an der Grundanschauung fest, daß der Schullehrer nicht blos Lehrer seyn soll, sondern Erzieher, und zwar Gehülfe der häuslichen Erziehung, daher sein Schulunterricht überall und jederzeit an das praktische Bedürfniß sich anschließen soll. Das Ideal einer Landschule war ihm die mit Garten und Gemüsefeld umgebene und mit einer Werkstätte versehene Schule, so daß der Lehrer neben dem Unterrichte im Zimmer oder vielmehr mit demselben abwechselnd die Kinder anleiten könnte, denkend zu arbeiten und arbeitend zu denken, körperlich und geistig sich zu üben und zu erholen, schwächern und weniger gewandten Mitschülern dienstfertig nachzuhelfen. Dieses Ideal von Land- und Volksschulen war offenbar der Wiederschein der Armenschule von Hofwyl; daß er verwirklicht werde, schien ihm die große Aufgabe der Zukunft. Indem die harmonische Entwickelung der natürlichen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen für sich und im Dienste eines christlich-bürgerlichen Familien- und Gemeindelebens als Erziehungsprincip vorangestellt, nach Pestalozzi's Vorgange Kopf, Herz und Hand als die dreitheilige Handhabe des Subjects unterschieden und Zahl, Wort und Form als das dreifache Bildungsmittel bezeichnet wurde, suchte Wehrli, entgegen der bei den Pestalozzianern in der Praxis vorwiegend betriebenen Verstandesbildung, dem sittlich-religiösen Momente und der körperlichen Arbeitsbefähigung das gebührende Recht zu verschaffen. Ihm erschien die Befähigung, sich den Unterhalt mit eigener Hand zu erwerben, als die unerläßliche Bedingung moralischer Selbstständigkeit, und die Arbeit selbst, besonders die körperliche Bethätigung, als das beste Förderungsmittel der leiblichen Entwickelung, und zugleich als das kräftigste Correctiv unordentlicher Gelüste."

Seine Jugendgeschichte hat Wehrli selbst aufgesetzt. Sie ist hier abgedruckt, ergänzt durch Freundesberichte, Briefe rc. über seine spätere Thätigkeit. Es war ein biederer Mann, dessen Andenken in Ehren bleiben wird.

Wehrli's Grundidee war, der Dorfschulmeister soll selbst ein Bauer seyn, und welche Ansprüche man auch an seine Bildung mache, doch das eigenthümliche Prädikat und den Stempel des Bauern nicht verleugnen. Er soll nicht blos vornehm lehren, sondern selber Hand anlegen an Spaten und Pflug. Er soll nicht blos mit Worten, sondern durch sein Beispiel wirken. „Mag man," schrieb er selbst, „immerhin viele Land- und Bauersleute roh finden, es liegt die Ursache davon nicht im Berufe selbst. Wie viele recht brave, fromme Väter, Mütter und Kinder treffen wir dagegen auch noch in ländlichen Wohnungen und in Gegenden, wo der Landbau mit Liebe, Arbeitsamkeit und frohem Gottvertrauen betrieben und zum ersten Beruf gemacht wird; wo der Hausvater im Kreise der lieben Seinen dankend und betend den anbrechenden Morgen mit einer beneidenswerthen Munterkeit und Fleißeslust begrüßt, und wie ein Schöpfer im Kleinen, immer mit Vorbedacht, Umsicht und Sorgfalt zu Werke geht und die Nützlichkeit überall mit der Ordnung verbindet; wo derselbe im Hause, wie in der Umgebung des Hauses, im Obst- und Gemüsegarten, wie auf den Feldern und Wiesen Alles um sich her aufs emsigste verbessert, verschönert und auch das kleinste Plätzchen seines freundlichen Besitzthums weislich benutzt und seiner Aufsicht und Fürsorge nichts zu gering achtet, so daß durch sein arbeitsames, wohlwollendes Walten und Wirken, durch sein Verbessern und Verschönern ein recht praktischer Lehrer und sein ganzes Haus zu einer vortrefflichen Schule wird, in der der Hausvater thatkräftig und durch sein schönes Beispiel nicht blos in Worten das Bete und Arbeite lehrt."

Bekanntlich sind die Schullehrerseminare nicht in dieser praktischen Richtung ausgebildet worden, sondern man hat kleine Universitäten aus ihnen gemacht, um das Landvolk mit einer für dasselbe höchst überflüssigen, unpassenden und selbst gefährlichen Bildung zu überschwemmen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, № 59. 25. Juli 1857.

## Erdkunde.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin unter besonderer Mitwirkung von Dove, Ehrenberg, Ritter x. herausgegeben von Neumann. Neue Folge, erster Band. Berlin, Dietrich Reimer, 1856.

Eine reiche Sammlung wissenswürdiger Dinge. Aus allen Theilen der Welt werden Mittheilungen gegeben von neuen Erforschungen der Länder und Meere. Nach einem kurzen Bericht über die Leistungen der geographischen Gesellschaft in Berlin von Ritter folgt eine Abhandlung Dove's, des berühmten Gesetzgebers der Winde, über das Klima von Nordamerika. Er macht dabei die Bemerkung, wie sehr die Wissenschaft bisher vom Vorurtheil der heimathlichen, europäischen Erfahrung ausgegangen sey und wie viel sie habe und noch werde lernen müssen, um zur Wahrheit zu gelangen. „Die Physik der Erde hat lange Zeit den besonderen Charakter ihrer Geburtsstätte, Europa's, verrathen. Seitdem es möglich geworden ist, die Natur unter verschiedenen Himmelsstrichen zu befragen, hat sie denselben immer mehr abgestreift. Sie hat dann eine Zeit lang geglaubt, bei der großartigen Einförmigkeit tropischer Verhältnisse, die ihr im Gegensatz der verwickelten Erscheinungen höherer Breiten als unmittelbares Gesetz erschienen, sich beruhigen zu können. Aber auch diese Vorstellung mußte aufgegeben werden, als sich zeigte, daß an verschiedenen Stellen der tropischen Zone ganz verschiedene Erscheinungen hervortraten. Da ist sie denn zu der Ueberzeugung gelangt, daß in dem bewegten Treiben des Luftkreises kein Punkt sich isoliren kann, daß jedes Phänomen als ein durch andere bedingtes erscheint und ebenso wieder andere hervorruft. Sowie dies erkannt war, so stellte sich das Bedürfniß heraus, daß die Beobachtungspunkte zu vervielfältigen seyen, wenn etwas Sicheres gewonnen werden sollte. Diesem Bedürfniß wird von Tag zu Tag mehr entsprochen und wir haben es daher freudig anzuerkennen, daß in neuerer Zeit die Regierung der Vereinigten Staaten und die russische gleichzeitig Amerika und Asien mit einem Beobachtungsnetz umzogen haben, dessen in San Francisco und Peking angeknüpfte Endpunkte durch die in Europa dicht geschlungenen Fäden mit einander vereinigt sind, während die Ausdauer der Engländer in jahrelangen Mühen der Natur das Geständniß abgerungen, daß ein nördliches und südliches Polarland wesentliche Glieder in der Kette der Wirkungen bilden, welche das Leben der Atmosphäre zu einem so bewegten machen, daß das Erkannte immer noch als unbedeutend erscheint den Problemen gegenüber, welche noch zu lösen sind." Sollte, was hier von der Physik gesagt wird, nicht auch Anwendung finden auf manche andre Wissenschaft, z. B. die Historie? Sind wir nur in der Physik in Vorurtheilen der Heimath befangen?

Aus einem Bericht über die argentinische Provinz Catamarca erkennen wir, wie viel im Innern Südamerika's noch unbekannt ist. Auch nach diesem Bericht ist es noch nicht möglich, das Netz von Cordilleren in diesen Gegenden zu entwirren. Weelenmann beschreibt eine interessante Besteigung der westlichen Spitze des Monte Rosa. Andree gibt geschichtliche und geographische Notizen über Californien, Forchhammer über die jütische Haide und über die veränderte Wasserhöhe der dänischen Inseln; Rink über den Mineralreichthum Grönlands; Dove über das Clima des preußischen Staats, derselbe über die Temperatur der Polargegenden x.

Munzinger beschreibt das rothe Meer, dessen Uferstädte, Schiffahrt, Fischerei x. Von besonderem In-

teresse ist die Schilderung der arabischen Matrosen. Sie empfangen keinen Sold, sondern haben Antheil am Gewinn des Schiffs überhaupt: „Feste Besoldung ohne bestimmten Antheil am Gewinn ist nicht gebräuchlich. Die Matrosen sind sehr religiös, wie ungenirt auch ihre Sprache und ihr Lebenswandel ist. Kommt die Barke an einem Schleich vorüber, so wird ihm zu Ehren eine Litanei gesungen, feines Brod (Futir) gebacken und Kaffee herumgereicht. Die Nahrung der Matrosen ist Brod und Reis mit Butter, und Kaffee. Vor den geistigen Getränken bewahrt sie die Religion und der Geiz. Sie lieben Geschichtenerzähler, die ihnen den Abend ausfüllen, und fehlen diese, so liest einer den anderen aus Antar oder Abu Seid vor, wo denn bei jeder religiösen Anspielung die allgemeine Zustimmung in andächtigen Phrasen ausgedrückt wird. Bei dem Namen des Propheten wird das: Gott habe ihn selig! nie vergessen. Die Matrosenausdrücke sind, wie bei uns, etwas unverständlich und fremdartig. Man muß wissen, daß unter Ach'u der zweite Anker (der Bruder des ersten) und unter Weled'u das kleine Segel (das Kind des anderen) verstanden wird, um zu begreifen, daß, wenn der Kapitän Achu befiehlt, die Position schlecht ist, wenn er aber Weled'u verlangt, der Wind günstig wird. Alle Manöver werden singend ausgeführt, in Ausdrücken, die des drolligen Witzes nicht entbehren. Die Matrosenconversation gehört auch auf dem rothen Meere nicht in den Damensalon; die Grobheit scheint dem Meere einzuwohnen; doch findet man z. B. nicht das Verhältniß des Vorgesetzten gegen seine Untergebenen, das sich so schneidend auf den europäischen Schiffen ausdrückt, nicht die Lästerungen und Schimpfworte, womit man sich auf den Fahrzeugen der Civilisation am schlechten Winde zu rächen meint. Man findet beim Araber im Unglück eine Resignation, die sein tiefes Religionsgefühl ihm einflößt. Lästerungen begegnet das Wort: Chaf Allah! (fürchte Gott!) dem Unglück unterwirft man sich mit dem Allah akbar! (Gott ist allmächtig!) und selbst der vorzeitige Tod ist nur Nessib'na (unser Geschick).“

Unter den Berichten über wichtige Reisen zeichnet sich besonders diejenige über die nordamerikanische Expedition unter Perry nach Japan aus. Der Commodore Perry verstand es, den schlauen und stolzen Japanesen zu imponiren und einen Vertrag zu erlangen, der seinen Landsleuten vier Häfen in Japan geöffnet hat. Mit echt amerikanischer Festigkeit und Zähigkeit durchschnitt er alle Ränke der Japanesen, was alles eben so unterhaltend als belehrend zu lesen ist. Perrys Reise hatte jedoch noch einen andern wichtigen Zweck: „Von allen Aufgaben, deren Lösung seiner Umsicht anvertraut war, schien ihm mit Recht keine für den Weltverkehr so wichtig und für sein Vaterland so fruchtbar zu seyn, als die, eine Postdampfschiffahrt zwischen den gegenüberliegenden Küsten des stillen Oceans zu ermöglichen, — und für solche reguläre Verbindung war ein Kohlendepot auf dem Wege von den Sandwichinseln nach Shanghai unentbehrlich. Zwischen dem zuletzt genannten Hafen und England wird der Briefverkehr auf dem kürzesten Wege über Suez und Marseille in 52 bis 57 Tagen vermittelt; die Post von New-York nach Southampton braucht 15 Tage, so daß die großen Handelsplätze der amerikanischen Ostküste über den chinesischen Markt frühestens in 67 bis 72 Tagen unterrichtet werden. Auf dem stillen Ocean kann ein Dampfschiff, selbst wenn es auf der Fahrt zwei Rasttage hält, in 30 bis 34 Tagen von Shanghai nach San Francisco gelangen; von hier braucht die Post bis New-York 23 bis 27 Tage; Nachrichten aus China würden auf diesem Wege also 11 bis 14 Tage früher nach New-York gelangen, als auf dem bisherigen über England; ja, nach Vollendung der Eisenbahn nach Californien würde selbst England schneller über Amerika, als über Suez Kunde aus China erhalten können, und die amerikanische Handelswelt alle Vortheile früherer Information über den chinesischen Markt genießen. Das ist eine erstaunliche Thatsache, welche die Bedeutung der ununterbrochenen Wasserfläche des stillen Oceans für den Weltverkehr in das rechte Licht stellt. Denken wir nun an den mächtigen Impuls, welchen der Handel durch eine so schnelle Postverbindung erhalten wird; suchen wir uns die steigende commercielle Bedeutung, die ein so ungeheures und so dicht bevölkertes, von den gewaltigsten Strömen durchschnittenes Reich wie China mit seinen werthvollen Naturproducten successiv erlangen wird und muß, annähernd zu vergegenwärtigen, so werden wir das Gewicht der Thatsache ahnen, daß Perry in den Bonin-Inseln den Grundstein zur Herstellung einer ununterbrochenen Postdampfschiffahrt um den Erdball gelegt hat.“

Von nicht minder großem Interesse ist der Bericht über Dr. Kane's Expedition in den Smith-Sund. Zwischen den Küsten von Labrador und Grönland öffnet die Davisstraße die große Baffinsbay, von welcher man immer weiter gegen den Pol hin in den Smith-Sund gelangt. Von hier aus, schon innerhalb des Polarkreises, liegt rechts und links und vorwärts lauter unbekanntes Land oder Meer in fast ewigem Eise. Rechts die noch ganz unbekannte Nordseite von Grönland. Wie weit auch Kane vorgedrungen, so bleibt doch immer

noch ungewiß, ob der Sund Grönland völlig vom amerikanischen Festlande trennt, oder ob weiter nordwärts noch eine Verbindung stattfindet. Eben so ungewiß ist in zweiter Linie der Zusammenhang des Washington-Landes mit Grönland. Jenes liegt nördlich von diesem. Da der besser ausgeforschte Westen der amerikanischen Nordküste ein Meer mit großen Inseln darstellt, so dürfte dieser Archipelcharakter auch wohl auf Washington- und Grönland Anwendung finden. Uebrigens war Kane's Fahrt mit unsäglichen Beschwerden verknüpft und die kühnen Forscher in der arktischen Zone können nur die Wissenschaft bereichern, ohne irgend für den Weltverkehr zugängliche Wege zu eröffnen.

Die Berichte der Brüder Schlagintweit von ihrer Reise in Tibet und dem Himalaja sind leider nur kurz. Sie berühren zum Theil dieselbe Gegend, welche zuletzt Hooker bereiste (vgl. Nr. 56 unserer diesjährigen Blätter). Wenn der Aufruhr in Indien um sich greift, wird es vielleicht auf längere Zeit Europäern schwer werden, in so fernen Gegenden wieder friedliche und wissenschaftliche Reisen zu unternehmen.

Von hohem Interesse ist der Bericht über eine Sondirung des Meergrundes zum Behuf der Legung eines unterseeischen Telegraphen zwischen Nordamerika und England. Lieutenant Berryman leitete die Sondirung. „Die Entfernung des gemessenen Seegrundes von St. Johns bis an die Südwestküste Irlands in der Valentiabay beträgt 1640 Nautical Miles = 1900 Statute Miles, d. i. 409 geographische Meilen. Auf dieser Strecke sind in Intervallen von ungefähr 30 Nautical Miles die Tiefen des Oceans sondirt. Vermittelst eines Selbstschreibeapparats am Bleiloth sind die gefundenen Maße auf einem damit in Verbindung gebrachten Zifferblatte bezeichnet, so daß diese in die Tabelle eingetragen werden konnten. Die zugleich mit heraufgebrachten Erden des Meergrundes sind der genauesten mikroskopischen Untersuchung übergeben und Proben davon durch Prof. Morse vor seiner Rückkehr nach Amerika von England aus auf den Continent gesandt worden. Aber auch der erste oberflächliche Ueberblick auf die zartesten, aus großen Seetiefen mit heraufgebrachten zerbrechlichsten Formen von Muschelschaalen oder kleinen Seethieren zeigte diese vorherrschend so vollkommen erhalten, daß sie einen Beweis vollkommenster Ruhe in der Seetiefe abgaben, wo keine Strömung, keine zerstörende Meeresbewegung sie erreichen konnte. Hieraus ging zugleich die Bestätigung einer großen Sicherheit des Resultats der angestellten Messungen hervor. Weder eine Felsklippe noch Kiesgeröll oder Sandstriche haben die Sondirungen ermittelt, sondern auf der ganzen enormen Strecke (wohl beide nächsten Uferseiten ausgenommen) nur einen weichen gleichartig verbreiteten Seegrund, den schon Maury einem weichen Schneebette verglich, ganz von der Natur, wie er sagte, gleichsam auf dieser Stelle der Erdkugel vorbereitet, um einst einem Telegraphentaue zur ruhigsten Lagerstätte zu dienen. Nach Lieut. Berryman sank das Senkblei mit dem Sondirungsapparate öfter 10 bis 15 Fuß tief in diesen weichen Seeboden ein, und eben so tief würde auch das Telegraphentau (the Cable) einsinken können, zur größten Sicherheit, wenn es da hinein versenkt würde. Die größte durch die Sondirung erreichte Tiefe des Oceans beträgt 2070 Fathoms, der Fathom zu 6 engl. Fuß, = 12,420 engl. Fuß, d. i. 2⅓ engl. Meilen oder 11,653 Pariser Fuß. Als ein sehr merkwürdiges Resultat erschien die große Einförmigkeit in der ganzen Erstreckung des Meerbodens, womit kein Landgrund in solcher Ausdehnung auf der unbedeckten Oberfläche der Erde zu vergleichen seyn dürfte, eine Configuration, für welche Capt. Maury den Namen eines Telegraphenplateau's gebraucht hatte. Denn in einer Strecke von nahe an 360 geogr. Meilen der gemessenen Linie zeigte sich auf der ununterbrochen gleichmäßig gekrümmten Ebene kein einziges Hinderniß zur Legung einer Telegraphenlinie, abgesehen von der enormen Länge der außerordentlichen Distanz der beiden Endpunkte. Weit schwieriger hatte sich für den Ingenieur die Legung des Telegraphendrahtes über den sehr ungleichen Boden des mittelländischen Meeres wegen der zahllos wechselnden Tiefen des dortigen Klippenbodens zwischen dem Continent von Europa und Nordafrika gezeigt."

In einer Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin am 6. September 1856 wurde die Negerfrage verhandelt. Wir heben daraus Folgendes hervor. „Herr Prof. Walter bemerkt, daß Duttenhofer nicht gegen die Negeremancipation an sich sey, er halte dieselbe nur in der Art, wie sie bisher erfolgt, nicht für rathsam, denn die Neger seyen wie die Kinder und vertrügen die Selbstständigkeit nicht; deshalb sey er dafür, daß ihr Zustand in den einer Art Hörigkeit verwandelt werde. Der Hauptpunkt, der untersucht werden müsse, bleibe immer die Frage, ob die Neger überhaupt der Freiheit fähig wären. Herr v. Humboldt gehe bei Behandlung der Sklavenfrage vom Standpunkte der Humanität aus, und der menschenfreundliche Gedanke der Emancipation beruhe auf der Voraussetzung, daß die schwarze und die weiße Race von Natur gleich befähigt wären. Diese Voraussetzung müsse aber erst bewiesen werden, und die bisherige Erfahrung spreche nicht dafür. — Prof. Ehren-

berg: Herr v. Humboldt hat bei Erörterung der Sklavenfrage den naturwissenschaftlichen Standpunkt ebenso im Auge gehabt, wie den der Humanität. Es ist wahrhaft lächerlich, zu behaupten, daß die Neger, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, als eine besondere Menschenspecies angesehen werden müßten, und es läßt sich dafür nicht der entfernteste Grund anführen; die aus der Verschiedenartigkeit der Haare hergeleitete Argumentation ist nicht stichhaltig, denn es ist bekannt, daß auch innerhalb der weißen Race das Haar bei verschiedenen Individuen verschieden gestaltet sey. Manche Naturforscher sind leider auf abscheuliche Abwege gerathen, indem sie ein Vergnügen daran finden, individuelle Ansichten und unerwiesene Hypothesen als ganz zuverläßige Wahrheiten in einer allgemein verständlichen Form vor ein Publikum zu bringen, welches, unbekannt mit dem gegenwärtigen Stande der Forschung, den Inhalt solcher Schriften nicht zu beurtheilen versteht; diese haben auch über die Neger Ansichten verbreitet, welche eine besonnene Forschung als durchaus unbegründet verwirft. Zu ihnen gehört unter Andern Herr Burmeister, der in seinem Werke über Brasilien die Neger ebenfalls für eine besondere nur zum Dienen bestimmte Menschenspecies ausgibt. Von Seiten der Naturforschung liegt dazu, wie bemerkt, durchaus kein Grund vor. Herr Prof. Walter: Die naturhistorischen Gründe sind von Amerikanern, namentlich von Morton, erörtert worden. Dieser hat nachgewiesen, daß die Neger kleinere Schädel haben und daß die Gehirnmasse bei ihnen beträchtlich geringer ist. Seinen Untersuchungen zufolge hat die germanische Race durchschnittlich 88 Kubikzoll Gehirn; innerhalb derselben stehen die Engländer mit 91 Kubikzoll am höchsten. Die Neger dagegen haben nur 70, die Bewohner der australischen Inseln sogar nur 64 Kubikzoll Gehirn. Solche Verhältnisse verdienen doch beachtet zu werden. Was den Einwand betrifft, daß der Druck den Negersklaven herabgewürdigt habe, so ist zu bemerken, daß die freien Neger in vielen Gegenden Afrika's ebenso depravirt sind, wie die Sklaven. Viele von ihnen sind Cannibalen. Die Cultur der afrikanischen Staaten ist außerordentlich gering; sie zeigt sich eigentlich nur bei den Fellatahs, aber dieser Stamm hat eine auffallend helle Hautfarbe und scheint auch von den Arabern viel gelernt zu haben. Burmeister führt für seine Ansicht eine große Menge Thatsachen an und weist nach, daß der ganze Körper des Negers vom Scheitel bis zur Sohle ein anderer sey, als der der weißen Race. Unter solchen Umständen wird man die Controverse mindestens als unentschieden betrachten müssen."

Wir theilen ganz die Ansicht Walters und Duttenhofers. Nicht als ob wir der unsinnigen Hypothese von einem schwarzen Adam neben dem weißen zustimmen sollten, aber ein Unterschied innerhalb derselben Menschenart, eine höhere und niedere Befähigung, eine Bestimmung zum Leiten und Geleitetwerden ist hier durchaus festzuhalten. Die wahre Humanität behandelt die Neger wie Kinder. Nur eine falsche Humanität behandelt sie gleich den Weißen und schadet ihnen selbst dadurch mehr, als sie ihnen nützt und hilft.

Ritter berichtet über eine alte Erdkarte. „Mit einem Schreiben vom 6. September 1856 aus Washington sendet Herr Dr. J. G. Kohl an den Unterzeichneten die Copie einer alten Weltkarte, welche derselbe im brittischen Museum zu London während seines Aufenthalts daselbst vor seiner Ueberfahrt nach den nordamerikanischen Vereinsstaaten aufgefunden hatte, und begleitet sie mit einer erläuternden Anmerkung, beide mit der Befugniß, sie der Berliner geographischen Gesellschaft und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da sie ein neues und interessantes Mittelglied zu den aus jener inhaltreichen Entdeckerperiode um das Jahr 1500 bisher bekannt gewordenen Weltkarten enthält, wie dies in der Anmerkung dargelegt ist, so sind beide hier als Anregung zu weiterer Forschung aufgenommen. Besonders wichtig dürfte sie für die Entdeckungsgeschichte des Südendes von Afrika seyn, da sie von der Zeichnung desselben auf dem Martin Behaim'schen Erdglobus in Nürnberg vom Jahre 1492 abweicht und durch die Jahreszahl 1489 auf die frühere Entdeckungsfahrt des Bartholomäus Diaz zurückweiset." Kohl sammelt alle alten Karten, die noch aufzutreiben sind und durch ihn angeregt hat der Congreß der Vereinigten Staaten den Entschluß gefaßt, „vorläufig eine Summe von 6000 Dollars zu bewilligen, um für die Entdeckung und alte Geschichte der Entdeckung Amerika's eine Sammlung von Karten zu begründen, welche die Einleitung zu einem Depot von Copien nicht käuflicher oder doch nicht leicht käuflicher Originale bilden soll, zu deren Aufbewahrung auch die Räume in Washington angewiesen sind." Die alte Karte des brittischen Museums ist in einer illuminirten Copie dem vorliegenden Bande angeheftet, nebst mehreren andern Karten, unter denen die größte die nördliche Hemisphäre darstellt mit sorgfältiger Bezeichnung aller neuentdeckten Nordküsten der Continente.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 60. 29. Juli 1857.

## Kulturgeschichte.

Altnordisches Leben. Von Prof. Dr. Karl Weinhold. Berlin, Weidmann, 1856.

„Ein Universitätslehrer," sagt die Vorrede, „hat heut zu Tage mehr als je die Pflicht, nicht blos das Wissen zu überliefern, sondern auch Karaktere zu wecken." Möchten sich das doch die berühmten Herrn in Heidelberg merken, die noch unlängst, zum Skandale der Welt, die schamloseste Lüderlichkeit unter den Studenten beschönigten, entschuldigten und hätschelten.

Warum schreibt denn aber Herr Weinhold, beiläufig gesagt, karaktere, da doch der Grieche χαρακτηρ und nicht καρακτηρ schrieb? Herr Weinhold hat sich in früheren Schriften durch eine im höchsten Grade abgeschmackte und willkührliche Orthographie lächerlich gemacht, die er sogar sämmtlichen österreichischen Schulen hat octroyiren wollen. In vorliegendem Buch ist er davon zurückgekommen, nur hin und wieder passiren noch Wörter wie kristenthum statt Christenthum und wert statt Werth. Wenn er das h in seinem Kristentum stehen läßt, könnte er es doch wohl auch im Worte Werth stehen lassen.

Im Uebrigen können wir sein Buch über altnordisches Leben nur rühmen. Es gibt eine sehr gute Uebersicht über die wesentlichsten Seiten dieses Lebens. Das herrschende Princip darin war das Heldenthum. Die alten Normannen, wie die übrigen Germanen legten den größten Werth auf Körpergröße und Körperkraft, auf Führung der Waffen und unbeugsamen Muth, daher auch auf die Reinheit und Pflege ihrer Race. Ihre große, starke, lichte (blonde) Race unterschied sich mit stolzem Bewußtseyn von den kleinen, bräunlichen und schwarzhaarigen Thrällen, ihren Sklaven. Keusche Sitte wahrte die Echtheit des Blutes. Wir können diesen Trieb der schönen germanischen Race, sich vor Vermischung und Degenerirung zu bewahren, noch weit in die Geschichte verfolgen. Mit Ausnahme der römischen Placidia, die der Westgothenkönig Ataulph freite, wurden während der ganzen Völkerwanderung keine Südländerinnen gewürdigt, Gattinnen der germanischen Sieger zu werden, sondern die letzteren brachten ihre heimischen Weiber und Töchter mit und freiten nur unter sich. Der von dem modernen Liberalismus so schlecht gemachte und verlachte Adelstolz, der Stolz auf die bloße Geburt und darauf, daß unter sechszehn Ahnen keine Mißheirath vorgekommen war, hatte einen sehr guten Grund und rechtfertigte sich ursprünglich vollkommen durch die Reinerhaltung der schönern und stärkern Race. Freilich, sobald die Enkel ruhmwürdiger Geschlechter, von Lüderlichkeit an Leib, Seele und Beutel erschöpft, ihre Finanzen durch Geldheirathen ohne Ansehen der Person zu verbessern anfingen, und andrerseits der Adel den unwürdigsten Subjecten, höfischen Schmeichlern und Kuplern ertheilt wurde, hatte der Liberalismus ein volles Recht, den Stolz auf solchen Adel zu verhöhnen. Wo der Adel aufgehört hat, stark und schön zu seyn, wo er keine Race mehr hat, da ist auch seine natürliche Berechtigung verschwunden und bleibt ihm nur noch eine conventionelle.

Das Wichtigste für den alten Skandinavier war seine Waffe, ursprünglich der Hammer, später das Schwert. „Die Germanen haben auch ihre Steinperiode gehabt; wer daran zweifelt, möge an das Wort Hammer denken, welches ursprünglich Fels oder Stein und dann die steinerne Hauptwaffe, den zerschmetternden Hammerkeil, bezeichnet. Diese Steinwaffen waren in der historischen Zeit noch nicht vergessen, aber sie traten hinter die eisernen zurück, die man während der Zeit zu bereiten gelernt hatte, und denen sich manche eherne beimischten, welche man den Kelten abgenommen. An

sämmtlichen Stellen, wo das Wort iarn in den Eddaliedern vorkommt, bedeutet es Schwert oder Ger; der beste Beweis, daß diese Waffen von Eisen waren. Das Schmieden derselben war eine begehrte Kunst, denn das gute Schwert und der zuverläßige Spieß waren die Nothgefährten des stets kampfbereiten Nordländers; schmieden galt daher überhaupt für eine edle und köstliche Kunst. Gleich nach Ordnung der Welt legten die seligen Götter auf Idavöll Schmieden an, machten sich Hammer, Zangen und Ambos und verarbeiteten Gold, Eisen und Holz. Alle Zwerge sind treffliche Schmiede, wie die ältesten Mythen und die heutigen Volkssagen auf der ganzen germanischen Erde wissen. Unter den Riesen war diese Kunst nicht minder bekannt; in ihrer Welt liegt der Eisenwald, in dem Fenris Junge gefüttert werden; Namen von Riesinnen sind Jarnsara und Jarnglumra; Eisenstangen sind Riesenwaffen. Für die Halbgötter mögen Mimir und Wieland (Völundr) das Handwerk vertreten; Wielands Ruhm als Schmied hat sich bis heute erhalten. Das sind Zeugnisse genug, wie hoch die Germanen das Schmieden hielten und daß sie etwas Edles und Segensvolles darin erblickten. Im Rigsmal wird es demnach auch nur den Freien und Edeln zugewiesen. Wir vermögen aus den wirklichen Geschichten manche Gestalten edler Schmiede anzuführen." S. 92. „Aelter als das Schwert ist der Hammer und das Beil bei den Germanen, wie die Wurfhämmer der Riesen und des Donnergottes Miöllnir zeigen. Die steinernen Streitkelle und Hämmer, welche sich in unzählbarer Menge auf reingermanischem Boden zusammen mit Eisengeräthen finden, geben hier weitere Andeutungen; deshalb ist auch der Hammer tiefer als das Schwert in die ältesten Rechtshandlungen unsres Volkes verwachsen. Als Waffe hat er sich bis in den dreißigjährigen Krieg hinein erhalten."

Abgesehen von der besonderen Art und Weise, wie der nordische Gott Thor seinen Hammer wirft, darf der Hammer als Vorbild der Streitart und des Kolben angesehen werden und diente wesentlich als Hiebwaffe. „So weit wir für den germanischen Norden Zeugnisse haben, sehen wir diese Hiebwaffe überall eingebürgert. Das Schwert ist in der Zeit, welche Lieder und Geschichten erhellen, weit mehr als der Spieß der vertraute Nothgeselle des Mannes. Es ist das bereits eine jüngere Zeit, welche für die Art des Kampfes ein sittliches Gefühl hat. Der Spieß hat zwar weniger als die tückische Kugel, aber er hat doch das von der Wurfwaffe Unzertrennliche des heimlichen Ueberfalls. Das Schwert dagegen, das stets in der Hand bleibt, ist grade und ehrlich, es vertraut der eignen Kraft und gibt dem Angegriffenen zugleich die Möglichkeit erfolgreicher Abwehr. Darum wurde, als die Mannesart die Jäger- und Raubthierweise überwand, das Schwert die Hauptwaffe, und blieb es, bis zur Erfindung des Pulvers." Von den deutschen Schwertern sagt der Verfasser: „Von den Bronzeschwertern der Kelten sind die germanischen Eisenschwerter unterschieden. Jene sind sehr zierlich gearbeitet, mit sehr kurzem Griff und gemeiniglich unter drei Fuß lang. Sie scheinen weniger zum Schlagen als zum Stechen geschickt. Das germanische Schwert ist aber entschieden eine Hiebwaffe, wie das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit die Deutschen nur auf Hieb fochten und das Stoßen erst von den Welschen lernten. Demgemäß ist dasselbe schwerer und der Griff zum fassen bequemer. Die gewöhnliche Länge scheint zwei bis vier Fuß gewesen zu seyn, die Breite war größer als bei den keltischen und die ganze Klinge verjüngt sich nach der Spitze zu nur mäßig und schnitt dreieckig ab, während die Bronzeklingen schilfblattartig sind. Das deutsche Schwert ist ein Messer (maekir) oder ein messerartiges Beil." S. 199. In diesen Schilderungen hätte der Verfasser etwas genauer seyn dürfen. Er charakterisirt das echt germanische zweischneidige, breite Schwert nicht, den Spaten, spanisch spada, französisch l'épée. Man findet diese Schwerter, die verhältnißmäßig troß ihrer Breite dünn geschmiedet und leicht sind, außerordentlich häufig in den heidnischen Gräbern des südwestlichen Deutschland, in Nordendorf, wie in Oberflacht und an vielen andern Orten. In der Sammlung des württembergischen Alterthumsvereins sind viele derselben und zwar aus den verschiedensten Fundorten gesammelt.

Die Schattenseite des nordischen Heldenlebens war die Rücksichtslosigkeit und Hartherzigkeit, mit welcher der Stärkere über den Schwächeren herfiel, überhaupt der furchtbarste Egoismus. Herr Weinhold würde wohlgethan haben, diesen Zug des germanischen Charakters mit dem Cultus des Odin in Verbindung zu bringen. Eine Gestalt, wie Odin, findet ihre Erklärung einzig im Nationalcharakter und zwar speciell in dem bezeichneten Zuge. Dreierlei Gattungen von nordischen Helden sind hier vorzugsweise zu erwägen, einmal die Berserker, in denen das Kraftgefühl und die Kriegswuth in völlige Raserei ausartete, sodann die Wikinger als Seeräuber, jene weltberühmten Normannen, die alle fremden Schiffe und Ufer ausplünderten, ja die eigenen Stammgenossen nicht schonten. „Die meisten Wikingerhaufen hatten ein Friedland, eine Insel nämlich oder eine Küstenstrecke, mit deren Beherrscher sie einen friedlichen Vertrag schloßen. Winter oder Wetter mochte

sie meist dazu nöthigen, zuweilen auch die gerüstete Landwehr. Arnfried, Jarl von Halland, vernahm, daß Wikinger ansegelten. Er war darauf gefaßt und ließ sie fragen, ob sie Friedland oder Verheerung bei ihm halten wollten. Da sagte ihr Führer, sie hätten nicht Noth zu heeren und mit dem Heerschild zu fahren, das Land sey nicht reich. — Oft bewog sie auch eine freundliche Einladung zum Gastgelag dazu, dem natürlich die klingende Entschädigung für die Beute nicht fehlte. Mancher Wikinger schonte das Friedland seines Freundes. Auf jedem dieser Friedensplätze gab es aber Anknüpfung zum Handel durch den Umtausch der Beute, und der Seeräuber wurde zum Kaufmann. Diese Züge trafen anfangs nur die fremden westlichen Länder, daher galt Wiking ohne weiteres gleich Westerwiking; aber nachdem die Raublust einmal geweckt war, fielen sie über das eigne skandinavische Land her, bis kräftige Könige dies Wüthen im eignen Fleische unmöglich machten. In Norwegen unterdrückte Olaf Tryggvason mit Gewalt das Wikingertreiben, etwas später that es in Norwegen Knut Sveinson. So warfen sich die Seekönige mit ihren Schaaren wieder nach dem Westen und Süden, aber ihre Zeit ging allgemach zu Ende. Von den wendischen Küsten wurde zur Rache Feuer und Schwert nach Skandinavien getragen, und bald durchfurchten die Meere andre Schiffe und andre Kaufleute, welche an die Stelle der Räuberei den Frieden brachten und ihn mit dem Schwerte vertheidigten." S. 105. Endlich handelt der Verfasser noch von den Wäringern oder Söldnern, die weite Reisen machten und sonderlich den Kaisern in Byzanz als Garde dienten.

Dankenswerth ist von S. 125 an die ausführliche Schilderung der altnordischen Schiffe, ihrer verschiedenen Arten, ihrer Einrichtung 2c. Wir haben keinen Raum übrig, um sie auch nur auszugsweise hier mitzutheilen. Eben so ausführlich schildert der Verfasser die Wohnungen, Kleider, Geräthe, Schmuck 2c.

Im Privatleben trat der Egoismus, wenn auch immer noch im Heldengewande, am grellsten hervor im Zweikampf. Das Renommiren der modernen Studenten ist uralt und hatte im Norden etwas Räubermäßiges. Der Zweikampf war hier nicht blos Gottesgericht oder Schutz verletzter Ehre, sondern auch eine Art von anständiger Razzia. „Daß Männer eine Beleidigung, die einer dem andern angethan, am liebsten mit der That rächen und einen Schimpf im Blute abzuwaschen suchen, ist so echt menschlich, daß der Wechsel der Jahrhunderte hierin nicht viel geändert hat. Freilich verträgt sich dieser Trieb nicht mit der Sittlichkeit, die zugleich der Vortheil des geordneten Gemeindewesens ist; daher trat frühzeitig in den germanischen Staaten die Bemühung auf, ihn abzuleiten oder wenigstens zu ordnen. So entstunden die Bußsatzungen und die Gesetze über den Zweikampf. Diese letzteren waren im Norden um so nöthiger, als hier ein großer Mißbrauch mit dem Duell eingerissen war, indem dasselbe nicht als Austrag einer Sache, sondern als Mittel, auf halbgesetzlichem Wege ein ungesetzliches Ziel zu erreichen, sehr oft benutzt ward. Manche ertrotzten und erfochten sich hierdurch ein Stück Land, ein Mädchen oder was sie sonst begehrten; unter den Kämpfern und Berserkern betrieben viele den Zweikampf gewerbsmäßig, zogen im Lande umher, und wo ihnen ein Weib gefiel, verlangten sie von dem Manne oder Vater oder Bruder die Ueberlassung auf ein paar Wochen und forderten im Weigerungsfalle. Diesem Unwesen der Holmgänge, das besonders in Norwegen in hohem Grade ausgeartet war, that König Eirik Hakonson (1000—1012) Einhalt und verbannte alle solche Unruhstifter." S. 297.

Als Lichtseiten des nordischen Lebens gelten Mannheit in jeder Beziehung, Muth, Ausdauer, Kühnheit, Ehrlichkeit, Offenheit, Gastfreundlichkeit, Keuschheit. „Die Gastlichkeit ist eine altgermanische Tugend, von der schon Cäsar und Tacitus rühmend redeten und die noch heute in tausend und aber tausend Häusern unsers Stammes nicht ausgestorben ist. Sie blühte auch an den nordischen Straßen und Pfaden, und machte die rauhen Berge und die wilde See den Fahr- und Wanderleuten heiter und mild. Kein Fremder durfte abgewiesen werden, der um Obdach ansprach; der Becher ward ihm gereicht, ob man schon fürchten mochte, er sey der Mörder eines Bruders; die Blutrache sogar schwieg, wenn der Feind unter des Feindes Dach trat. Es war der schwerste Vorwurf, gegen Gäste karg zu seyn; drum wußte Frigg bei Odin, ihren Gemahl, dessen Schützling Geirröd nicht schlimmer zu verdächtigen, als daß sie log, er sey hart und grausam, wenn zu viel Fremde kämen. — Besonderen Ruhm hatten die Schweden, von denen Adam von Bremen sagt, sie überträfen die übrigen Nordländer noch, so gastfrei auch diese seyen; denn sie wetteiferten um die Ehre, Gäste zu bewirthen, behielten sie, so lange diese wollten, und gäben ihnen beim Abschiede Empfehlungen mit, so daß sie von Ort zu Ort ein gastliches Obdach fänden. Gleiches wird dann von Chronisten über die Isländer gesagt. Solches stimmt fast wörtlich zu Tacitus Erzählung von der unerschöpflichen Gastlichkeit der Deutschen. Sehr bezeichnend ist auch eine Bestimmung im Eidsivathinger Christenrecht (14), wonach es erlaubt wird, wenn mehr als vier Gäste Sonntags einsprechen, von der strengen

Sonntagsheiligung abzulassen und zu backen und schlachten was nöthig ist; nur darf es nicht draußen im Hofe geschehen. Gute oder schlechte Kleidung des Fremden sollte keinen Unterschied machen. ‚Treib nicht Spott mit dem Gast und jage ihn nicht vom Zaun, nimm auch den Zerlumpten gütig auf;‘ ‚das Herz blutet dem, der jedes Mal um Brod bitten muß.‘ ‚Den Unbekannten muß man anreden;‘ ‚freuen sich doch die Hunde und das Haus öffnet sich von selbst, wenn ein Gast kommt‘.“ S. 441.

Wie beim Manne der ehrliche Muth und die Tapferkeit, so galt beim Weibe die Keuschheit als das höchste. Durch beides wurde der Nation das reiche Capital der Kraft und Schönheit bewahrt. Ehebruch wurde unsühnbar mit dem Tode bestraft. „In dem Verhältnisse der nordischen Männer zu dem weiblichen Geschlechte überhaupt offenbart sich im allgemeinen ein fester und strenger Geist, der seinen schärfsten Ausdruck in der isländischen Bestimmung findet, daß der heimliche Kuß eines Mädchens mit drei Mark, der geraubte mit Landesverweisung gebüßt werde; Verheirathete wurden auch im ersten Falle verwiesen. — In Dietmarschen, dessen ehrliebende alte Geschlechter noch im 17. Jahrhundert gefallene Töchter ertränkten, ist dieses strenge Sitten- und Rechtsgefühl am längsten geblieben. Die ganze Zerfahrenheit unsrer heutigen Zustände spricht sich darin aus, daß sich hier und da (z. B. in Steiermark) ein Mädchen ganz stolz noch für eine Jungfer hält, wenn sie nur kein Diernlein, sondern ein ‚Buberl‘ geboren hat.“ S. 255.

Durch die Beziehungen der Dichter zu den Frauen drang im Norden, wie überall, ein unsittliches Element ins Leben ein. Die Skalden hatten, wie alle Poeten, einen Zug zum Weiblichen und Weibischen, d. h. zur Weiberliebe und zur eigenen Verweichlichung, sittlichen Erschlaffung, zur Frivolität einer- und Sentimentalität andrerseits. Die Skalden des Nordens waren in dieser Beziehung nicht besser, wie die Dichter des augusteischen Zeitalters und wie die Troubadours.*) Indem sich der Dichter dem Helden wetteifernd gegenüberstellte, von den Frauen denselben Lohn für süße Worte, wie für starke Thaten erflehte, und sich heimlich erschlich, was der Held offen fordern konnte, hatte die Poesie bereits die Sitte vergiftet. Wie der stolze Sinn des Normannen diese aus dem Süden vordringende Unsitte verachtete, lehrt folgende Geschichte: „König Harald Schönhar war zur Gasterei bei seiner Base Ingibiörg und hatte seine drei Hofdichter mit. Als nun die holde Frau den Gästen wirthlich das Trinkhorn kredenzte und an die Skalden kam, sprach ihr Oelver hnufa, und Thorbiörn hornklofi und Audun illskaeda, ein jeder heimlich den Wunsch aus, die Nacht in ihrem Arme zu ruhen und jeder bot ihr einen Goldring. Wie glücklich war jeder über die freundliche Aufnahme seiner Bitte und daß er unter dem Gelöbniß der Verschwiegenheit in ihr Schlafhaus beschieden ward. — Sie waren auf die verschiedenen Drittel der Nacht bestellt; keiner wußte etwas vom andern. Das Haus hatte vor der eigentlichen Thür drei Vorthüren. Audun kam zuerst, fand sämmtliche Vorthüren offen, aber die Zimmerthür zu: und während er dran pochte, schloß sich die nächste Vorderpforte und er war eingesperrt. So ging es auch den beiden andern Poeten; zwischen je zwei Thüren steckte ein Skald. Die Nacht war kalt und die Verliebten hatten nur Linnenhosen und einen leichten Ueberwurf; sie froren also gewaltig. Und welche Erlösung des Morgens! — Als sich endlich die Thüren öffneten, stund Ingibiörg draußen mit dem Könige und dem ganzen Gefolge. Harald war aufs höchste erzürnt und befahl die drei zum Tode zu führen. Zwar schenkte er ihnen nach vielem Bitten das Leben, aber er beehrte sie mit einem Auftrage an König Erik Biörnson von Schweden, der jeden Fremden tödten ließ.“

Das Buch enthält noch viel über die Frauen, ihr häusliches Leben und Weben, ihre Leinwand, ihr Bier- und Methbereiten ꝛc. und über die Kinder, ihre Spiele ꝛc.

*) Die Troubadours lassen den Sänger als solchen mehr gelten wie den Krieger, die Zither mehr als das Schwert. Wenn es dem Sänger dennoch nicht gelingt, durch bloßen Zauber der Töne sich über den Helden zu erheben, so wird das Mitleid in Anspruch genommen. Die rührende Sage vom Castellan von Coucy ist eigentlich nur ein sinnreicher Versuch, die unsittlichen Triebe und Lüsteleien weichlicher Poeten mit einem Heiligenschein zu umkleiden und gegen sie das Recht der Ehe und den Werth des ritterlichen Mannes, dem der Poet das Weib verführt, in den Schatten zu stellen. Ein Triumph des Sängers über den Helden, aber nur auf Kosten der altnationalen Tugend.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, **N° 61.** 1. August 1857.


## Mythologie.

Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Redakteur Prof Dr. Herm. Brockhaus. I. Band, Nr. 1. Mithra, ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients von Dr. Fr. Windischmann. Leipzig, Brockhaus, 1857.

Wie viel auch über den berühmten Mithracultus, der von Persien her in der späteren Römerzeit bis tief ins Abendland eindrang und zahlreiche Denkmäler auch auf deutschem Boden hinterlassen hat, bereits geschrieben worden ist, so blieb doch immer noch vieles daran unerklärt. Die griechisch-römischen Berichterstatter, überhaupt die späteren, sahen in Mithra nur mehr einen Sonnengott und erklärten die Mithrabilder als Allegorien des Sonnenlaufes, der Sonnenwirkung. Aus einer genauen Vergleichung der spätern Nachrichten in den ältern persischen Quellen erhellt jedoch, daß Mithra ursprünglich viel allgemeiner und geistiger aufgefaßt worden ist.

Wir erhalten hier zuerst eine deutsche Uebersetzung des altpersischen Mihir Yasht, des Opfergebets an Mithra, sodann dessen Erklärung und endlich die Darlegung der kritischen Ergebnisse. Folgendes wird unsern Lesern die Hauptsache klar machen: „Nachdem uns nunmehr der Text des Opfergebetes verständlich geworden ist, werden wir uns auch jenes Bild von Mithra vergegenwärtigen können, das seinen ältesten Verehrern in Baktrien, Persien und Medien vorschwebte. Es hat zwei Seiten: eine physikalische und eine moralische. Nach ersterer ist er das geschaffene (denn Ahura hat ihn hervorgebracht Mih. Y. 1), alles durchdringende, alles belebende Licht und zwar in seinem Unterschied von Sonne, Mond und Gestirnen aufgefaßt. (Mih. Y. 145. Khursh. Nyaish. 6.) Denn er geht der Sonne voraus und erleuchtet zuerst die Gipfel der Berge (Mih. Y. 13). Nicht Nacht, noch Finsterniß, noch kalte und glühende Winde, nicht Fäulniß und Schmutz und keine Dünste sind in der Wohnung des Mithra auf der hohen Hara (Mih. Y. 50). Das Licht, wie es Alles sichtbar macht, wird aber auch selbst als sehend dargestellt; daher die so oft wiederkehrende Bezeichnung des Mithra als mit zehntausend Augen begabt, als Zehentausendspäher (die Erklärung der Parsen davon s. bei Spiegel Huzv. Gramm. p. 87). Hieran knüpfte sich von selbst die Personifikation der göttlichen Allgegenwart und Allwissenheit in Mithra, welchem deshalb die Prädikate: allwissend, unbeirrt, weise, durchdringend, und zur weiteren Symbolisirung der Omniscienz tausend Ohren beigelegt werden (Mih. Y. o, 7). Er ist darum der schlaflose, wachsame (Mih. Y. 7) Zeuge aller Gedanken, Worte und Werke (Mih. Y. 105—107), und somit auch Repräsentant der Wahrheit, Gerechtigkeit und Treue, der Hort des mazdayaçnischen Gesetzes und sein Rächer (Mih. Y. 33). Und hier vorzüglich hat die moralische Qualität Mithra's ihren Spielraum; er, die personificirte Wahrheit und Treue, muß zwischen den verschiedenen Ständen, Menschen und Ländern bestehen (Mih. Y. 115—118), ja er muß selbst dem Gottlosen gelten (Mih. Y. 2); er ist der von allen um Hülfe Angerufene, besonders auch von den Armen und Unterdrückten und von den in die Irre geführten Rindern (Mih. Y. 83—8). Er ist der Wahrer alles Verkehrs unter den Menschen (Mih. Y. 80). Wer Mithra, die Wahrheit und Treue, verletzt, Menschen oder Länder, die gehen elendiglich zu Grund und erfahren die ganze Furchtbarkeit des ergrimmten Gottes. Denn dieser fährt als ein Krieger einher auf gewaltigem Schlachtwagen, mit goldnem Helm und silbernem Panzer und mit allen Gat-

tungen von Waffen gerüstet, von den ihm homogenen Genien der Gerechtigkeit (Rasnu), des Sieges (Verethraghna), des Fluches (Damôis upama), der Reinheit (Asi), der heiligen Lehre begleitet. Als Repräsentant des Lichtes und der Wahrheit ist er per eminentiam der Vernichter der Dämonen und ihres Einflusses in der Natur und auf dem moralischen Gebiete, und seine Verehrer participiren daher an diesem Vernichtungskrieg, weshalb er sie in den Schlachten schützt und die Geschosse der Gegner an ihnen fruchtlos abprallen läßt. Da aber Mithra geschaffen ist, und trotz aller Erhabenheit nicht das unendliche Licht selbst, nicht die ewige Wahrheit selbst, so geht er einer Verklärung entgegen, einem unsterblichen Leben, wohin er seine Verehrer wohl mit sich führend gedacht wurde. Er ist daher ein Schutz in beiden Welten (Mih. Y. 93). Nach zarathustrischer Lehre steigen die Seelen der Gerechten über den Berg Hara zum Himmel empor (Farg. XIX. 30) und gehen also durch Mithra's Wohnung. Der Gott wurde daher in nächste Verbindung mit Tod und Unsterblichkeit gesetzt. Es scheint auch sehr wahrscheinlich, daß dem Mithra in Verbindung mit Rasnu das Gericht über die Todten, welches an der Cinvatbrücke stattfindet, zugeschrieben wurde, wie Anquetil I. 2. p. 131 behauptet, obgleich mir kein Text gegenwärtig ist zur Bestätigung. Ist nun Mithra ein Gebilde des zarathustrischen Systems, oder ist es ein altarischer Gott? Ich glaube beides bejahen zu sollen. Für letzteres haben wir den Beweis in den Hymnen des Veda's, in welchen Mitra der Sohn des Aditi, des unendlichen Raumes, Aditya, und daher auch mit der Sonne parallel, fast immer in unzertrennlicher Verbindung mit Varuna (Uranos) als ein Wesen vorkommt, das einer schon vergehenden Götterperiode anzugehören scheint und einen Theil seiner Wirksamkeit an Indra verloren hat. Jene trefflichen Forscher, welchen die Veda's und ihre Commentatoren vollständig vorliegen, werden uns über diesen vedischen Mitra belehren. Soviel ist aber aus den mir zugänglichen Texten gewiß, daß auch in den Veda's Mitra das Licht ist, während Varuna als die Luft, der Himmel, besonders der nächtliche, zu fassen ist. Der Unzertrennlichkeit Mitra's und Varuna's, der Könige, die auf herrlichen Wagen daherfahren (Rigv. I. 122, 7, 15) analog ist die Verbindung Mithra's mit Vayu in den Zendtexten."

Der Verfasser ist bemüht, in dem spätern römischen Mithracultus noch die Spuren des altpersischen nachzuweisen. „Vor allem sind die Mysterien selbst unstreitig aus dem Hauptfeste des Mithra, welches wir oben kennen gelernt haben, und aus dem während des Jahres regelmäßigen Opferdienste des Gottes entsprungen, dessen Gebetsformel uns in echter Form vorliegt; solche Gebete und Ermahnungen waren nach Justin mit den Mysterien verbunden. Daß dem Mithracultus gewisse Waschungen und Büßungen vorausgingen, beweist Mih. Y. 122. Vielleicht gehört auch die dunkle Stelle 109 hieher. Daß der Mithrageweihte als Krieger betrachtet und durch Schrecken gestählt wurde, ist übereinstimmend mit dem Texte, wo Mithra selbst mit allen Waffen gerüstet als Krieger daherfährt und die Dämonen und Gottlosen schreckt und zu Grunde richtet. Wasser und Wassergefäße sind ein Hauptbestandtheil des zarathustrischen Cultus überhaupt; vgl. Anquetil Usages T. II. p. 533 sq. Das Brod, welches in den Mysterien geopfert wird, sind die Daruns, die kleinen Brode, welche noch heute der Parse darbringt und die unter dem Namen draonô in den Texten vorkommen."

Wie jedoch der ursprüngliche Cultus sich veränderte, erhellt aus dem spätern Gebrauch der Mithrahöhlen. „Fragt es sich nun, welchen Anhaltspunkt diese Doctrinen von dem Felsengeborenseyn Mithra's und von seiner Höhle in den echten zarathustrischen Schriften haben, so glaube ich auf die im Yasht 13, 44, 50, 51 enthaltenen Schilderungen vom Erscheinen Mithras auf den Bergspitzen, von seiner weiten, von Ahura-Mazda und den Amesa-Cpenta's geschaffenen Wohnung auf der glänzenden Berghöhe Hara hindeuten zu sollen. Das Licht erscheint zuerst vor der Sonne auf den höchsten Berggipfeln; der mythologische kindliche Ausdruck dafür ist: es wohne in der Höhle des Berges, werde vom Berg geboren; ist nun überdieß der Name des Berges ein weiblicher wie hara berezaiti, so knüpfte sich daran um so leichter die Vorstellung des Geborenseyns aus dem Felsen, und sie ist insofern nicht unberechtigt, als ja die Zendtexte den Yazata als einen geschaffenen bezeichnen (Mih. Y. 1), der von einer zeitlichen Existenz hinweg zu ewiger Verklärung hinüberschreitet (Mih. Y. 55, 74, 124). Daher erklärt sich denn auch, was die armenischen Nachrichten von einem weibgebornen Mithra wissen: es scheint mir eine Vermengung der Idee von dem geschaffenen, erzeugten Mithra mit der des Caoshyac zu seyn, der allerdings von einem Weibe geboren werden soll."

Der Caoshyac ist ein sehr merkwürdiges Wesen, weil in ihm die Messiasidee hervortritt. „Es werden der Urmensch einerseits und Caoshyac andrerseits als die Anfangs- und Endpunkte des Menschengeschlechtes und seiner Geschichte bezeichnet; aus des ersteren Leib und Samen gehen alle Menschen hervor, sind aber durch die am Urmenschen und seinen Nachfolgern geübte Gewalt

des Dämons dem Tod und der Verwesung unterthan; der zweite erhält seinen Leib aus diesem vom Urmenschen herstammenden Generationsprozeß, aber auf außerordentliche Weise durch Zarathustra's Samen aus einer Jungfrau, welche die Allüberwindende genannt wird; er hebt den Fluch des Dämons, stellt die Leiber aus der Verwesung wieder her und bewirkt die Auferstehung." Allein der Caosyac zerfällt der persischen Vorstellungsweise in einer Vielheit von Personen. Jeder kann Caosyac werden, der weise und gerecht wandelt. Jeder Heilige ist gleichsam ein Theilnehmer und Vorläufer des Welterlösers. Das stimmt nun wieder mit der buddhistischen Vorstellung zusammen, nach welcher jeder Heilige Buddha selbst werden kann.

## Neugriechische Dichtkunst.

**Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Herausgegeben von Dr. A. Ellissen. Dritter Theil. Leipzig, Otto Wigand, 1857.**

Dieser Theil enthält ein griechisches Gedicht „Klage um Konstantinopel", bald nach der Eroberung dieser Stadt durch die Türken im Jahr 1453 verfaßt von einem unbekannten Autor. Die Handschrift hat sich in Paris erhalten. Das Gedicht ist eine lange Wehklage, voll trauriger Erinnerungen an das Unglück der Stadt und des Volkes, voll Vorwürfe über die eigene Verschuldung der Griechen und voll Hülferufe an die abendländischen Fürsten. Manche Schilderung ist lebendig und rührend, z. B. Vers 194 f.

An jenem finstern Tage war's, dem wetterstrahldurchzuckten,
Dem schwarz-verzweiflungsvollen Tag, dem dampfverhüllten Dienstag,
Von Gott entzündet mit der Gluth verheerender Bombarden;
Die Mutter da verlor ihr Kind, das Kindlein seine Mutter;
Erlauchter Frauen Kinder sah man rauchgeschwärzt dort irren;
Beschwert mit Fesseln sah man sie vom Nacken bis zur Sohle,
Beschwert mit Ketten um den Hals; laut scholl ihr banger Wehruf,
Laut that sich ihr Entsetzen kund, der Jammer ihres Herzens.
Wie Rohr im Winde zittern sie; entblößt sind Brust und Nacken,
Nackt, ohne Hemd, die Hände fest geknebelt auf dem Rücken,
So sehn sie angstvoll rings umher nach den verlor'nen Eltern,
Und ihre Väter auch erschau'n sie mit gebundnen Händen,
Der Vater wird sein Kind gewahr, das Kind erblickt den Vater;
Verstummt und lautlos schleichen sie dahin in ihren Banden.
Dort gehen auch, der Hülle baar, die unglücksel'gen Mütter,
Konstantinopels Frauen in zerrissenen Gewändern,
Bunt durch einander, Reich und Arm, mit festgeschnürten Händen,
Byzanzens Fürstinnen, ereilt vom Blitzstrahl des Verderbens.
Der Bruder sieht den Bruder, wie er unter Eisenfesseln
Dahin keucht, unter gleicher Last sehn sie gebeugt den Vater.
Ein Schwesternpaar auch zeigt sich, hold und lieblich anzuschauen;
Sie gehn einher von Scham erfüllt, mit Seilen fest gebunden.
Die Augen wenden sie, da sehn sie hinter sich die Brüder,
Sehn, wie mit ihrem Vater sie laut schluchzend ihnen folgen.

Die Griechen waren übrigens zum Theil an ihrem Unglück selber Schuld. Sie leisteten dem Kaiser nicht genug Hülfe, wollten kein patriotisches Opfer bringen, forderten vom Kaiser in seiner Noth (wie der Venetianer Barbaro berichtet) für jede Hülfleistung große Summen und dienten dem Sultan gegen ihr Vaterland, wenn der Sultan mehr Geld bot. Das gesteht auch der Dichter Vers 654 f. Er, nämlich der Sultan,

Er spendet unerhörten Sold, Ruhm, Ehren, Kriegeslehen,
So macht er's täglich und nicht fehlt's an Nehmern seiner Spenden;
Nur um die Löhnung strömen ihm die Christen zu in Schaaren;
So muß er aller Orten wohl die Oberhand gewinnen.
Was er bedarf, verschafft ihm rasch der Krieg, kein Hemmniß kennt er,
Und Alles setzt er durch, nur weil er's auf den Lohn nicht ansieht:
Damit erkauft der Heidenfürst sich Helfer und Verräther;
Der Bösen wegen hat Byzanz das böse Loos betroffen,
Um böser Christen willen ging die stolze Stadt verloren.
Ja, unsrer Sünden Menge hat das Unheil herbeschworen:
Um ihre argen Frevel fiel sie in der Türken Hände.
Der Christen böse Ränke nur, all' ihre Uebelthaten,
Die Meuterei'n, der Lug und Trug, sammt ihren andern Tücken,
Sind schuld, daß wild der Feuerstrom sich in Byzanz ergossen,
Daß er die hochgeprief'ne Stadt in loher Gluth verzehrte
Und der Rhomäer Christenreich in Schutt und Asche legte.
Fürwahr, der Christen eignes Thun und jenes eitle Blendwerk
Getäuschter Hoffnung richtete das Reich Neurom's zu Grunde;
Sonst konnten nie ja solcher Stadt die Türken mächtig werden!

Sogar der Klerus leistete dem Kaiser nicht Hülfe genug und hetzte den Pöbel gegen ihn auf, weil der Kaiser in seiner höchsten Noth das Kirchengut zu besteuern angefangen hatte (S. 71).

Angehängt ist dem griechischen Klagegedicht ein lateinisches von Pusculus (contsantinopolitana expugna-

tio) und ein ausführlicher historisch-kritischer Commentar. In diesem äußert sich der Herausgeber ziemlich bitter gegen Fallmerayer und nimmt die Neugriechen gegen denselben in Schutz. Wir sind mit Fallmerayer völlig überzeugt, daß die heute sich so nennenden Griechen keinen Anspruch darauf haben, sich für echte Söhne des alten Athen und Sparta zu halten. Dagegen bestreiten wir auch Herrn Ellissen nicht, daß selbst noch in der Täuschung ein edler Sporn liege, und wenn die Neugriechen sich zu irgend einer Tugend der alten Hellenen erheben könnten, so würden wir diese Frucht eines edeln Wetteifers angeblicher Enkel mit den großen Ahnen willkommen heißen. Leider aber entspricht in den Eigenschaften der Neugriechen nichts der Hoffnung, daß sie je den Altgriechen ähnlich werden könnten. Sie waren das verdorbenste, entsittlichste, verlogenste Volk schon zu den Zeiten der Kreuzzüge, haben an den christlichen Abendländern aufs schändlichste gehandelt und dadurch den allmähligen Sieg der Sultane selbst provocirt. Nachdem das ehemalige byzantinische Reich von so vielen fremden, namentlich slavischen Stämmen überzogen ist, könnte, selbst wenn die Türken aus Europa vertrieben würden, doch der ärmliche Rest von Neugriechen keinen Anspruch mehr auf Constantinopel und die Wiederherstellung des byzantinischen Reiches machen. Herr Ellisen glaubt, sie seyen dazu berechtigt. Wir glauben es nicht. Die tapfern Arnauten, Serbier, Bosnier, Montenegriner, selbst die zahmeren Bulgaren und Wallachen werden sich nie dem kleinen Häuflein Neugriechen unterwerfen.

Wenn Herr Ellissen S. XIV. der Vorrede den Russen jedes Recht auf die europäische Türkei abspricht und wir dem gern zustimmen, so folgt aus seiner Auseinandersetzung doch nicht, daß die Neugriechen allein berechtigt und befähigt seyen, das byzantinische Reich herzustellen. Und noch weniger folgt daraus, daß dieses neubyzantinische Reich die beste Schutzwehr Europa's gegen Rußland seyn werde. Der neugriechische Staat ist nicht darnach angethan. Die Kirche umfaßt ungleich mehr verwandte Elemente, als der Staat. In der Kirche begegnen sich Neugriechen, Rumänen, Slaven, welche staatlich getrennt sind. Aber die endliche Unterordnung der griechischen Kirche des Orients unter die russische ist unvermeidlich, wenn die erstere sich nicht mit der abendländischen Kirche noch rechtzeitig unirt.

Vom ersten mißlungenen Versuch einer solchen Union unter Kaiser Johann VI. lesen wir hier: „Das denkwürdigste Ereigniß der Regierung Johanns VI. war sein ernster Versuch, die Vereinigung der Kirchen herbeizuführen, wozu die Anregung diesmal vom Concilium zu Basel ausging. Ueberzeugt, daß wirksame Hülfe des Abendlandes für das ohne dieselbe rettungslos verlorene Rhomäerreich nur durch Vermittelung des Papstes zu erlangen sey, folgte er der Einladung des Letztern, Eugenius des Vierten, durch seine Gegenwart auf einem in Italien abzuhaltenden Concil das gottgefällige Werk der Vereinigung befördern zu helfen. Im November 1437 begab er sich in Begleitung des Patriarchen Joseph von Konstantinopel so wie seiner Brüder, der Despoten Konstantin und Demetrius nach Venedig, und von da nach Ferrara, wo im folgenden Jahre das Concilium eröffnet wurde. Wegen einer dort ausgebrochenen Seuche und aus andern Ursachen verlegte der Papst es später nach Florenz, und hier war es, wo im Jahre 1439, besonders durch die Nachgiebigkeit und Gewandtheit der dafür mit dem Cardinalspurpur belohnten griechischen Metropoliten Isidorus und des berühmten Bessarion, freilich zu großem Aergerniß der strengen Orthodoxen, wie vor A... des Erzbischofs Markus von Ephesus, das große Ziel erreicht wurde, über die streitigen vier Hauptpunkte: den Gebrauch des ungesäuerten Brodes beim Abendmahl, die Natur des Fegfeuers, den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater ‚und vom Sohne' und, was der praktische Cardinalpunkt war, über die Anerkennung der Suprematie des Papstes, sich zu vereinigen. Die Freude war leider nicht von langer Dauer; denn im ganzen Orient und insbesondere auch in Konstantinopel wurde die Nachricht von der Vereinigung von der Mehrzahl des durch die Priester fanatisirten Volkes mit Abscheu aufgenommen, und trotz der aufrichtigen Bemühungen des Patriarchen Metrophanes so wie später seines Nachfolgers Gregorius Mammas, welche eben durch ihr Bestreben, dem feierlich beschworenen Acte bei dem Klerus Anerkennung und Geltung zu verschaffen, sich um allen Credit brachten, sah der Kaiser sich außer Stande, ein Werk durchzuführen, an dessen Vollendung allein seine jetzt vereitelte Hoffnung auf die mächtige Hülfe des Abendlandes haftete."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 62. 5. August 1857.

## Politische Literatur.

Das alte Staatswesen und die Revolution. Von Alexis de Tocqueville. Deutsch von A. Boscowitz. Leipzig, H. Mendelssohn, 1857.

Ein Pendant zu dem Werk Montalemberts über England (vgl. unsre Blätter von 1856 Nr. 14). Auch Tocqueville erhebt seine Stimme für die in Frankreich unterdrückte Freiheit. Sein Buch ist der Ausdruck eines tiefen Hasses gegen das gegenwärtige Regime. „Indem ich den Lauf der Revolution schnell verfolge, werde ich hinweisen auf die Ereignisse, auf die Fehler, auf die Mißgriffe, durch welche jene Franzosen dahin gelangten, sich von ihrem ersten Augenmerk abzuwenden, und, der Freiheit entsagend, nur noch begehrten, gleichgestellte Diener des Welteroberers zu werden; ich werde zeigen, wie dann eine kräftigere und unumschränktere Regierung als diejenige, welche von der Revolution zerstört wurde, alle Gewalt an sich reißt, in sich concentrirt, alle die so theuer erkauften Freiheiten zu Boden schlägt und an ihrer Statt nur noch ihre wesenlosen Schatten bestehen läßt, indem sie Volkswillen die Stimmen von Wählern nennt, die weder sich aufklären können, noch untereinander sich berathschlagen, noch anders wählen dürfen; freie Bewilligung der Steuern den Beifall von stummen und geknechteten Versammlungen; ich werde zeigen, wie diese Gewalt, während sie im Volk die Fähigkeit, sich selbst zu regieren, die Freiheit zu reden, zu denken, zu schreiben, also alles Edle und Große zerstört, was man 1789 erkämpft hatte, dennoch es wagt, sich mit diesem hehren Namen zu schmücken." Tocqueville fügt hinzu, man soll ihm nicht verdenken, wenn er aufwalle. „Es möchte wohl einem Franzosen kaum erlaubt seyn, leidenschaftslos zu bleiben, wenn er von seiner Heimath redet und an die Gegenwart denkt."

Der Grundgedanke des ganzen Werkes ist: Die Franzosen wollten mit ihrer ersten Revolution Gleichheit und Freiheit erreichen, aber sie überstürzten sich und fielen dem Despotismus anheim. Hätten sie mit mehr Mäßigung die Freiheit gepflegt, hätten sie eine Aristokratie der Besseren und Weiseren geduldet, so würde der Imperialismus nicht triumphirt haben. Er weist deßfalls auf das Beispiel der Engländer hin, welche so gut verstanden haben, ihre Freiheit zu wahren. Ganz eben so sprach Montalembert. „Nur die Freiheit," sagt Tocqueville, „allein kann demokratische Gesellschaften auf der abschüssigen Bahn zurückhalten, und die ihnen natürlichen Gebrechen siegreich bekämpfen."

Das ist aber leichter gesagt als zur Geltung gebracht. Die Franzosen sind eben keine Engländer. Mit all der glänzenden und seriösen Beredsamkeit im Styl des Tacitus, mit welcher die unzufriedenen Akademiker in Paris heutzutage die verlorene Freiheit reclamiren und immer und immer wieder auf England hinweisen, wie Tacitus auf die Germanen hinwies, macht man aus den Franzosen eben doch keine Engländer, so wenig wie Tacitus aus den Römern Germanen machen konnte. Und mit allen noch so weisen Mahnungen an das Volk, es solle künftig nie wieder die einmal errungene Freiheit mißbrauchen und in den Abgrund der Anarchie oder falscher, naturwidriger Theorien stürzen, wird man die Socialisten doch nicht bekehren.

Schriften dieser Art haben daher nur einen negativen Charakter; sie reizen gegen die bestehende Ordnung, sie untergraben dieselbe, ohne irgend eine Bürgschaft zu gewähren, daß, was hernach kommen sollte, besser seyn werde.

Wir folgen den Symptomen der Unzufriedenheit in Frankreich mit großer Aufmerksamkeit, und sind weit entfernt, sie zu unterschätzen. Sehen wir aber gelehrte Männer, Akademiker, Männer, denen die Vergangen-

heit klar ist und die alt genug sind, um die Menschen zu kennen, mit demselben tiefinnersten Ingrimm und Zerstörungstriebe an dem Bestehenden rütteln, wie die Anarchisten von Profession, so können wir kaum ein Erstaunen unterdrücken über den Mißverstand, der immer mehr zum Fluch der verständigsten Nation und ihrer vornehmsten Talente geworden ist. Die Freiheit, die Tocqueville meint, die nach englischer Art eine Aristokratie von Talenten und Verdiensten walten läßt, ist ja unter Ludwig Philipp längst versucht worden, hat sich aber eben so wenig erprobt, wie die reine Demokratie. Warum nun diese Freiheit über alles preisen? Der Imperialismus war nicht nur eine nothwendige Folge des langen und argen Freiheitsmißbrauchs, sondern liegt auch dem kriegerischen Volke gleichsam im Blute. Warum will ihn Tocqueville denn nicht anerkennen, seine Berechtigung untersuchen und feststellen, und wenn er nicht ganz damit zufrieden ist, ihn corrigiren, ihm Lehren geben? Warum ignorirt er ihn oder bezeichnet ihn nur als die absolute materia peccans, die aus dem französischen Körper ausgeschieden werden müsse? Wir sind berechtigt, Männern von so großem Ansehen und von so großer Einsicht in Frankreich mehr historische Unparteilichkeit zuzumuthen.

Mit dem Stolz eines Cato von Utica blickt Tocqueville auf die herab, die den Cäsar für eine geschichtliche Nothwendigkeit halten: „Wo lebt der Mann, dessen Gemüth von Natur so niedrig wäre, daß er lieber den Launen eines Einzelnen unter seines Gleichen gehorchte, als sich den Gesetzen fügte, für deren Einführung er selber thätig war? Selbst die Despoten leugnen nicht, daß die Freiheit etwas Herrliches sey, nur daß sie für sich allein alle ihre Segnungen beanspruchen und behaupten, daß alle andere Menschen so hoher Güter durchaus unwürdig seyen. So ist nicht die Meinung, die man von der Freiheit haben soll, dasjenige, worüber man uneinig ist; sondern es ist der größere oder geringere Werth, den man dem Mitmenschen einzuräumen hat. Und darum kann man in aller Wahrheit sagen, daß die Vorliebe, die man für die despotische Regierungsform zeigt, in geradem Verhältniß zu der Geringschätzung steht, die man gegen sein Vaterland äußert." Das ist eine schöne, echt antike Phrase, aber sie spricht eine Unwahrheit aus. Man kann nicht sagen, das französische Nationalgefühl sey bei den Sansculotten oder auch nur bei den Freunden Lafayette's stärker und reiner gewesen, als in den Halbbrigaden des ersten Consuls und in den Garden des Kaisers.

Aus denselben Ursachen, aus denen Tocqueville die Nothwendigkeit der Revolution gefolgert hat, hätte er auch die des Imperialismus folgern müssen. Er setzt auseinander, wie schon vor der Revolution die Bevormundung an die Stelle der Freiheit und die Allmacht der Hauptstadt Paris an die Stelle freier Provinzen und Communen getreten gewesen und wie hiedurch hauptsächlich die Revolution motivirt worden sey. „Es gibt unter andern auch einen Beschluß des königlichen Rathes vom Jahre 1782, worin es heißt: ‚Der König befürchtet, daß der Holzverbrauch der so rasch anwachsenden Manufacturen Mangel an Brennmaterial in der Stadt verursachen werde, und verbietet daher, solche Anstalten innerhalb eines Umkreises von fünfzehn Meilen um Paris anzulegen.' Was für eine wirkliche Gefahr aus einer so großen Anhäufung von Handwerkern erwachsen konnte, das ahnte Niemand. So war Paris zur Herrschaft über ganz Frankreich gelangt; so sammelte sich nun auch die Heerschaar, die zur Herrin von Paris werden sollte. Man ist heute, glaube ich, darüber ziemlich einig, daß die administrative Centralisation und die Allmacht von Paris den Fall aller jener Regierungen, die wir seit vierzig Jahren aufeinander folgen sahen, verursacht oder beschleunigt haben. Ich werde ohne Mühe darthun, daß man großentheils derselben Thatsache den plötzlichen, jähen Fall des alten Staatswesens zuschreiben und sie unter die Hauptursachen jener ersten Revolution zählen muß, die alle andern hervorgebracht hat." Aber ganz aus der nämlichen Ursache mußte den Revolutionen stets wieder der Imperialismus folgen, als der eigentliche Zielpunkt aller Concentrirung.

Indem Tocqueville den alten Despotismus der Könige mit dem modernen des Imperators vergleicht, wirft er ein falsches Licht auf den letzteren. Wenn nämlich die Sitten sich verschlechtert haben, so ist das nicht, wie Tocqueville anzunehmen scheint, die Schuld des Imperialismus. Er sagt: „Die Franzosen jenes früheren Zeitalters hatten einen frohen Sinn und waren dem Vergnügen mit Leib und Seele ergeben; sie waren in ihren Sitten vielleicht zügelloser, in ihren Leidenschaften und Gesinnungen vielleicht ungestümer als jetzt; aber sie kannten nicht jene gemäßigte und anständige Sinnlichkeit, die wir heute unter ihnen sehen. In den höheren Klassen der Gesellschaft strebte man bei weitem mehr dahin, das Leben zu veredeln, als es behaglich zu machen, sich auszuzeichnen, als sich zu bereichern. Selbst in dem Mittelstande gab man sich niemals einzig und allein der Sucht nach Wohlbehagen hin; oftmals entsagte man solchen Bemühungen, um nach feineren, höheren Genüssen zu streben; überall stellte man über das Geld irgend ein besseres Gut. ‚Ich kenne meine Nation,' schrieb in einem wunderlichen Styl, dem ein gewisses

Kraftgefühl nicht abgeht, ein Zeitgenoß, „sie ist geschickt, Metalle zu schmelzen und zu verschwenden, nicht aber dazu bestimmt, denselben göttliche Verehrung zu zollen, sondern ist jeden Augenblick bereit, zu ihren alten Abgöttern, Muth und Ruhm, und, ich darf es sagen, zur Großherzigkeit zurückzukehren.' Man muß sich übrigens davor hüten, die niedrige Gesinnung der Menschen nach dem Grade ihrer Nachgiebigkeit gegen die oberste Gewalt zu messen: das hieße sich eines falschen Maßes bedienen. So sehr die Menschen der alten Gesellschaft auch dem Willen des Königs unterwürfig waren, so gab es doch eine Art von Gehorsam, die ihnen durchaus unbekannt war: sie hatten keinen Begriff davon, wie man vor einer unrechtmäßigen oder nicht anerkannten Gewalt sich beugen könne, einer Gewalt, die man wenig ehrt, die man oft verachtet, die man aber bereitwillig duldet, weil sie nützt oder weil sie die Macht hat zu schaden. Diese entehrende Form der Knechtschaft ist ihnen stets fremd geblieben." Die gemeine Geldgier kam nicht unter Napoleon, weder dem ersten noch dritten, sondern sie kam zum erstenmal im Namen und unter der Aegide der Freiheit im Directorium und zum zweitenmal, wieder im Namen und unter der Aegide der Freiheit, unter der Julidynastie auf. Die ungeheure Corruption der Beamtenwelt, der Presse, der Tribune sogar, und der Börsenschwindel, in dem das französische Staatsschiff wie in dem Strudel der Charybdis fortgerissen wurde, sind Produkte der Freiheit, der Directorialrepublik und des constitutionellen Bürgerkönigthums gewesen. Nicht der ehrliche Soldat hat Frankreichs Sitten verderbt, sondern das hat der bürgerliche Wucherer in Staatsuniform gethan, der mit Liberalismus prahlte und dessen schändliches Regime in der Februarrevolution verdientermaßen gestürzt wurde.

Die Merkmale, die der Verfasser für die des Despotismus ausgibt, sind vielmehr Merkmale des Liberalismus, wenigstens in Frankreich gewesen. „Das Geld, indem es dort fast zum alleinigen Abzeichen wird, das einen Rangunterschied unter die Menschen bringt, erlangt zugleich auch eine seltsame Beweglichkeit: unaufhörlich geht es von Hand zu Hand, die Stellung der Individuen verändernd, Familien erhöhend oder erniedrigend. Darum gibt es Niemand in solchen Gesellschaften, der nicht genöthigt wäre, eine anhaltende, verzweifelte Anstrengung zu machen, um über sein Geld zu wachen, oder um Geld zu erwerben. Die Begierde, reich zu werden um jeden Preis, das Jagen nach Geschäften, die Gewinnsucht, das Streben nach Wohlleben und nach sinnlichen Genüssen sind also bei einem solchen Volke die gewöhnlichen Leidenschaften. Sie dringen leicht durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch; selbst durch diejenigen, die ihnen bis dahin am fernsten geblieben waren, und sie würden alle zugleich verderben und entnerven, wenn man ihrer Einwirkung nichts entgegenstellte. Nun aber gehört es zum Wesen des Despotismus, sie zu begünstigen und überall auszudehnen. Diese entkräftigenden Leidenschaften sind ihm hülfreiche Genossen: sie halten das Gemüth des Menschen fern von den öffentlichen Angelegenheiten, und machen sie erzittern schon bei dem bloßen Gedanken an Umwälzungen. Der Despotismus allein kann ihnen jenes verschwiegene Dunkel gewähren, welches der Habgier bequeme Stätten bereitet und ihr gestattet, der Schande trotzend, schändende Güter zu sammeln." Aber das alles ist ja unter dem Directorium und unter Ludwig Philipp im Namen der Freiheit und des Despotenhasses geschehen. Der Napoleonismus ist, weil er in diesen Schmutz unmittelbar hineintrat, nur davon befleckt worden ohne seine Schuld.

Unter dem vielen Wahren, was in dem vorliegenden Werke zu finden ist, zeichnet sich ein Urtheil über das Mißverhältniß der politischen Freiheit zur Kirche im Revolutionszeitalter aus. Tocqueville meint mit Recht, daß der wüthende Haß gegen die französische Kirche damals nicht gehörig motivirt gewesen und aus philosophischen Vorurtheilen hervorgegangen sey. Die Kirche, damals vom Königthum noch am meisten unabhängig, noch im Besitz reicher Güter, sey eher eine natürliche Freundin der Freiheit und des Volks gewesen, als das Gegentheil. Einige verabscheuungswürdige Mitglieder des Klerus, namentlich in den höheren Regionen ausgenommen, sey der französische Klerus damals sehr ehrenwerth gewesen und habe sich auch im Martyrium der Revolution so benommen. Daran knüpft der Verfasser eine weitere Bemerkung über die Wahlverwandtschaft zwischen dem geistlichen Grundbesitz und dem Patriotismus des Klerus. „Ich glaube, trotz der entgegengesetzten, weit verbreiteten und tief eingedrungenen Meinung, daß die Völker, die der katholischen Geistlichkeit durchaus allen Antheil am Grundbesitz versagen und all ihr Einkommen in Besoldung und Gehalt verwandeln, nur den Interessen des Papstes und der weltlichen Fürsten Vorschub thun und sich selbst eines sehr wichtigen Elementes der Freiheit berauben. Ein Mann, dessen edelster Theil einer fremden Macht unterworfen ist, und der andererseits in dem Lande, das er bewohnt, keine Familie haben darf, wird so zu sagen an den Boden nur durch ein einziges festes Band gefesselt: durch Grundbesitz. Durchschneidet dieses Band, so gehört er sofort keinem bestimmten Orte mehr an. Er

lebt an dem Orte, wohin der Zufall ihn geworfen, wie ein Fremdling mitten in einer bürgerlichen Gesellschaft, deren Interessen ihn kaum unmittelbar berühren können. Hinsichtlich seines Gewissens gehört er nur dem Papste an, hinsichtlich seines Unterhaltes nur dem Landesfürsten. Seine einzige Heimath ist die Kirche. In jedem politischen Ereigniß sieht er nur das, was dieser nützen oder schaden kann. Wenn sie nur frei und blühend bleibt, was kümmert ihn das Uebrige? Ausgezeichnet als Mitglied der christlichen Gemeinde, ist er ein mittelmäßiger Bürger. Sein natürlicher Zustand in der Politik ist Gleichgültigkeit. Solche Gefühle und solche Ideen bei einem Stande, der berufen ist, die Jugend zu erziehen und die sittliche Bildung zu leiten, können nicht anders als die Seele der Nation in Allem, was das öffentliche Leben betrifft, entnerven."

Wäre Tocqueville nicht von persönlichem Haß gegen den Imperialismus befangen, so würde er diesen haben ganz eben so billig behandeln müssen, wie die Kirche.

Tocqueville erkennt aber mit großem Scharfsinn einen fortwährenden Dämonismus im französischen Volke. Er wird uns wenigstens erlauben müssen, diese Bezeichnung, die er selbst für die Revolutionszustände gebraucht hat, auch auf die gewöhnliche Stimmung der Nation, wenigstens der Pariser, anzuwenden. Er gibt eine meisterhafte Schilderung seiner Nation. „Sah man je auf Erden irgend ein Volk so reich an Kontrasten, so leicht von einem Extrem zum andern getrieben, so oft durch augenblickliche Eindrücke, so selten durch feste Grundsätze geleitet, so daß es bei allen seinen Handlungen stets sich schlimmer oder besser bewährte, als man vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit, dann wieder hoch über demselben stehend; ein Volk, das in seinen Grundzügen so unveränderlich blieb, daß man es noch aus Schilderungen wiedererkennen kann, die man vor zwei oder drei Jahrtausenden von ihm gemacht hat, und zugleich so beweglich in seinen täglichen Gesinnungen und Gedanken, daß es manchmal sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiel wird, und oft das, was es eben vollbracht hat, mit eben so großem Erstaunen wie das Ausland betrachtet; ein Volk, das an seinem Heerde und seinen Gewohnheiten mehr als alle anderen hängt, so lange man es sich selbst überläßt, und das, sobald man es seiner Heimath und diesen Gewohnheiten unfreiwillig entrissen hat, bis ans Ende der Welt vorzubringen und alles zu wagen vermag; seinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkührlichen und sogar tyrannischen Herrschaft eines Fürsten lieber sich fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung seiner angesehensten Bürger, heute ein geschworener Feind alles Gehorsames, morgen entflammt von einer Art von Leidenschaft zu dienen, die auch von den für die Knechtschaft begabtesten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, so lange Niemand widerstrebt, unregierbar, sobald das Beispiel des Widerstandes irgendwo gegeben ist; seine Herren auf solche Weise immer täuschend, die es entweder zu sehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man es aufgeben müßte, es zu knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht seine Fesseln noch sprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolge, dem Glanz und Geräusch mehr, als dem wahren Ruhme leidenschaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth, als mit Tugend, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstande begabt; eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendste und gefährlichste Nation von Europa, bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden."

Tröstet sich Tocqueville mit diesen Nationaleigenschaften, weil sie nothwendig dahin führen müssen, auch des Imperiums wieder los zu werden, so ist das ein zweifelhafter oder verzweifelter Patriotismus. Jede andre Nation aber muß denken: entweder ist die Revolution in Frankreich permanent, bricht unter allen Umständen wieder aus und duldet keinerlei Regierung, auch nicht die beste, oder aber: Frankreich braucht eine eiserne Hand. Denn für welches andre Regierungssystem böte Tocqueville's Ansicht irgend eine Bürgschaft der Dauer und das Nichtregiertseynwollen um jeden Preis oder die permanente Revolution kann doch kein vernünftiger Mann bevorworten. Es wäre patriotischer, eine so verständige Regierung, wie die des Kaisers, zu unterstützen, als sie zu erschweren.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, № 63. 8. August 1857.

## Nordamerikanische Literatur.

1) Aus dem Leben eines New-Yorker Arztes. Von Dr. Dixon. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1857.

Den Mittheilungen eines Londoner Arztes von Warren nachgebildet, nicht durchaus so pikant und mannigfaltig, wie diese, jedoch immerhin mit feinem Geist und sehr anziehend geschrieben. Man findet darin echt amerikanische Dinge, z. B. den „gelben Tod", den Säuferwahnsinn, Mord, herzlose Männer, Weiber, Eltern und Kinder; im Ganzen erscheint aber die Yankeenatur hier sehr gemildert, ja sogar in einen sentimentalen Schleier eingehüllt.

Mit der größten Feinheit und psychologischer Meisterschaft werden die Frauen geschildert, z. B. eine schöne muntere Frau, die sich zu leichtsinnig verheirathet hat, unglücklich wird und ihr Unglück verbirgt. „Mrs. Mackerel gehörte nicht zu den Frauen von schlechtem Charakter; sie war nur eine schöne Thörin, sonst würde sie Mr. Mackerel nie geheirathet haben. Ihre Reize hätten ihr einen Gatten von wenigstens erträglichem Aeußeren verschafft und einfältiger wie Mr. Mackerel konnte nicht leicht Jemand seyn; überdieß war er nur Fischhändler und die Fische sind im besten Falle, wie Mr. Mackerel bald bewies, nichts wie Wanderthiere — heute hier und morgen nirgends. Als Mr. Mackerel ihre Wahl traf, legte sie die unvermeidliche Last des Phlegma's Mr. Mackerels und seine Persönlichkeit nicht gegen den erwarteten Eintritt in den Kreis der feinen Welt in die Wagschaale. Außerdem kaute und rauchte er noch Tabak und die Vereinigung der Düfte seiner Lieblingsgenüsse und seiner Handelsartikel muß gewiß dem Schnitt solcher Lippen und einer solchen Nase höchst unangenehm gewesen seyn. Seine Gegenwart versprach ihr täglichen Verdruß und wenn sie eine Soirée geben wollte, so konnte ihr nichts für einen solchen Lebensgefährten Ersatz gewähren. So lange er die Fähigkeit besaß, ihren Stolz zu befriedigen, hatte sie einigen Trost; aber als es sich schnell zeigte, daß die Mittel abnahmen, geriethen die Nerven der Mrs. Mackerel in Unruhe. Als Mr. Tip Tape seine neue Equipage kaufte, erhielt die Sache ein verzweifeltes Aussehen; dieser handgreifliche Beweis des Wohlstandes und der Gentiletät war seit Langem das Ziel des Ehrgeizes der Mrs. Mackerel gewesen, und als auf ihre dringende Forderung, ihren schon vorhandenen Glanz dadurch zu erhöhen, eine bestimmte Weigerung folgte, traten die geistigen und persönlichen Mängel Mr. Mackerels in ihrer ganzen Mißgestalt deutlich an das Licht." Sie erkrankte. Der Arzt wurde gerufen. Herr Mackerel meinte, sie habe sich übergessen. Aber, „ganz abgesehen davon, wie unwahrscheinlich es war, daß bei einer solchen Mundöffnung ein Uebermaß des Appetits die Ursache seyn sollte (ich behaupte meine Fähigkeit, in diesem Falle die Diagnose zu stellen, mit Bestimmtheit, wenn ich auch nicht anrathen würde, mehr ähnliche Folgerungen daraus zu ziehen), so machte es die liebliche Farbe der Wangen und Lippen doch ganz unmöglich, der Erklärung Mr. Mackerels beizustimmen. Rosen und Lilien schienen um die Oberhand zu kämpfen und der ganze Eindruck wurde auf bewundernswürdige Art durch das rosafarbige Licht erhöht, das die rothseidenen Vorhänge verbreiteten, welche den herrlichen Spitzengardinen, die eine schöne Kante, ‚leicht wie der schneeige Schaum, den der Wind von der zerstiebenden Welle losreißt,' hatten, überall als Hintergrund dienten. Obgleich ich an Selbstbeherrschung gewöhnt war, so fand ich es doch etwas schwierig, meinen Gefühlen einen Zügel anzulegen, als ich den Finger an das Gelenke der zart mit Juwelen geschmückten herrlichen Hand legte. ‚Alles erschien ruhig

wie das Grab oder die Gedanken in der Brust eines Engels.' Ich war verblüfft; konnte diesen Busen, der sich so ruhig und sanft hob, wohl jemals eine heftige Leidenschaft bewegt haben? Der Marmor des Bildhauers und die Leinwand würden vergeblich versucht haben, so viel Vollkommenheit wiederzugeben. Mr. Mackerel hatte beim Eintritt der Dame meine Anwesenheit einfach angekündigt; von ihrer Seite folgte weder ein Zeichen des Erkennens, noch schien die leiseste Bewegung oder ein lebhafteres Athmen eine Bekanntschaft mit meiner Gegenwart anzudeuten. Die Dame blieb völlig passiv, während ich ihren Puls untersuchte, wobei ich nur zuweilen durch die Töne unterbrochen wurde, welche Mr. Mackerel von sich gab, wenn er sich des Ueberflusses seines köstlichen Labsals mit jenem eigenthümlichen Klange entledigte, dessen Dynamik ich nie habe begreifen können, der jedoch in seiner höchsten Eleganz nur für eifrige Tabakskauer erreichbar zu seyn scheint. Die Gegenwart Mr. Mackerels war keineswegs wünschenswerth; da ich glaubte, daß sie wahrscheinlich das Schweigen der Patientin veranlasse, so war die einzige Art, wie ich mich seiner entledigen und sie bewegen konnte, mit mir zu sprechen, daß ich der Magd klingelte rc. — Ihr aufgeregter Puls gab mir während der vierzehn Tage, wo ich ihr meine Dienste anordnete, die vollkommene Ueberzeugung von einer fortdauernden geheimen Ursache der Gereiztheit ihres Nervensystems, aber ihr Benehmen war ohne Widerspruch stets das einer würdevoll ergebenen Frau, die entschlossen ist, jeden Schlag ihres unbarmherzigen Schicksals so gut wie möglich zu ertragen. Einmal, und nur ein einziges Mal, als ich mich wegen der Verzögerung meines Abendbesuches entschuldigte, weil ich meine kleine Herzenskönigin und unser neues Geschenk zum ersten Male in die Luft geführt hatte, bemerkte sie mit leisem Lächeln: ,Ihre Frau ist, wie ich höre, ein großer Liebling von Ihnen, Doctor.' Ein schwaches Beben und ein krampfhafter Husten verrathen mir eine Geschichte, welche ich schon lange geahnt hatte. Ich antwortete in einer Weise, die geeignet war, eine möglichst wenigschmerzhafte Vergleichung hervorzurufen, und brachte das Gespräch auf das heiterste Thema, das mir einfiel. Sie versicherte mir an jenem Abend, sie fühle, sie werde sich jetzt schnell erholen, da Mr. Mackerel beschlossen habe, sie zum Zweck einer Ortsveränderung nach dem Bade Saratoga zu führen. Ich billigte dies freudig, obgleich ich nicht um meine Meinung gefragt worden war. Ich nahm für jetzt Abschied und einige Tage darauf auf immer von der liebenswürdigen Mrs. Mackerel; das arme Kind reiste nach Saratoga ab. In der darauf folgenden Woche fand eine gerichtliche Versteigerung statt und meine Diagnose der Ursache ihrer Krankheit erhielt eine Bestätigung, die nicht falsch zu verstehen war."

Aus diesen Proben wird man erkennen, daß der Verfasser kein gemeiner Novellist ist, sondern eine feine Menschenkenntniß besitzt.

Unter den einzelnen Erzählungen zeichnet sich noch eine von einer großen und schönen Dame aus, die von einem gemeinen Yankee verführt, die Schande, ein uneheliches Kind zu bekommen, ertragen muß, aber sich immer echt weiblich edel benimmt. Ihr elender Verführer hat die Schändlichkeit auf den äußersten Grad getrieben, aber ihre gute Natur siegt in wunderbarer Weise: „Der erste Versuch, welchen der junge Mann machte, als er sah, daß er wahrscheinlich aufgefordert werden könne, sein Versprechen zu erfüllen, bestand darin, daß er sie verleiten wollte, ein tödtliches Mittel zu nehmen, das jedenfalls ihr Kind, oder vielleicht Beide beseitigen würde, und als ihm dies mißlang, litt seine Gesundheit und er verschwand aus dem Orte. Der weiße Mantel des kalten Winters war vor der warmen Frühlingssonne gefallen und die Freude schien zu dem Herzen aller Dinge, nur nicht zu dem des betrogenen, vertrauensvollen Wesens zurückzukehren. Da jedes Mitgefühl versagt blieb, so beschloß sie, sich allein ihrem Herzen hinzugeben, zog sich in ihr Zimmer zurück und schwelgte dort in ihrer stummen Freude. Sie fühlte, trotz der Verachtung der Welt und dem Verlust ihres Rufes und ihrer Freunde, wie eine tiefe, innige Freudigkeit in ihrem Herzen erwachte, neue Harmonien entstanden in ihrem Geiste, neue Stimmen sprachen zu ihren Ohren und ein Gefühl himmlischen Glückes zuckte durch ihre Seele, als sie an Zeichen, die sie nicht verkennen konnte, sah, daß sie Mutter werden solle, daß ihr eigener Geist in ewiger Verbindung mit einem anderen vereinigt und an ein unsterbliches Leben geknüpft sey. Sie sagte: ,Ich wußte Alles, was ich zu leiden haben würde, ich mußte auf den Verlust alles Irdischen rechnen, aber dies schreckte mich nicht — jenes hohe Entzücken beherrschte noch meinen Geist, und es war lieblicher, wie die Stimme meiner Freundinnen oder derjenigen, die ich als Mutter lieben gelernt hatte, oder die himmlischen Engelsharmonien hätten seyn können. So erschien es mir damals und so erscheint es mir noch jetzt. Als der Regen fiel und die Blumen herauskamen, um im Sonnenschein zu lachen und zu lächeln und am thauigen Abend vor Glück zu sterben, floß mein Herz von einer neuen Sympathie mit der Natur über und ich liebte Alles, was schön aussah, was Leben hatte oder glücklich zu seyn schien."

Am Schluß ergeht sich der Verfasser in einer Klage über die unglaubliche Gewissenlosigkeit und Pfuscherei der Menschen, die sich in den Vereinigten Staaten für Aerzte ausgeben.

2) Mittheilungen aus Nordamerika. 2tes und 3tes Heft. Frankfurt a. M. Auffahrt, 1857. 4°.

Redigirt von Eduard Pelz. Mit seltenem Muthe wird in dieser neuen Zeitschrift den Amerikanern die Wahrheit gesagt. Die Korruption ist in der That dort drüben immer noch im Wachsen und können daraus nur die schlimmsten Folgen entstehen, wenn nicht endlich eine sittliche Autorität in der Gesellschaft gegründet wird, vor welcher die verwilderten Gemüther sich beugen müssen.

Ein Zeitungsartikel New-York Tribune sagt: „Der Ehre der Stadt New-York wegen hoffen wir, niemals wieder eine Suppenanstalt hier zu sehen; Scenen, wie sie hier an den gemeinsamen Speisehäusern während des vorigen Winters stattfanden, dürften in einem civilisirten Lande nicht vorkommen. Fast ebenso gefährlich, wie jene, ist der von vielen Familien beobachtete Gebrauch, Bettler, die an ihre Küchenthüre klopfen, mit Speisen zu versehen. Wie sehr wir auch gegen jede Verschwendung sind, so sähen wir doch lieber solche Speisen ins Feuer geworfen, als den Bettlern gegeben. Klopfen sie an unsere Thür, so üben wir eine bessere Mildthätigkeit aus, wenn wir sie verhaften lassen, statt sie zu speisen." Daran knüpft Pelz folgende Bemerkungen: „Kein schärferer Beobachter des menschlichen Gesellschaftsleben wird in solchen Zuständen die Windsaat verkennen, worauf eine Sturmeserndte folgen muß. Ebensowenig wie im vorerwähnten Benehmen der Reichen gegen die Armen zur Zeit der Noth um Arbeit und Brod, die Liebe zu erkennen ist, welche Häuser, Gemeinden und Staaten aufbaut und erhält, ebensowenig spricht aus dem Gerichtswesen, das der Reichthum beherrscht, eine Neigung zur Handhabung von Gerechtigkeit. Mit vollem Rechte wird dem Gerichtsverfahren Verwilderung und Korruption vorgeworfen unter der Nebenbemerkung, daß dieser Mißstand tief im Nationalcharakter begründet sey; d. h. in der groben, ungemäßigten Selbstsucht, in dem Mangel an Wahrheitsliebe und Ehrgefühl der Unionsbevölkerung. — Wo ein Jeder nur reich zu werden strebt, gleichviel auf welche Art; wo Uneigennützigkeit und Aufopferung für Andere als albern verlacht wird; wo religiöse Scheinheiligkeit zum guten Ton gehört; wo in den höchsten Kreisen der Gesellschaft ganz offen und ungestraft die schamlosesten Betrügereien und Schurkereien verübt werden, da können nur Narren und Thörichte an das Vorhandenseyn von etwas anderem als Ungerechtigkeitspflege glauben. Die nächste Erndte dieser Windessaat besteht in überhandnehmender, vielseitiger Prostitution; in der bedenklichsten Zunahme grober Verbrechen und in mancherlei andern Vorboten eines großen und gewaltigen Gesellschaftssturmes, der hereinbrechen muß, als unvermeidliche Wirkung gewisser Ursachen, um die jetzige sociale Atmosphäre zu peitschen und hoffentlich zu reinigen."

Die Ruhe und Heiterkeit fehlt den Amerikanern vorzugsweise: „Wenn behauptet würde, daß die Angloamerikaner im Süden als Hauptvergnügen nur das Schwatzen, das süße Nichtsthun, das Tabakkauen und Spucken hätten, während im Norden die hoffnungsvolle Jugend mit Feuermanns- und sonstigem Unfug, wozu insbesondere blutiger Straßenskandal gerechnet werden muß, sich amüsire, während von den Reichen die Laster einer verdorbenen Aristokratie Europa's nebst deren aufgedunsenen Langweiligkeit nachgeäfft würden; wenn man darauf hinwies, daß die Göttergabe des Menschen, sich zu freuen, von den Amerikanern verloren worden sey, so ist das einfache Wahrheit. Das Volk plagt sich in der That ärger, als es ein raffinirter Satan zu plagen vermögte, und weiß nichts von Lebensverschönerung."

Ein Rechtsfall: „Ein junger Maler zu St. Louis im Staate Missoury, Namens Laidlaw, gerieth mit einem schlechten Menschen, Namens Jackson, in Streit und fuhr mit demselben nach anscheinender Aussöhnung zu einem Wirthshause, nicht weit von St. Louis belegen. Nachdem Beide eine Weile daselbst getrunken, fuhren sie fort, und man hörte aus dem nahegelegenen Walde, nach welchem sie sich gewendet, kurz darauf einen Schuß. Etwas später kehrte Jackson allein mit dem Wagen in das Wirthshaus zurück und erklärte auf die Frage nach Laidlaw: dieser werde bald nachkommen. Am andern Morgen fand man des Letztern Leiche, genau an der Stelle, bis wohin die Wagenspur ging. Eine durch den Hinterkopf gegangene Kugel hatte ihn getödtet. Jackson flüchtete in den Staat Jowa, wurde jedoch bald darauf verhaftet und im eingeleiteten Prozesse des absichtlichen Mordes vollständig überwiesen, dennoch von der Jury nicht schuldig erklärt, weil seine Angabe von Selbstvertheidigung Glauben fand. Nach der Fällung des Verdictes lud Jackson sämmtliche zwölf Geschwornen auf seine Gefängnißzelle, wo er sie mit Getränken dermaßen traktirte, daß Einige schwer betrunken das Lokal verließen. Jackson hatte aber thätige Genossen seines Gelichters, die ansehnliche Summen im

Voraus gegen geringere Sätze auf seine Freisprechung wetteten."

Eine Journalanzeige des American Banner: „Wir haben das Vergnügen, den Lesern des Blattes anzuzeigen, daß Hr. John J. Smith, ein gewandter Schriftsteller und eifriger Amerikaner, seit vierzehn Jahren in Verbindung mit der Mississippi-Presse, von uns engagirt ist für das politische Departement im jetzigen Wahlkampfe. Hr. Smith, obgleich ein höflicher und liebenswürdiger Gentleman, hat fünf Duelle bestanden und jedesmal seinen Mann getödtet. Außer einem Vorrath politischen Wissens und seinem Eifer für die Sache bringt derselbe mit: zwei Bowiemesser, eine Pfarrer Becher Sharps-Büchse, zwei sechsläufige Revolver, verschiedene Stöcke und Shillelahs und ein paar Schlagringe. Wir rechnen für Herrn Smith auf einen herzlichen Empfang im Kreise seiner Collegen in der Presse."

Die Mittheilungen wimmeln von ähnlichen Fällen, verbreiten sich über Gesellschaft, Erziehung, Gerichtswesen, Presse, Verkehr 2c. und geben insbesondere auch den Auswanderern treffliche Winke.

Interessant ist eine Stelle aus Jeffersons notes on Virginia S. 239. Der berühmte Präsident sah schwarz in die Zukunft, kannte aber seine Leute. „Das Volk der Vereinigten Staaten wird sich selbst vergessen und nur dem Einen Gedanken leben, Geld zu machen."

3) Amerika ohne Schminke. Eine Quellensammlung zur Darstellung des amerikanischen Lebens in der Wirklichkeit. Von Fr. J. Egenter. Band I. Heft 1. Zürich, Beyel, 1857.

Auszüge aus nordamerikanischen Blättern. Im ersten Heft vorzugsweise nur die Gaunereien, denen die Einwanderer ausgesetzt sind, und die durch Fahrlässigkeit verschuldeten überaus häufigen Unglücksfälle betreffend. Hier nur eine Schilderung der vom Staat geduldeten, offiziellen und täglich gepflogenen Gaunerei, nämlich vom Treiben der Permiten catcher (Erlaubnißhäscher). Permit ist die Erlaubniß, Passagiere und deren Gepäck auszuladen. Zu diesem einträglichen Geschäfte drängen sich nun ganze Compagnien und concurriren. Ihre Dampfboote lauern täglich auf die Emigrantenschiffe, um dieselben mit gesetzlicher Erlaubniß zu plündern. Man rechnet, daß diese Lungerer in jeder Woche 1000 Dollars kosten, diesen Betrag müssen sie nun von den Emigrantenschiffen sich wieder bezahlt machen, ungerechnet die ungeheure Dividende ihres Gewinns. „Kaum hat das Schiff Anker geworfen, so rückt der in Staaten Island stationirte Kerntrupp der bestrennomirten Runners hervor und bestürmt die Passagiere zu buchen: unter buchen versteht man ganz- oder theilweise Zahlung zur Reise ins Innere zu machen; dieses, den Einwanderern das Geld abzunehmen, noch bevor sie amerikanischen Boden betreten haben, ist der Brennpunkt, worauf alle Manöver abzielen: bei einer solchen Gelegenheit entfaltet sich das Niederträchtige und Abscheuliche des Runnerwesens in seiner ganzen Glorie; unter welchen Vorspiegelungen, mit welchen Kniffen und Ränken die armen Leute überredet werden, ist unglaublich; helfen keine Versprechungen, so sind es Drohungen, ja Gewaltthätigkeiten, die dieser Auswurf der Menschheit in Anwendung bringt, um sein Ziel zu erreichen; es gibt Fälle, wo die widerspenstigen Einwanderer so lange auf dem Wasser gehalten werden, bis sie zahlen, ja man ist so unverschämt, ihnen rundweg zu sagen: daß sie eher ihre Sachen nicht ans Land gesetzt bekommen, bis sie zahlen. — Abgesehen von der empörenden Rohheit, womit ein Emigrantenschiff ausgeladen wird, so verursacht es auch enorme Kosten; rechne man die lighters, die Runners en masse, das Dampfboot 6 Dollars per Stunde. Um alle diese Unkosten zu decken, reicht der Verdienst an den obgleich zu hohen Preisen verkauften Tickets nicht aus, und wird deßhalb beim Wiegen des Gepäcks um so unbarmherziger und schonungsloser geschnitten, je sicherer man alsdann die Leutchen in der Hand hat. Die Gräuel, welche beim Abfahren der Emigranten vorfallen, sind der unerhörtesten Art, namentlich sind die Agenten auf der People's Linie ohne alle Controlle; sie können nehmen, was sie wollen, und nehmen aber auch, was sie bekommen; z. B. 5 Doll. per 100 Pfund bis Chicago oder Cincinnati ist eine alltägliche Sache, ich habe Fälle erlebt, wo für 60 Pfund 4 Dollars bis Cincinnati, 2 Doll. für 70 Pfund bis Buffalo genommen wurden. Die Ursache, warum die meisten Prellereien beim Wiegen des Gepäcks ungerügt und unbekannt bleiben, ist der Umstand, weil es die schlauen Agenten so einzurichten wissen, daß die Emigranten erst kurz vor dem Abfahren die Ueberfracht bezahlen, wo das Gepäck immer schon eingeladen und keine Zeit mehr zu verlieren ist, nach der Mayors-Office zu laufen und sich zu beschweren; auf diese Weise sind denn die armen Leute, um ihre paar Habseligkeiten nicht allein dahin fahren zu sehen, gezwungen, jeder Forderung sich zu unterwerfen."

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, **Nº 64.** 12. August 1857.


## Dichtkunst.

**Christoph Marlowe's Doctor Faust (gedichtet im Jahr 1588) und die alte englische Ballade von Dr. Faustus. Deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, H. Hartung, 1857.**

Dieselbe altenglische Dichtung wurde schon 1818 von W. Müller ins Deutsche übersetzt, aber diese Uebertragung ist vergriffen und höchst selten geworden.

Marlowe schöpfte aus dem ältesten deutschen Volksbuch von Faust und zwar unmittelbar nach dessen erstem Erscheinen im Druck 1587. „Die früheste dramatische Bearbeitung erschien in Deutschland unter dem Titel: Historia Fausti. Tractätlein von Faust, eine Comödie. 1587. Gedruckt von Hock in Tübingen. Die Verfasser waren zwei Tübinger Studenten, die sammt dem Drucker dafür eingesperrt wurden. Das älteste deutsche Volksbuch in kräftiger, oft schwungvoller Prosa erschien unter dem Titel: ‚Historia. Von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer vnd Schwartzkünstler, wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verschrieben, was er hierzwischen für seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet vnd getrieben, biß er endlich seinen wol verdienten Lohn empfangen. Mehrentheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften, allen hochtragenden, fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, abscheuwlichen Exempel, vnd treuwhertziger Warnung zusammengezogen, vnd in den Druck verfertiget ꝛc. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Johann Spies. 1587.‘ — Dieser Druck (dessen einziges bekanntes Exemplar erst in neuester Zeit aufgefunden worden) ist nicht zu verwechseln mit dem auf der Ulmer Bibliothek befindlichen mit gleicher Jahreszahl und Druckerfirma, dem jedoch das Spieß'sche Druckerzeichen: 2 Hände mit 2 sich kreuzenden Spießen, mangelt. Letzteres enthält schon mehr Hauptstücke und dieselben in anderer Reihenfolge als das vorige und kann schwerlich ein Originalprodukt derselben Druckerei seyn, weil schon im nächsten Jahre 1588 eine neue Auflage von der zuerst angeführten Ausgabe, mit dem Druckerzeichen, erschien. Joh. Spieß, der thätige Drucker und Verleger, kann zugleich mit vieler Wahrscheinlichkeit für den Verfasser des Volksbuchs angesehen werden, dessen Manuscript, wie er in der Vorrede sagt, er aus Speyer erhalten haben will. Die interessante Lektüre dieses merkwürdigen Buches läßt außer Zweifel, daß Marlowe es seiner Tragödie zu Grunde gelegt, ja stellenweise fast wörtlich wiedergegeben hat. Zu seiner dramatischen Bearbeitung konnte er jedoch die zahlreichen Disputationen zwischen Faust und seinem Geiste Mephistophilis nicht verwenden, die dem Volksbuche ein eigenthümliches Gepräge geben, auch in den ältesten Ausgaben desselben erkennen lassen, daß Wissenstrieb das erste und hauptsächlichste Motiv zu Fausts Verirrungen war, während mit den späteren Büchern sich immer mehr Abentheuer und Genußsucht an die Sage knüpften.“

Das Volksbuch ist als die erste Schöpfung der Faustsage auch die beste unübertrefflichste Durchführung derselben geblieben, eben weil sie vom „Wissenstrieb“ und nicht von der Genußsucht ausging. Alle späteren Bearbeiter der Sage haben den Charakter Fausts verfälscht und einen Don Juan aus ihm gemacht. Auch Göthe ist in diesen Fehler gefallen. Von dem kühnen, weltdurchdringenden Geiste, den Faust im altdeutschen Volksbuch behauptet, ist in Göthe's weichlichem, sentimentalem und wollüstigem Faust nicht eine Spur übrig geblieben. Zudem hat Göthe die Tendenz der alten Sage geradezu auf den Kopf gestellt, indem er den Faust verhimmeln läßt, anstatt ihn der Hölle zu überliefern.

Die Sage vom Faust ist eine Allegorie der Reformation. Aus einer katholischen Schule entstanden, die Schöpfung eines tiefsinnigen Dichters, personificirt sie in Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Sie will zeigen, wohin der menschliche Geist gelangt, wenn er sich vom Mutterschooß der Kirche losreißt und der eignen Kraft allein vertraut. Sie läßt den Faust sein Werk in Wittenberg beginnen, wo Luther das seinige begann. Sie läßt ihn aus der Theologie flüchten zur Sternkunde, Chemie, Magie, sie läßt ihn schmachten nach der Herrschaft über die ganze Natur. Sie erfüllt ihn mit dem Stolze, ein von Gott selbst unabhängiger, absolut freier Geist zu seyn, der selbst über Himmel und Hölle steht, weil in ihm die höchste Einheit der Dinge realisirt, also auch der Gegensatz von Gut und Böse für ihn verschwunden sey. Sie macht ihn zum Herrn nicht nur über die Natur, sondern auch über die Geschichte. Er kann die Vergangenheit reproduciren, Alexander der Große, die schöne Helena müssen für ihn wieder lebendig werden. Damit bezeichnet die geniale Dichtung den Zusammenhang der Reformation mit dem sogenannten Humanismus, der Wiederaufnahme der classischen Studien, der neuen Schwärmerei für das Alterthum. In der Helena ist der ganze verführerische Reiz der Renaissance personificirt.

Marlowe hat von der großen Grundidee der Faustsage nur einige Züge beibehalten. Der enge Raum der Bühne, für die er schrieb, gestattete ihm nicht, die Reisen Fausts durch die Gestirne, durch Himmel und Hölle darzustellen. Er läßt nur den Chorus davon erzählen. Im Uebrigen ist das Drama geistvoll eingeleitet und Göthe hat davon gelernt. Das zeigt gleich der Eingang:

(Fausts Studierzimmer.)

Faust am Pult.

Laß diese Studien, Faust! ergründe jetzt
Die Tiefen dessen, dem du hin dich neigst;
Des Scheines wegen sey nur Theolog,
Doch nach dem Endziel aller Weisheit streb'
Und leb' und stirb im Aristoteles.
O süße Analytik, meine Lust!
Bene disserere est finis logices.
Gut disputiren ist der Logik Schluß.
Kann diese Kunst kein größres Wunder bieten?
Dann lies nicht mehr: denn dies hast du erreicht.
Nach einem höhern Ziel strebt Faustus Geist.
Fahr' hin, Philosophie! —
Galen, komm her!
Sey denn ein Arzt, Faust, häufe Gold auf Gold
Und werd' ein Gott für eine Wunderkur!
Summum bonum medicinae sanitas.
Gesundheit ist der Heilkunst höchstes Ziel.
Wie, Faust, und hast du nicht dies Ziel erreicht?
Bewahrt als Denkmal manche Stadt nicht deine
Recepte, die sie von der Pest errettet,
Von tausend schnöden Seuchen sie befreit?
Und bist doch immer Faust nur und ein Mensch!
Könntst du den Menschen ew'ges Leben spenden,
Die Todten wieder aus dem Grabe wecken,
Dann wäre diese Kunst noch etwas werth.
Fahr' wohl, Arznei! —
Wo ist Justinian?
(er liest.)
Si una eademque res legatur duobus,
Alter rem, alter valorem rei —
Armsel'ger Fall von ärmlichen Legaten!
Exheredìtari filium non potest pater, nisi —
Ist dies der Inhalt der Institutionen,
Das ganze große Corpus Juris dies?
Das Studium ist für einen Miethling gut,
Der nur nach fremdem Wegwurf hascht und geizt,
Für mich zu unfrei, allzu sclavisch mir!
Da bleibt zuletzt das Erste noch das Beste!

Komm Bibel des Hieronymus! — laß seh'n:
Stipendium peccati mors est — ha, stipendium!
Der Sünde Lohn ist Tod — ei, das ist hart!
Si peccasse negamus, fallimur
Et nulla est in nobis veritas —
Wenn Einer spricht, er sey von Sünde frei,
Der täuscht sich und in ihm ist keine Wahrheit —
Mit andrem Wort: wir müssen sündigen
Und müssen dem zu Folge sterben dann,
Ja, sterben, sterben einen ew'gen Tod.
Das heiß' ich eine Weisheit! Qui sera, sera —
Was seyn wird, wird seyn — Bibel fahre wohl!

Die Metaphysika der Zauberei,
Die Nekromantenbücher, die sind himmlisch!
Die Linien, Zirkel, Lettern, Charactere,
Sie sind's, wonach es meine Seele drängt.
O welche Welt der Wollust, des Genusses,
Der Macht, des Ruhmes und der Allgewalt
Geht hierin einem emf'gen Forscher auf!
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Ist mir gehorsam; Könige wie Kaiser
Sind Herrscher, jeder nur in seinem Land,
Die Herrschaft doch des Meisters dieser Kunst
Dehnt sich so weit der Geist des Menschen reicht.
Ein wahrer Zaubrer ist ein halber Gott.

Mephistophiles ist bei Marlowe nicht so verschlagen, wie bei Göthe, sondern gibt sich als einen Verdammten, Gequälten zu erkennen, gleich allen, die von Gott abgefallen. Faust aber erhebt sich über ihn:

Das Wort Verdammniß schreckt mich nicht zurück.
Gleich ist mir Hölle wie Elysium.
Der alten Philosophen Urgeist ist der Meine.
Genug doch dieser nicht'gen Menschenfaxen;
Sag' mir, wer ist Lucifer, dein Herr?

Mephistophilis.

Der Erzregent und Herrscher aller Geister.

Faust.

War nicht ein Engel Lucifer voreinst?

Mephistophilis.

Ja, Faust, und er ward sehr von Gott geliebt.

Faust.

Wie kommt's dann, daß er Fürst der Teufel ist?

Mephistophilis.

O! um den frevelhaften Stolz und Hochmuth
Hat Gott ihn aus des Himmels Licht geschleudert.

Faust.

Und wer seyd ihr denn, die ihr bei ihm lebt?

Mephistophilis.

Unsel'ge Geister, die mit ihm gefallen,
Verschworen gegen unsern Gott mit ihm,
Und bis in Ewigkeit verdammt mit ihm.

Faust.

Wo wohnt denn ihr Verdammten?

Mephistophilis.

In der Hölle.

Faust.

Wie kommt's, daß du jetzt außerhalb der Hölle?

Mephistophilis.

Bin mitten drin, nicht außerhalb der Hölle.
Meinst du, wer Gottes Angesicht gesehn,
Wer ew'ge Himmelswonnen schon gekostet,
Daß der nicht tausend Höllenqualen duldet,
Da er des ew'gen Heils beraubt sich fühlt?
O Faust, laß ab mit diesen eiteln Fragen,
Die grausenvoll das matte Herz erschüttern.

Faust.

Ei, großer Mephistophilis, so wild,
Weil du die Himmelswonnen jetzt entbehrst?
Komm, lerne von dem Faust die Kraft des Manns!

Man sollte nun meinen, dieser stolze Faust werde von seiner Zauberkraft einen großartigen Gebrauch machen, aber wir sehen, wie er sich die Zeit mit einer nicht gerade anmuthigen Musterung der sieben Todsünden und mit Disputationen vertreibt. Erst nach und nach kommt mehr Handlung in das Stück. Faust und Mephistophiles machen einen Besuch beim Papst, aber nur, um ihn auf eine unwürdige Art zu necken und zu verhöhnen, indem sie ihm, selber unsichtbar, Speise und Getränk vom Tisch wegnehmen, ihn am Ende sogar schlagen. Nur in einem Moment waltet ein höherer Humor, indem nämlich der Teufel als Cardinal auftritt und vom Papst den Segen empfängt.

Sodann folgen fast lauter Possen. Ein Paar Schelme finden einen Zauberspruch und citiren den Teufel, werden aber von diesem in einen Hund und Affen verwandelt. Faust kommt zum Kaiser, der vom Papst gebannt ist, und macht sich durch seine Künste bei ihm sehr beliebt. Ein Herr von Hofe will an den Zauber nicht glauben und vermißt sich, Actäon werden zu wollen, wenn alles wahr und wirklich sey. Da wachsen ihm wirklich Hirschhörner. Er rächt sich, tödtet Faust und haut ihm den Kopf ab, muß aber mit Schrecken sehen, daß Faust wieder lebendig wird. Als Episode folgt der Schwank vom Roßtäuscher, von dem sich Faust ein Bein ausreißen läßt, vom Fuhrmann, dem er ein ganzes Fuder Heu wegfrißt. Endlich erhebt sich das Drama wieder zu genialeren Gedanken. Die wunderschöne Helena wird aus uralt vergangener Zeit heraufbeschworen und muß sich in lebendigem Liebreiz zeigen. Da verliebt sich Faust in sie und als seine Zeit gekommen und er die der Hölle verkaufte Seele überliefern soll, will er doch nur in Helena's Armen sterben.

Gib mir die himmlisch holde Helena
Die jüngst ich sah, zu meiner süßen Buhle,
Daß ich in ihrem lieben Arm ersticke
All' die Gedanken, die mich von euch wenden,
Treu meinem Schwur dem Lucifer zu halten.
(er küßt sie.)
Ihr Mund saugt mir die Seel' aus — sieh', da fliegt sie!
Komm Helena, gib mir die Seele wieder!
Hier will ich ruhn, die Lippen nur sind Himmel,
Und Schlamm ist Alles, was nicht Helena.
Ich will dein Paris seyn und dir zu lieb
Soll Wittenberg statt Troja untergehn.
Mit deinem Menelaus will ich kämpfen,
Auf meinem Helmbusch deine Farben tragen,
Ja, will verwunden des Achilles Ferse,
Und dann zurück zu deinem Kusse kehren.
O du bist schöner als der Abendduft,

In tausendfachen Sternenglanz gekleidet,
Bist strahlender als Jupiter in Flammen,
Wie er der armen Semele genaht.
Anmuth'ger bist du als der Himmelsgott
In Arethusa's weichem Azurarm;
Du, keine sonst, sollst meine Liebe seyn.

Wie viel auch Marlowe zu wünschen übrig gelassen hat, so ist ihm doch Einzelnes trefflich gelungen.

## Nordamerikanische Literatur.

3) Amerika ohne Schminke. Eine Quellensammlung zur Darstellung des amerikanischen Lebens in der Wirklichkeit. Von Fr. J. Egenter. Band I. Heft 1. Zürich, Beyel, 1857.

(Schluß.)

„Wer sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen will, gehe nur eines Abends auf den Dock der People's Linie, und wenn er noch menschliches Gefühl in seiner Brust hat, so werden sich ihm die Haare sträuben. Doch genug, jeder Tag ist Zeuge der empörendsten Betrügereien, und immerfort wird dieses fluchwürdige System der Erpressung von den verschiedenen Compagnien geduldet, ja aufrecht erhalten, denn nur diese allein verdienen wegen dieser schändlichen Emigrantenberaubung an den Pranger der Verworfenheit gestellt zu werden. Als Beweis diene die vor kurzem gehaltene Convention der Direktoren der verschiedenen von New-York nach dem Westen führenden Bahnen; auf dieser Convention wurde beschlossen, daß auf allen Bahnen ein gleicher und fester Preis für erste Klasse-Passagiere und Fracht genommen, und daß alle Runners- und Bettel- (soliciting) Agents abgeschafft werden sollen. Nun, wenn diese Direktoren in Bezug auf erste Klasse-Passagiere und Fracht zu einer Verständigung kommen konnten, warum konnten oder wollten sie nicht auch für Emigranten und deren Gepäck einen gleich festen Tarif festsetzen, und die Runners und Bettelagenten abschaffen? Mögen sie antworten, ob die Ursache eine andere ist als die, die Emigranten mit Hülfe dieser Subjecte besser shaven zu können. (New-Yorker Staatszeitung.)“

Unter den Unglücksfällen begegnen wir allen möglichen Bränden, Schiffbrücken- und Eisenbahnstürzen, da die Nordamerikaner keinerlei Sorgfalt pflegen, aber auch einer Menge von Selbstmorden, Wahnsinnsfällen ic., die aus Verzweiflung hervorgingen, einer langen Reihe von Jammerscenen, in denen hülflose deutsche Einwanderer die Hauptrolle spielen.

Scenen aus einem Hospital: „Gotthilf Richter sagt aus: Ich entsprang Nachts 2 Uhr aus dem Armenhause, in das ich wegen Fieber gegangen war. Davon genesen, aber noch ganz schwach, verfiel ich in den ärgsten Hunger. Trotz meinen Bitten, mir aufzuhelfen, gewährte man mir nichts, als täglich dreimal ungenießbaren T[illegible] und ein ganz kleines Stück trockenes Brod oder zwei [illegible]ackers (Wasserzwieback). Die Deutschen werden gestoßen und getreten, die Irländer nicht. Dieselben erhalten [illegible]ere Kost. Denselben müssen die Nachtgeschirre von den Deutschen gereinigt werden, die auch die zahl[illegible]en Gräber zu machen und die vielen Leichen, meist von Deutschen, hinein zu tragen haben. Die Deutschen sollen sich todt arbeiten oder an Medizinen sterben. Diese bestehen in endlosen Abführungen, einerlei, ob der Kranke bereits daran leidet, und im Gegentheil davon geheilt werden müßte. — Wittwe Reichert klagt: Nachdem der County Agent, trotz ihrer motivirten Empfehlung, mich und meine Kinder, von denen eines krank, zurückgewiesen hatte, wurde ich auf meine zweite Empfehlung hin zwei Tage später ins Armenhaus aufgenommen. Inzwischen war mein krankes Kind gestorben. Im Armenhaus erkrankte mir bald ein anderes, grausam mißhandelt. Deshalb forderte ich meine Entlassung. Diese wurde nun verweigert, wie früher die Aufnahme. Am dritten Tage gelang mir Nachts 3 Uhr die Flucht, und zwei Tage nach dieser starb mein krankes Kind; durch ein besonderes Schicksal hat es sich gefügt, daß mir die Gräber meines Mannes und meiner Kinder unbekannt geblieben sind. Die Gründe meiner Flucht sind folgende: Ich hatte Befehl, von früh Morgens bis spät Abends, ohne andere Unterbrechung als eine ganz kurze während des Essens, zu waschen. Von meinen Kindern war ich getrennt und man hatte mir verboten, zu ihnen zu gehen und sie zu pflegen. — Adolph Hagen deponirt: Ich war wegen hartnäckigen Augenübels im Armenhause. Am Morgen nach meiner Ankunft, um 5 Uhr, befahl mir der erste Aufseher barsch, aufzustehen. Da ich von einer großen Fußreise Brust- und Seitenstiche hatte, so entschuldigte ich mich hiermit. Er nannte mich faul, riß die Decke ab und zerrte mich an den Füßen vor das Bett. Trotz meiner fortdauernden Schmerzen wurde ich den ganzen Tag über gezwungen, Gräber zu machen und Leichen hinein zu tragen, Stuben zu scheuern ic.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 65.** 15. August 1857.


## Länderkunde.

Engadin. Von Dr. Jakob Papon. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1857.

Eine Monographie des Engadin, eines Ländchens, welches weniger bekannt ist, als es seyn sollte. Das Engadin oder obere Innthal, am Finstermünzpaß vom österreichischen Tyrol wie durch eine Mauer mit einem Thor natürlich abgegrenzt, gehört zu Graubündten und der Schweiz, birgt aber eine eigenthümliche Bevölkerung und darf als der am weitesten in den Norden vorgeschobene Posten Italiens angesehen werden. — „Das Unterengadin besteht auf eine Länge von 13 Stunden aus der regelrechten Folgenreihe der tiefern Stufenglieder eines alpinen Querthales und findet in der Hochfläche des Oberengadin seine oberste im gleichen riesenhaften Maßstabe angelegte Ausweitung. Aber diese innere Gliederung ist hier nicht ungestört geblieben. Ein tiefer Riß durchsetzt von letzterer herab das Felsengestell des Thalbodens auf seine ganze Länge. Er hat nicht nur die flächenförmigen Stufenglieder, sondern auch die Querwälle, ja selbst eine mächtige Bergmasse zur dunkeln, gähnenden Kluft gespalten. Der junge, doch schon wasserreiche Innstrom durchtost den Grund dieser Rinne, sein einsames Felsenbett, — tief unter allen bewohnten Gehängen, in zwar stets reißendem, doch höchst gleichmäßig fallendem Laufe. Sein stärkstes Gefälle hat er im letzten Querriegel des Thales vor der Hochfläche, zwischen den Dörfern Scanfs und Zernez, mit 177 Fuß auf die Stunde, sein schwächstes Gefälle am Ausgange des Unterengadin mit nahe an 130 Fuß. Das mittlere Gefälle beträgt somit an 150 Fuß. Mit dieser Anordnung ist die ganze reiche Fülle jener eigenthümlichen Erscheinungen gegeben, welche den Gegenden des Unter- wie Oberengadins ihren besondern, von demjenigen aller übrigen Alpenthäler so abweichenden Charakter verleihen. Sie hat dem Thale seinen eigenen Pflanzenteppich gewoben, ihm seinen eigenen Volksstamm aufbewahrt, unvermischt in Sprache und Sitten. Die Schlucht von Finstermünz ist gleich den vergletscherten Seitengebirgen des Thales keine blos politische Grenze. Die Natur trennt durch sie mit mächtiger Hand das deutsche Tyrol vom romanischen Rhätien. Die Völker diesseits und jenseits dieser Trennungslinie sind sich durch alle Zeiten stets fremd und feind geblieben und haben sich politisch und religiös höchst ungleich entwickelt."

Am merkwürdigsten ist das 5—6000 Fuß hohe Plateau des Oberengadin. „Es ist ein Moment der freudigsten Ueberraschung, der unsere Seele fesselt, wenn wir das letzte schluchtartige Thalglied bei Capella durchschritten haben und nun plötzlich gegen Scanfs hin das hohe, lichte Oberengadin vor uns ausgebreitet liegt. Es ist keiner von jenen kleinen, nach allen Seiten abgeschlossenen Thalkessel mehr, den wir hier betreten. Fernhin nach heitern westlichen Himmelshöhen breitet sich ein offener Thalgrund aus, entrollt sich ein Panorama majestätischer Gletschergebirge. So weit das Auge der Fläche zu folgen vermag, erscheint sie in ein unbeschreiblich zartes und doch kräftiges Grün gekleidet. Friedlich und sanft dahingleitend durchzieht der Inn als glänzende Silberschnur das Wiesengefilde. Ihr angereiht schimmern zahlreiche Ortschaften, deren blendend weiße Häuserreihen schon von Ferne Reichthum verkündend sich unmittelbar aus den smaragdenen Matten erheben. Ein schmaler Streif dunkeln Nadelwaldes bedeckt die untersten Bergabhänge; über ihm entwickelt sich ein breiter Gürtel von Alpenweiden, deren sanftes Grün nach Oben unmerklich dem röthlichen Grau des nackten Felsens und der Schutthalden weicht, da wo unter ewiger Firnbedeckung die zackigen Gräte der Gebirge sich erheben. Aus dem strahlenden Kranze der rings um das Thal

sich schlingenden Gletscherhöhen steigen nahe ans Thal schon vorgeschoben schroff und düsterfarbig die riesigen Pyramiden, Nadeln und Kuppen zahlreicher in die Wolken ragender Spitzen auf. Die letzten hellgrünen Gebüsche, die unsern Weg bisher begleitet, Rosen und Berberizen sind gewichen, die gelben Getreidefelder, der kostbare Schmuck der kleinen Kulturgebiete des Unterengadin, treten bereits so spärlich auf, daß wir ihr baldiges gänzliches Verschwinden voraussehen müssen. Pflanzen aus Wahlenbergs hochnordischem Reiche setzen das bunte Gewand der Wiesen und Weiden zusammen und eine so frische, trockne, elastische Alpenluft umweht uns, daß wir keineswegs erstaunt nach dem wenig ob uns aufhörenden Waldwuchse und dem überall nahen ewigen Eise blicken, welches manchen schimmernden Schneefleck als vorgeschobene Posten auf den tiefern Abhängen der Alpen lagern läßt. Und über all dies wölbt sich ein Himmel so klar und tiefblau, so feurig in seinen Lichteffekten, wie wir ihn gerne an den Ufern des Mittelmeeres bewundern! Auf diesen Fluren wandelt ein Volk, dessen Charakterzüge des Körpers und Geistes, dessen Sprache den Süden athmen! Kalt, ernst und feierlich, in überwältigender Erhabenheit stehen uns Thal und Gebirge gegenüber; kräftig belebend regt uns die klare Alpenluft zum Wandern, zum Schauen, zum Genießen an und mit heiterer Freude erfüllt uns das rege, lustige Leben, das uns auf herrlichen Chausseen, in den blanken, saubern, reichen Ortschaften umrauscht."

Schon Leopold von Buch erklärte das Engadin für die massigste Bodenerhebung Europa's. Herr Papon hat Studers herrliches Werk über die Alpen benützt, aber eigene Beobachtungen hinzugefügt. Seine Schilderung des Gebirgs und der mannigfaltigen Uebergänge einer Gebirgsart in die andere ist äußerst interessant. Im Oberengadin herrscht der Granit, im Unterengadin der Serpentin vor. Zwei Zonen von Gneis stoßen im Oberengadin zusammen. „Die Gneise des Engadin geben unmerklich und durch vielfache Uebergänge in Hornblendeschiefer über. Letztere sind charakteristisch für die Selvrettagruppe und der ganze obere Theil des Unterengadin von Capella bis nach Guarda hinab liegt in diese Bildung eingebettet. Hornblende und Gneis zeigen dann mannigfache Uebergänge in Glimmerschiefer, Chloritschiefer und Verrukanogesteine, welche in unserem Gebiete sehr häufig den Schichtensystemen der ersteren eingeordnet sind. Diese hinwieder verwandeln sich durch eine reiche Menge petrographisch schwer zu qualifizirende Uebergangsgesteine in Kieselschiefer, wo sie an Schiefergebiete, in Dolomite, wo sie an Kalk grenzen. Diese Kieselschiefer, bald als rother Jaspis, bald als Fleckschiefer auftretend, kommen in vereinzelten Parthien, von Gneis, Graniten und Hornblende unterlaufen, durch das ganze engadiner Gebirge vor."

Das Oberengadin hat schöne blaue Seen, unter denen der Silsersee am größten ist. Eigenthümlich sind gewisse Lufterscheinungen. Die nächsten, noch bewaldeten Berge erheben sich zu fabelhafter Höhe über die an sich weit höheren Gletscher, durch eine in der duftigen Luft bewirkte optische Täuschung (S. 105). Herr Papon beschreibt viele Landschaften. Hier nur eine: „Stürmisch pfeifen die Winde über die kahle Höhe und brechen sich mit gellendem Heulen an den entblößten, vorspringenden Felsen der Abhänge. Zu unserer Linken an der Flanke der Margna klaffen die kahlen, unheimlichen Gründe des Ordlegnathales wie eine offene Wunde im Felsenleib der Gebirge. Sein Gletscherpaß, nur Jägern und Schmugglern als Murettopaß bekannt, führt nach dem Thale von Malenco. Ein Gletscherbach stürmt in wilden Sprüngen aus ihm hervor. Rechts zur Seite steigt in hohen Abstürzen der Piz Longhino auf, als äußerster Vorposten der trümmervollen Felsreihe, welche längs der Seen die nördliche Thalwand bildet. Hinter uns glitzert von dunkeln, zerklüfteten Bergwänden umklammert, der See. Traurige Stille ruht auf der ganzen Einöde."

Auch die Ortschaften, Länder rc. werden möglichst ausführlich beschrieben und wer Herrn Papon nachreisen will, dem wird sein Buch als guter Wegweiser dienen. Das Engadin liegt nicht auf der Route der Touristen. Es gibt dort noch keinen Comfort, noch keine modernen Hotels, aber auch noch keine Beutelschneider. Im Allgemeinen herrschen Wohlstand, Reinlichkeit, Einfachheit und Biederkeit der Sitten. Vom Volk erzählt uns der Verfasser nur zu wenig, indem er umständlicher nur die Häuser und ihre Einrichtung schildert. Ein echtes Bild aus jener Alpenwelt ist die Beschreibung des großen Ofens, der in keinem Hause vermißt wird: „Wenn draußen der Schneesturm mit rasender Gewalt sein Flockengewimmel durch Straßen und Felder peitscht, wenn bei wolkenlosem Himmel die Kälte einen Grad erreicht, daß der Athem des Menschen sofort sich zu Eis verdichtet und das Quecksilber im Thermometer nur noch wenige Grade über seinem Frierpunkt (32° R.) steht, so strahlt dieser wohlthätige, wenn auch manchmal etwas über Gebühr beleibte Hausfreund seine belebende Wärme durch die heimeligen Räume. Der Ofen ist stets so eingerichtet, daß er von Außen, vom Hausgange oder der Küche aus eingeheizt werden muß. Er bildet einen länglich viereckigen Kasten mit flacher Decke; meist ist er mit glasirten Thonplatten ausgelegt, die hin

und wieder Malereien zur Schau tragen; in weniger wohlhabenden Häusern ist er gemauert und geweißt. Zwischen ihm und der Seitenwand der Stube führt eine Stiege durch eine Oeffnung in der Zimmerdecke zu dem Schlafgemache der Familie, nach welchem hin und wieder auch kleine, mittelst Schiebern verschließbare Oeffnungen die Stubenwärme dringen lassen. Der Raum zwischen der Decke des Ofens und der Zimmerdecke, das ist ein ganz besonderer Raum. Er ist durch Vorhänge oder ein bisweilen sehr elegant in Holz geschnitztes, glänzend lackirtes Gitterwerk ringsum abgeschlossen. Den Tag über bewahrt er in seinem dunkeln Innern Kleidungsstücke, zu trocknende Wäsche. Morgens aber entdeckt der neugierige Blick des frühaufgestandenen Gastes darin ganz andere, für ihn vielleicht anziehendere Gegenstände, bis die Frauen des Hauses, plötzlich aus diesem eigenthümlichen Boudoir hervortretend, ihn mit dem Morgengruß überraschen. Längs der andern Seite des Ofens dehnt sich, einen integrirenden Bestandtheil davon ausmachend, ein nicht minder wichtiges Element des Stubenlebens, nämlich der mit Kissen bedeckte Ofenbank. Er ist Sorgenstuhl, Sopha, Ruhebett des Hausvaters, Klatschbank der Frauen, Wiege und Spieltisch der Kinder."

## Sprachlehre.

**Beiträge zur Reform der Grammatik. Erstes Heft. Von Dr. Fr. Michelis. Münster, 1857. Theissing.**

Philosophie, Natur- und Sprachlehre sind wetteifernd thätig gewesen, die Schule von der Kirche loszureißen und alles religiösen Sinnes und Geistes zu entleeren. Der Verfasser macht nun den Versuch, die Sprachlehre durch Zurückführung auf ihr tiefstes geistiges Princip für die Kirche zu gewinnen.

Zunächst weist er nach, wie die Srachlehre sich von der Philosophie habe ins Schlepptau nehmen lassen. „Die Hermannsche Schule, mit der dieser Aufschwung begann, stand ganz und gar unter Anregung und Einfluß der Kantischen Philosophie, wie das bei Reisig, dem ausgezeichnetsten Schüler Hermanns (in seiner lateinischen Sprachwissenschaft) ganz offen hervortritt. Wie aber Hegel zu Kant, so verhält sich Becker zu Hermann. Wie Hegel die blos formale Logik zu einer realen Wissenschaft, die Logik zur Metaphysik zu machen versuchte, die subjektiv-formale Seite des Denkens mit der objektiv-realen und ebendeßhalb das menschliche Bewußtseyn mit dem göttlichen verwechselte, so hat Becker über die Hermannsche Schule hinausgehend sich nicht begnügt, die bestehenden grammatischen Kategorien auf die Logik zurückzuführen, sondern er versuchte, sie a priori aus der Logik herzuleiten, er versuchte, die Sprache selbst als die lautgewordene Logik nachzuweisen und die im Satze, dessen Identität mit dem logischen Urtheil er ohne weiteres voraussetzte, vor sich gehende Denkoperation, aus der die Grammatik organisch sich aufbaute, als den Proceß geltend zu machen, aus dem der Mensch aus dem Stande eines blos seyenden Wesens zu einem bewußten Wesen d. h. aus dem Stande eines bloßen Naturwesens zu einem geistigen Wesen gelangt. Man bemerkt hier leicht, wie wesentlich und innerlich ein so gefaßter Versuch, die Grammatik organisch aufzubauen mit dem Principe des neuen Materialismus, in den die pantheistische Consequenz der modernen Philosophie mit Nothwendigkeit umgeschlagen ist, zusammenhängt, indem das Princip desselben ja eben darin besteht, das Denken und Bewußtseyn des Menschen als ein Resultat des organischen Processes begreifen zu wollen. — Diesterweg und Consorten, welche die Beckersche Methode ausbeuten, arbeiten an nichts anderm, als den Hegelschen Pantheismus unters Volk zu bringen, und wenn gleich in diesem Augenblick Diesterweg so gut von dem pädagogischen, wie Hegel von dem philosophischen Thron gestoßen ist, so ist es doch gar nicht überflüssig, das Princip in allen seinen Consequenzen sich vollständig klar zu machen, damit bei denen, welche sich nur gar zu leicht mit einer momentanen Niederhaltung desselben beruhigen, die Sehnsucht nach einer wahren und gründlichen Heilung erweckt werde."

„Unser ganzes so oft über Gebühr gepriesenes Unterrichtswesen ist in diesen Zusammenhang verwickelt, weil es auf einem unidealen einseitig subjektiven falsch philosophischen und verworrenen Denkprincipe beruht. Der Gymnasialunterricht trägt seinen Theil an der Schuld indirekt; weil er nicht ernstlich gerungen hat, sein Princip die Sprache in ihrer wahren Idee zu erfassen, und daher überall an der Grenze eines pedantischen Formalismus steht oder sie überschreitet, der die Geister nicht mehr zu zügeln, weil ihnen nicht wahrhaft zu genügen vermag; der modern philosophische Sprach- und Denkunterricht hat geradezu das Princip der falschen Subjektivät an die Spitze gestellt, und indem er sich in die Volksschule geworfen, aller Orten angefangen, in breitester Grundlage den Lehrern und dadurch dem Volke die Köpfe zu verrücken; in der Realschule endlich, wenn und insofern sie die von dem Zeitgeiste ihr gegebene Tendenz in der That zu der ihren machen wollte, ist die eigentliche Geburtsstätte des Materialismus der Zukunft begründet. Gegen alles dieses ist nur ein gründliches Heilmittel, aber auch ein hinreichendes, die Wiederein-

setzung des Sprachunterrichtes in seine volle Würde, die Zurückführung desselben auf seine wahren idealen und ewigen Principien."

Die Reform, welche der Verfasser vorschlägt, besteht in einem tieferen Verständniß des Satzes. Die Satzbildung ist die Grundlage aller Sprachbildung. Beim Satz ist der erste Gesichtspunkt der, „wonach Substantiv und Verbum als die ursprünglichen und wesentlichen constitutiven Bestandtheile des Satzes unterschieden werden. Dieses ist der Gesichtspunkt der reinen objektiven Realität. Der zweite ist der der Subjektivität: ich, das erkennende Subjekt muß zu dem erkannten Gegenstande in Beziehung treten; derselbe muß auf mich einwirken und ich muß diese Einwirkung in mich aufnehmen. — Das ist der Gesichtspunkt, von dem aus das Adjektiv gebildet ist; es ist der Gesichtspunkt der Subjektivität oder der Relativität; das Adjektiv bezeichnet nicht mehr das rein Objective des Begriffes, des Dinges als solchen, sondern die Art und Weise, wie es für mich ist. Ich sage: das Blatt ist grün, aber ich weiß, die grüne Farbe ist nicht etwas an sich seyendes, sondern sie ist der Effekt, den der von dem so und so gebildeten Stoffe zurückgeworfene Lichtstrahl in mein Auge macht. Eben deshalb hängt das Adjektiv in seinem Begriffe wesentlich zusammen mit dem formalen Momente des Denkens. Das Denken, als formale Thätigkeit, kann nicht Substanzen setzen, sondern nur Momente, Theilvorstellungen des Gegebenen sich zum Bewußtseyn bringen. Wir sehen aber auch eben so, wie sich dieser Gesichtspunkt der Relativität oder Subjektivität von dem des rein Formellen noch unterscheidet; in diesem habe ich nur den Ausdruck des Subjektiven im Denken als solchen, in jenem aber habe ich die Beziehung des Subjektes auf das Objekt im Auge. Wenn ich sage: das Blatt ist grün, so bezeichne ich das Resultat der Einwirkung des Blattes auf mein Auge, also das Resultat einer Wechselwirkung zwischen dem Subjekte und dem Objekte. Das Ist als Kopula hingegen, die Conjunktionen: Wie Also Weil u. s. w. bezeichnen reinweg nur einen in mir vorgehenden Denkproceß oder das Resultat eines solchen. — Diese drei Gesichtspunkte ergeben sich klar schon aus der Betrachtung der einfachen Grundformen des Satzes. — Aber wir sehen neben den bisher erkannten drei Gesichtspunkten dem einfach objektiven, dem subjektiven und dem formalen einen vierten Gesichtspunkt klar und bestimmt in der Sprache sich geltend machen, den metaphysisch-objektiven, übersinnlich-realen oder idealen. Das Pronomen und das Zahlwort sind die Redetheile, in denen dieser Gesichtspunkt seine ausdrückliche Ausprägung findet; aber sofort erkennen wir, daß er nicht etwa hier erst eintritt, sondern daß er der innerlich die ganze Sprachentwicklung tragende und leitende ist. Denn nur dadurch kann die Spra[illegible] zu ihrer Entwicklung und Ausgestaltung gel[illegible] wie sie auf der einen Seite in der unendli[illegible] Vielheit und Verworrenheit der sinnlichen Wahrnehmungen und Vorstellungen die Einheit des Begriffes erfaßt, so auf der andern am Verbum die Selbstständigkeit des Bewußtseyns und der Persönlichkeit fixirt wird; was denn im Zahlwort und Pronomen als gesondertes Moment herausgestellt ist. Das Pronomen bezeichnet die übersinnliche Realität des denkenden persönlichen Geistes und nun begreifen wir sofort, wie in ihm eigentlich das ganze bewegende und organisirende Moment der Sprache liegt. Was aber das persönliche Pronomen für die Kategorie der Thätigkeit und des Bewußtseyns, das ist die Zahl, und zwar zunächst die Cardinalzahl, als Träger der Kategorie, weiterhin die Eins, da ja jede Zahl nur als Wiederholung der Einheit gedacht werden kann, für die Kategorie des Seyns. Indem die Sprache in der Vielheit der Erscheinungen (z. B. der einzelnen Pflanzen, Thiere) die Einheit des Begriffes erfaßt, hat sie die wahre Wesenheit der Dinge erfaßt; diese ist eine ideale, metaphysische, nicht eine physische." Dem schließen sich nur noch die Interjektion und Negation an. Das ganze Schema aber ist nun folgendes:

Partikel.

Subjektiver Gesichtspunkt

Adjectivum Adverbium

Idealer Gesichtspunkt — Formaler Gesichtspunkt

Pronomen Zahlwort — Conjunction Präposition

Objektiver Gesichtspunkt

Substantivum Satz Verbum.

Interjection.

Ohne Zweifel ist es heilsam, die Sprache auf jenes tiefer liegende Princip zurückzuführen. Indeß wird eine so aufgefaßte Sprachlehre doch nicht allein hinreichen, die revolutionäre Tendenz aus unsern Schulen zu verbannen. Die indirekten Mittel helfen da nicht. Man muß direkt den Werth der Religion, den höhern Adel, die größere Schönheit der von ihr unzertrennlichen Weltanschauung positiv und unmittelbar geltend zu machen verstehen. Man muß die Natur in diesem Sinne auffassen und sich hauptsächlich der Geschichte bedienen, um durch ihre gemeinverständlichen Thatsachen die Jugend gründlich zu belehren. Vor der Solidität der geschichtlichen Wahrheit verschwinden die Täuschungen und Lügen der Theorie und Speculation am gewissesten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 66. 19. August 1857.

## Gedichte.

**Des ermländischen Bischofs Johannes Dantiskus und seines Freundes Nikolaus Kopernikus Geistliche Gedichte. Nach den Ausgaben des Hosius und Broski herausgegeben und übersetzt von Franz Hipler. Mit dem Leben und Bildnisse des Dantiskus. Münster, Theissing, 1857.**

Als Albrecht von Brandenburg den lutherischen Glauben annahm, das deutsche Ordensland zu seinem erblichen Herzogthum machte und sich losreißend vom deutschen Reiche, wie vom Papste, sein Land vom König von Polen zu Lehen nahm, war Johann von Haven, als geborner Danziger Dantiscus genannt, Bischof von Ermland und Vertrauter des Königs von Polen, der sich seiner zu Gesandtschaften bediente, namentlich auch in den Angelegenheiten Preußens. Obgleich nun aber Dantiscus in politischer Beziehung den Vortheil Polens, der ihm aus dem Abfall des Ordenslandes erwuchs, wahren mußte, blieb er doch stets ein Gegner der Reformation an sich und fand die Zeiten heillos. „Wie Ovid der Hesperier, sagt er im Eingange, zu Tomi in der Verbannung gothisch und sarmatisch dichten gelernt, so wolle jetzt er, der Sarmate, fern vom Heimathlande, in hesperischer Sprache ein Lied singen, das ihm das Elend der Zeit abzwinge." Als ein welterfahrener, vielgereister Diplomat war er im Umgang mit Vornehmen keineswegs jeder Verführung entgangen. Die Weltlust, der man sich damals mit einer Art von Fanatismus hingab, hatte auch ihn berückt, wie er renig bekennt, aber er kehrte bald zum tiefen Ernst zurück.

Sein größtes Gedicht ist ein poetischer Brief an einen edeln Jüngling, den er in den Spiegel seines eigenen Lebens blicken läßt. Darin spricht er von sich:

Zu den Herren gesandt so oft und den Kön'gen der Erde
 Tausende Lasten ich trug schwerester Sorgen mit mir.
Dreimal hinabgesandt nach beiden Hesperien ward ich,
 Dreimal besuchte ich auch Gallien, dreifach getheilt.
Auch die Britannen ich sah, getrennet von unserem Erdtheil,
 Auch die Reiche, die nah Ozeans Woge beipült.
Dann die Moriner, die letzten der Menschen, und Batavervölker,
 Und, die Donau und Rhein nachbarlich tränket und netzt.
Jung in der krieg'rischen Zeit lag gegen die Dacer und Geten
 Und Borysthenier ich, rüstiger Krieger, im Feld.
So durch soviel Berg', Thal', schweifende Flüsse und Meerfluth
 Wurd' ich geschleudert und fand nirgendwo Ruhe noch Rast.

Aber der Dichter wünscht, er hätte nicht so viel von der Welt gesehen.

Wohl mit Rechte man preis't dich, der du gesehen die Stadt nie,
 Landmann, welchem allein Fluren der Väter bekannt;
Welchem die Nachbarschaft in Näh' schier sämmtlich die Welt ist
 Und die benachbarten Ställ' dünken ein mächtiges Reich;
Welcher vom Don nichts weiß, noch wohin fließt der Hypanes,
 Schon mit dem Bächlein vergnügt, nahe dem Ackergefild.
Nicht er des Arztes bedarf, nicht Säft' er als ein Erkrankter,
 Die in der Apothek' trüg'risch sie brauen für Geld.
Hoch durch Kräuter er wächst, die der Heimath Boden hervorbringt,
 Ungebrochener Kraft tapfer er führet den Pflug.
Aber er alterte edel und führt' untadlig das Leben,
 Einfachen Sinnes und Geist's, bleibend sich immer getreu.
Was denn haben vor ihm sie, welche der große Homer sang,
 Denen auf Erden er rings machte die Namen berühmt?
Gleich ist aller Geburt und Tod nach selbem Gesetze,
 Parzen verschieden nicht gilt Krösus und Irus Geschlecht.

Man erkennt, wie sehr der Dichter die classischen Formen und Ideen liebt, im Geschmack seiner Zeit, obgleich er sehr christlich gesinnt ist. — Am widrigsten ist ihm die lutherische sola fides, die er den Neubekehrten am meisten zum Vorwurfe macht.

Nicht vertraue dem Glauben, der nur in dem Namen bestehet
Und der Früchte zugleich nicht aus der Frömmigkeit trägt.
Durch den eben ein mächtiger Theil des rasenden Haufens,
Und ein kleiner, nun wähnt, Glauben schon g'nüge allein.
Stets sind ihnen der Glaube und Christi Worte im Munde,
Aber, der Wirkung baar, eitele Worte es sind.
Ist dem Bauche nur wohl, wohl ist dann unter dem Bauche
Alles erlaubt; so lehrt ruchloser Mönche Gezücht.
Drob in der jetzigen Zeit lau werden gar viele der Seelen,
Die elendig umgarnt treibet der gottlose Wahn.
Schriften der Väter verachtet und Schriften der Neuern empfiehlt man,
Welche der stygischen Wuth voll und der Galle sich bläh'n.
Und nicht anders man heißet dieselben das Volk zu betrachten,
Als schrieb alle sie selbst Christus mit eigner Hand.
Seiner und ihn zu haben sich rühmen, die solches dem Pöbel
Frech ausbinden, indeß Pluto sie drinnen regiert.
Ihnen nur Werke von Menschen erscheinen die Schriften der Väter,
Aber die ihren, voll Schimpf, sollen die heiligen seyn.
Vielen erwächset hieher die rasende Freiheit zu sünd'gen,
Jegliches heilsame Werk man wie die Hefen verwirft.
Schmählich, sie rufen, geirrt man hab' bis zu unseren Tagen,
Und in der Thorheit allhier stecke der Heiligen Schaar.

Dagegen preist der Dichter die werkthätige Liebe.

Denn der geübete Glaub', mit Nichten der todte, macht selig,
Und als lebendigen ihn weise durch Werke du auf.
Reiche dem Nackten das Kleid, nimm an dich des Fremdlings, wen hungert,
Brich ihm dein Brod; den Durst, nimm von dem Durstenden ihn;
Kaufe Gefangene los und rastlos besuche die Kranken
Und der Gestorbenen Leib senk' in die Erde hinab;
Eil' Elenden zu Hülf', steh' bei den von Schmerzen Befall'nen,
Liebe die Menschen gesammt, lieb' ungeheuchelt sie all'.

Auch die neuen Geistlichen wollen dem Dichter nicht gefallen, er wirft ihnen ihr „Gebrüll", ihre weltliche Tracht, ihre weltliche Sitte und Unsitte vor.

Heirath nicht er (Christus) verbot, wenn rechtlich und fromm sie vollzogen,
Wie auch unendlich geschätzt sey der jungfräuliche Stand.
Aber das inn're Gelübd', einmal mit den Lippen gesprochen,
Sollte vergeblich nicht seyn, nimmer auch eitel gethan.
Dieses verwerfen anjetzt, die heiliger Schen sich entschlagen,
Und abwerfend ihr Kleid Aecker der Venus bebau'n.
Daß ja alle es thun, sie rufen, und leugnen, daß einer
Leben zu können im Stand' ohne Umarmung des Weibs;
Da doch viele, die nimmer berührte die ehliche Fackel,
So in dem alten Gesetz, wie in dem neuen erwähnt.
Jene, nachdem sie die Klöster verlassen, verschmäh't die Kapuzen,
Ruchbaren Dirnen vermählt, werden sie mürrisch und wild;
Solches zumal, da es mangelt an Allem, den Gaumen zu nähren,
Und sie nimmer dazu Brod zu erwerben gelernt.
Dennoch wünschen geschätzt sie zu seyn und groß zu erscheinen,
(Von großmächtigem Wort strotzt, wie von Blasen, der Mund;)
Auch von Allen geehret sogar und Götter genannt seyn,
Kurier scheinen, indeß drinnen ein Sardanapal.
Diesen zu pflegen, im Innern sie zwingt es, auf Ränke zu sinnen,
Daß unterstützet sie so reichlich zu leben im Stand.
Nicht ja bedarf's des Altars und des goldnen Geräthes, sie rufen:
Wozu frommt es? wozu Wolle in Purpur getaucht?
Besser den Armen ihr gebt zum Gebrauch das Zusammengehäufte!
(Mit dem Namen sich selbst meinend, obwohl sie nicht arm.)
So aus den Tempeln sie rauben die heiligen Silbergefäße,
Die, zu Pokalen geformt, Becken und Schüsseln hinfort
Auch zu gewichtigen Krügen, nun dienen in ihrem Besitze.
Und so dünken sie dann gleich sich den Fürsten der Welt.
Heil'ge Gewänder, sie dienen alsbald Lustdirnen zum Schmucke,
Und laut rufen sie, dies sey ein gefälliges Werk.

Das lange Gedicht schließt mit einem „Triumph der Wollust". Er sieht durch den großen Abfall von der Kirche und vom Reiche zugleich alle in der menschlichen Natur schlummernden Bestien von der Kette erlöst, das Fleisch emancipirt, die Völlerei auf dem Thron der Mode. Und in der That war das Schlemmen und Sichwälzen in Wollüsten niemals ärger, als in jenen Zeiten, an jenen Höfen, in jenen Städten, die sich vorzugsweise unter dem Vorwand der Reformation von Kaiser und Papst unabhängig gemacht hatten. Die Hofhaltung der Königin Wollust wird also geschildert:

Eingetreten die Herrin mit großem Geschrei sie begrüßten,
Und vor der Königin Thron warfen im Staub sie sich hin.
Doch sie saß auf dem Pfühle der Kissen, die voll in die Weite
Blähte des schneeigen Schwans üppig erglänzender Flaum.
Mit Teppichen gestickt war bedeckt der gewürfelte Boden
Und mit Sesseln besetzt, welche erglänzten von Gold.
Die Eintretenden bald mit schmeichelnder Stimme empfing sie,
Süß auch redend sie gab jedem gar freundlich die Hand.
Niederzulassen sich auch alsbald anmuthig befahl sie,
Und daß Polster man rasch bring', die gestickten, herbei.
Schnell sich beeilten die Mägde, von allen die erste sich mühte,
Weichlichkeit, langsamen Schritt's, gänzlich von Trägheit erfüllt.
Schläfrigkeit dann nach ihr und kreiselnder Schwindel und Schlaffheit,
Husten und Schwere des Leibs, hinkend mit siechendem Fuß.
Hitziges Fieber begleitete sie und brennendes Dürsten,
Ekel und Podagra sammt seinen Genossen dazu.

Und die der Wollust dient, ihr Liebling, das gallische Mädchen,
Weithin sendend den Blick offener Augen, sich naht.
Dicht ihr der Aussatz folgt, der jetzt Hoffrankheit genannt wird,
Duftend von Salben bedeckt, aber trotz allem doch schön.
Schließlich beendet den Zug ein hageres Weib mit der Sichel,
Mit noch manchen, die nicht hier zu erwähnen vergönnt.

Die übrigen Gedichte des Dantiscus sind kurze Hymnen auf Christus und die Gebenedeite.

Wie der berühmte Cardinal Hosius, so war auch der noch berühmtere Astronom Kopernikus des Dantiscus Landsmann und vertrauter Freund. Manchem Leser wird es neu seyn, zu erfahren, daß der große Entdecker des Umlaufs der Erde um die Sonne, welche die moderne Wissenschaft so gern in Widerspruch mit dem christlichen Glauben bringt, eine überaus frommer Katholik und Marienverehrer war. In seinem „Siebengestirne" besingt er in sieben reizenden Liedern die Hauptmomente im Leben Jesu. Das dritte Gestirn schwebt über der Geburt des Heilandes:

O, wer legte dich, Kind, hier in die morsche Hütt',
O, wer wehret der Kält', daß sie nicht schade dir?
Unsre Jungfrau Maria,
Die ihr goldenes Haar sich flicht.

Schlicht und einfach besitzt goldene Mitgift sie,
Sie, die immer so schön, immer so liebenswerth,
Stets mit himmlischer Gnade
Ueberschattet der heil'ge Geist.

Auf jungfräulichem Schooß hegt den Gebornen sie,
Und an schneeiger Brust säugt sie das Jesuskind;
Eine sorgsame Mutter,
Stillt des Weinenden Thränen sie.

Hier verehret der Ochs, dorten mit rauhem Laut
Dich der Esel, indem betend das Knie er beugt;
Ihn erkennen die Thiere,
Den einst kennen sein Volk nicht wird.

Auch von himmlischen Höh'n steiget hernieder hier,
Ganz umflossen von Glanz, singend der Engel Chor:
Ruhm dem ewigen Vater,
Friede Jedem, der Frieden liebt!

Durch das Tönen erregt, eilet der Hirten Schaar,
Ihre einfache Heerd' lassend, zur Krippe hin:
Ruhm sey Christus dem Sohne,
Friede Jedem, der Frieden liebt!

Von süßtönendem Lied tönet der Himmel ganz,
Wiederhallend durchdringt Jubel den Weltenkreis:
Dem Dreieinigen Ehre,
Friede Jedem, der Frieden liebt!

---

## Sternkunde.

Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbstunterrichte. Von G. H. von Schubert. Dritte, umgearbeitete Auflage. Zweite verbesserte Ausgabe. Frankfurt a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer, 1857.

Ein kleines Buch von 16 Bogen, worin man alles beisammen findet, was den Gebildeten in Bezug auf Sternkunde zu wissen interessirt, nicht nur die Orientirung am Sternhimmel selbst, die Gesetze der Himmelsbewegung, die Beschreibung der verschiedenartigen Himmelskörper, sondern auch die Lehre von den Sternbildern und von den verschiedenen Zeitrechnungen. Das Buch empfiehlt sich durch Klarheit der Behandlung und durch manche geistreiche und tiefsinnige Bemerkung.

Neu ist besonders das Capitel von den Asteroiden, weil deren alle Jahre neue entdeckt werden. Der erste wurde 1801 entdeckt, jetzt zählen wir ihrer schon über 40. Bekanntlich sind die unteren oder der Sonne am nächsten stehenden Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, die oberen Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun. Zwischen beiden Reihen in der Mitte hat man nun die Asteroiden entdeckt, echte Planeten wie die andern, aber oft kleiner als unser Mond und so zahlreich, daß man deren wahrscheinlich noch viele auffinden wird. „Die vier am längsten bekannten wurden alle in den sieben ersten Jahren dieses Jahrhunderts entdeckt: Ceres von Piazzi, 1. Jan. 1801, Pallas von Harding, 28. März 1802, Juno von Harding, 1. Sept. 1804, Vesta von Olbers, 28. März 1807. Darauf vergingen fast 40 Jahre ohne eine Erweiterung unserer Bekanntschaft mit den Asteroiden. Die Sternkunde war indeß dieser näheren Bekanntschaft mit ihren, namentlich nach Bessels Anregung sich vervollkommnenden Sternkarten entgegengegangen. Denn wenn sich auch unter den nur durch Telescope sichtbaren Sternen einer bemerken ließ, der nicht auf den Karten verzeichnet stand, da war es sehr wahrscheinlich, daß er ein durchziehender Wanderer aus dem Planetensystem sey. Nachdem deshalb C. Henke am 8. Dec. 1845 die Asträa aufgefunden hatte, entdeckte derselbe auch am 1. Juli 1847 die Hebe; Hind in London am 13. Aug. und 18. Oct. 1847 die Iris und Flora; Graham am 26. April 1848 die Metis, der glückliche Astronom Gasparis zu Neapel am 12. April 1849 die Hygiea, am 11. April 1850 die Parthenope und in demselben Jahr am 13. Sept. fand Hind in London die Victoria, am 21. Nov. Gasparis die Egeria auf. Die Beobachter in England wechselten abermals

im J. 1851 mit denen in Neapel, denn am 19. Mai entdeckte Hind in London die Irene, Gasparis am 28. Juli die Eunomia und im März 1852 die Psyche. Im April 1852 fand Luther in Bilk die Thetis, und im August Hind in London, bald hinter einander die Melpomene und die Fortuna auf. Und hiermit sollte die astronomische Ausbeute dieses Jahres aus den Streifzügen in das Asteroidengebiet noch kein Ende haben, denn im September entdeckte Gasparis die Massalia, im November Goldschmidt in Paris die Lutetia, im November und December Hind in London die Calliope und Thalia. Das Jahr 1853 brachte am 5. April durch Gasparis die Bekanntschaft der Themis, am 9. April durch Chacarnac die Entdeckung der Phocäa, am 5. M. die der Proserpina, im November jene der Euterpe durch Luther und Hind. Im März 1854 fanden Luther zu Bilk und Marsh in London jener die Bellona, dieser die Amphitrite auf. Dabei jedoch blieben die Entdeckungen dieses Jahres nicht stehen, denn in seiner zweiten Hälfte im Juli, August und October hat Hind die Urania, Ferguson die Euphrasine, Goldschmidt die Pomona, Chacarnac die Polyhymnia beobachtet; im Jahr 1855 wurden im April Leukothea und Circe, im October Fides, im November Atalanta von Chacarnac, Luther und Goldschmidt entdeckt."

Herr von Schubert macht dazu eine interessante Bemerkung: „Wie die große Milchstraße des Fixsternenhimmels aus mehreren an gewissen Stellen zusammenfließenden Astralringen besteht, von denen zwei deutlicher unterscheidbar sind, so lassen sich auch in der kleinen Milchstraße des Astralsystemes mehrere Gruppirungen der Bahnen, vornämlich aber zwei unterscheiden, welche wieder durch Iris und Phocäa so verbunden sind, daß alle die vielen Bahnen an gewissen Punkten ihres Verlaufes in gleichem Abstand von der Sonne sich begegnen, ohne bei der großen Verschiedenheit der Lage ihrer Ebenen (ihrer Neigung) und ihrer Durchkreuzung (Knoten) jemals sich zu stören. Ein wunderbares Probestück der Meisterschaft ihres Begründers und Erhalters." Im Uebrigen wissen wir von der Bedeutung und Bestimmung dieser eigenthümlichen Himmelskörper nichts.

Die Unzulänglichkeit unseres Wissens erscheint noch demüthigender in Bezug auf den Mond. Von diesem treuen Begleiter unsrer Erde wissen wir troß aller Verschärfung der Beobachtung noch immer nicht, was er für sich selbst ist, falls er nicht blos den Zweck hat, uns bei Nacht zu leuchten, sondern auch noch einen eignen Zweck. Nach unsern Begriffen könnte, weil er weder Luft noch Wasser hat, kein Mensch, kein Thier, keine Pflanze auf ihm existiren.

Unter der Ueberschrift „eine Astronomie des Unsichtbaren" theilt Herr von Schubert mit, was in Betreff dunkler Himmelskörper in jüngster Zeit erforscht worden ist. Durch bloße Berechnung der sichtbaren Sterne hat man bisher unsichtbare entdeckt. So erkannte Leverrier aus den eigenthümlichen Bewegungen des Planeten Uranus, daß über ihm noch ein anderer stehen müsse, und bestimmte diesen unbekannten Planeten, der auch wirklich sogleich gefunden und Neptun genannt wurde. Aber aus den Bewegungen der sichtbaren Sterne hat man bereits auch auf unsichtbare geschlossen, die niemals sichtbar werden können. „Bessel in Königsberg erwies das Vorhandenseyn eines für uns unsichtbaren dunklen Weltkörpers, um welchen Sirius in 50 Jahren und etwa 35 Tagen einen Umlauf macht; ein Weltkörper, dessen Masse $\frac{1}{8}$ unsrer Sonnenmasse gleichkommen, und in einem Abstand von $2\frac{1}{3}$ Secunden von Sirius stehen muß. Um einen ähnlichen für uns unsichtbaren Centralkörper, der auch ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Sec. von ihm absteht, bewegt sich Procyon in etwa 55 Jahren, der Stern Spica in der Jungfrau vollendet in etwa 44 Jahren den Umlauf um einen unserem Auge verborgenen Körper, der nur $\frac{1}{10}$ Secunden von ihm entfernt ist. Noch einen Schritt weiter hat uns in das unerwartet Neue der Himmelskunde Capitän Jacob zu Madras eingeführt, ein Mann, welcher auf seiner Sternwarte die Räume des Sternenhimmels eben so glücklich zu durchsteuern versteht, als auf seinem Schiff die Räume des Meeres. Daß der schöne Stern $\alpha$ im Centauren aus einem Paare von Sternen bestehe, von welchem der kleinere in nahe 80 Jahren um den größern eine Bahn beschreibe, wußte man. Beide stellen sich dem Auge durch das Fernrohr als selber leuchtende Sonnen dar und dennoch ist der kleinere, wie Capitän Jacob bewiesen hat, nur ein Mond, welcher einem uns unsichtbaren planetarischen Körper zugesellt, mit diesem zugleich den Bahnlauf um die Centralsonne macht. Die unsichtbare (dunkele) Erde dort hat also eine kleinere Sonne bei sich, welche in etwa 10 unsrer Jahre die kleinere Bahn um ihren Planeten und in 79 Jahren die weitere Bahn um die größere Sonne zurücklegt. Auch Mädler fand aus seinen Beobachtungen eines schönen Doppelsterns in den Zwillingen (Nr. 1037 d. Str. Cat.), daß nur durch die Annahme eines dritten uns unsichtbaren Sternes die sonst räthselhaften Bewegungen des Sternenpaares zu erklären seyen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 67. 22. August 1857.

## Länderkunde.

Bilder und Skizzen aus Kansas während des jüngsten Bürgerkriegs gesammelt von Thomas H. Gladstone. Mit Titelbild und einer Karte. Leipzig, Arnold, 1857.

Eine Zusammenstellung von Briefen aus den Spalten der Times, wodurch man einen Ueberblick über die Wirren in Kansas gewinnt.

Kansas im Westen des Missouri ist einer der neuesten Staaten, ein hübsches und fruchtbares Land, durch den Fluß Kansas, der in den Missouri mündet, auch leicht zugänglich und für den Verkehr wohlgelegen. Schon die erste Bildungsgeschichte dieses Staates ist interessant. Die rusticalen Hinterwäldler, die kecken Jäger, die sich einzeln gegen die Indianer vorwagen, würden das Land nicht bevölkert haben, wenn nicht die städtischen Yankees ihnen in Masse nachgedrungen wären und frischweg mitten in den Urwäldern Städte aufgebaut hätten. Der Hinterwäldler kommt allein mit seiner Familie, rodet den Wald aus und baut sich einzeln an. Die Yankeegesellschaften aber verfahren also: „Sobald man einen Ort als Sitz künftiger Größe anerkannt hat, steigt der Preis des Landes, der bis dahin wahrscheinlich für ein bis zwei Dollars per Morgen verkauft wurde, auf 50 oder 100 Dollars. Feldmesser arbeiten Pläne aus, Straßen werden so gerade und in so gleicher Entfernung von einander, wie es ein Geometer nur wünschen kann, angelegt. ‚Broodway und Washington, Jefferson und Madison Avenue' nehmen die Breite, First, Second, Third und Fourth Street die Länge ein. Bis dahin ist wahrscheinlich noch kein einziger Baum gefällt. Grundbesitzthum wird an Personen, die in der Entfernung leben, verkauft. Die Advokaten helfen den Feldmessern, diese den Advokaten, und beide den Spekulanten. ‚Sehr wünschenswerthe Wohnorte' finden bald Käufer, die den Werth ihres Besitzthums nach der Landkarte beurtheilen. Die ersten Ansiedler beziehen ihre ‚Claims'. Verbesserungen fangen an; die Bäume fallen; die Preise steigen; die Spekulanten, Feldmesser und Advokaten werden gut bezahlt; und im folgenden Jahre ist durch ein Verfahren, dessen Ehrlichkeit sich in Frage stellen läßt, eine ganze Stadt entstanden, und alle die Darstellungen und Versprechungen der Landkarte, die an und für sich so falsch sind, sind verwirklicht worden. Die Folge davon ist, daß in einer Stadt, an deren Stelle vor einem Jahre nur der Wigwam des Indianers stand, der Grundbesitz schon einen hohen Werth erlangt hat, und Jeder aus dem immer höher steigenden Preise Profit zieht." Alles Speculation, Profitmacherei. Sehr viele Yankees verlassen die Stadt wieder, sobald sie gehörigen Nutzen aus dem Verkauf des Bodens oder der Häuser gezogen haben.

Kansas hat sich rascher bevölkert, weil es im Interesse der großen Parteien im Süden und Norden der Vereinigten Staaten lag, dieses Land gleichsam als Vorposten zu besetzen. Der Süden verfuhr rascher und gewaltthätiger und ging so weit, die Ansiedler aus dem Norden förmlich auszuschließen und ihnen den Weg mit Waffengewalt zu verlegen. Es handelte sich nämlich darum, ob der neue Staat Kansas mit seiner Stimme in der Union zu den südlichen Sklaven- oder zu den nördlichen Abolitionsstaaten treten solle. Bekanntlich ist es schon seit geraumer Zeit der Plan der nördlichen Staaten, die Sklaverei im ganzen Gebiet der Union abzuschaffen. Die südlichen Staaten aber, die wegen der Hitze des Klimas zur Production der Colonialwaaren, Baumwolle, Zucker, Kaffee ꝛc. keine weißen Arbeiter brauchen, dagegen die schwarzen Sklaven nicht entbehren können, vertheidigen die Sklaverei als ihre

Existenzfrage. Obgleich nun Kansas nördlich genug liegt und die Sklavenarbeit nicht nothwendig, oder doch nur in geringem Maaße bedarf, so mußten doch die Sklavenstaaten in der nächsten Nachbarschaft wünschen, durch die Stimme des neuen Staates ihre Vota verstärken zu können und namentlich der Staat Missouri nahm sich der Sache an und schickte seine Männer und Jünglinge nach Kansas, theils um für die Sklavensache zu kämpfen, theils um in allen Staatsangelegenheiten mit zu stimmen. Die Mehrheit der Bevölkerung von Kansas ist für die Sklavenemancipation (Abolition) oder wenigstens neutral, weil sie keine Sklaven braucht. Aber sie wird terrorisirt von einer Minderheit, die sich von Missouri und andern Sklavenstaaten aus verstärkt.

Wie hier der Zweck das Mittel heiligen muß, wie alles Recht und alle Billigkeit mit Füßen getreten wird, davon die Beweise. Kraft der Gesetze, welche die durch fremde Gewalt unterstützte Minderheit gegeben hat, braucht jeder dem Staate nicht angehöriger Amerikaner nur 1 Dollar zu zahlen, um in allen inneren Angelegenheiten des Staates Kansas mitstimmen zu dürfen. Nur Abolitionisten sind gesetzlich ausgeschlossen, und alle, die aus den nördlichen Staaten kommen, werden als solche angesehen.

Der Staat Kansas hatte bei seiner ersten Constituirung die Sklaverei verdammt, aber dieses Statut wurde gewaltsam umgestoßen. Die Proslavery-Partei siegte über die Freesoilers, wie sich hier die beiden Parteien nennen. Die letzteren protestirten zwar und riefen den Schutz der Union an. Aber der Präsident meinte, da jeder Staat in innern Angelegenheiten selbstständig sey, so könne er auch Gesetze geben und ändern, wie er wolle. Die Sklavenpartei wurde energisch von Missouri und dem ganzen Süden aus unterstützt, die andre Partei aber blieb von den Staaten des Nordens so ziemlich verlassen. „Präsident Pierce betrachtete den schändlichen Codex als constitutionel und er mußte also von der executiven Gewalt aufrecht erhalten werden, weil er durch eine falsche Legislatur das Gesetz des Territoriums wurde. Hatte er vergessen, daß kein Gesetz constitutionel ist, das die Constitution verletzt? Die Constitution der Vereinigten Staaten garantirt jedem Bürger die Redefreiheit. Das Gesetz von Kansas macht das Sprechen zu Gunsten der Freiheit zu einem strafwürdigen Verbrechen. Die Constitution garantirt die Preßfreiheit; der Codex von Kansas verbietet unter Gefängnißstrafe den Druck, selbst eines Innuendos, das der Sclaverei in Kansas gefährlich werden könnte, und der Pöbel von Kansas macht mit Hülfe der Föderaltruppen die Freistaatendruckereien dem Boden gleich oder brennt sie nieder. Die Freistaatenconstitution garantirt allen Angeklagten Verhör durch eine Jury. Das Gesetz von Kansas verbietet den Freistaatenmännern, als Geschworene zu Gericht zu sitzen, und also wird die Jury in Wirklichkeit als nicht existirend betrachtet. Die Constitution garantirt die freie Ausübung des Wahlrechtes und verspricht sie zu schützen; in Kansas ist jede Wahl, die das Centralgouvernement anerkannt hat, durch die Büchse und den Revolver betrieben worden. Die Constitution garantirt die Heiligkeit der persönlichen Rechte, und verspricht die persönliche Freiheit der Bürger und die Freiheit ihrer Wohnstätten zu schützen; in Kansas werden Hunderte von Menschen aus ihren Wohnorten vertrieben, ihrer Besitzthümer beraubt, in Gefangenschaft gehalten und gezwungen, das Land zu verlassen, ohne daß man sie eines anderen Verbrechens beschuldigen kann, als daß sie Freistaatenansichten haben, oder nur daß sie Eingeborene des Nordens sind.“ Hieraus mag man das volle Maaß des Unrechts übersehen, was im Namen des Rechts begangen wird. Man ist fast gezwungen, an ein baldiges Nahen der Nemesis zu glauben, wenn man sieht, wie die Grundsäulen der Union, Freiheit und Recht, erschüttert sind und man doch immer noch fortfährt, sich ihrer Namen zu bedienen.

Alle Aemter in Kansas sind ausschließlich von den Sklavenmännern besetzt. Richter und Geschworne verhängen die schwersten Todes- und Kerkerstrafen über Unschuldige, und lassen Mord und Grausamkeiten aller Art, die von ihrer Partei ausgehen, straflos. Die Bosheit der stärkeren Partei geht so weit, daß ehrenwerthe Bürger, die als Abolitionisten eingekerkert worden sind, an Privatpersonen zur Strafarbeit vermiethet und dann mit den schwarzen Sklaven, die sie hatten emancipiren wollen, an eine Kette geschmiedet werden.

Damit begnügten sich aber die Sklavenmänner nicht, sondern gingen auch auf massenhafte Vertilgung ihrer Gegner, auf Beraubung und Niederbrennung ganzer Städte aus. „Am 21. Mai 1856 griff eine sechs- bis achthundert Mann starke, bewaffnete Macht die Stadt Lawrence an, ohne daß dieselbe durch irgend welche Herausforderungen oder Verbrechen Veranlassung dazu gegeben hätte; ihr erstes Hôtel, das größte Privatgebäude im Territorium, wurde beschossen und in einen Aschenhaufen verwandelt; die Druckereien der Freistaatjournale wurden in Brand gesteckt, nachdem man die Editoren ergriffen und gefangen fortgeschleppt hatte; die Typen und Pressen wurden zerstört und in den Kansfluß geworfen, und die Stadt selbst einer unbarmherzigen Plünderung Preis gegeben. An dem nämlichen

Tage wurde durch dieselben Elemente das Haus des Gouverneurs Robinson auf dem Oreadberge beschossen, nachdem es den Tag über das Hauptquartier der feindlichen Truppen gewesen war. Der Gouverneur Robinson war einige Tage vorher auf einer Reise in dem östlichen Theile des Territoriums gefangen genommen worden, und blieb sowohl während des Angriffes auf Lawrence, als vier Monate nachher in Gefangenschaft. Seine Verhaftung fand ohne gesetzmäßige Vollmacht Statt, und er blieb während seiner beschwerlichen Gefangenschaft im Kerker zu Lecompton gleichfalls ohne Urtheil und Verhör. Aber der Schlag, der durch die Zerstörung von Lawrence und durch die Gefangennahme des eifrigsten Vertheidigers der Freistaaten gegen diese gezielt war, brachte eine heftige Reaction hervor. Ein Geist des Widerstandes wurde hervorgerufen, die öffentliche Meinung regte sich durch das ganze Land, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser große, temporäre Triumph der Sklavenhalter sich am Ende als deren größte Niederlage erweisen werde."

Die Sklavenpartei ließ sich indeß durchaus nicht einschüchtern. Sie wehrte den Ansiedlern aus dem Norden mit offener Gewalt. „Gegen Ende Juni führten die Proslaverymänner das System ein, alle Auswanderer aus den Freistaaten anzuhalten, und sie, nachdem sie sie beraubt hatten, wieder dahin zurück zu schicken, wo sie hergekommen waren. In dem folgenden Monat verbot man den Leuten der nördlichen Partei den Durchzug durch den Staat Missouri. Bewaffnete Banden wurden am Ufer des Flusses stationirt und Batterien errichtet, so daß der einzige Weg vom Norden die lange und beschwerliche Straße durch Jowa und Nebraska war. Beispiele individueller Grausamkeit ereigneten sich fast täglich. Eines Tages wettete ein Mann, der zu General Atchisons Lager gehörte, sechs Dollars gegen ein Paar Stiefeln, daß er fortgehen und nach zwei Stunden mit dem Scalp eines Abolitionisten zurückkehren wollte. Er machte sich zu Pferde auf den Weg. Ehe er auf der Straße von Leavenworth nach Lawrence zwei Meilen zurückgelegt hatte, begegnete ihm ein gewisser Mr. Hops, der einen kleinen Wagen fuhr. Mr. Hops war einer der achtungswerthen Herren, der einige Tage zuvor mit seiner Frau angekommen war, um sich ihrem Bruder, dem Rev. Mr. Nute aus Boston, der seit einiger Zeit als Geistlicher in Lawrence war, anzuschließen. Der Bösewicht fragte Mr. Hops, woher er käme. Dieser erwiederte, daß er zuletzt in Lawrence gewesen wäre. Das genügte; der Schurke legte seinen Revolver an und jagte ihm die Kugel durch den Kopf. Da die Leiche aus dem Wagen fiel, stieg er ab, scalpirte sein Opfer und kehrte nach Leavenworth zurück, wo er, nachdem er seine Stiefeln genommen hatte, durch die Straßen zog und den blutigen Scalp des Ermordeten auf einer Stange vor sich her trug. Dies geschah am 19. August des vergangenen Jahres. Als acht Tage darauf die Wittwe, die in Lawrence geblieben war, von dem Rev. M. Nute dorthin gebracht wurde, in der Hoffnung, daß sie die Leiche ihres gemordeten Gemahls erhalten könnte, wurde die ganze Gesellschaft, die aus ungefähr zwanzig Personen in fünf Wagen bestand, ergriffen und in Gewahrsam gebracht. Am folgenden Tage ward Einer von ihnen erschossen, als er einen Versuch zur Flucht machte. Der Wittwe und zwei Anderen erlaubte man nach zwei Tagen, aber ohne einen Pfennig Geld, pr. Dampfboot abzureisen. Ein Deutscher, der die Schandthat unvorsichtiger Weise verdammte, wurde erschossen und ein Anderer rettete nur durch rasche Flucht sein Leben. Wenn man die Geschichte dieser Sommermonate erzählen wollte, so müßte man eine lange Reihe ähnlicher Greuelthaten wiederholen, die alle im Namen des Gesetzes und mit der Absicht, die Ordnung im Territorium zu erhalten, begangen wurden."

Zum Schluß noch eine Zeichnung der Kämpfer für die Sklavensache: „Robuste Männer von wildem Aussehen, die noch nach dem Rauch und Staub von Lawrence rochen, mit schmutzigen, unrasirten Gesichtern, in rothe Flanellhemden und riesige Stiefeln, die sie über den Hosen trugen, gekleidet, Männer, die außerdem bis an die Zähne mit Büchsen, Revolvern, Hirschfängern und Bowie-Knives bewaffnet waren, und welche die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen ausstießen, das waren die Genossen, von denen ich mich umgeben sah. Einige von ihnen boten in ihrem Anzug ein groteskes Gemisch dar, indem sie über das einheimische rothe und rauhe Hemd ein Atlasgewand oder einen engen Frack gezogen hatten, die sie aus der Garderobe eines Yankee von Lawrence geraubt, oder indem sie die Schnüre und Quasten umgebunden hatten, welche am vorhergehenden Tage die Vorhänge des Freistaatenhôtels schmückten. Als ich meine Blicke über diese Gruppen betrunkener, brüllender, blutdürstiger Dämonen schweifen ließ, die sich an den Schenktisch des Hôtels drängten und mit lautem Geschrei zu trinken begehrten oder ihr tolles Unwesen auf der Straße trieben, fühlte ich, daß all meine früheren Erfahrungen der Grenzbewohner oder Missourier nur einen matten Vergleich gegen das

Schauspiel gewährten, das dieser elende Haufe darbot, den die Dunkelheit der herrschenden Nacht nur noch schrecklicher erscheinen ließ."

## Kulturgeschichte.

Der Aberglaube und die katholische Kirche des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von Dr. J. Fehr, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Tübingen. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin, 1857.

In dieser kleinen Schrift wird die katholische Kirche vertheidigt, sofern sie keineswegs, wie man sie noch so oft beschuldigt, den Aberglauben befördere, sondern vielmehr von jeher demselben entgegengetreten sey. Es wird nachgewiesen, wie streng die Kirche von jeher sämmtliche aus dem Heidenthum stammende Magien verurtheilt habe, und wie sie dieselben heute noch verurtheilt. Gegen den Unsinn des Tischrückens und Geisterklopfens z. B. sind die Bischöfe eingeschritten. „Als vor einigen Jahren aus dem Utopien verkehrter religiöser und politischer Begriffe und Anschauungsweisen, aus Amerika, das Unwesen des Tischrückens, Geisterklopfens u. s. w. in unser ganz besonderer Aufklärung sich rühmendes Europa wanderte, wurde es hier fast allenthalben mit offenen Armen aufgenommen und mit heißer Liebe an's Herz gedrückt. Gerade die gebildete, von der modernen Aufklärung durchsättigte Welt war die Pflanzstätte dieses überseeischen Unsinnes. Lange Nächte, die kostbarste Zeit, die seltenste Geduld und Ausdauer wurden dem, wie es schien, zeitgemäßen Versuche geopfert und deren Resultat von den angesehensten Trägern moderner Bildung mit freudestrahlendem Gesicht und erhöhtem Selbstbewußtseyn um theures Geld in den Spalten der gelesensten Zeitungen dem minder gebildeten Publikum veröffentlicht. Von den höchsten Kreisen der Gesellschaft stieg das Unwesen herab in die mittleren, untern und niedrigsten, und bald bildete sich das neue Unwesen des Geisterklopfens, der Psychographie und all jenes Unfugs, dessen in der genannten Encyklica Erwähnung geschieht. Aber eines können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, nämlich die Frage, was hat die protestantische Kirche, welche die katholische fortwährend beschuldigt, den Aberglauben zu hegen und zu pflegen, gegen diese und ähnliche Mißbräuche gethan und verordnet?"

Nicht minder macht der Verfasser die Hexenprozesse früherer Zeit geltend, die in der protestantischen Welt mit mehr Fanatismus gepflegt wurden, als in der katholischen. Die Schuld fällt hier auf beide Theile, gewiß aber hat man Unrecht, wenn man nicht wissen und gelten lassen will, daß es zuerst Jesuiten gewesen sind, die sich im Interesse der Menschlichkeit gegen den Hexenwahn erklärt haben.

Gewohnt, in allen solchen Fragen strenge Gerechtigkeit zu üben und keine Confession als solche parteiisch zu begünstigen, müssen wir bekennen, der Aberglaube kümmert sich um Kirchen und Kirchenunterschiede nicht, eben so wenig wie um die Aufklärung und kirchenfeindliche Philosophie. Er arbeitet in den Menschen fort, wie die Sinnlichkeit, wie die verschrobene Phantasie, womit er zusammenhängt. Die Anlage dazu geht bei den Menschen niemals aus und findet sich bei den gebildetsten Völkern und Ständen, wie bei den niedrigsten. Grundsätzlich verwirft ihn jede Kirche, wie jede gute Polizei, aber auch die Kirchen und die Polizei haben vorübergehende Perioden der Schwäche und Verblendung ihrer Lenker. In dieser Beziehung nun haben sich im 16. und 17. Jahrhundert die streitenden Kirchen und Staatsgewalten einander nichts vorzurühmen gehabt.

In gleicher Weise muß man anerkennen, daß die Freigeister schon im vorigen Jahrhundert, wie noch heute, unter dem allgemeinen Begriff des Aberglaubens den gesammten Kirchenglauben mitbegriffen, und daß sie an die Spitze aller superstitiösen Magien, die sie verachten und über die sie spotten, das allerheiligste Geheimniß der Geburt Christi gestellt haben, dasjenige Mysterium, an das alle christlichen Confessionen gleichmäßig glauben. Die echten Freigeister werden daher dem Herrn Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift erwiedern: „In unsern Augen ist der Glaube selbst der wahre Aberglaube, nicht auf Hexerei, Sympathie ꝛc. beschränkt sich der Aberglaube, sondern ist auf das ganze Gebiet der christlichen Kirche als solcher ausgedehnt. Es gilt uns völlig gleich, ob der Katholik den Protestanten oder dieser jenen für abergläubischer hält, in unsern Augen sind sie es alle beide." Diese radikale Ansicht ist am treffendsten ausgedrückt worden in einer der vielen Brandschriften, die in den letzten Revolutionsjahren von Biel und Genf in der Schweiz ausgingen. Darin heißt es: unser Zweck ist nicht die Befreiung vom Aberglauben, sondern die Erzwingung des Unglaubens.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 68. 26. August 1857.

## Indische Glaubenslehren.

1) Mythologie des alten Indien. Von Dr. Wollheim de la Fonseca. Berlin, Hempel, 1857.

Als erster Theil einer allgemein vergleichenden Mythologie herausgegeben. Der Verfasser (wer hat ihm denn den spanischen Namen angehängt?) schreibt ein wenig confuse. „Mythologie ist die Nothwendigkeit seelischer Bedürfnisse, das Gesetztseyn der Wahrnehmungen des Göttlichen, der Mittelpunkt, von dem aus alle Fäden des menschlichen Geistes laufen. In diesem weiteren Sinne ist sie gleichbedeutend mit Religion, im engeren und Wortsinne ist sie das Ergebniß jener Wahrnehmungen, die äußerlich gewordene Nothwendigkeit, sie ist die Lehre der Religionssagen (der Logos der Mythe), das System, nach welchem die Fäden des menschlichen Geistes jenem oben erwähnten Mittelpunkte zu laufen." Die übrige Welt pflegt anzunehmen, Mythologie sey ganz einfach die Wissenschaft der Mythen, Mythenkunde.

Auf Seite V. der Einleitung stellt der Verfasser ein Schema der Religionen auf, als die Stufenleiter, die seine vergleichende Mythologie erklimmen will, und als oberste Stufe bezeichnet er „die Religion der freien Forschung". Auf einer der vielen Stufen begegnen wir auch den skandinavischen Mythen, die der Verfasser sonderbarerweise unter die „servilen Religionen" rubricirt. Der nordische Charakter, der die Asen schuf, war doch wahrhaftig mehr alles andre, als servil.

Indien erscheint hier ohne weiteres als Wiege der Menschheit, der Himalaja als das Paradies. Aber das ist nichts weniger als ausgemacht. Die Inder stellen keinen Rest einer alten Einheit mehr dar, sondern stehen schon ursprünglich im Dualismus mit den alten Parsen, beide hergeleitet aus dem in der Tiefe der Urzeit verborgenen Stamme der Arier. Daher ist nicht richtig, was hier S. 3 gesagt wird: „Daher ist es nicht zu verwundern, daß Indien selbst, nachdem der Strom der ersten Völkerwanderung verflegt war, der Stammsitz der Sprache, Religion, Kunst und wie alles dieses Göttliche, in dessen Ebenbilde der Mensch geschaffen ist, heißt, wurde." (Ist, heißt, wurde, ist beiläufig bemerkt, schlechter Styl.)

Am auffallendsten ist in der vorliegenden altindischen Mythologie, daß sie keine Perioden unterscheidet, sondern Sätze der spätesten Puranas ohne Umstände an die Spitze stellt und dagegen die ältesten Sprachdenkmäler nur nebenbei in untergeordneten Parthien abfertigt. Die indische Mythologie läßt sich so einheitlich nicht auffassen, sie zerfällt in Bestandtheile, welche der Zeit wie der ganzen Auffassungsweise nach weit auseinanderliegen. Vernünftigerweise muß man mit dem einfachen Cultus der Vedas anfangen, fortschreitend zu der Alleinheitslehre des Brama, die noch im Hochland sich ausbildete, dann zu dem üppigen Cultus des Wischnu, der schon dem Süden angehört, zu dem strengen Cultus des Shiwas, in dem bereits wieder das Hochland reagirt und die älteren Vedagötter wieder charakteristischer hervortreten, endlich zum Buddhaismus, in dem der reine Bramaismus sich reproducirt. Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er S. 7 die „mit dünkelvollem Unrecht verachteten Puranas" in Schutz nimmt. Sie enthalten gerade für die Mythologie die reichsten Schätze und unendlich viel Stoff von überhaupt poetischem Werthe; allein man kann ihre Mythen und Dogmata nicht an die Spitze der indischen Geisteskunde stellen wollen, weil sie nicht die Uroffenbarung dieses Geistes, sondern das Raffinement viel jüngerer Schulen sind.

Mit welchem Recht macht der Verfasser Shiwas zum Urgott und ordnet ihm Brama unter? Alle Ver-

sonen der Trimurti werden in den verschiedenen Secten als die höchsten Götter, über den andern stehend, aufgefaßt. Die Schöpfungsmythe der Shiwaiten ist weder die allgemein in Indien anerkannte, noch die älteste. Wenn die Shiwaiten später die ältere Bramalegende postdatirten und Brama zu einem Geschöpf des Shiwa machten, so ist es Pflicht des Historikers, dieses Mißverhältniß zu corrigiren und die rechte Zeitfolge der Lehren wiederherzustellen.

Im Einzelnen enthält das Werk des Herrn Wollheim manches Gute. So die Charakteristik der Wischnu-Awatara. „Da er aber als Gott Wischnus selbst zu erhaben über allem Treiben der Welten ist, so mußte er, um diese Liebe zu bethätigen, sich in verschiedene Formen incarniren, um eben die Laster zu verfolgen und das Gute zu schützen und zu fördern. Dieser Incarnationen (Awatara's) gibt es zehn, sie sind Erscheinungen des Gottes auf Erden, theils in Thier-, theils in Menschengestalt, und zwar merkwürdiger Weise in fortsteigender Progression zum Edleren und Höheren, wie denn in der indischen Lehre Alles eine gewisse Rangordnung einnimmt. In der ersten offenbart sich Wischnus als Fisch, als dasjenige Thier, welches wir als eines der unvollkommensten und niedrigsten lebenden Wesen betrachten, in der zweiten wird der Gott zur Schildkröte. Dieses Thier steht als Amphibie schon eine Stufe höher in der animalischen Schöpfung. Die dritte Offenbarung ist die als Eber, ein vierfüßiges, warmblütiges Säugethier, also wieder um eine Stufe höher. Noch edler gestaltet sich die vierte Incarnation, halb eins der edelsten Thiere (Löwe), und halb Mensch. In der nächsten Incarnation ist er schon Mensch, aber in einer der winzigsten und unvollkommensten Formen, nämlich ein Zwerg. In der folgenden ist es ein sterblicher Held, dem der Gott seinen Beistand schenkt, und sich in ihm für eine gewisse Periode und zu einem gewissen irdischen Zwecke incarnirt. In der siebenten Incarnation ist der Gott selbst Mensch geworden und kämpft zum Heile der Menschheit, nicht — wie der Held der vorigen Erscheinung — gegen Menschen, sondern gegen Riesen und Dämonen. In der achten erschien er endlich selbst in menschliche Form gehüllt als Halbgott (oder vielleicht, da man diese Incarnation nämlich als Wischnus oft in den Sanskritschriften mit dem Urgott selbst verwechselt findet, als Gott). Es ist dieses die vollkommenste der bisherigen Erscheinungen; der Prototyp alles Schönen, Liebenswürdigen, Guten und Edlen. In der folgenden tritt Wischnus, der bisher nur zum irdischen Wohl der Menschheit erschien, als göttlicher Lehrer oder, nach dem Glauben seiner Anhänger, als Gott auf, um ihr Seelenheil zu retten. Die letzte Incarnation schließt alles Irdische ab, denn der Gott erscheint alsdann am Ende der Tage, um Rechenschaft über alles auf Erden Geschehene zu fordern." S. 36.

Ueber die einzelnen Götter hätte sich indeß viel mehr sagen lassen, z. B. über Indras, Agnis rc. Der Verfasser ist oft unbegreiflich kurz, während er anderes weitläufitiger behandelt. Hier ein Paar Stellen aus einer indischen Höllenbeschreibung: „Der Mund Einiger wurde von den schrecklichen Dienern Jama's mit schlangengleichen Blutigeln und mit Schlangen gefüllt. Einigen wurden von den Dienern Jama's die Zähne und die Zunge mit schrecklichen, glühenden Zangen ausgerissen. Die Ohrenhöhlen und der Mund anderer Verbrecher wurden von den erbarmungslosen Dienern Jama's mit siedendem Oel angefüllt. Einigen Bösewichtern werden Arme, Füße, Ohren, Nasen mit der Schärfe des Schwertes abgehauen. Einige ruhen auf einem brennenden Haufen von Kohlen, Andere auf pfeilgleichen Dornen. Die Diener Yamana's werfen einige Sünder, sie bei den Haaren herbeischleppend, in glühenden Koth; in die Augen und die Nägelhaut einiger Frevler stecken sie immer wieder tausende von glühenden Nadeln. Einige halten sie auf dem äußersten Ende einer glühendrothen Keulenspitze, und die Köpfe Anderer spalten sie mit scharfen Sägen. Andere Frevler wohnen in einem dunklen, von Gestank durchdrungenen, mit Bremsen und Mücken angefüllten Hause. Einige essen Asche, Andere Würmer, Einige verfaultes Fleisch, Andere stinkende Lehmerde; wieder andere Frevler verschmachten, die Augen von Krähen, vielbrutigen Krähenweibchen und zweischneidigen Schwertern ausgestoßen. Einige jammern, blutumflossen und von Hunden, Tigern, Schakalen, von Rattenklauen und Bären zerfleischt, Andere heulen, von ungeheuer giftigen Schlangen, wieder Andere von Ameisenschaaren zerfressen, noch Andere stürzen ohnmächtig, die Brust von den Hörnerspitzen der Büffel zerschmettert, zu Boden und benetzen die Erde mit ihrem Blute. Von den starken Zähnen brüllender Elephanten die Brust zerstoßen, befeuchten Einige mit dem ihrem Körper entströmenden Blute die Erde. Einigen wird von Jama's starken Dienern die Körperhaut mit scharfkantigen, aufwärtsgedrehten Muscheln abgeschunden. Andere werden von bergeshohen Falken und Reihern gefressen und ausgespieen, und wiederum gefressen und dann abermals ausgespieen. Einige werden von scheußlichen, mit schwertergleichen Nägeln bewaffneten Vampyren zerrissen und von den wie zuckende Flammen Schrecklichen verzehrt." S. 22. — Aus einer Beschreibung des Tulasibaumes (ocymum sanctum): „Wo auch nur ein Tulasi-

baum sich ausbreitet, da weilen Brahma, Wischnus, Ciwas und alle übrigen Götter. Kecawas wohnt stets in der Mitte, Pradschapatis auf der Spitze und Ciwas im Stängel der Tulasiblätter. Lakschmis, Saraswati, Gajatri, Tschandika, Catschi und die anderen Götterfrauen halten sich in den Tulasiblüthen auf. Indras, Agnis, Camanas, Nairritas, Warunas, Pawanas, Kuweras wohnen in ihren Aesten, Aditjas und die anderen Planeten, alle Wicwa's (Halbgötter), Wasu's, Muni's, und sämmtliche Dewarschi's, die Widjadhara's, Gandharwa's, Siddha's und Apsarasa's begeben sich in die Tulasihaine und wohnen stets daselbst. Wo die alle Götter enthaltende, dem Wischnus theure Göttin Tulasi ist, da sind auch alle Götter zu finden. Die Ganga, Jamuna, Narmada, Saraswati, Godawari, Tschandrabhaga und alle anderen Flüsse und heilige Badestellen, so viele es deren auf Erden inmitten der zehn Millionen Welten gibt, gehen in den Tulasiwald und schlagen dort ihren Wohnsitz auf. Wer die Tulasi auch nur mit einzelnen Wassertropfen besprengt, der erlangt schon, von allen Sünden befreit, das Paradies. Der Treffliche, der die Tulasi einmal mit Milch begießt, in dessen Hause wohnt die Glücksgöttin unwandelbar. Höre nun den Lohn dessen, der die Tulasiwurzel mit Kuhdünger besalbt und einreibt. So viele Stäubchen davon flüssig gemacht werden, o Dschaiminis! so viele tausend Kalpa's genießt er bei Brahma Wonnen. Wer in der Dämmerung am Fuß der Tulasi eine Lampe aufstellt, der geht, von zehn Millionen Verwandten umgeben, zum Palaste Wischnu's." S. 168.

Merkwürdig ist eine Stelle im Krijajogasaras, weil darin die muhamedanische Sitte des Verkaufs von Sklavinnen verworfen wird. „Derjenige, der ein Mädchen mit Schmuck (ziert und) verheirathet, der geht, von der Wiederkehr (zur Erde) befreit, in den Palast Brahma's ein. Der Thor, der in seiner Verblendung ein Mädchen verkauft, der fährt in die schreckliche Kothpfuhlhölle. Der Sohn, der von einem verkauften Frauenzimmer geboren wird, ist als ein aller Frömmigkeit barer Tschandalas (d. i. Paria) zu betrachten. Kein Castrakundiger (d. h. keiner der das Gesetz kennt) sehe das Antlitz eines Jungfrauenverkäufers an, wenn er es aber ohne Absicht dennoch gethan hat, so blicke er nachher (zur Sühne) in die Sonne. Jede That, die von einem Jungfrauenverkäufer begangen wird, sey sie auch eine gute, bringt dennoch keinen Lohn. Für den Mädchenverkäufer gibt es kein Entrinnen aus der Hölle, für den Mädchenausstatter keine Rückkehr aus dem Paradiese." S. 192. Glühender Haß der Braminen gegen die Muhamedaner belebt diese Worte.

Aus demselben indischen Werke die Erzählung eines zur Seelenwanderung Verurtheilten: „Am Schlusse meines Höllenaufenthalts ward ich, o König! mit meiner Theuren in dem sich stets von Aas nährenden Geiergeschlechte wiedergeboren. Auch diese beiden Sünder wurden nach Ablauf ihres Höllenaufenthalts aus dem Schooße einer Heuschrecke geboren, um den Rest ihrer Thaten zu genießen. Die allen Hörern Staunen einflößen werdende Begebenheit, welche sie in ihrer Wiedergeburt als Heuschrecken erlebten, will ich erzählen, höre mir zu! Einst erhob sich ein heftiger Orkan, und Beide fielen, dadurch auffliegend, in das lautere Gangawasser; indem sie mit ihren leichten Körpern in das alle Sünden tilgende Gangawasser fielen, fanden sie also gleich den Tod. Da kamen die Diener des Lotusäugigen (d. i. Wischnu's), und die mit allen Wonnen begabten Himmelswagen herbei, um sie abzuholen. So zogen sie Beide von allen Sünden erlöst, mit Tulasikränzen geschmückt, den Götterwagen besteigend, der Stadt Wischnu's zu." S. 125.

Häufig bezieht der Verfasser europäische Mythen und Götternamen auf indische. So vergleicht er S. 25 den griechischen Apollo mit dem indischen Krischna. „Beide verlebten ihre Jugend unter den Hirten und hüteten die Heerden; Apollo wird als Erfinder des Saitenspiels, Krischnas als Erfinder einer Flöte dargestellt, umringt von singenden Gopi's, wie Apollon von den Musen; Beide hatten vielfache Liebesabentheuer mit Nymphen, und zeichneten sich durch Erlegung von Ungeheuern aus; Beide werden als Prototyp der Jugend und Schönheit dargestellt. Wenn auch die Namen Krischnas und Apollon dem Klange nach nicht übereinstimmen, so sind doch die Beinamen derselben ganz zutreffend, wie z. B.: Krischnas Gopalas (s. oben) und Apollon nomios, und Apollon selbst ist vielleicht nichts anderes als Gopalas (das Nähere hierüber s. in der griech. Mythol. unter Apollon), Krischnas Keci und Mandschukeci (der lockige, schönlockige) und Apollon euplokamos (der schöngelockte), Krischnas Haris (der blonde) und flavus Apollo so wie auch Krischnas, als Sonnengott betrachtet, mit dem Phoebus Apollon zusammentrifft." S. 65.

Die indische Lakschmi (Shris) vergleicht er mit der Ceres: „Dagegen würde ihr Namen Cris (ursprünglich: Glück, Segen) durchaus mit dem der römischen Ceres, von welchem Worte wir keine treffende Ethymologie besitzen, zusammenfallen. Auffallend ist auch die Namensähnlichkeit mit der skandinavischen Syrith (sprich Ciris), der Göttin der Anmuth, des Segens und der Fruchtbarkeit. Nehmen wir nun an, daß das indische Ç zuweilen in den germanischen Sprachenstämmen in einen

plaut übergegangen ist (wie z. B. daçu, deutsch: Dieb, dänisch: Tyv, englisch: thief), so würde die Grundform Çri mit der Göttin Frua (gleichbedeutend mit Syrith) und Çauri, d. i. Wischnus, mit dem gothischen Frauja (s. germanische Myth.) übereinstimmen. Auch die keltische Ceridwen, welche als Göttin der Schönheit und der Saaten (s. Britanische Kelten) genannt wird, und deren mystischer Dienst ganz den asiatischen Typus trägt, können wir mit der Çris in Verbindung bringen." S. 83. In der indischen Dewanata (Göttermutter) wird die Demeter wiedererkannt.

Ein Beiname des indischen Liebesgottes ist Smaras. Darin findet der Verfasser die Spur des Amor. „Smaras, von der Wurzel smri gedenken, heißt das Gedenken, die Erinnerung, und mit diesem Begriff ist der liebende Gedanke, die Sehnsucht gemeint. Dieser Begriff hat sich in den verwandten germanischen und skandinavischen Sprachen in einem und demselben Worte, aber in zwei Begriffe getheilt, erhalten. Im Deutschen bedeutet das Wort Minne: Liebe, im Schwedischen: Minne, (dänisch: Minde) Erinnerung, womit auch das englische Zeitwort mind: an etwas denken, sich um etwas kümmern, zusammenhängt. Dieser Gott Smaras ist nun aber nicht nur in seiner Wesenheit, sondern auch ethymologisch gänzlich übereinstimmend mit dem griechischen Liebesgott Himeros und dem römischen Amor." S. 118.

Bei all dergleichen Beziehungen darf man jedoch niemals das Charakteristische vergessen, was jeder Volksreligion eigenthümlich ist. Die vergleichende Mythologie darf nicht zu sehr nach Aehnlichkeiten forschen, die insbesondere in Namen sehr trügerisch sind, und muß es überhaupt nicht darauf anlegen, die charaktervollen Bilder der jedem einzelnen Volk ausschließlich zugehörigen Mythenkreise zu zerstören, gleichsam ihre Leichen zu secirен, um ein Uebereinstimmendes in Allem zu finden, sondern muß im welt- und kulturhistorischen Ueberblick die Grundcharaktere vergleichen. Die Vergleichung muß wie in einer Bildergallerie nicht die gleiche Farbe in jedem einzelnen Bilde, sondern die Charaktere der Schulen ins Auge fassen.

Gelegentlich wirft der Verfasser auch einen Seitenblick auf die h. Schrift und verräth dabei eine rohe Geringschätzung derselben. „Dieser Gedanke einer göttlichen Erscheinung auf einem weißen Pferde hat sich auch, wahrscheinlich durch die Kabbalisten nach Vorderasien gezogen, und so ist es zu erklären, daß Johannes in der Apokalypse, welche eine Bekanntschaft mit den Sagen und Anschauungen des Ostens verräth, im 29. Kapitel von einem ‚weißen Rosse, auf dem ein götlicher Reiter mit feurigen Augen, eine Krone auf dem Haupte und ein zweischneidiges Schwert im Munde' spricht, und nach der indischen Vorstellung trägt Wischnus, der das weiße Roß führt, eine Krone auf dem Haupte und ein zweischneidiges Schwert in der Hand." S. 80. Wie mag man so oberflächlich von der Apokalypse sprechen.

Wenig Kritik verräth auch eine Bemerkung auf S. 66 gegen den genialen Burnouf, welcher in seiner histoire du Buddhismo I. 338 behauptet, der eigentliche Budda Schakjamuni sey von der s. g. Buddha-Incarnation Wischnu's ganz verschieden. Herr Wollheim bestreitet diese Annahme Burnoufs ohne genügende Gründe. Der Buddhaismus trat in die indische Welt wie eine Reformation ein und was er bekämpfte, war vorzugsweise Shiwaismus und Wisch[illegible]uismus, als die extremsten Entartungen des Bramais[illegible]us. Haben nun auch die Sekten alle Gegensätze verkuppelt, so muß doch die historische Kritik sie wieder sondern.

---

## Schlachten-Atla[illegible]

Atlas der Schlachten, Treffen und Belagerungen aus der Geschichte der Kriege von 1792—1815. Von Prof. Woerl. 140 Blätter verbessert und mit kurzen Erläuterungen begleitet von F. von Dürrich. 1. 2. Lieferung. Freiburg im Breisgau, Herder, 1857.

Wir machen vorläufig auf die ersten Lieferungen dieses Werkes aufmerksam, in welchem v. Dürrich, k. württemb. Hauptmann a. D., den Woerlschen Atlas erneuert und verbessert hat. Einrichtung und Ausführung sind gleich sehr zu loben. Voran stehen größere strategische Uebersichtskarten nicht nur von Frankreich und Deutschland überhaupt, sondern auch von den einzelnen Feldzügen insbesondere. Dann folgen die Specialkarten der einzelnen Schlachten, Belagerungen 2c. Für den Militär ist der Gebrauch von solchen General- und Specialkarten unentbehrlich. Die ersten Lieferungen gehen nur bis zum Feldzug von 1797. Das Format ist größtes Octav oder klein Folio, sehr bequem. Die Karten sind eben so schön gezeichnet als klar und auf gutem Papier gedruckt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, № 69. 29. August 1857.

## Indische Glaubenslehren.

2) Die Religion des Buddha und ihre Entstehung von C. Fr. Köppen. Berlin, Ferd. Schneider, 1857.

In Bezug auf die Geschichte des Buddhismus fehlt es noch an ausreichenden Quellen. Im Allgemeinen ist aber Wesen und Form dieses eigenthümlichen Glaubens schon lange bekannt und zuletzt durch Burnoufs französische Untersuchungen seine Kunde noch erweitert und verschärft worden. Das vorliegende Werk des Herrn Köppen wird deutschen Lesern eben so lehrreich seyn. Es ist mit großer Gründlichkeit und Klarheit geschrieben und hat nur den Fehler, zu viele gehässige Seitenblicke auf die abendländische Kirche zu werfen.

Man hat immer bestimmter erkannt, „daß der Buddhaismus, diese so phantastische und wiederum so abstractspeculative Lehre in ihrem Anfange, in ihrem Principe schlicht und einfach, mehr ethisch und rational, als dogmatisch und scholastisch, mehr praktisch als theoretisch gewesen ist, und darin liegt ihre eigentliche Bedeutung und ihr Charakter, daß sie dem in Mythologie und Theologie, Schulgelehrsamkeit und Speculation, Cärimonien und Aeußerlichkeiten jeden Schlages, Werkheiligkeit und Scheinheiligkeit, priesterlichem und philosophischem Hochmuthe erstarrten Brahmanismus gegenüber, das Wesen der Heiligung in die Gesinnung verlegte, in die Reinheit des Herzens und des Wandels, in Wohlwollen, Erbarmen, Nächstenliebe und unbegränzte Opferfreudigkeit." Sie war also eine Reformation und zwar in gewissem Sinne eine Wiedergeburt des älteren reinen Brahmaismus, der in der Speculation ziemlich mit dem Buddhismus zusammentrifft und nur in der Verpflichtung zur Liebe und zur Hingebung für andre die sittliche Höhe des letzteren nicht erreichte.

„Der Buddhismus, als bloßer Affekt, als Stimmung, ist kein spezifisch-indisches, sondern ein allgemein-menschliches Produkt. Kein Sterblicher, der nicht in irgend einem Momente sich zu demselben bekannt hätte. Wenn z. B. der weise Salomo ausruft: ‚Alles unterm Monde ist eitel!' oder wenn jener griechische Dichter singt: ‚Das Beste ist, nicht geboren zu seyn!' so sind das buddhistische Accorde. Hamlet und Faust streifen von verschiedenen Seiten her nicht selten an den Buddhismus, und wir Deutsche, in so vielen Beziehungen den Hindu verwandt, haben eine quasi-buddhistische Philosophie. ‚Wie mißlich es ist,' sagt der Begründer derselben, — und es ist nicht möglich, den Ausgangspunkt, die Tendenz und das Endziel der buddhistischen Weltanschauung schärfer zu definiren —, ‚wie mißlich es ist, als ein Theil der Natur zu existiren, erfährt jeder an seinem eigenen Leben und Sterben. Nur die totale Verneinung des Willens zum Leben, in dessen Bejahung die Natur die Quelle ihres Daseyns hat, kann zur wirklichen Erlösung der Welt führen. Zu diesem hohen Ziele bilden die Tugenden nur die Brücke; sie sind zuvörderst nur ein Abzeichen, daß der erscheinende Wille nicht mehr ganz fest in jenem Wahn des principii individuationis befangen ist, sondern die Enttäuschung schon eintritt. Jener tiefste Ekel an Welt und Daseyn, den einerseits der Anblick der Vergänglichkeit alles Individuellen, andrerseits der Druck socialer Verhältnisse, die Tyrannei, Gemeinheit und Schlechtigkeit der Menschen erregt, und der in kräftigen Charakteren und Völkern nur als augenblickliche, vorübergehende Stimmung auftaucht, ist im Geiste des verweichlichten, abgeschwächten brahmanisirten Inders zur fixen Idee, zum Brennpunkte aller Gedanken, aller theoretischen und sittlichen Bestrebungen geworden. Als Religion ist der Buddhismus das historische Resultat des geistlichen und weltlichen Despotismus, welcher in den Jahrhunderten,

die dem Auftreten des Çakjasohnes vorhergingen, auf Indien lastete und das Leben zur drückenden Bürde, Ruhe und Tod und Vernichtung zum höchsten Ziel der Wünsche machte; als Doctrin, als Theorie ist er aber zugleich die logische Consequenz der brahmanischen Theologie und Philosophie. Nach dem orthodoxen Vedantasysteme, wie wir oben gesehen, ist nur das Brahma, das reine, unterschiedslose, unentfaltete Seyn; die Vielheit, das Unterschiedene, Entfaltete, mit einem Worte die Welt ist nicht, ist Schein und Unwahrheit, daher veränderlich und vergänglich, voll Schmerz und Sünde und Tod. Alles, was erscheint, hat folglich keine andere Bestimmung, als aus der Vereinzelung und Besonderung, in welcher es existirt oder zu existiren scheint, in die Einheit und Allgemeinheit des Brahma zurückzukehren."

Wie sehr nun aber auch Buddha zu Brahma zurückführt, so stehen sich doch beide Lehren auch wieder aufs schroffste entgegen, denn Brahma wurde als göttliches Urwesen angesehen, Buddha aber ist nichts als ein Mensch, der aus eigener Kraft, durch eigene Tugend sich über die alten Götter erhebt. „Der Buddhismus, wenigstens der populäre, leugnet nicht eigentlich die Existenz der brahmanischen Götter, er hat dieselben vielmehr in sich aufgenommen und ihnen in seiner Dogmatik und Kosmologie ihren Platz angewiesen; aber sie haben in ihm eine wesentlich veränderte Stellung und Bedeutung erhalten. Selbst Brahma, der Göttervater, wird gleich den Devas, die schon in der brahmanischen Weltanschauung als Ausflüsse und Geschöpfe desselben gelten, von ihm zu einem Wesen von verhältnißmäßig beschränkter Macht und Fähigkeit herabgesetzt. Zwar besitzen die Götter, auch nach buddhistischer Vorstellung, übermenschliche Größe und Schönheit, übermenschliche Kräfte und Künste; doch im Vergleich mit dem Buddha verschwindet alle ihre Herrlichkeit in Nichts. Sie lauschen seinen Reden, gehorchen seinen Befehlen, erscheinen zu Tausenden, zu Millionen auf seinen Wink. Und nicht blos er ist hoch über sie erhaben; sie weichen auch jedem Geistlichen, der die Sünde in sich ausgetilgt und Arhat geworden ist. Der Arhat verdient von den Göttern angebetet, verehrt und gegrüßt zu werden, heißt es in einer stehenden Formel. ‚Meine Macht ist sehr groß,‘ spricht einmal Brahma in einer Legende, ‚aber was vermag ich gegen einen Sohn des Tathagata (einen Priester des Buddha)? Auf Ceylon ist noch jetzt der Vorrang des Priesterthums vor den Göttern dergestalt anerkannte Thatsache, daß diese letztern dort vor jeder Predigt aufgefordert werden, zuzuhören, sich zu belehren und zu bekehren. Da endlich, ausschließlich aller andern Wesen, nur der Mensch die Buddhawürde erlangen, auch nach alter Lehre — wie ich glaube — nur der Mensch Geistlicher werden, folglich auch nur er gerades Weges zum letzten, höchsten Heile gelangen kann; so ist damit, was in den heiligen Schriften auch oft ausdrücklich hervorgehoben wird, die menschliche Natur als die höchste gesetzt. ‚Der Buddha,‘ sagt ein neuerer Forscher, ‚hat sich selbst oder vielmehr den Menschen hoch über die abgeschmackten und grausamen Götter des brahmanischen Pantheons erhoben.‘ Es gibt außer dem Buddhismus keine Religion, in welcher die Superiorität des Menschen über die Götter dergestalt als Grund- und Glaubenssatz proklamirt würde. Denn der Buddha ist ein Mensch und nur ein Mensch, nicht etwa die Incarnation eines höheren Wesens; seine Weisheit und Hoheit verdankt er keiner Belehnung von oben her, keiner angeblichen göttlichen Offenbarung, sondern lediglich seinem eigenen Streben, seiner Anstrengung, seinem Verdienste, und dennoch ist er als solcher der Inbegriff aller Vollkommenheit."

Gälte es nur, die böse Welt zu meiden, so müßte Buddha den Selbstmord empfohlen haben, allein das ist nicht der Fall. „Der Weg aus dem Leben ist freilich leicht zu finden; indeß nach indischen Begriffen, bei dem festgewurzelten Glauben an die Seelenwanderung reicht der natürliche Tod zur Vernichtung des Selbst nicht hin. Die Seele wird ja nach dem falschen Scheine des Todes wiedergeboren; es gilt also die Wiedergeburt zu verhindern und den Kreis der Metempsychose zu sprengen. Dies geschieht durch die Reinigung der Seele von Begier und Leidenschaft, von aller Anhänglichkeit an die Welt, d. h. von jeder Regung des eigenen Willens, jedem Gefühle der Selbstheit und Persönlichkeit, wodurch eben das Princip der Ichheit und der täuschende Schein der Besonderheit und Individualität aufgehoben wird."

Die buddhistische Reform knüpft sich, nach den Untersuchungen des Verfassers, an die große Erschütterung an, welche Indien durch Alexander den Großen erlitt. Ihr Begründer hat wahrscheinlich zu der Zeit des Xerxes gelebt und zweihundert Jahre später trieb Tschandragupta (Sandracottus) die Macedonier zurück und restaurirte den indischen Staat, bereits in einem gewissen Gegensatz gegen die Hierarchie der Brahmanen. Sein Enkel Dharmaçoka unterstützte zuerst die bis dahin in der Minderheit befindliche Secte der Buddhisten. Dasselbe th[illegible] Açoka, König von Kaschemir. Wie dieser Tyrann bekehrt wurde, erzählt eine charakteristische Legende. „Der König hatte sich zu seinem Privatvergnügen in seiner Hauptstadt eine ‚Hölle‘ eingerichtet,

ein ‚angenehmes Gefängniß‘, wie er es auch nannte, in welchem die Opfer seiner Grausamkeit zu Tode gemartert wurden. Dem ‚König der Hölle‘, d. h. dem Henker, welcher in derselben angestellt war, hatte er zugleich die Erlaubniß ertheilt, jeden zu tödten, der das Haus betrete. Nun geschah es eines Tages, daß ein buddhistischer Bettler — Samudra mit Namen — in dasselbe hineinging, um Almosen zu sammeln. Sogleich ergriff ihn der Henker und erklärte ihm, daß er sterben müsse, bewilligte ihm indeß auf seine Bitten einen Aufschub, um sich zum Tode vorzubereiten. Unterdeß wurde eine der Frauen Açokas oder ihr Buhle hingerichtet. Der Geistliche, welcher sah, wie ihre Gebeine in einem Mörser zerstampft wurden, gewann dadurch die wahrhafte Erkenntniß, daß der Leib der Wasserblase gleiche, und durch diese Erkenntniß erlangte er die Stufe des Archat und die Wunderkraft. Als er daher nach Ablauf der ihm gegebenen Frist von dem Peiniger in einen Kessel voll siedenden Wassers, Blut, Fett, Urin und Unrath gestürzt wurde, konnte ihn das Feuer nicht verletzen, sondern er schwebte über demselben, mit untergeschlagenen Beinen in einer Lotusblume sitzend. Man beeilte sich, dem König die Wundermähr zu hinterbringen, und dieser erschien alsbald mit einem zahlreichen Gefolge. Da schwang sich der Archat empor wie ein Schwan, und ließ in der Luft allerlei wunderbare Erscheinungen sehen. Der König, von dem Anblick ergriffen, faltete die Hände und fragte ihn, aus wessen Macht er so Uebermenschliches vollbringe. Jener entgegnete, er sey ein Sohn des Buddha, des mitleidsvollen, sündenreinen, der ihn befreit von den Banden des Daseyns u. s. w., gemahnte an die Verheißung, welche der Wahrhaft-Erschienene ihm, dem Açoka, in einem früheren Leben gethan, machte ihm Vorwürfe wegen seines Wohlgefallens an Schmerz und Tod der athmenden Wesen und forderte ihn auf, jene Verheißung zu erfüllen, das Gesetz anzunehmen und überall verkünden zu lassen. Reuevoll gelobte der König, sich zu bessern, seine Zuflucht zum Buddha zu nehmen ꝛc.“ Unter diesem Könige wurde zu Pataliputtra das erste große buddhistische Concil gehalten und die Glaubenslehre und kirchliche Form festgestellt.

Der Verfasser rühmt das Verdienst der buddhistischen Reform, indem sie die wildesten Barbaren gemildert und gezähmt, den Geist der Duldung und Liebe verbreitet habe; aber er findet mit Recht, daß diese quietistische Lehre zuletzt nur die Völker abspanne und ermatte. Er tadelt mit Recht das geistlose Ceremoniel des Gebetableierns, die Unnatur und Uebertreibung der Legende. Buddha, heißt es, habe sich mehrmals für hungernde Thiere geopfert, die Gestalt eines andern Thiers angenommen und sich fressen lassen. Das ist doch wohl Uebertreibung der Opferfreudigkeit. So schwelgt auch die buddhistische Phantasie in dem Ausmalen der unglaublichsten Leiden und Martern, die der Fromme wie aus Wollust erduldet. Ganz wahnsinnig erscheint in den Legenden die Verschwendung der Zahlen. Alles wird millionenmal wiederholt. Hier ein Beispiel: „Es ist unter den sechs Wegen der Existenz der schlimmste, in den Höllenreichen wiedergeboren zu werden, und nur grobe Sünden führen dahin, als Mord, Diebstahl, Unzucht, Lüge, Unglaube. In der ersten, gelindesten, werden die Verdammten mit Messern und Schwertern zerschnitten, in der folgenden zersägt, in der dritten zwischen Mühlsteinen und Felsen zermalmt, in den übrigen fünf unter verschiedenen Variationen und stufenweiser Steigerung der Qualen an einfachem und doppeltem Feuer, in Kesseln, Gluthöfen, an Haken, Spießen u. dgl. gebraten, gebacken und geröstet. Die Martern in denselben dauern zwar auf gut indisch lange genug, um gründlichst durchgepeinigt zu werden, in der obersten, leichtesten z. B. 500 Jahre, von denen jeder Tag 50 gewöhnliche Menschenjahre umfaßt, und so verhältnißmäßig in den folgenden bis ins Unsinnige verlängert; doch sie dauern nicht ewig. Ist die Strafzeit überstanden, so beginnt die Wanderung der Seele durch die Reiche der Pretas, Thiere, Dämonen, Menschen und Götter aufs Neue. Die Höllen gleichen daher mehr dem Purgatorio, als dem Inferno, denn es blieb dem Sünder die Hoffnung, ein Beweis, daß die buddhistische Hierarchie der ältesten Zeit weniger fanatisch und grausam war, als die abendländische.“

Nur die Ungläubigen und Zweifler bleiben ewig in der Hölle und können nicht in edleren Gestalten und besseren Zuständen wiedergeboren werden. Wer den Glauben nicht hat, wird bei den sonst so sehr zu Liebeswerken hinneigenden Buddhisten doch härter bestraft, als wer die Liebe nicht hat. „Mehr und mehr scheint auch der buddhistische Clerus zu der Ueberzeugung gekommen zu seyn, daß die Zweifler, die Verächter von Kirche und Priesterthum die ärgsten und gefährlichsten unter allen Sündern und für die herkömmlichen Höllen zu schlecht seyen. Für sie wurden daher die Lokantarikas eingerichtet, in denen sie als Ungeheuer von scheußlicher Gestalt wiedergeboren werden. Wie Fledermäuse suchen sie sich mit ihren langen Nägeln an den Eisenwällen der umgebenden Welten anzuklammern; da sie aber nach Art der Zweifler und Ketzer sich beständig unter einander beißen und zerreißen, so stürzen sie in das unendliche Meer hinab, welches die Weltkörper

trägt. Das Wasser dieses Meeres ist ätzend, wie Scheidewasser und löst ihre Leiber auf; doch entstehen sie sogleich wieder und streben an den Tschakravalas empor zu klimmen, gelangen mit unsäglicher Mühe hinauf, kämpfen aufs Neue, stürzen wieder hinab u. s. f. Für sie allein währt die Pein ewig, ewig, ganz im Widerspruch mit dem Grundgedanken der buddhistischen Weltanschauung, nach der es schlechterdings nichts Festes und Ewiges gibt, sondern Alles im ewigen Wechsel kreist, so daß nur der Wechsel selbst ewig ist."

Der Grundgedanke des Buddhaismus ist Weltentsagung, also Mönchthum. Die Klöster spielen daher in diesem Glaubensgebiete die größte Rolle. Alle Priester sind Mönche und gelten als Heilige. Indeß fehlt es unter ihnen nicht an faulen Bäuchen, an Tartuffes und ehrgeizigen Intriganten. Die Aehnlichkeit der buddhistischen und der abendländischen Klöster nicht nur, sondern auch vieler Cultusformen, hat von jeher die Reisenden überrascht. Herr Köppen spielt zuweilen auf die Schwächen des christlichen Mönchthums an, hebt aber die großen Unterschiede zwischen demselben hervor. Im Grunde genommen soll jeder echte Buddhaist ein Mönch seyn, der Welt entsagen. „Es liegt hierin ein sehr wesentlicher Unterschied der christlichen und buddhistischen Kirche. Die eine bestand nämlich anfangs — so zu sagen — nur aus Laien, die andere nur aus Geistlichen. In jener hat sich der Clerus als eigener, besonderer Stand, erst aus der weltlichen Gemeinde herausgebildet; in der letzteren dagegen gab es zuerst gar keine Laien, sondern nur Entsagende, nur Mönche und zwar Bettelmönche. Hier war mithin die Geistlichkeit das Erste, der Grund des ganzen Gebäudes, der Kern, um den sich das Laienthum als Schaale herumlegte. So ist denn die weltliche Gemeinde mehr ein Conglomerat, als ein organischer Theil der buddhistischen Kirche und verdankt ihr Daseyn lediglich einer Concession, welche der menschlichen Schwäche und Sündhaftigkeit gemacht wurde."

Der geläufige Name Bonzen für die buddhistischen Priester hat folgenden Ursprung: „Der Name, zuerst vom h. Xaver nach Europa gebracht, ist entweder aus der japanischen Aussprache des chinesischen Fan seng (indischer Geistlicher, japanisch Bon si) oder Fa sse (Lehrer des Gesetzes, japanisch Bô si) entstanden. Schott l. c. 19 und dessen ‚Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur' p. 38. Das Wort Ho shang, wie man in China meistens die buddhistischen Priester des älteren Ritus zum Unterschiede von den Lamen benennt, ist nach Rémusat (Foe K. K. 181) nicht chinesischen Ursprungs, sondern aus Khotan eingewandert. Nach Hausmann ‚Voyage en Chine' I. 469 sollte man es für eine Umschreibung des Begriffs Çramana halten. Es hat indeß (nach Stan Julien) eine viel speciellere Bedeutung und entspricht dem Upâdhjâja (geistlicher Vater, später Abt); Rémusat l. c. identificirt es fälschlich mit Upasâka (Laienbruder). Die Uebersetzung von Çramana lautet im Chinesischen Tschu kia jin (‚homme sorti de la famille,' Huc ‚Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie' ꝛc. II. 357). Das tibetanische Lama (bLa ma, nicht Lhama, wie es wohl fälschlich geschrieben, und dann durch ‚Seelenmutter' wiedergegeben wird) ist nach Foucaux gleich dem indischen Guru (Superior, Meister). — Der Name Talapoin, welchen die Mönche Hinterindiens führen, ist von dem Talapot (Talapatra, Blatt der Tâla, Corypha umbraculifica), welchen sie statt des Sonnenschirms gebrauchen, herzuleiten."

Ursprünglich setzte die Lehre des Buddha, sofern die Menschen sich zu schwach oder schlecht erwiesen, um ihr nachleben zu können, nur Wiederholungen der Mahnung dazu voraus, eine stete Wiederkehr von durch inneren Geist getriebenen Buddhas, etwa wie das jüdische Prophetenthum. Aber die Politik der Könige, welche sich des Buddhismus bedienten, und die Trägheit und Bequemlichkeit, die immer in den Volksmassen liegt, verlangte eine stabile Hierarchie und so entstanden in verschiedenen Ländern jene eigenthümlichen Patriarchate, deren Inhaber sich stets selbst reproduciren, indem die Seele des Gestorbenen in den Leib des Nachfolgers übergeht.

Wir vermissen in den vergleichenden Darstellungen der heidnischen Religionssysteme bisher immer noch eine Beachtung desjenigen Systems, welches dem buddhistischen Quietismus oder dem System der absoluten Ruhe und Gelassenheit direkt gegenübersteht. Das ist das nordische oder deutsche System, der Odinismus, gewesen, in welchem der gewaltigste Impetus liegt, ein immerwährendes Fortstürmen durch die Zeit und Geschichte zur Grundbedingung des Seyns und Kampf zum eigentlichen Cultus gemacht wird. Man bilde sich nicht ein, das Alterthum zu kennen, so lange man dem Odinismus nicht die ihm gebührende wichtige Stelle in den alten Völkersystemen anweist.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 70. 2. September 1857.

## Russische Geschichte.

Murawijew's Geschichte der russischen Kirche. Aus dem Russischen übersetzt von J. König. Karlsruhe, Groos, 1857.

Eine Geschichte, die zugleich eine Lobpreisung der griechischen Kirche auf Kosten der römischen ist, zu der Art Schriften gehörig, durch welche in der deutschen Presse Sympathien für Rußland geweckt werden sollen.

Bemerkenswerth erscheint hier vor allem, daß in der ganzen Schrift nirgends von irgend einem Geist der russischen Kirche die Rede ist. Wir lernen rohe Massen kennen, die sich, wie es ihre Czaren als die Usurpatoren und Eroberer befehlen, bald zu der, bald zu jener Kirche hin wie der Stier bei den Hörnern schleppen lassen. Wir lernen schlaue Pfaffen und gewaltthätige Despoten kennen, die mit der Kirche wie mit dem Staat umspringen. Wir lernen endlich auch treue Hirten und Martyrer ihrer Kirche kennen, für die wir aufrichtig Hochachtung empfinden, allein die eben auch nur beweisen, daß sie sich auf dem Boden der Barbarei befanden. Dieser charakteristische Zug des Barbarischen hat die russische Kirche auch bis auf die heutige Zeit nicht verlassen.

Die griechische Kirche bildete eine große Einheit, bis der Islam sie zerriß. Man muß sich wundern, daß die Czaren von Rußland auch ihrerseits an diesem Zerreißen der alten Mutterkirche sich betheiligten, da es ein größerer Vortheil für sie gewesen zu seyn scheint, die Einheit der griechischen Kirche zu erhalten und nur sich, als die Stärkeren, in der Advocatur der Kirche an die Stelle der schwachen Kaiser von Byzanz zu setzen. Heute ohne Zweifel würde dieser Vortheil sich bewähren. Es ist der russischen Staatskirche heute nichts weniger als vortheilhaft und angenehm, daß sie dem Patriarchate von Jerusalem nur gleichgestellt, nicht übergeordnet ist. Wäre die alte Einheit nicht durch das Sonderinteresse der moskowitischen Czaren zerrissen worden, so hätten sich wenigstens seit dem Falle Constantinopels im Jahr 1453 alle griechischen Christen den Czaren unterworfen und die Czaren wären von Rechtswegen an die Stelle der oströmischen Kaiser getreten, wie die deutschen Kaiser an die Stelle der weströmischen getreten sind.

Unter dem gewaltigen Polenkönig Sigismund wurde der westliche Theil des griechisch-russischen Kirchengebiets abgeschnitten und mit der römischen Kirche unirt. Murawijew beschuldigt zwei Bischöfe, damals die Verräther gespielt zu haben (S. 123), als ob es darauf ankäme, damit den Verrath zu entschuldigen, den zwei andre Bischöfe, diesmal in russischem Interesse, bei Aufhebung der Union im Jahr 1839 gespielt haben. Obgleich Murawijew seine Quellen nicht angibt, wollen wir ihm gern glauben, daß der Polenkönig bei der Gründung der Union summarisch und gewaltthätig verfahren ist. Es waren damals noch rohere Zeiten, mit deren Verfahren keineswegs entschuldigt wird, was in unsern gebildeten Zeiten auf der Synode von Polock geschehen, auf welcher Kaiser Nicolaus die Union vernichten ließ. Und wenn auch das Unrecht hier wie dort sich ausgliche, so bliebe immer noch zu bedenken übrig, ob die Romanisirung nicht ein Fortschritt für so rohe Völker, die Gräcisirung aber ein Rückschritt ist. Als Genossen der abendländischen Kirche hatten jene Völker immer die Hoffnung, mit Geist durchdrungen zu werden und an dem großartigen Bildungsgange des Abendlandes Theil zu nehmen. Durch Einverleibung in die russische Staatskirche, in das „dumpfe Popenthum“ wurden sie zu geistigem Tode verurtheilt.

Rußland erholte sich von der polnischen Ueberwältigung und von der langen Anarchie im Innern erst

unter dem Hause Romanow. Gegen Westen immer noch schwach bleibend, dehnte es seine Herrschaft unvermerkt im Osten aus und eroberte Sibirien. Das polnische Gewaltreich aber sank allmählich in sich zusammen. Die Könige begingen große Fehler und versäumten, sich die Sympathien der Völker zu erhalten. So kam es, daß zuerst die tapferen Kosaken der Ukrainen sich von Polen ab und Rußland zuwandten. „Inzwischen wuchs der Hochmuth Polens in einem für den Czaren, welcher von diesem Lande kaum und jedenfalls nicht unter dem gebührenden Ehrentitel anerkannt wurde, beleidigenden Grade und es steigerte sich das Elend der Ukraine, welche wegen ihrer Rechtgläubigkeit und Volkseigenthümlichkeit jeder Art von Verfolgung ausgesetzt war; inzwischen konnten aber auch, abgesehen vom Saporogerheere, die schon zahlreichen Kosakencolonien, welche unter der Leitung von Obersten und Eines Hetmanns nach Pulken eingetheilt waren, sechzigtausend Mann der besten Reiterei ins Feld stellen. Bogdün Chmelnizkij war die Seele der ganzen Ukraine. Unbesiegt in vielen Schlachten, blokirte er sogar das Lager des Königs Johann Kasimir unter Sborow und schrieb ihm Bedingungen vor, welche für die Selbstständigkeit und Glaubensfreiheit Kleinrußlands höchst wichtig waren. Eine Stärke des Kosakenheeres bis zu vierzigtausend Mann, Sitz des Metropoliten von Kijew in dem polnischen Senate, Entfernung der Jesuitenschule aus Kijew und der Juden aus den Ansiedelungen der Ukraine waren die Hauptartikel dieses Vertrags; denn die Verfolgungen von Seiten der Union erreichten einen solchen Grad, daß sogar der zur Liturgie bestimmte Wein und das Brod den Juden zum Alleinverkauf überlassen wurde. Allein der Hetmann wurde seinerseits durch den Verrath seiner krimischen Bundesgenossen in die Macht des Königs gegeben und mußte unter der weißen Kirche (belaja zerkow) äußerst drückende Bedingungen annehmen; als er von Seite Polens gar keine Rettung mehr sah, so begann er sich noch mehr Rußland anzunähern. Zuerst wirkte er für die Kosaken die Befugniß aus, sich auf der linken Seite des Dnievers auf russischem Gebiete ansiedeln zu dürfen, und errichtete dort fünf neue Pulke mit allen Privilegien der übrigen Ukrainepulke. Endlich nahm er bei einer Offensivbewegung der polnischen Führer zu der hohen Gnade des Czaren seine Zuflucht, legte in einem Schreiben an den Patriarchen Nikon die Bedingungen der Unterwerfung dar und bat, die Ukraine der russischen Herrschaft einzuverleiben. Eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Würdeträgern vereinigte sich in der ‚granowitaja palata' zur Berathung; der Czar beschloß, vor Ergreifung der Waffen noch einmal Genugthuung vom Könige von Polen zu verlangen; er bot seine Vermittlung zur Vertheidigung der Rechtgläubigkeit an; allein die friedlichen Worte des Czarengesandten wurden stolz von der polnischen Regierung verworfen und der Krieg erklärt, die Ukraine aber auf immer in die russische Unterthanenschaft aufgenommen."

Unter Peter dem Großen erlangte Rußland zum erstenmal das politische Uebergewicht im Osten Europa's. Zu seinen Regierungsmitteln gehörte aber die Verschmelzung des Patriarchats mit dem Czarenthum. Er machte sich eigenmächtig als Kaiser zugleich zum Papst. Wie er mit der Kirche verfuhr, darüber berichtet Murawjew: „Peter ließ alle Retardate zu ihrer völligen Erledigung, je nach ihrem Inhalte und nach der bürgerlichen Prozeßordnung, an die verschiedenen Staatsgerichtshöfe vertheilen und so kamen die Erbschaftsstreitigkeiten und die Vergehen gegen das Eigenthum der Kirche, welche bis dahin der geistlichen Gerichtsbarkeit unterlagen, vor die weltlichen Gerichte. Die rein kirchlichen, hierarchischen und dogmatischen Fragen aber theilte der Czar in der Patriarchenkanzlei, noch vor der Ernennung Stephans zum Verweser, dem Metropoliten von Rjasan zu. Gleichwohl wurden bald wieder alle Klagen gegen Personen geistlichen Standes an den Patriarchenhof gerichtet und auf Grund der Vorstellungen des Metropoliten Stephan wurde wieder, zur Handhabung der Ordnung unter den Geistlichen, eine Kirchenkanzlei eröffnet. Mit Aufhebung des Patriarchengerichts stellte der Czar die Klosterkanzlei, welche durch die Gesetzgebung seines Vaters bestätigt worden war, in ihrer früheren Bedeutung wieder her, theilte dieselbe vollständig von der Kanzlei für rein geistliche Sachen ab und übertrug ihre Leitung dem Bojaren Mussin-Puschkin. Ihrem Ressort und ihrer Gerichtsbarkeit unterlagen alle Kanzleibeamten und Besitzungen des Patriarchen und der Bischöfe, wie auch die reichen Klostergüter, welche umgeschrieben worden waren. Diese wurden nämlich nicht mehr von Cellerarien und Mönchen, sondern von Cameralbeamten des Czaren, unabhängig von den Wojewoden und Statthaltern, verwaltet und waren unmittelbar der Klosterkanzlei, wohin auch alle ihre Einkünfte floßen, untergeordnet. Auch wurde die Zahl der Mönche, beziehungsweise Nonnen, in jedem Kloster begränzt. Jedem Mönch wurde ein sicheres Unterhaltsaversum festgesetzt, nämlich jährlich zehn Rubel und zehn Tschetwerte Getreide, anstatt der früheren reichen Einkünfte, welche theils zu Staatsbedürfnissen, theils zu Erbauung von Krankenhäusern und zur Pflege der in den Klöstern untergebrachten Invaliden verwendet

worden waren." Schließlich setzte er eine von ihm ernannte permanente Synode als höchste Kirchenbehörde ein. Seitdem ist die griechische Kirche von der Staatsgewalt geknebelt und ein stummes Automat geblieben, daß sie bewegt, wie man es aufzieht.

## Arabische Dichtkunst.

Muallakat. Die sieben Preisgedichte der Araber ins Deutsche übertragen von Dr. Philipp Wolff. Rotweil, Degginger, 1857.

Die berühmten, zuerst von Hartmann (1802) übersetzten s. g. hellstrahlenden Plejaden des arabischen Dichterhimmels. „Nach arabischer Ueberlieferung haben diese vormuhamedanischen, zu den ältesten Denkmälern der arabischen Sprache und Geschichte gehörenden und daher hochwichtigen Gedichte den Namen Muallakat, d. h. die Aufgehängten, daher erhalten, daß sie (als diejenigen, welche auf der Messe von Okas in Tehamah bei Dichterwettkämpfen den Preis des allgemeinen Beifalls davon getragen haben) zunächst an der Kaba, dem Tempel zu Mekka, und hernach zur Aufbewahrung in den Schatzkammern der Könige und Großen aufgehängt oder niedergelegt worden sind. Nicht verschweigen will ich übrigens, daß diese den Namen erklärende Tradition von Neueren, wie Hengstenberg (bei Gelegenheit seiner 1823 erschienenen Ausgabe des Amrulkais) verworfen worden ist. Ein anderer Name dieser Dichtungen ist Mudahhabat, d. i. die Vergoldeten, weil sie mit goldenen Buchstaben auf Seide gestickt worden seyn sollen."

Das erste Gedicht ist von Amrulkais, der ein ritterlicher Held, ein Don Juan und ein Dichter zugleich war, ein Ideal im Geschmack des Lord Byron. „Amrulkais hat von jeher, im Orient wie im Occident, den Ruhm eines großen Dichters genossen. Nach der Tradition hat ihn Muhamed den ersten (begabtesten) der Dichter, aber freilich auch ihren Führer in die Hölle geheißen. Zur letztern Aeußerung könnten dem Propheten etwa die Verse 14 und 15 der Muallakat, oder die Verse des Divans, VII. 13 und 14, (bei Rückert, S. 117)

O weil du bist vergänglich, genieße du der Welt,
Was dir von frohem Rausche und schönen Fraun gefällt.
Von weißen, marmorgleichen, und bräunlichen gleich Rehn,
Die schamhaft Augen senken, und welche keck drein sehn.

Veranlassung gegeben haben. — Amrulkais liebte eine Tochter seines Oheims Schorachbil, Namens Oneisa, konnte ihr aber nicht beikommen. Bei einem Weiterzuge ihres Stammes erreichte er sie nun einmal, als sie mit ihrem ganzen weiblichen Gefolge sich in einem Teiche badete. Amrulkais setzte sich auf die am Ufer liegenden Kleider der Badenden und schwur, daß keine ihr Kleid bekommen sollte, außer aus seiner Hand. Die Mädchen erhoben Einsprache. Als diese aber nichts half, holte zuerst die am wenigsten verschämte ihre Kleider, dann die andern der Reihe nach, und zuletzt mußte sich auch Oneisa nach langem Sträuben dazu bequemen. Darauf schlachtete er ihnen zum Schadenersatz sein Kameel und gab ihnen von seinem Wein zu trinken. Nach der Mahlzeit mußte sich aber Oneisa dazu verstehen, dem seines Kameels Beraubten ein Plätzchen auf dem Reitthier einzuräumen." Außer diesem pikanten Liebesabentheuer enthält das Gedicht aber auch Heldenmäßiges.

Im zweiten Gedicht von Tarafa zeichnet sich eine berühmte Schilderung des Kameels aus. Im dritten des Suhair spielt die arabische Blutrache die Hauptrolle. Der Held schwört, sein Haupt nicht zu waschen, bis er Rache genommen, was an Harald Schönhaars und ähnliche Gelübde der nordischen Helden mahnt. Im vierten Gedicht des Lebid begegnen wir treuen Naturschilderungen, wie denn überhaupt alle diese Gedichte im guten wie im schlimmen Sinn genau das Gepräge des Landes und Volkes tragen. Lebid singt in der Wüste, aus der seine Geliebte davongegangen ist, auf der Stelle, wo sie zuletzt gelagert hat:

Sie sind schon oft mit Regen getränket worden, der
Bald sanft hinfiel, bald platzend und stürmend stürzte her,

Aus Wolken jeder Gattung, des Morgens und der Nacht,
Des Abends gleichermaßen, woraus der Donner kracht.

Hier wachsen wilde Disteln, und hier ist nun zu Haus
In Haufen die Gazelle, so wie der flüchtige Strauß.

Hier liegen Antelopen mit Augen groß und hell,
Zur Seite ihrer Jungen, die sich vermehren schnell.

Die Regengüsse haben die Trümmer aufgefrischt,
Gleichwie auffrischt die Feder die Schrift, die ward verwischt;

Oder gleichwie der Buntstaub, von kundger Hand gestreut,
Die in die Hand geritzten Bilder dem Aug erneut.

Ich stand bei diesen Trümmern, nach ihnen fragend. Ach
Sie konnten mir nichts sagen, da ihnen Stimm gebrach.

Nackt ist die ganze Fläche, ehdem von großem Stamm
Bewohnt; nichts blieb zurücke als Gräben und Tumam.

Wie schmerzt es dich, als je aufbrachen allzumal
Verhüllt in ihren Sänften, auf einmal, Knall und Fall.

In Sänften, schön geschmücket mit Decken allerhand,
Und mit Vorhängen bunten, zum Schutz gen Sonnenbrand.

Mädchen, wie Taudichs Kühe, von schönem Augenpaar,
Und wie Wedschras Gazellen schlank und anmuthig gar.

Der Zug ging rasch von Statten; der Dunst gab ihm den Schein
Von Tamarisken oder von schroffem Felsgestein.

Doch warum noch gedenken Nawaras, da sie dich
Verlassen und die Bande alle gelöset sich?

In einem andern Bilde malt der Dichter eine junge Kuh, die ihr verlorenes Kalb in der Wüste sucht, mit eben so lebhaften Zügen aus.

Das fünfte Gedicht von Amr Ben Kultum preist den Ruhm der Taglebiten, des Stammes, zu denen der Dichter gehört, der sich als überaus stolzen Helden zu erkennen gibt. „Amr Ben Hind sprach eines Tages zu seiner Umgebung: Kennet ihr einen Araber, dessen Mutter es verschmähte, meiner Mutter Dienste zu leisten? Sie antworteten: Ja, die Mutter des Amr Ben Kultum. Und warum glaubt ihr das? Weil, erwiederten sie, ihr Vater Muhalhil Ben Rebia ist und ihr Oheim Kulaib Ben Wail, die berühmtesten der Araber, und ihr Eheherr Kultum Ben Malek, der ritterlichste der Araber, und ihr Sohn Amr, der Fürst seines Volkes. Da lud Amr Ben Hind den Amr Ben Kultum sammt dessen Mutter zu einem Besuch ein. Sie nahmen die Einladung an und begaben sich, von Männern und Weibern aus den Beni Tagleb begleitet, von Bschesirah nach Hira. Amr Ben Hind ließ sein Zelt auf dem Felde zwischen Hira und dem Euphrat aufschlagen und berief die angesehensten Männer seines Reiches zu sich. Diese erschienen, und mit ihnen kamen die angesehensten Männer der Beni Tagleb. Amr Ben Kultum begrüßte den Amr Ben Hind in seinem Zelte, und so machte es auch Leila. Die Hind aber war in einem Gemache an der Seite des Zeltes. Bei der darauf folgenden Mahlzeit — der Nachtisch war schon aufgetragen und die Diener hatten sich bereits entfernt — wandte sich nun die Hind, von ihrem Sohne dazu aufgefordert, an die Leila mit den Worten: Reiche mir diese Platte. Aber Leila versetzte ihr: Wer etwas will, hol es selber! Als aber die Hind ihre Forderung ernstlich erneuerte, rief die Leila aus: Wehe, wir sind beschimpft, o Volk Tagleb. Kaum hatte Amr Ben Kultum solches vernommen, so stieg ihm das Blut in den Kopf, also daß Amr Ben Hind beim Anblick des Dichters sogleich Schlimmes besorgte. Amr Ben Kultum aber ergriff das einzige Schwert, welches im Zelte hing, dasjenige Amrs, und schlug diesem damit den Kopf ab. Dann rief er seinen Taglebiten, welche sofort das Zelt ausplünderten und die Kameele forttrieben, und kehrte mit ihnen nach Dschesira zurück."

Im sechsten Gedicht des berühmten Antara, der als Muster eines arabischen Ritters gilt, tritt viel Subjectivität hervor. Der Held rühmt sich nämlich selbst. Im siebenten und letzten Gedicht des Harit wird dessen Stamm, derjenige der Bekriten, gepriesen.

Die Uebersetzung ist mehr treu, als geleckt, was wir sehr billigen. Den nationalen Charakter möglichst treu wiederzugeben ist immer die Hauptaufgabe solcher Uebersetzungen. Der Verfasser versteht das Arabische, war selbst im Orient und hat kürzlich eine interessante kleine Beschreibung von Jerusalem herausgegeben.

## Romanzen.

Lorelei. Rheinisches Sagenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Zweite vermehrte Auflage. Köln, Du Mont-Schauberg, 1857.

Eine hübsche Sammlung von Romanzen, in denen alte Sagen vom Rhein gesammelt sind, und zwar von den Alpen bis zu den Niederlanden. Wer könnte am Rhein reisen ohne romantische Gefühle, ohne angehaucht zu werden vom Geist seiner Vorzeit, seiner Geschichte und Sage? Daher haben sich die schon in so vielen Formen und Auflagen erschienenen Rheinsagen in Prosa und Versen, in Reisehandbüchern, illustrirten Werken, Sagen und Liedersammlungen seit geraumer Zeit vieler Leser zu erfreuen. — Was die Romanzen betrifft, so sind freilich nicht alle gleich vortrefflich. Die modernen Dichter wissen eben den einfachen Ton das Volkslied selten zu treffen und tragen zu viel Prätension hinein. Der Titel „Lorelei" ist gesucht, da das Buch den ganzen Rhein und nicht blos den Lurleifelsen behandelt.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 71. 5. September 1857.

## Geschichte.

1) Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation von Anton Gindely. I. Geschichte der böhmischen Brüder. Erster Band. Prag, Bellmann, 1857.

Die böhmischen Brüder gingen aus dem Sturm der Hussitenzeit hervor. In ihnen sammelten sich die durch Kriege und Parteiwesen theils getrennten, theils erschöpften Elemente wieder zu einem Ganzen. „Um 1450, mitten im Frieden, trat ein Häufchen in Böhmen auf, bald genug bekannt unter dem Namen der Böhmischen Brüder: diese schienen den eigentlichen Kern der Bestrebungen Hussens erfaßt zu haben. Zwar durch einzelne Meister auch zu abentheuerlichen Exkursen auf dem theoretischen Gebiete verlockt, räumten sie doch den in dieser Beziehung aufgestellten Sätzen nur eine sekundäre Bedeutung ein. Ihr Augenmerk war zumeist auf das praktische Gebiet gerichtet, es sollte kein moralisches Gebrechen weder in der Gemeinde, noch an dem Priester geduldet werden. Dies ists ja, was Huß zuerst intendirte, was ihn den priesterlichen Charakter angreifen ließ und weshalb er die Wirksamkeit der Sakramente von dem Ausspender bedingte. Ihre kirchliche Verfassung entsprach vollkommen seinen Intentionen. Die böhmischen Brüder haben vom Momente ihrer Entstehung als wahre Repräsentanten des nationalen Hussitenthums bis zum Tode ihres letzten Meisters — des Comenius — im Exile (1450—1671) der Geschichte ihres Landes einen eigenthümlichen Stempel aufgeprägt, sie haben sich als Hauptfaktor in allen Bewegungen betheiligt, die das 16. und 17. Jahrhundert erschüttert haben."

Die Brüder wurden unter den nächsten Böhmenkönigen weniger verfolgt, als sie sich selbst durch Uneinigkeit schwächten. Derselbe Geist der Uneinigkeit hinderte sie auch an einer Vereinigung mit den deutschen Protestanten, als die Reformation begann. Sie ahmten das Beispiel der Augsburger Confession vom Jahr 1550 nur insofern nach, als sie fünf Jahre später dem König Ferdinand in Prag ihre besondere Confession übergaben. Ihr damaliges Haupt, der gelehrte Lucas, konnte sich mit Luther nicht verständigen. Nach Luthers Tode war von lutherischer Seite der berüchtigte Flacius Illyricus ein Hauptgegner der böhmischen Brüder, lediglich aus Bosheit und gekränkter Autoreneitelkeit. „Blahoslaw schrieb einen Ueberblick der ältesten Geschichte der Brüder in lateinischer Sprache nieder, um jenen, die sich um dieselben kümmerten, damit einen Aufschluß zu geben. Die Trefflichkeit und Gründlichkeit dieser kleinen Arbeit ist durch seinen Namen verbürgt; er war der erste, der den Weg historischer Forschung betreten hatte. Illyricus wurde aber so unangenehm durch die Zurückweisung seiner historischen Entdeckung und durch Blahoslaws Auftreten gegen ihn berührt, daß er den Brüdern in Preußen nicht geringe Schwierigkeiten machte, gegen sie schrieb und die Lutheraner um jeden Preis vor einer Einigung mit ihnen warnte." Vergerius, einer der gescheidtesten Männer seiner Zeit, wird im vorliegenden Werke in seiner Vermittlerrolle trefflich charakterisirt und nach Verdienst hervorgehoben.

Im Allgemeinen kann nichts unerquicklicher seyn, als diese geistlichen Zänkereien zu lesen. So wie Glaubenssachen auf den Prozeßweg gewiesen werden, verlieren sie alles Heilige und die gemeinste Sophistik tritt in den Vordergrund. Die Colloquien einer- und die Ketzerprozesse und Autodafés andrerseits haben dem Glauben mehr als alles andre geschadet, weil sie überall nur Langeweile und Abscheu erwecken und die menschliche Seele unwillkührlich dahin bringen, sich nach etwas

anderem zu sehnen, von dem Gezänk über christliche Dogmen gar nichts mehr hören zu wollen. Aus diesem natürlichen Gefühl, aus dieser Sehnsucht allein erklärt sich die schwärmerische Liebe, mit der man sich im Zeitalter der Colloquien, der Ketzer- und Hexenprozesse in das Studium der alten Classiker warf und sich in die Erinnerungen des freien, schönen Hellas vertiefte. Die Renaissance erhielt ihre Berechtigung und den unermeßlichen Einfluß, den sie geübt hat, lediglich dadurch, daß alle edleren Naturen ein unwiderstehlicher Ekel vor den kirchlichen Dingen ergriff, weil die kirchlichen Dinge Angelegenheiten von Rabulisten geworden waren. Wie unendlich hoch erhaben das Christenthum über dem antiken Heidenthum steht, die kirchlichen Zänker und Henker des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben es doch dahin gebracht, daß man sich aus dem Gebiet, welches sie allein beherrschten, hinaussehnen mußte wie aus einer Marterkammer.

Im Jahr 1547 wollten die böhmischen Brüder den schmalkaldischen Krieg zu ihren Gunsten ausbeuten und machten eine Revolution gegen den König, in der Hoffnung, die Protestanten würden siegen; als aber die letzteren nicht siegten, wurde auch in Böhmen die kaiserliche und katholische Autorität bald wieder hergestellt. Seitdem wurden die böhmischen Brüder verfolgt. Am meisten Interesse erregt der lange Prozeß Augusta's, der damals ihr Haupt war. Dieser Unglückliche wurde, nachdem er die längsten Kerkerleiden erduldet, kurz vor König Ferdinands Tode von demselben wieder frei gelassen, womit der vorliegende erste Band des Werkes endet.

Der Verfasser knüpft an den Tod Ferdinands I. einige sehr interessante Betrachtungen, indem er darauf aufmerksam macht, daß unter diesem Herrn zum erstenmal Böhmen und Ungarn dauernd mit Deutschösterreich verbunden worden seyen. „Ich kenne kein Ereigniß in der europäischen Ländergeschichte, wenn man die Jahrhunderte lang und so vergeblich angestrebte Vereinigung Italiens mit der deutschen Kaiserwürde ausnimmt, das dem Zustandekommen des österreichischen Staates in welthistorischer Bedeutung auch nur entfernt die Wage hielte. Die Zertrümmerung des deutschen Kaiserstaates, des polnischen Wahlreiches sind ohne Zweifel Ereignisse von großartiger Tragweite, deren nachhaltige Folgen wir fühlen und eine ungemessene Zeit noch fühlen werden. Durch die Existenz Oesterreichs sind diese Folgen indeß erträglich gemacht, andere schlimmere hintangehalten worden. Die Zertrümmerung dieses Staates würde die Geschicke Europa's mit einemmale und zwar für einen Theil traurig genug umstalten; wäre das Ende so unermeßlich folgenreich, wie großartig und bedeutend muß also der Anfang gewesen seyn. Mag man in der Nachbarschaft, in den Bedürfnissen der österreichischen Völker seit dem frühen Mittelalter einen Fingerzeig erblicken, daß eine Einigung hier angezeigt sey, ja mag diese selbst mit mehr oder weniger Bewußtseyn bald von Böhmen, bald von Ungarn, bald von Oesterreich auf dem Wege der Erbverträge oder Eroberungen (Mathias) versucht worden seyn, immer haben sich gleichwohl die verschiedenen Elemente theils durch die Fügungen des Geschickes, theils durch ihr inneres Widerstreben losgelöst. Erst Ferdinand ist es gelungen, in einem Centralreiche deutsche, slavische und magyarische Elemente zu vereinen. Glücklicherweise war die Vereinigung für Ungarn und Böhmen Folge eines natürlichen Bedürfnisses. Ungarn, zu schwach, allein sich gegen die Türken zu vertheidigen, mußte sich an eine Hülfsmacht anlehnen. Die Katholiken Böhmens und die nicht neuerungssüchtigen Utraquisten bedurften eines Herrschers, der für ihren Glauben eine feste Garantie zu bieten schien; daher setzten sie für seine Wahl alles an. Mit dem Momente, wo die Bedürfnisse, welche in Ungarn und Böhmen bei der Wahl den Ausschlag gegeben hatten, nicht mehr vorhanden waren, trat auch die stärkste Opposition gegen das Haus Habsburg ein. In Böhmen traf sie noch Ferdinand I. Das Luther- und Brüderthum hatte da entschieden Boden gewonnen, man mochte nichts mehr von einem katholischen Herrscher wissen. Gerade eine Eigenschaft, die Ferdinand im Jahre 1526 einer damals mächtigen, nun nur sehr schwachen Partei zur Wahl empfahl, war der Majorität ein Grund seiner Verwerfung. Der Aufstand von 1547 ist der erste Versuch zur Zertrümmerung der neuerstandenen österreichischen Monarchie. Ferdinand I. schlug ihn nieder."

Auf überraschende Weise hat sich die Vereinigung der drei heterogenen Bestandtheile Oesterreichs, wie sie unter den heftigsten äußern und innern Stürmen (Krieg in Ungarn, Italien und Deutschland und Revolution in Böhmen) unter Ferdinand I. Statt fand, in den Jahren 1848 und 1849 wiederholt. Je gewaltiger die Stürme, desto fester der wiederhergestellte Einheitsstaat.

Wir vermissen in dem Werke einige Winke über die Ursachen, welche wohl die Unvereinbarkeit der böhmischen Reformatoren mit den deutschen bedingt haben mögen. Der nationale Gegensatz, der persönliche Ehrgeiz und die jeweilige Situation haben dabei wohl nicht ausschließlich entschieden. Es muß noch einen tieferen Grund geben, aus welchem die Slaven so wenig wie die Franzosen Luthers Reformation haben annehmen mögen, eine gewisse ursprüngliche Tendenz

des Geistes und Gemüthes, deren nationale Gegensätzlichkeit sich immer und sogleich geltend macht, wo die Bande der allgemeinen Kirche, welche die ganze Menschheit umschließen sollen, gelöst werden.

2) Der Graf Zinsendorf und Herrnhut oder Geschichte der Bruderunität bis auf die neueste Zeit. Von Dr. J. Fr. Schröder. Nordhausen, Büchting, 1857.

Eine gute Uebersicht alles Wissenswürdigen in Betreff der Brüdergemeinde. Die Geschichte ihrer Entstehung und des Grafen von Zinsendorf nimmt darin den größten Raum ein. Ueber diese bedeutende Persönlichkeit ist schon so viel geschrieben worden, daß wir hier davon abstrahiren und uns nur an die Geschichte der Gemeinde selbst und namentlich in neuerer und neuester Zeit halten wollen. „Die Mitglieder der erneuerten evangelischen Bruderunität augsburg'scher Confession nennen sich Brüder nach dem Ausspruche Jesu: ‚Einer ist euer Meister, ihr aber seyd alle Brüder,' und nach der Sitte der Apostel, welche alle Gläubigen in ihren Briefen Brüder nannten. Die Benennung Brüderunität schreibt sich von der alten Brüderkirche in Böhmen und Mähren her, die sich vor dreihundert Jahren schon unter einander als Brüder vereinigt hatten. Erneuerte Brüderunität heißt sie, weil sie ihre Verfassung nach dem Muster dieser alten Kirche eingerichtet hat. Den Namen evangelische Brüderunität augsburgischer Confession führt sie eben darum, weil sie sich zu dieser Confession bekennt und zum Unterschiede von der alten böhmisch-mährischen Brüderunität." Der Zusammenhang mit diesen alten böhmischen Brüdern ist äußerlich ein nur lockerer. Der letzte Bischof derselben, Jablonski, weihte den ersten Bischof der Herrnhuter ein. Allein es gesellten sich zu den älteren Brüdern Lutheraner und Reformirte und so entstanden innerhalb der einigen Brüdergemeinde drei s. g. Tropen. Uebrigens tritt bei den Herrnhutern das Dogma nicht als Hauptsache hervor und wird noch weniger darüber gestritten, das christliche Leben ist hier die Hauptsache.

Die Statistik der Brüdergemeinde ist nicht ganz genau auszumitteln gewesen, so daß der Verfasser des vorliegenden Werks nicht einmal die Seelenzahl genau kennt, sie doch aber zu mehr als 100,000 annimmt.

In Bezug auf die republikanische Form der Gemeinde sagt der Verfasser: „Seit der Synode vom Jahre 1789 besteht die Direction der Brüderunität aus vier Departements. Das erste heißt das Helferdepartement und führt die Aufsicht über den inneren Gang der Gemeinde, über die Einrichtung des Gottesdienstes und dergleichen. Das zweite heißt das Aufseherdepartement und hat hauptsächlich darauf zu sehen, daß die Verfassung und die Disciplin der Brüdergemeinde überall aufrecht erhalten und derselben gemäß gehandelt werde. Das dritte heißt das Dienerdepartement und hat die ökonomischen Angelegenheiten der Unität zu besorgen. Das vierte ist das Missionsdepartement und besorgt die Missionssache. Jedes dieser Departements hat seinen eigenen Präses und diese vier Präsidenten machen zusammen das Präsidium der Aeltestenconferenz aus."

Diese Regierung legt aber ihr Amt in den Schooß der Synode nieder, so wie sich diese versammelt: „Die Synoden bestehen aus folgenden Mitgliedern: 1) aus den sämmtlichen von der zuletzt gehaltenen Synode zur Bedienung der Unität ins Ganze angestellten Brüdern, d. i. aus den Mitgliedern des Directoriums (oder der sogenannten Unitätsältestenconferenz); 2) aus den Bischöfen, den Civilsenioren und Administratoren der Tropen (d. i. den Vorstehern der lutherischen, reformirten und mährischen Abtheilung der Brüder); 3) aus den Provinzialhelfern oder Aufsehern über mehrere Gemeinden, die in einer Provinz wohnen; 4) aus den Herrschaften der Gemeindeorte, insofern sie Mitglieder der Brüderunität sind; 5) aus den dazu berufenen Dienern der Gemeinden und den von jeder derselben besonders gewählten Abgeordneten, und 6) aus den von der Aeltestenconferenz der Unität noch außerdem zu besonderem Zwecke berufenen Dienern der Gemeinde. Damit nun aus allen Abtheilungen und Chören der Gemeinde Abgeordnete bei der Synode erscheinen, so werden auch einige Schwestern zur Berathung der besonderen Angelegenheiten ihres Geschlechts hinzugezogen; doch haben sie kein Stimmrecht auf den Synoden. Die Synoden werden von der Aeltestenconferenz eröffnet, welche das ihr bisher aufgetragen gewesene Amt in die Hände der Synode zurück gibt. Zuerst wird der Präsident gewählt dann eben so die übrigen Synodalämter besetzt. Die Berathungen betreffen das Innere und Aeußere der Brüderunität sammt den Missionen."

Was über die Losung und andere Sonderbarkeiten bei den Herrnhuter Heirathen gefabelt worden ist, wird hier als durchaus unwahr abgewiesen. Es steht jedem frei, den Gegenstand seiner Neigung selbst zu wählen. Als eben so irrthümlich bezeichnet der Verfasser die Vorurtheile, die man häufig in Bezug auf die Oekonomie der Herrnhuter hegt. Sie haben keineswegs eine alles Privatvermögen verschlingende Gemeindekasse, sondern wie sehr auch Jeder beim Gemeindeleben sich betheiligt, behält er doch sein Privatvermögen.

Die Leichenbegängnisse der Herrnhuter sind einfach

und feierlich. „Der Leichenzug geschieht in folgender Ordnung: Der Singechor geht voran, dann folgt die Leiche, von den Brüdern in ihrer gewöhnlichen Kleidung getragen. Hinter der Leiche gehen die Leidtragenden, ebenfalls ohne Trauerkleider, und dann folgt die begleitende Gemeinde nach ihren Chören. Auf dem Wege nach dem Begräbnißplatze wird nicht gesungen, sondern es werden Liedermelodien geblasen. Auf dem Begräbnißplatze wird ein Kreis geschlossen und es stellen sich die Brüder auf der einen, die Schwestern auf der andern Seite auf. Unter Begleitung einer sanften Musik werden hier einige Verse gesungen und dann der Sarg eingesenkt. Darauf betet der Geistliche: ‚Unser Herr Jesu Christe!‘ Die Gemeinde antwortet: ‚Sey uns gnädig!‘ Der Geistliche spricht weiter: ‚Mit dem ganzen Verdienste deines Lebens, Leidens und Sterbens; mit deiner Ruhe im Grabe, mit deiner siegreichen Auferstehung, mit deiner glorreichen Himmelfahrt.‘ — Die Gemeinde fährt fort: ‚Segne uns lieber Herre Gott!‘ Darauf betet der Geistliche: ‚Du wollest uns mit der ganzen Gemeinde und insonderheit mit unserm seligen Bruder (Schwester) N. N. in ewiger Gemeinschaft erhalten und uns dereinst von unserer Arbeit zusammen ausruhen lassen an deinen Wunden.“ — Die Gemeinde fügt hinzu: ‚Erhöre uns lieber Herre Gott!‘ Nun wird vom Geistlichen der gewöhnliche Kirchensegen gesprochen und die Handlung mit einigen passenden Liederversen geschlossen. — Das Begräbniß der Vornehmeren unterscheidet sich in nichts von dem der Geringeren, und Alle werden in einer Reihe neben einander begraben; nur macht, wie oben schon bemerkt, die Zinsendorf'sche Familie davon eine Ausnahme, indem diese im mittelsten Hauptgange des Gottesackers ihr Begräbniß hat. Auf jedem Grabe liegt ein Leichenstein mit Angabe des Namens, des Tages und des Ortes der Geburt, so wie der Zeit des Todes des Begrabenen.“

Eben so einfach ist die Kleidung der Herrnhuter. „Die Frauen zeichnen sich in der Brüdergemeinde durch ihren Kopfputz aus, indem Alle, die Vornehmsten, wie die Geringsten, einfache weiße Hauben ohne Spitzenbesatz tragen, welche mit einer Schleife von seidenem Bande zugebunden werden. Bei den Wittwen ist dieses Band von weißer, bei den Verheiratheten von blauer, bei den Jungfrauen von rosenrother und bei den kleinen Mädchen von dunkelrother Farbe, so daß man sogleich, ohne nöthig zu haben, sich erst zu erkundigen, weiß, zu welchem Chore eine Jede gehört. So einfach dieser Kopfputz ist, so sehr rühmt man seine Kleidsamkeit. — Beim Ausgehen bedienen sich die Schwestern keines Sonnenschirmes, sondern eines Hutes von schwarzem oder weißem Zeuge.“

Stille, Ordnung, Wohlstand und Reinlichkeit zeichnen alle Niederlassungen der Herrnhuter sehr zu ihrem Vortheil aus. Ein Hauch des Friedens geht über ihre Wohnstätten. Sie sind verleumdet worden, was hat man nicht Unsinniges von ihnen gesagt? Aber in einem mehr als hundertjährigen Bestande hat ihre liebenswürdige Gemeinschaft durch die That jede Verleumdung besiegt und ist die letztere endlich verstummt. Die Herrnhuter stehen in der ganzen Welt in hoher Achtung. Der Verfasser glaubt sie noch gegen Vorwürfe melancholischer Pietisterei schützen zu müssen, indem er sagt: „Wer unter den Brüdern leben will, muß ein nützliches Geschäft treiben und fleißig seyn. Eben deshalb sind aber auch die Brüder frohe, glückliche und ruhige Menschen; sie sind keineswegs tiefsinnige, mißmuthige Kopfhänger, wie Manche glauben. Jeder, so sagt Frohberger, welcher Gelegenheit hat, mit den Brüdern umzugehen und sie in gesellschaftlichen Zirkeln zu beobachten, wird finden, daß sie eben so froh und vergnügt als Andere leben. Allerdings aber finden manche Einschränkungen in Bezug auf gewisse Vergnügungen bei den Herrnhutern Statt. So z. B. sind Kartenspiele, Tänze, Trinkgesellschaften und Schauspiele verboten. Die Brüder glauben nämlich, ohne über die Moralität oder Immoralität dieser Vergnügungen aburtheilen oder die, welche sie gern genießen, verdammen zu wollen, daß sie der Würde und dem Ernste eines Christen zuwider laufen, auch leicht Gelegenheit zur Sünde bieten können. Dagegen lieben die Brüder und Schwestern Spaziergänge in der freien Natur und stellen Lustreisen zu Fuße und zu Wagen an, um schöne Punkte der Gegend zu besuchen. Man liebt Musik und Concerte; Familien stellen unter sich Gastmähler an und man sucht überhaupt, wie anderwärts, geselligen Umgang. Allein auch sogar bei Spaziergängen wird die Vorsicht gebraucht, daß die beiden Geschlechter nicht nachtheilige Bekanntschaften schließen, da man selbst das unschuldige Vergnügen des Spazierengehens für gefährlich hält, wenn junge unverheirathete Leute es zusammen genießen. So wie also die ledigen Brüder und Schwestern in den Chorhäusern von einander abgesondert leben, so gehen auch beide Geschlechter, von einander getrennt, jedes für sich spazieren, und nur bei Familienzusammenkünften und in Gesellschaften der Eltern können unverheirathete junge Leute einander sehen.“

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 72. 9. September 1857.


## Neuestes über China.

Die Revolution in China in ihrer Entstehung, Bedeutung ꝛc. Nach Meadows Werk bearbeitet von J. Neumark. Mit einer Karte. Berlin, H. Schindler, 1857.

Meadows Werk (the Chinese and their rebellions) enthält die erste pragmatische Darstellung der großen chinesischen Revolution, ist daher von hohem Interesse. Meadow selbst wurde vom englischen Gouvernement als Unterhändler zu den Insurgenten in Nanking geschickt, hat mehrere ihrer Häupter persönlich kennen lernen und ihre Schriften und Proklamationen gelesen. Aus seinen Berichten geht nun hervor, daß die große Bewegung in China einen weit großartigeren und insbesondere auch reineren Charakter hat, als man bisher voraussetzen zu müssen glaubte. Es herrscht darin nämlich, wie er behaupten zu können glaubt, eine wirklich christliche Begeisterung vor.

Die Bewegung hatte einen unscheinbaren Anfang und einen Urheber, der wenig erwarten ließ. „Hung Siu Tsiuen, der Urheber und anerkannte Chef des gegenwärtigen religiös-politischen Aufstandes in China, ist der dritte und jüngste Sohn eines armen Bauern. Er ward geboren 1813 in einem kleinen Dorfe des Distrikts Hwa (etwa 7 Meilen nordöstlich von Kanton) wo die wenigen Felder seines Vaters lagen. Da er früh viel Lust und Fähigkeit zum Lernen zeigte, so ward er nicht blos im Alter von 7 Jahren in die Schule geschickt, sondern seine Verwandten, wie dies in China oft der Fall zu seyn pflegt, wenn ein Mitglied einer armen Familie ungewöhnliche Fähigkeiten zeigt, unterhielten ihn in der Schule auf gemeinschaftliche Kosten bis zu seinem sechszehnten Jahre. Er mußte dann seinen Vater einige Monate in den ländlichen Arbeiten unterstützen, indem er besonders das Vieh auf die Weide führte. Von dieser Arbeit machten ihn jedoch seine Verwandten und Freunde bald frei, indem sie ihn als Schulmeister im Dorfe anstellten, in welcher Eigenschaft er Zeit fand, seine literarischen Studien fortzusetzen und an den öffentlichen Prüfungen Theil zu nehmen. Nachdem er die niedrigste Prüfung in der Distriktshauptstadt mit Erfolg bestanden, kam er mehrere Male nach Kanton, der Hauptstadt der Provinz, um sich hier den höhern Prüfungen zu unterwerfen; hier aber scheint ihn das Glück nicht begünstigt zu haben, denn er fiel bei der entscheidenden Prüfung, die von dem Provinzialexaminator geleitet wird, jedesmal durch." Das beweist übrigens nichts gegen seine Fähigkeiten, denn in China werden bei Staatsprüfungen die Söhne der Einflußreichen eben so ungerecht begünstigt, wie anderwärts. Nachdem Hung Siu Tsiuen im Jahr 1837 das letztemal durchgefallen war, fiel er aus Indignation und Verzweiflung in eine schwere Krankheit, in welcher er Visionen hatte. In diese aber spielten die Vorstellungen hinein, die er kurz vorher durch Bekanntschaft mit dem Dolmetscher eines englischen Missionärs vom Christenthum gewonnen hatte. Er sah, wie er lebendig secirt und ihm ein neues Herz in den Leib gelegt wurde. Er erhob sich im Geist in den Himmel und erhielt von Gott dem Vater und von Gott dem Sohn Trost und eine große Mission. Schon damals nannte er Christum seinen älteren Bruder, sich selbst einen Sohn des himmlischen Vaters und verkündete, er werde Kaiser von China werden.

Allein er fand wenig Anhänger und blieb unbekannt, bis der Opiumkrieg ausbrach. Als nun die Mandschuren, die bisherigen Herren und Tyrannen des chinesischen Reichs, von den Engländern besiegt wurden, regte sich überall in den Herzen der Chinesen die Hoffnung, das Joch der Mandschu könne gebrochen werden.

Wie sehr der chinesische Prophet sich für die Siege der Engländer interessirte, erhellt daraus, daß er im Jahr 1847 selber zu den Engländern kam und sie um die Taufe bat. Als sie ihm, einer Intrigue wegen, verweigert wurde, lehrte er die Selbsttaufe. Mittlerweile hatte einer seiner ersten Anhänger, ein zurückgesetzter Privatgelehrter, wie er selbst, der als Schulmeister auf dem Dorfe lebte, Fuang Yun San, bereits größere Energie bewiesen und chinesische Götzentempel zu zerstören angefangen. Desgleichen hatten sich, unabhängig von ihm, Yang Siu Tsing und Siao Tschao Hoey zu Mitpropheten aufgeworfen, um ihn zu ihren eignen Zwecken zu brauchen. Hatte nämlich Hung Siu Tsiuen gelehrt, er sey der jüngere Bruder Jesu, so lehrte Yang, er sey der Mund Gottes des Vaters, und Siao, er sey der Mund Jesu. Hung glaubte, diese beiden Mitpropheten anerkennen zu müssen und gerieth unvermerkt unter ihren Einfluß. Im Jahr 1849 hatten die Engländer eine Piratenflotte zerstört und die aufs Land geflüchteten Seeräuber gesellten sich zu den Anhängern der neuen Sekte, die dadurch tüchtige Streiter gewann. Der Kampf der chinesischen Behörden gegen die anfangs kaum beachtete Sekte nahm nun immer mehr den Charakter eines förmlichen Krieges an. Das Heer der Sektirer wuchs von Monat zu Monat. Auch zwei Amazonen gesellten sich mit 2000 Mann dem Glaubensheer bei. Die geheime Gesellschaft, die vorlängst zur Wiedereinsetzung der einst von den Mandschus vertriebenen Dynastie Ming verschworen war, machte dem Hung Anträge, die er aber zurückwies. Es gelte nicht zum Alten zurückzukehren, sondern mit einem ganz neuen Geist auch eine neue Dynastie zu gründen. Inzwischen kam ihm doch der geheime Abfall der Minganhänger zu Statten. Die Mandschu, welche den Kern der Regierungstruppen bildeten, wurden überall von den Insurgenten geschlagen, von den chinesischen Truppen und Landbewohnern, wie es scheint, mit Absicht und nicht blos aus Feigheit im Stich gelassen. Da alle Chinesen das gleiche Interesse hatten, die Mandschu los zu werden, läßt sich ihre Apathie leicht erklären. Die Mandschu waren in ihrer Isolirung mitten unter der unzähligen chinesischen Bevölkerung dermaßen von Schreck gelähmt, daß sich ihrer 20,000 beim Sturm von Nanking ohne Gegenwehr niederhauen ließen.

Nichts charakterisirt die chinesische Armee besser, als folgende Stelle aus dem Bericht eines ihrer Generale: „Die Truppen kehrten sich zuweilen gar nicht an die Befehle ihrer Obern. So z. B. als General Hiang Yung, Generallieutenant Tai Ting San und er selbst in Yiulantang Halt machten, um eine Rekognoscirung vorzunehmen und die Position der Rebellen zu besichtigen, ging plötzlich ein großer Theil der Truppen weiter nach der Stadt Siang Tschau, wohin sämmtliche Irreguläre ebenfalls eilten, so daß die Generale das Lager auf dem beabsichtigten Punkte nicht erreichen konnten. General Hiang Yung erklärte bei dieser Gelegenheit, ‚wenn die Truppen in dieser Weise Befehle mißachteten, so würde es sein Tod seyn.' Obwohl höchlich empört, sey er doch außer Stande gewesen, die Sache zu ändern, und habe dann sein Lager in Schibmo aufschlagen lassen müssen. Diese Umstände habe er (Wu Lan Tai) persönlich mit angesehen, habe überdies gehört, daß in den früheren Schlachten die Reihen der Regulären und Irregulären im ungeordnetsten Zustande waren, daß dem Kommandowort keine Aufmerksamkeit geschenkt werde, daß beim ersten Schall der feindlichen Kanonen die Truppen von Furcht ergriffen würden, und sobald einer oder zwei verwundet worden, wolle schon die ganze Abtheilung Kehrt machen. Andrerseits ist die Zahl der Räuber und der verbrecherischen Verbindungen in Kwangtung und Kwangsi sehr groß, und sie rotten sich ohne die geringste Scheu zusammen, was alles daher komme, daß diese Menschen zur Zeit des Kriegs mit den Barbaren die Schwäche der Armee wahrgenommen hätten. Früher hätten sie die Truppen wie Tiger gefürchtet, jetzt betrachteten sie sie wie Schaafe. Ferner wären von den etlichen Zehntausenden bewaffneter Irregulärer, die nach Beilegung des Streits mit den Barbaren entlassen worden, nur sehr wenige zu ihrer ursprünglichen Beschäftigung zurückgekehrt; die meisten wurden Räuber. Daher die vielen Banditen in Kwangtung und Kwangsi, und er (Wu Lan Tai) fürchte daher, Ruhe und Ordnung werde nie wiederhergestellt werden, wenn die Beschaffenheit der Armee sich nicht ändere. Wie er gehört habe, hätten auch die fremden Barbaren sich dahin geäußert, daß China mit literarischer Bildung hinreichend versehen sey, aber seine militärischen Einrichtungen seyen mangelhaft."

Unter fortwährenden Siegen organisirte sich Hungs Armee. Er selbst war als „himmlischer König" Gottes Stellvertreter auf Erden und Herr der Welt, unter ihm aber dienten vier Fürsten der Himmelsgegenden, Yang als östlicher, Siao als westlicher, Fung Yun San als südlicher, Win Tsching als nördlicher, wozu noch ein fünfter als Hülfsfürst kam, Schih Takai. Sie kommandirten fünf Armeen, jede von 13,125 Mann. Alle ließen die Haare lang wachsen zum Unterschied von dem Zopf auf kahlem Kopf, den die Mandschu eingeführt hatten. Sie tödteten ohne Gnade alle Mandschu und zerstörten alle Götzentempel, schonten aber die chi-

nesische Bevölkerung, insbesondere die Bauern, und plünderten nur die Mandarinen. Nach einem eigenthümlichen System zwangen sie in den Provinzen, welche sie nach und nach eroberten, die waffenfähige Mannschaft, unter ihre Fahne zu treten, und schickten die Weiber und Kinder derselben nach Nanking als Geißeln. In dieser Stadt wimmelte es daher von Weibern.

Der Geist der Truppen war ein freudiger und begeisterter. Herr Meadow ist überzeugt, Hung selbst glaube an seine Sendung und meine es ehrlich, so wie auch die Mehrheit der Taiping, so heißen seine Anhänger. Hung hält sich nämlich an die h Schrift allein und hat keineswegs eine neue Offenbarung zu Markt gebracht. Wenn er sagt, er sey Jesu jüngerer Bruder, so erscheint das weniger verfänglich, sofern er alle Menschen für Gottes Kinder und Jesu Brüder erklärt und sich einzig darum einen Vorzug gibt, weil er eines persönlichen Verkehrs mit dem ewigen Vater und dem älteren Bruder gewürdigt worden sey. Alle seine Anhänger leben auch als Brüder, alle müssen auf gemeinsame Kosten gut gekleidet und gepflegt werden. Eine Priesteraristokratie wird nicht geduldet, jeder Laie ist Gottes Kind, alle sind Brüder, gleichberechtigt. Sie haben die Zehngebote und sind bemüht, darnach zu handeln. Sie genießen kein Opium, nicht einmal Tabak. In ihrem Heere herrscht die strengste Disciplin, Ehebruch und Mißhandlung gefangener Frauen wird augenblicklich mit dem Tode bestraft. Sie beten fleißig. Sie vertrauen auf Gott. Sie sehen ihre Sache als die Sache Gottes an; die Befreiung ihres Volkes hoffen sie, wenn auch mit kriegerischem Muthe, doch nur durch Gottes Gnade durchzusetzen. Es ist etwas von puritanischem Fanatismus bei ihnen, mehr noch als von muhamedanischem. Der Verfasser glaubt nicht berechtigt zu seyn, ihnen den christlichen Namen zu versagen.

Sie stehen freilich sehr auf dem arianischen Standpunkte. In einer höchst merkwürdigen Verordnung Hungs heißt es: „‚Selbst der Erlöser, der Herr Jesus, welcher der älteste Sohn von Hoang Schang Ti, dem erhabenen höchsten Gott, ist, wird nur Tschu, Herr, genannt. Nun ist im Himmel droben, auf der Erde unten und unter den Menschen Niemand größer als Jesus; wenn nun selbst Jesus nicht Ti, Gott genannt werden kann, wer darf es wagen, sich vermessener Weise Ti zu nennen?‘ Die Stelle allein beweist, daß Jesus bei den Taipings dem himmlischen Vater nicht als coordinirt oder gleichartig betrachtet wird. Er ist nur sein erstgezeugter oder ältester Sohn und als solcher der ‚himmlische ältere Bruder‘. Von allen andern Söhnen Gottes — und Alle, die die neue Lehre annehmen, werden es — ist der größte der, welcher am meisten geehrt worden, Hung Siu Tsuen, der im Geiste in den Himmel gerufen ward und den himmlischen Vater von Angesicht zu Angesicht sah. Er ist also der zweite Sohn des himmlischen Vaters, aber es liegt in dieser Bezeichnung durchaus nichts, was fromme Christen des Westens für eine Blasphemie zu halten brauchen. Folgende Stellen aus einem Edikt Hung Siu Tsuens vom Ende des Jahres 1851 werfen ein weiteres Licht hierauf: ‚Der himmlische Vater, der höchste Herr, Hoang Schang Ti, ist der einzige wahre Gott: es gibt keinen andern Gott, als den himmlischen Vater, der höchste Herr, Hoang Schang Ti. Der himmlische Vater, der höchste Herr, Hoang Schang Ti, ist allwissend, allmächtig und allgegenwärtig. Es gibt keinen Menschen, der nicht von ihm hervorgebracht und erhalten wird; Er allein ist der Höchste, Er allein ist Ti. Dem himmlischen Vater und höchsten Herrn gebührt allein der Titel des Höchsten, der Titel Ti. Von jetzt ab sollen Uns die Truppen nur mit Herr (im Original tschu, soviel wie Souverän) anreden; sie sollen Uns nicht den Höchsten nennen, indem sie dadurch wider den himmlischen Vater sündigen. Der himmlische Vater ist der Heilige (sching) Vater im Himmel; der himmlische ältere Bruder ist der Heilige Herr, der Erlöser der Welt: nur der himmlische Vater und der himmlische ältere Bruder sind Heilig. Von jetzt ab sollen die Truppen Uns blos ‚Herr‘ anreden, sie sollen Uns nicht Heilig nennen, indem sie dadurch wider den himmlischen Vater und himmlischen älteren Bruder sündigen.‘“

Außerdem hängen die Taiping an der Vielweiberei, aus alter chinesischer Gewohnheit und weil das alte Testament ihnen das Beispiel der Patriarchen empfiehlt.

Hung wurde durch Yang von den weltlichen Geschäften und von der Leitung des Krieges zurückgedrängt und blieb nur eine Art geistlicher Kaiser oder Papst, wie er sich denn aus eigener Neigung vorzugsweise in Gebet und Theologie vertiefte und dabei, das geht aus allen Zeugnissen hervor, sich möglichst treu an die Bibel zu halten suchte. Yang aber störte ihn in diesem löblichen Bestreben und verlangte allerlei Concessionen an das Herkömmliche in China, z. B. auch Beibehaltung des Drachen als des Nationalsymboles, obgleich der Drache dem christlichen Gefühl immer nur teuflisch erscheinen kann. Yang wandte sogar Zwang gegen Hung an und wollte ihm auf Befehl Gottes des Vaters zur Buße Stockschläge verabreichen lassen. Er beklagte sich nämlich über allzu große Nachsicht Hungs gegen dessen Sohn und Thronerben, ein Beweis, daß Yang den letztern gern verdrängt und sich selbst die höchste Würde

errungen hätte. Er nahm den Titel „Tröster und h. Geist" an und ordnete sich damit eigentlich über Hung.

Von Nanking aus unternahmen die Taiping einen kühnen Zug nordwärts gegen Peking, und zwar, wie der Verfasser glaubt, nicht in der Meinung, diese große Stadt durch einen Handstreich nehmen zu können, wohl aber in der Absicht, die Streitkräfte der Mandschus im Norden zu fesseln und vom Süden zurückzuhalten, dessen sie sich unterdeß mit größerer Bequemlichkeit bemeistern konnten. Der Verfasser lobt dieses Manoeuvre als sehr klug und sieht in der Verzögerung keineswegs eine Stockung der Insurrection.

Die fürchterlichen Scenen in Canton, wo die kaiserlichen Mandarinen 70,000 Menschen hinrichten ließen, waren keine Reaction gegen die Taiping, denn hier insurgirten sich nur die Anhänger der Mingdynastie.

Die Erfolge der kaiserlichen Heere sind deswegen so geringfügig, weil der Kaiser nicht wagt, die Mongolenfürsten zu Hülfe zu rufen, die bei dieser Gelegenheit wohl selbst sich empören und ihn vom Thron stürzen könnten. Der Verfasser glaubt, in der ganzen großen Bewegung China's zeige sich fortwährend nur eine Strömung stark und sicher, nämlich die der Taiping zu ihrem Ziele und er zweifelt nicht, Hung werde den Herrscherstuhl der Mandschu besteigen. Er selbst wurde als englischer Agent in ihrem Lager gut und als „christlicher Bruder" aufgenommen. Es gab zwar ein kleines Mißverständniß, indem die Taiping meinten, die Engländer und alle Christen müßten sich ihrem Hung unterwerfen; allein die derb abweisende Antwort der Engländer hinderte sie doch nicht, die christliche Brüderlichkeit zwischen beiden Nationen gelten zu lassen.

Das wichtigste Ereigniß der jüngsten Zeit ist der vollständige Sieg des wahren Glaubens über die weltliche Intrigue und Herrschsucht, d. h. Hungs über Yang. „Der unter dem Titel König des Ostens bekannte hohe Würdenträger Yang, derselbe, der, wie wir oben gesehen, schon seit längerer Zeit durch seine göttlichen Offenbarungen faktisch die erste und einflußreichste Rolle bei den Taipings spielte, wollte nun auch zum nominellen Oberhaupt derselben sich machen und zettelte zu dem Ende ein Komplott gegen den „himmlischen Fürsten" an, bei dem es auf dessen Ermordung abgesehen war. Dies ward indessen verrathen, und Hung Siu Tsiuen verlor keinen Augenblick, seinen zweiten höchsten Beamten, den König des Nordens, Namens Wei Tsching, insgeheim zu beauftragen, den König des Ostens sammt seinem Anhang aus dem Wege zu räumen. Dieser Befehl ward in umfassender Weise ausgeführt." Aber Wei selbst und noch mehrere zweifelhafte Führer wurden hingerichtet und Nachrichten vom 29. März 1857 aus Schangai zufolge hat Hung über alle Nebenbuhler gesiegt und die Alleinherrschaft wiedererrungen.

Indem nun der Verfasser fest überzeugt ist, Hung werde die Mandschudynastie stürzen und in kurzem ganz China beherrschen, gibt er seinen eigenen Landsleuten guten Rath. Einmal sagt er den Missionären, sie sollten sich eifrigst bemühen, solche Commentare zu Bibeln in das Lager der Taiping zu werfen, daß dadurch auf die künftige Ordnung der Dinge in China Einfluß geübt werde. Ein guter Wille sey bei Hung vorauszusetzen, aber die mangelhafte Einsicht könne, wenn nicht geschickt nachgeholfen werde, in die chinesische Auffassung der Bibel Dinge hineinbringen, die sich künftig als unübersteigliche Hindernisse ihrer Verbindung mit den abendländischen Christen ergeben würden. Er macht darauf aufmerksam, daß Hung bereits befohlen habe, bei allen Staatsprüfungen nur die Bibel zu Grunde zu legen.

Sodann räth er der englischen Regierung, mit der französischen und nordamerikanischen fest zusammenzuhalten gegen Rußland, damit dieses nicht etwa die Unordnung im chinesischen Reiche benutze, um Eroberungen darin zu machen. Insbesondere empfiehlt er den drei Seemächten, darauf zu dringen, daß auch ihnen, und nicht blos den Russen allein, die Schifffahrt auf dem Flusse Amur geöffnet werde.

Man wird aus dem wenigen hier Mitgetheilten ersehen, von welchem Werth und Interesse die vorliegende Schrift ist. Wir freuen uns, daß Meadow die Wahrheit und Ächtheit christlicher Begeisterung hier nicht in Zweifel zieht. Warum sollten die Apostel der Chinesen nur Betrüger seyn, es nicht aufrichtig meinen? Ihr Trachten nach Wahrheit und ihr Gewinn an der Wahrheit dürfte jedenfalls größer seyn, als der Irrthum, der ihnen noch anklebt. Nur wer das Christenthum überhaupt mißachtet, kann an der Macht zweifeln, die es auf die Seelen überall ausgeübt hat, ausübt und ausüben wird.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3. in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, № 73. 12. September 1857.


## Pädagogik.

Die Regierung der Kinder. Für gebildete Aeltern, Lehrer und Studierende von Dr. Tuisco Ziller. Leipzig, Teubner, 1857.

Der Verfasser unterscheidet das Regieren von Erziehen. Wenn nun auch beides vielfach in einander übergeht und schwerlich jeder Vater oder Lehrer sich in jedem gegebenen Moment bewußt ist, ob er mehr regiert oder mehr erzieht, so hat doch die Unterscheidung einen nicht blos wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Werth. Wir bemerken das, weil wir die s. g. wissenschaftlichen Unterscheidungen, die nicht zugleich praktisch anwendbar sind, auf praktischen Gebieten (Pädagogik, Politik) gar nicht gelten lassen und in den Papierkorb werfen, den die deutsche Gelehrtenwelt leider wie das Danaidenfaß in jeder Leipziger Büchermesse aufs neue zu füllen bestrebt ist.

Auf das Regieren der Kinder das Augenmerk zu richten, ist in unsrer Zeit doppelt praktisch und nöthig, weil man gerade das Regieren am meisten versäumt hat. Noch sind uns die pädagogischen Schwärmer erinnerlich, die da behaupten, nicht wir Alten sollen die Kinder lehren, sondern wir sollen von ihnen lernen. Uns auch von ihnen regieren lassen, war die Meinung. Denn man sollte dem Kinde seine Freiheit zur Selbstbestimmung lassen, wurde gelehrt. Züchtigungen wurden verpönt, was blieb also den Alten übrig, als sich alles von den Jungen gefallen, d. h. sich von ihnen regieren zu lassen? Auch in die öffentlichen Schulanstalten ist zu viel von dem verkehrten Humanitätsprincip eingedrungen und hat sich bis heute erhalten. Man setzt in der Regel immer noch eine Selbstständigkeit des Urtheils und ein Ehrgefühl bei Kindern voraus, die nur beim Manne natürlich sind. Sonderbar, Männer lassen sich mehr gefallen, als sie selber wollen, daß Kinder sich gefallen lassen sollen. Mancher Vater, der selbst ein Summum von Servilismus ist, spricht für seine unartigen Herrn Söhne in der Schule die Ehre des stolzen Republikaners an. Oeffentliche Lehrer kommen in den Fall, dem nichtswürdigen Herrensöhnlein, an dem sie sich einmal im gerechten Zorn vergriffen, noch Abbitte thun zu müssen.

Der erste Satz der vorliegenden kleinen Schrift ist: Kinder sind unmündig und müssen darnach behandelt werden. In allen Fällen, in denen sie entweder nicht die Fähigkeit oder nicht den Willen haben, sich selbst zu regieren, müssen sie regiert werden. Dazu ist von ihrer Seite blinder Gehorsam nöthig und ihnen gegenüber eine strenge Autorität. Der Gehorsam muß blind seyn. Die Regierung rechtfertigt ihre Befehle nicht, „sie räsonnirt darüber nicht etwa mit dem Zögling, sie motivirt ihre Anordnung nicht, sie gibt über die Gründe, durch die sie sich zur Aufstellung des Gebotes hat bestimmen lassen, keine Rechenschaft. Sie sucht überhaupt ebenso wenig die Uebereinstimmung des Kindes mit der Anordnung herbeizuführen, als sie sich auf seine schon vorhandene Einsicht beruft. Nichts von allem dem. Sie befiehlt oder verbietet blos, wie es das Drängen des Augenblickes nothwendig macht, und sie fordert im Vertrauen auf ihre Stärke den strengen, unbedingten, blinden Gehorsam, der durch Furcht und Zwang hervorgebracht werden kann, der auch ohne Einsicht in die Gründe geleistet wird, ja der selbst dann geleistet wird, wenn man die Gründe verwirft. Es ist das seinem Wesen nach derselbe Gehorsam, wie ihn die Bürger des Staats zu leisten haben, auch wenn ihnen die Gesetze nicht gefallen, oder die Motive zu den Gesetzen unbekannt sind. Es ist das der Gehorsam, der geleistet wird, weil man sich der Nothwendigkeit nicht zu entziehen vermag, welche von der Macht auferlegt wird

und in die sich jeder Vernünftige freiwillig fügt. Man mische hier nur nicht Gedanken ein, die nicht hieher gehören. Man mische namentlich in die Kinderregierung nicht Rücksichten auf die eigentliche Erziehung und Charakterbildung ein, wie man es oft thut, indem man sie sich vielleicht nicht einmal zu deutlichem Bewußtseyn bringt, sondern in völlig unbestimmter Weise als Forderungen der Humanität geltend zu machen sucht. Der schweigende, blinde Gehorsam läßt sich einmal weder im Staate, noch bei dem Heere, noch endlich unter den Kindern vermeiden, weil außerdem dem dringendsten Bedürfniß des Augenblicks, der Aufrechthaltung der Ordnung, nicht volle Genüge geschehen kann. Er gehört zu den nothwendigen Erbübeln der Gesellschaft, von denen freilich die Menschen gewöhnlich thörichter Weise ebenso ungern hören, wie von der Erbsünde des Einzelnen. Manche gehen so weit, daß sie sogar allen Gehorsam verwerfen, der nicht aus der eigenen Ueberzeugung des Kindes hervorgeht. Wo das Kind die Gründe des Befehls nicht einsieht, gestatten sie ihm Ungehorsam und betrachten mit Wohlgefallen seine zügellosen Kraftäußerungen, selbst wenn sie sich gegen den Erzieher richten. Das Kind soll wenigstens, auch wenn man nicht mit ihm räsonniren mag, nichts aufs bloße Wort des Erziehers hin thun. Diese Ansichten sind den Grundsätzen der Regierung aufs äußerste zuwider. Die Gesellschaft kann in Betreff der Beobachtung der allgemeinen Ordnung nicht darauf warten, bis das Kind zur Besinnung gekommen, oder bis es möglich und zweckmäßig ist, ihm die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der darauf bezüglichen Anordnungen begreiflich zu machen. Diese Anordnungen gelten unbedingt und ohne Einschränkungen für ein jedes ihrer Glieder, so bald und so lange es ein solches ist, und da das Kind von der Gemeinschaft mit anderen nicht ausgeschlossen werden darf, so kann ihm auch der in der Gesellschaft unentbehrliche Gehorsam nicht erlassen werden, der von der Einsicht und Einstimmung des Gehorchenden getrennt ist."

Eben so blind muß die Anerkennung der Autorität seyn. „Es ist nichts verkehrter, als wenn auf die Klage eines Schülers gegen einen Lehrer eine Untersuchung und ein fast gerichtliches Verfahren eingeleitet, oder wenn der Schüler durch eine ihm bekannt gemachte gesetzliche Anordnung gegen irgend eine Aeußerung der Regierungsgewalt sicher gestellt wird. Dadurch wird die Autorität des Lehrers unfehlbar gebrochen, wie auch der Ausgang der Untersuchung ausfallen, und worin immerhin die Sicherstellung bestehen mag, und der Schüler sieht, daß nicht die volle ungetheilte Gewalt in der Hand des Lehrers ruht. Die Autorität des Erziehers muß aber ungeschwächt bleiben, und in der Sphäre des Schülers muß er unbeschränkt herrschen. Ein Recht darf auch dem Schüler einem Lehrer gegenüber durchaus nicht eingeräumt werden, weil es eine Einschränkung für die Macht des letztern in sich schließen würde. Sollte aber ein Schüler trotz dem sich einfallen lassen, bei dem Director oder Lehrercollegium Klage zu führen über einen Lehrer, so muß er nicht blos ohne Weiteres, und ohne daß er auch nur vollständig angehört wird, abgewiesen werden, sondern es ist das überdies als eine Auflehnung gegen die Regierungsgewalt anzusehen und zu bestrafen. Freilich ist jeder Lehrer für alle seine Handlungen einer höheren Macht verantwortlich, und er hat sich auch stets zu erinnern, daß die Gewalt, welche die Aeltern einem fremden Erzieher über ihre Kinder einräumen, wie das ganze Geschäft, welches er in ihrem Auftrage für bestimmte, durch seine Hülfe zu erreichende Zwecke übernimmt, durch das Vertrauen zu ihm begrenzt ist, wofern die Aeltern nicht durch äußere Umstände in der Disposition über ihre Kinder beschränkt sind. Abgesehen von diesem Ausnahmefall, hört die ihm anvertraute Gewalt und das ganze ihm übertragene Geschäft auf, sobald er das in ihn gesetzte Vertrauen nicht rechtfertigt. Aber über den Gesichtskreis des Schülers muß eine solche Reflexion hinaus liegen. Er darf davon nichts wissen, er darf es nicht einmal ahnen. — Darum darf auch der Vorgesetzte, der eine Schulklasse inspicirt, den Kindern die Abhängigkeit, in der der Lehrer steht, nicht in irgendwie auffallender Weise fühlbar werden lassen. Niemand darf eine Strafe, die der Lehrer auferlegt hat, wieder aufheben. Er selbst darf freilich auch nicht nöthig haben, Hülfe bei einer höheren Macht zu suchen, um in seinem Kreise die Ordnung aufrecht zu erhalten. Er darf niemals seine Strafgewalt aus den Händen geben, um als Kläger gegen den Schüler aufzutreten. Er darf sich nur mit einer insofern ihm gleichstehenden Macht, als der Schüler ihr gleichfalls unterworfen ist, mit andern Lehrern, mit den Aeltern, zu gemeinsamen Maßregeln wider denselben verbinden."

Ferner verwirft der Verfasser alle Versuche, die Schule zu demokratisiren, die Disciplin durch die Schüler selbst unter sich handhaben zu lassen und den Pennalismus.

Dagegen verlangt er auch von der Regierung Kraft und Weisheit. Das zu viel Regieren, das zu ängstlich Regieren, das unentschlossene und mit Widersprüchen Regieren verwirft er eben so, wie das allzugrobe und dumme Dareinfahren und Despotisiren, beides weil es

zweckwidrig ist und die Jugend, anstatt sie zu regieren, nur zu einer natürlichen Opposition aufmuntert. Sehr gut setzt der Verfasser auseinander, wie mutterwitzig die Kinder sind, wenn es gilt, Fehler ihrer Lehrer und Erzieher zu entdecken und ein falsches Befehlsystem durch passiven Widerstand zu neutralisiren oder auch in offensiver Defensive den Quälgeist selbst wieder zu quälen.

Einen Umstand hat der Verfasser nicht genug hervorgehoben. Wie alle deutschen Doctrinäre stellt er schlagende Wahrheiten im Allgemeinen auf, vergißt aber, daß auf einem praktischen Gebiete, wie das vorliegende, lediglich die zufälligen Persönlichkeiten entscheiden. Alle Wahrheiten der wissenschaftlichen Politik werden durchkreuzt durch die regierenden Persönlichkeiten, eben so auch alle Wahrheiten der wissenschaftlichen Pädagogik. Der grobe, der pedantische, der ängstliche, der leichtsinnige, der allzuhitzige Lehrer bleibt, wie er ist, da hilft alles Rathen und Anordnen von oben nichts. Will die höchste Schulautorität durchdringen, so muß sie nicht blos Rechte feststellen, sondern die Persönlichkeiten in Anspruch nehmen, den Groben, Wilden, Despotischen mäßigen, den Schwächling heben und unterstützen. Um aber mit diesem Geschäft nicht gar zu sehr und immerwährend belästigt zu werden, muß sie von vorn herein darauf Bedacht nehmen, regierungsunfähige Lehrer gar nicht anzustellen. In dieser Beziehung leidet man in Deutschland noch große Noth. Zu Anstellungen im Schulfach befähigt in der Regel nur die Gelehrsamkeit und ein wir möchten sagen negativer Charakter, d. h. das Prädikat, daß man nicht unsittlich lebe. Sobald Einer die herkömmliche Schulpensa handwerksmäßig inne und nicht gerade einen schlechten Lebenswandel geführt hat, so wird er zum Regenten der Kinderwelt gemacht, wenn er auch zum Regieren nicht die geringste Fähigkeit besitzt, wenn er notorisch einen schwachen Charakter, ein ängstliches unbehülfliches Benehmen, oder eine rohe Seele und gemeine Manieren besitzt, oder auf zeitlichen Vortheil bedacht nur den Reichen und Vornehmen schmeichelt und gegen die Kinder der Armen das Rauhe herauskehrt &c.

Eine Ermahnung und Anweisung für die höchsten Schulbehörden zur Anstellung regierungsfähiger Lehrer dient daher zur nothwendigen Ergänzung der vorliegenden, im Uebrigen sehr beachtenswerthen und vortrefflichen kleinen Schrift.

---

## Geschichte.

Herr Walther von Geroldseck, Bischof von Straßburg, 1261—1263. Von C. H. Frhrn. Roth von Schreckenstein, Dr. phil. Tübingen, Laupp, 1857.

Eine Monographie aus der „argen, kaiserlosen Zeit“ nach dem Sturze der Hohenstaufen. Bekanntlich diente Graf Rudolf von Habsburg dem Straßburger Bischof Walther gegen die Stadt, trat aber nachher zur Stadt über und half ihr ihre Freiheiten erringen. Im Einzelnen ist aber dieser Vorgang noch nie gründlicher untersucht worden. Der edle Freiherr, dessen Werk über das Patriciat wir vor kurzem in unsern Blättern anzeigten, einer der ersten Kenner der mittelalterlichen Ständegeschichte, hat nun eine solche Untersuchung mit strenger Kritik vorgenommen und manchen Irrthum berichtigt, der sich in die bisherigen Darstellungen eingeschlichen hatte.

Vor allem ist zu bemerken, daß Bischof Walther den harten Tadel, mit dem er gewöhnlich überhäuft wird, gar nicht verdient. Er war kein Tyrann, er verfocht nur sein gutes Recht. Straßburg war keine freie Reichsstadt, sondern dem Bischof unterworfen. Sie wollte erst eine freie Reichsstadt werden und den Bischof gewaltsam seiner Rechte berauben. Von Bedrückung des Volks durch Steuern, wovon Barthold in seiner Geschichte der deutschen Städte fabelt, kommt vollends gar nichts in den Quellen vor.

Zweitens ist zu bemerken, daß damals in Straßburg nicht das Volk, die Demokratie, sondern eine Aristokratie der Geschlechter regierte, die unter einem energischen Mann, Namens Liebenzeller, den Stadtrath unabhängig vom Bischof selbst gewählt und der Stadt neue Statuten gegeben hatte. Diese adelige Stadtaristokratie fand natürlich Freunde unter dem Landadel. Sofern nach dem Untergang der Kaiser und der Herzoge von Schwaben mehrere Adelsfamilien damals auf Kosten der andern Meister zu werden trachteten, konnten die Städte, die ihrerseits sich emancipiren wollten, immer darauf rechnen, sich einer mächtigen Adelsfamilie gegen die andere bedienen zu können. Im vorliegenden Falle bediente sich die Stadt Straßburg der Habsburger gegen die Geroldsecker.

Graf Rudolph von Habsburg zog anfangs als Lehensmann des Bischofs mit gegen die Stadt, besann sich aber bald eines andern und verband sich mit der Stadt gegen den Bischof. „Die Veranlassung zu diesem Schritte scheint in der Stellung gelegen zu haben, welche der

Bischof überhaupt einnahm und durch welche ein Bündniß des Grafen mit der Stadt sehr nahe gelegt wurde. Walther verband nämlich, abgesehen von der Verpfändung Hagenaus, mehrfach Reichsgut mit dem Besitzthum seiner Kirche, und sein Bruder Hermann von Geroldeck war König Richards Landvogt, von Basel bis Sels auf beiden Seiten des Rheines. Der Graf von Habsburg hatte, als Landgraf im obern Elsaß und als Herr des durch seine Heirath mit Gertrude von Hohenberg erworbenen Albrechtsthals, die um sich greifende Macht der Geroldsecker zu fürchten. Es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß persönliche Zwistigkeiten vorgefallen sind, wenn auch die von Strebel erzählte Anekdote in keinerlei Weise verbürgt zu seyn scheint. Graf Rudolf war nach dem Waffenstillstande, wie die übrigen Helfer des Bischofs, nach Hause zurückgekehrt. Er urkundet am 25. August 1261 mit seinen Vettern Gottfrid und Eberhard zu Muri. Während dieser Zeit haben sich nun die Straßburger ohne Zweifel um seinen Beistand beworben, eingedenk des Umstandes, daß schon Graf Albrecht von Habsburg, Rudolfs Vater, zur Zeit der Bischöfe Heinrich von Veringen und Berthold von Teck, Venner der Stadt gewesen war. Rudolf schickte am 13. September von Basel aus einen vertrauten Ritter, Heinrich von Ostrach, nach Straßburg an den Liebenzeller mit dem Auftrage, über ihre gegenseitigen Angelegenheiten mündlich zu verhandeln und abzuschließen. Es war Alles vorbereitet, denn schon am 18. September 1261 traten Herr Heinrich von Neuenburg, Domprobst zu Basel (der nachmalige Bischof), Graf Rudolf von Habsburg, Landgraf im Elsaß, die Grafen Conrad von Freiburg und Gotfrid von Habsburg, sowie Meister, Rath und Gemeine von Straßburg in ein eidlich gelobtes Schutz- und Trutzbündniß."

Die Plebejer von Straßburg, die armen Leute, wurden von beiden Parteien bearbeitet. Der Bischof suchte das Proletariat gegen die in der Stadt herrschende Aristokratie aufzubringen, die Aristokratie gestattete dagegen dem Proletariat, die Häuser der aus der Stadt verbannten Domherrn zu plündern. Eine selbstständige Rolle spielte das Proletariat nicht.

Die benachbarten Bischöfe selbst hielten nicht zusammen, sondern arbeiteten gegen einander. Im Interesse der Kirche, die eben das Kaiserthum überwunden hatte, hätten sie einig handeln sollen; allein es kam denjenigen Adelsfamilien, deren Glieder damals gerade Bischofssitze eingenommen hatten, nur darauf an, durch das bischöfliche Ansehen ihre Familienmacht mit neuem Besitz und neuen Rechten zu vermehren. Somit wurde Walther von den Nachbarbischöfen im Stich gelassen. Wenn man die Eigenmächtigkeit und das Sonderinteresse der Bischöfe kennt, wundert man sich nicht mehr über das Bestreben der Päpste, sich den Episcopat in unverbrüchlichem Gehorsam unterzuordnen. Nichts war der Macht, wie auch dem moralischen Ansehen der Kirche so verderblich, als die Corruption und weltliche Tendenz im Episcopat. Das Streben der Päpste, dasselbe in die Zucht zu nehmen, war daher natürlich motivirt und gerechtfertigt.

König Richard kam damals nach Deutschland, fand seine Günstlinge, die Brüder von Geroldseck, bereits isolirt, tractirte mit ihren Gegnern und ließ sie im Stiche. Nun triumphirten die Straßburger und machten sich vollkommen reichsfrei. Aber auch der Habsburger triumphirte, denn zwölf Jahre später bestieg er an des ohnmächtigen Richard Stelle den deutschen Kaiserstuhl.

Wir empfehlen dieses sehr lebendige und treue historische Gemälde, das gleich einem hellen Schlaglicht ins Dunkel des Mittelalters fällt.

---

## Jugendschrift.

Deutscher Haus- und Schul-Homer. Für die Jugend nach E. Windasch's metrischer Uebertragung bearbeitet von Dr. W. Windasch. Mit einem Vorwort von Oberschulrath Fr. Kohlrausch. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung, 1857.

In drei Theilen von sehr mäßigem Umfang, zusammen 33 Druckbogen. Der erste Theil enthält die Ilias, der zweite die Odyssee, der dritte die Erklärung. Die Uebersetzung in Hexametern umfaßt nur die wichtigsten Theile der beiden großen Gedichte und läßt alles Nebenwerk, was sich sonderlich für die Jugend nicht eignet oder zu weitläufige Wiederholungen, Schlachtberichte rc. enthält, ganz weg oder es wird vom Uebersetzer nur die kurze Inhaltsanzeige in Prosa eingefügt. Das ist in der That praktisch für den Gebrauch der Schüler. Auch die Erklärungen zeichnen sich durch Zweckmäßigkeit, Deutlichkeit und Kürze aus.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 74.** 16. September 1857.

## Biographie.

Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). Sein Leben und seine Schriften dargestellt von Dr. E. Manuel. Mit Portrait und Facsimile. Berlin, Julius Springer, 1857.

Eine treue und liebevolle Lebensgeschichte und Charakteristik des berühmten Volksschriftstellers aus dem Canton Bern. Das Leben dieses ausgezeichneten Mannes war höchst einfach. Er wurde 1797 geboren und starb 1854 als Landpfarrer, hochgeachtet und geliebt als Vater einer glücklichen Familie, ohne daß je irgend ein bedeutendes Ereigniß den einfachen Gang seiner Studien- und Amtsjahre gestört hätte. Auch die letzte Revolution, obgleich er sich dem extremen Radicalismus energisch entgegenstemmte, änderte nichts in seiner Lage.

Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß Bitzius nicht als Romanschreiber, sondern als ein Volksfreund, Volksberather mit gewissermaßen prophetischem Charakter beurtheilt werden müsse und dem Franklin, Claudius, Justus Möser, Pestalozzi und Riehl näher stehe als seinem s. g. Rivalen Auerbach.

Bitzius schilderte das Volk, wie es ist, um ihm einen Spiegel vorzuhalten und es dadurch zur Besinnung über seine eigenen Fehler zu bringen, zu bessern und zu veredeln. Oft schreibt er in sittlicher Entrüstung. Die radicale Schweizerrevolution fand in ihm einen ihrer unerschütterlichsten Bekämpfer. „So war der ‚Geltstag' oder ‚die Wirthschaft nach der neuen Mode', ein Buch, das im Jahr 1846 erschien, ein Kind der bewegten Zeit, und Bitzius spricht in demselben zornige und strenge Worte. Auch nennt er dasselbe in einem Brief an seinen Freund Maurer selbst ein unerquickliches und sagt Folgendes über dessen Motive: ‚Dies Buch zeichnet die traurigste Seite unseres Volkslebens, das Wirthshausleben, hauptsächlich der Wirthsleute, theilweise auch das der Gäste. In solchen Nestern und von solchen Leuten wird die Aufregung in unserem Vaterlande erzeugt und erhalten. Hier entstehen die politischen Ansichten und Richtungen, und zwar durch brodlose Agenten, verspudelte Krämer und aller Grundsätze baare Handlungsreisende. Die Zeitungsmacht ist bereits veraltet. Den meisten der Leute ist es zu beschwerlich, eine Viertelstunde Etwas zu lesen. Auf diese Cloaken einmal einen hellen, grellen Schein zu werfen, drängte es mich längst. Manchmal hilft es, wenn man eine Sache recht beleuchtet, welche man im Halbdunkel oder im Mondschein für recht schön oder wenigstens für anständig gehalten. Eine Art vaterländischen Zornes hat also das Buch erzeugt, um deswillen du mir verzeihen mußt, wenn die Geißel zu hart geschwungen, die Worte gar zu tief in Galle und Bitterkeit getaucht scheinen. Das Ding war dazu noch zwischen den zwei Freischaarenzügen geschrieben, als eben dieser Wirthshauslärm am größten war.' — Bitzius selbst sagt im Vorwort zum ‚Zeitgeist und Bernergeist' so offen als möglich: ‚Der Hauptgrund, warum der Verfasser auch beim besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radikalismus oder der radikalen Politik, daß dieselbe sich in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt, das Heiligthum der Familien verwüstet, alle christlichen Elemente zersetzt. Wo man im Hause den Fuß absetzt, tritt man auf diese Schlange, diese Landplage Europa's.' In einer frühern Stelle dieses Vorworts sagt er ferner: ‚die Liebe zu der wahren, christlichen Freiheit, die ihm als gebornem und nicht gemachtem Republikaner nicht nur lieb, sondern, da er in derselben aufgewachsen, Bedürfniß sey, habe ihn gedrängt, Schriftsteller zu werden, und zwar als er

bald vierzig Jahr alt gewesen. Er habe gewußt, was er wollte. Er sey für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen in die Schranken getreten.'"

Herr Manuel bemerkt mit Recht, Bitzius habe sich in derselben Stellung befunden, wie die großen Männer des Alterthums, die in den sinkenden Republiken den Wahnsinn der Gemeinheit mit ansehen mußten. „Bitzius befand sich mit seinen Grundsätzen von Staatsordnung und Familienleben gegenüber dem überspannten Treiben Vieler, die den echten Demokratismus in der völligen Emancipation des Individuums von allem Ueberlieferten und sittlich Feststehenden suchten, in einer ähnlichen Lage, wie sich zu allen Zeiten in Republiken, namentlich in stürmisch bewegten Demokratien, solche Männer befunden haben, welche von der Uebertreibung des herrschenden Staatsprincips den Umschlag in ein entgegengesetztes fürchteten, und deren ernster Sinn sich von der Zügellosigkeit abwendete, die sie in Staat und Leben mächtig werden sahen. So sehen wir im alten Athen die großen Schriftsteller, Staatsmänner, Dichter gegenüber der demokratischen Richtung der Zeiten fast auf einer Linie, und die Bemerkung ist ganz richtig, daß sich alle in diesem Gegensatz zur faktischen Demokratie oder Demagogie ihrer Zeiten zum Verwechseln gleichen, daß Aeschylos und Aristophanes, Thukydides und Isokrates, Platon und Demosthenes alle in bewußtem und bestimmtem Gegensatz zu ihrer Zeit stehen, bittere Klagen über die Gesunkenheit der Gegenwart und über die Fehler und Schwächen des Volkes führen und die in ein ideales Licht gerückte Vergangenheit der Gegenwart als Spiegel zur Beschämung und zur Nachahmung vorhalten. — Die Zügellosigkeit des Privatlebens und die damit verbundene Schlaffheit und Schwäche im öffentlichen Leben werden von Aristophanes wie von Bitzius mit unerbittlicher Laune gegeißelt. Demagogen, Rabulisten, Intriganten, Volksschmeichler, Betrüger und Betrogene müssen bei beiden ohne Pardon herhalten. Nur greift der Athener, in der Hauptstadt, am Sitz des Regiments wohnend und durch die Sitten der Zeit zu größerer Freiheit berechtigt, die regierenden Personen und ihr Leben selbst an und bringt sie aufs Theater, während Bitzius, auf dem Lande wohnend, mehr die Wirkungen der politischen Sitten in seinem Bereiche, in den Landbezirken schildert und das Treiben untergeordneter Demagogen und egoistischer Aufspürer und Ausbeuter enthüllt."

Sehr wahr ist, was Riehl von Bitzius gesagt hat: „Die ideelle Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden, er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein eben so großer Barbar gegenüber dem ästhetischen Humanismus, wie die ästhetischen Humanisten unsers klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und dieser derbste Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart kann nicht Bücher genug schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn, wenn es nicht vor ihm erschrickt. Das ist nicht blos ein literarisches, das ist auch ein kulturgeschichtliches Phänomen."

Herr Manuel gibt uns, indem er von der Auffassung der Frauen bei Bitzius spricht, eine interessante Notiz: „Wenige Schriftsteller haben die Macht des Weibes, die Wirkung, die von ihm ausgeht, stärker und zarter dargestellt, als Bitzius, der zugleich auch hier ganz einstimmig mit Riehl diesen gerechten Einfluß weiblicher Natur auf Gesittung und Gesellschaft an die Bedingung knüpft, daß die Frau ihre Sphäre nicht überschreite und an derselben sich genügen lasse. Diese wichtige Seite in Bitzius' Schriften ist am treffendsten durch ein höchst sinniges Geschenk symbolisirt, welches Bitzius von einer hohen deutschen Frau erhielt, und welches den Betrachtenden sogleich dessen Deutung finden läßt. Vorn in der bronzenen Gruppe steht nämlich ein Pflug mit andern Geräthschaften des Ackerbaues. Hinter demselben sieht man in einem Baumstamme ein Nest voll Brüteier, über welchen in der Nähe der mütterliche Vogel wacht, während eine Schlange sich gegen dasselbe zu bewegt. Dies bezeichnet Haus und Familie, durch Arbeit und Liebe gegen den lauernden Feind, den auflösenden und zersetzenden Socialismus und Communismus, geschützt."

Einer der größten Vorzüge des verewigten Bitzius war sein gesunder einfacher Sinn, sein echt deutsches Wesen, fromm und zugleich verständig, tief und zugleich klar, überall und immer aber von jener unerschütterlichen Ruhe, die dem deutschen Landvolk, als dem Kern der Nation, von jeher eigen geblieben ist und die man Phlegma nennt, wo sie nicht mit Geist gepaart ist. Nur in diesem ruhigen Spiegel konnte sich das Volk so treu und wahr reflectiren. Es ist daher abgeschmackt, ihm Herrn Auerbach zur Seite zu stellen, dessen Dorfgeschichten durchaus nur künstlich gemacht und auf Effect berechnet sind. „Auerbach huldigte bei großem dichterischen und vielleicht noch größerem philosophischem Talent ganz dem Geschmack der durch Romanenlektur aller Art übersättigten Zeit, deren ekler Gaumen nach immer stärker Pikantem verlangt, und überall, im Dorf wie in der Stadt, in der Hütte wie im Palast die heftigsten

spannendsten Kollisionen, die furchtbarsten überraschendsten Katastrophen fordert und auf jede Weise sich aufregen will. Bitzius hingegen weist alle solche Dinge aufs entschiedenste ab, und hat sich von den Forderungen des herrschenden Geschmacks völlig emancipirt, vielmehr den letztern durch seinen Gegensatz oft förmlich herausgefordert, und gleichwohl hat er sein Publikum gefunden, und wird von Alt und Jung und in den verschiedensten Kreisen gelesen. Diese Widersprüche in den Stimmungen der so geheißenen gebildeten Welt, die das Ungleichartigste mit gleichem Appetit zu verschlingen scheint, könnten uns wundern, wenn wir nicht täglich an noch größere und schlagendere gewöhnt würden. Was die lesende Welt zu Bitzius hinzog, war das Bedürfniß nach frischer Luft und geistiger Gesundheit. So bleibt er in der Literatur unsrer Zeit und namentlich in Vergleichung mit den zahlreichen Schriftstellern, welche gleiche oder ähnliche Stoffe behandelten, eine höchst hervorragende und einzige Erscheinung, an welcher wir, wenn wir nur nichts Unmögliches oder Widersprechendes von ihr verlangen und sie in ihrer Sphäre festhalten, eine ungetheilte Freude haben können." Ueberhaupt sind jüdische Literaten nicht angethan, um christlich-deutsches Volksleben zu schildern.

Schließlich wird in vorliegender Schrift noch das große Verdienst unsres Berner Dichters um die deutsche Sprache hervorgehoben. „Diese schweizerisch-alemannischen Dialekte waren bis dahin nur als Volkssprache bekannt, und die Lesewelt kannte sie höchstens aus einigen Gedichten oder kleinern prosaischen Arbeiten, in welchen sie benutzt wurden. Bitzius nun hat sein heimathliches Idiom sogleich in seiner ganzen Fülle ans Tageslicht gezogen, er hat seine Personen in demselben sich über eine Menge der verschiedensten Gegenstände, fast über alle Lebensverhältnisse aussprechen lassen, und so das Idiom, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gezwungen, alle seine Muskeln in Bewegung zu setzen und seine ganze Schärfe und Eigenthümlichkeit zu zeigen. Das Naive und Urnatürliche, gleichsam der Urgeist der Sprache, kann sich so am besten aussprechen und Bitzius läßt dieser Naturkraft der Volkssprache in allen Dimensionen völlig ihren Lauf und dämmt sie nirgends aus Rücksichten für die feine Welt und den guten Ton in ein schmales Bette ein. Man erstaunt wirklich, wenn man Bitzius' Schriften mit Aufmerksamkeit liest, über den nicht geahnten Reichthum dieses bisher so viel als unbekannten Bernischen Volksdialekts. Wie viel Anmuthiges und Schalkhaftes, Feines und Weiches, dann wieder Diplomatisches, Verhüllendes und hinter dem Berg Haltendes enthält er in seinen Redeweisen und Wendungen! und wie körnig, derb, schneidend und erzgrob kann er plötzlich auftreten! Wie groß ist ferner nicht die Menge trefflicher, höchst plastischer Sprichwörter! Wie groß ist die Flexibilität und doch wieder die Kraft der Sprache in demselben! Wir sehen alle diese Eigenschaften bei Bitzius zu Tage treten. Er hat diesen Sprachschatz erst gehoben, da er vorher im Dunkel der Erde ruhte. Erst die ruhige Betrachtung und Vergleichung, die ein Schriftwerk uns möglich macht, setzt uns in den vollen Besitz dessen, was zerstreut umher lag und im Fluß des Lebens vorüberrauschte. Bitzius' Werke sind durch diese Seite für die Entwicklung und Geschichte der deutschen Sprache von großer Wichtigkeit geworden. — Der Berner Dialekt wurde in Bitzius' Hand ein unvergleichliches Instrument, und er ließ denselben, ohne welchen er das Volk gar nicht hätte mit Naturwahrheit auftreten lassen können, in seinen ersten Werken, wie in dem Bauernspiegel, dem Schulmeister Uli u. s. w. ganz frei vorwalten und sich ausbreiten. Daß Bitzius hierin vom glücklichsten Instinkt und vom sichersten Gefühl geleitet wurde, beweist die Freude, mit welcher die lesende Welt und in derselben gerade die Urtheilsfähigsten diese Eigenthümlichkeit begrüßten, und besonderes Gewicht hat hier auch die Stimme Jakob Grimms. Dieser ehrwürdige Vorsitzende am Schöppenstuhl deutscher Sprachkenner sagt in seiner Vorrede zum Deutschen Wörterbuch: ‚Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Ausdruck in der Lesewelt heute wenig andere gleich.'"

Schade nur, daß das eigentliche Volk selbst die Schriften von Bitzius nicht liest. Gewiß sind dieselben nur in wenige Hände von wirklichen Bauern gekommen und haben ihr großes Publikum nur unter den Gebildeten oder durch die Leihbibliotheken in den Classen der städtischen Handwerker rc. gefunden. Sein eigentlicher Wunsch also, das Landvolk zum Selbstbewußtseyn zu bringen und den Fortschritt seiner politisch-ökonomischen Zersetzung zu hemmen, kann nicht in Erfüllung gehen.

## Geschichte.

**Das Martyrerfeld von Angers. Gräuelscenen aus der französischen Schreckenszeit. Von J. B. Braun. Biberach, Haller, 1857.**

Aus Actenstücken und Berichten von Augenzeugen zusammengestellt. Ein Verzeichniß aller Hinrichtungen,

die zur Zeit der französischen Revolution bei Angers Statt gefunden haben. In Angers hatten sich mehrere Sansculotten-Clubs gebildet und enragirten sich nach dem Beispiel von Paris. In der Umgegend war das Volk gegen die Revolution gestimmt, brach der Aufstand des Vendéer Landvolks aus und wurde Angers selbst von demselben belagert. Als nun die Truppen der Republik siegten, kann man sich vorstellen, welche grausame Rache in Angers genommen wurde. Die Greuel, welche Carrier zu Nantes beging, sind weit berühmter geworden, als die zu Angers. Es ist deshalb anerkennenswerth, daß auch die letzteren ins Licht der Geschichte gestellt werden.

Den Einheitspunkt der Berichterstattung bildet das „Martyrerfeld bei Angers", der Hinrichtungsplatz, wo die unglücklichen Opfer anfangs noch guillotinirt, nachher aber, da diese Methode zu langsam schien, massenhaft erschossen oder ertränkt wurden. In Summa 4—5000 Personen.

Am übelsten ging man mit der Geistlichkeit um. Es half nichts, daß sich einzelne Pfarrer in die Clubs aufnehmen ließen, daß sogar einer Präsident wurde; zuletzt verfolgte der Parteihaß alle ohne Ausnahme blos wegen ihres Standes und die abtrünnigen Priester wurden nicht minder verfolgt, wie die getreuen. Die innern Qualen solcher Verräther, als sie dennoch der Guillotine nicht entrinnen konnten, müssen ein Vorgefühl der Hölle gewesen seyn. Mehrere hundert Priester wurden Paar und Paar mit Stricken zusammengebunden, über die Grenze nach Spanien geführt und entgingen somit wenigstens dem Tode.

Die Einzelnheiten der Hinrichtungen sind gräßlich. Massenhaft mußten die Verurtheilten hinknien, um von hinten erschossen zu werden, oder man packte sie auf Schiffe und versenkte sie dann im Wasser. Die Erschießungen fanden dicht vor einem Graben statt, in den man sofort die Leichen, nicht selten aber auch die noch Lebenden hineinwarf. Hier eines der entsetzlichsten Gemälde: „Jetzt tritt der Zug in den Park de la Haie ein. Ein ungeheuerer Graben gähnt ihnen entgegen, um sie aufzunehmen. Einigen jungen Mädchen, die sich durch Schönheit auszeichnen, bietet sich noch eine Möglichkeit dar, sich zu retten, indem sie die ihnen von den begleitenden Gardisten gemachten Heirathsanträge annehmen. Allein die Mehrzahl dieser muthvollen Martyrer zieht den Tod vor. Am Rande des tiefen Grabens, der Reihe nach aufgestellt, erwarteten sie mit der größten Ergebung, die ihnen der Glaube einflößt, den Tod. — Wenn aber die abgefeuerten Schüsse einige verschonen, so folgt eine neue entsetzliche Execution, denn auf die Schüsse kommen dann Kolbenstöße an die Reihe. Die Soldaten stürzen mit dem Säbel in der Hand in den Graben und zertreten diese unglücklichen Frauen mit verdoppelter Wuth mit ihren Füßen. — Der Todtengräber beeilt sich, die Arbeit zu beendigen und seine Schaufel beerdigt Lebendige. Ich übertreibe nichts, mein Herr, Gott ist mein Zeuge, daß ich nur die lautere Wahrheit erzähle. Es sind dies Thatsachen und es ist der Gensdarmeriehauptmann Cb***, welcher sicher der Parteilichkeit nicht verdächtig ist, der es uns erzählt hat: „X und Br*** waren bei diesem Schauspiel zugegen." — Man erzählt folgende Thatsache, für deren Wahrheit ich mich übrigens nicht verbürgen kann. Eine Frau, die für todt gehalten und deshalb beinahe beerdigt wurde, besaß so viel Geistesgegenwart, sich am Graben nicht zu rühren, bis die Bedeckung abgezogen war, die sie nicht achtete und so entrinnen ließ. Man erzählt, daß sie sehr reich gewesen, und daß sie, nachdem sie auf einem benachbarten Hof eine Zufluchtsstätte gefunden, die Bewohner für die liebevolle Aufnahme so entschädigt habe, daß diese vermögliche Leute wurden. — Die junge Diot, eine Arbeiterin in der Lyonerstraße und Alban Camus, Schiefergräber in der Magdalenenstraße, waren nicht tödtlich getroffen und wurden mit Säbelhieben vollends getödtet. (Rens. Hamon.) — Das Jammergeschrei der Schlachtopfer drang beim Westwind über die Ufer des St. Nikolausteiches, d. h. bis zu den Thoren von Angers von Brionneau her. — Nach vollstrecktem Todesurtheil machten sich die Raubgierigsten von der Bedeckungsmannschaft über die Leichname her, zogen sie aus und hingen die bluttriefenden Kleider an ihren Bajonetten auf, oder warfen diese traurigen Siegeszeichen auf die Karren. Die Bedeckung, auf eine Weise ausstaffirt, die nicht beschrieben werden kann, kehrte dann in die Stadt zurück und durchzog sie zum großen Entsetzen aller rechtschaffenen Leute. Hierauf verkaufte sie die blutigen Gewänder um einen Spottpreis an die Vorkäuferinnen, die aus Gewinnsucht sich später nicht scheuten, selbst auf das Martyrerfeld sich zu begeben und mit fieberhafter Habgier den Verkauf der Kleider der Gemordeten abzuwarten, die sie entblößen sahen, ohne daß ihr Herz von Mitleiden gerührt wurde, und ohne daß ihnen die Schamröthe ins Gesicht stieg."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 75. 19. September 1857.

## Mythologie.

v. Schellings sämmtliche Werke. Zweite Abtheilung, 2. Band. Philosophie der Mythologie. Stuttgart und Augsburg, Cotta'scher Verlag, 1857.

Schelling erkennt in der Mythologie der alten Völker nur Momente des vorchristlichen Religionsbewußtseyns überhaupt, Vorstufen also für die vollendete Religion und gegensätzlich gegen dieselbe nur insofern, als sie eben noch nicht zur höchsten Erkenntniß vorgeschritten waren. Er vindicirt dabei der Menschheit von Anfang an eine gewisse Solidarität, ein fortschreitendes Bewußtwerden, an dem alle mehr oder weniger Theil genommen hätten.

Er nennt die Mythologie den „Baum der Religion, der seine Wurzeln im Monotheismus hat und zuletzt nothwendig in die höchste Erscheinung des Monotheismus, d. h. das Christenthum ausgeht.“ (S. 79.) Dem ersten Bewußtseyn stellte sich nach Schelling schon eine Einheit der Kirche monotheistisch dar, aber real, noch nicht geistig. Im Uebergange zur Vergeistigung Gottes traten nun erst die polytheistischen Mythologien als eben so viele Momente des Bewußtseyns hervor, gleichzeitig mit der Völker- und Sprachenbildung. Schelling fordert aber für dieses fortschreitende Bewußtwerden im Subject die volle Autorität des Objects. „Nach allem diesem sind wir nun also berechtigt, die Mythologie zu erklären als Erzeugniß eines Processes, in den das Bewußtseyn des Menschen im ersten Uebergang zur Wirklichkeit verwickelt wird, eines Processes, der nur Wiederholung der allgemeinen theogonischen Bewegung ist, und von dieser nicht etwa durch das Princip selbst, sondern nur dadurch sich unterscheidet, daß dasselbe Princip den Weg ins Menschliche, Gott Setzende nun als Princip des menschlichen Bewußtseyns geworden ist, also auf einer höheren Stufe durchläuft, den es in der Schöpfung auf einer früheren Stufe zurückgelegt hatte, daher denn dieser Proceß, gleich seinem Princip oder seinem Grunde — ebensowohl als seinen Ursachen nach ein realer, objektiver, dennoch nur im Bewußtseyn verläuft, also auch zunächst nur durch Veränderungen dieses Bewußtseyns sich kundgibt, die sich als Vorstellungen verhalten.“ S. 127. „Ich habe gezeigt, oder vielmehr die Natur dieser Vorstellungen selbst hat gezeigt, daß sie mit Nothwendigkeit sich erzeugende sind, aus der tiefsten, innersten Natur des Bewußtseyns hervorgehen. Sie sind aus derselben Quelle geschöpft, aus welcher auch die Offenbarung geschöpft ist, nämlich aus der Quelle der Sache selbst, und wenn ich auf diese Uebereinstimmungen aufmerksam gemacht, so war es hauptsächlich, um Ihnen diese Gedanken als nothwendige Gedanken zu zeigen, wie es überhaupt selbst Absicht dieser ganzen Entwicklung ist, Sie wieder auf jene uralten, jene Urgedanken zu leiten, die, wie die Urberge, an denen so viele Menschengeschlechter vorübergegangen sind, noch stehen werden, wenn so manche Gedanken, die nur von gestern sind, völlig verweht seyn werden.“ S. 159.

Als älteste Religion erkennt Schelling den Zabismus (Sabeismus), die astralische Religion, „das System der noch ungetrennten Menschheit“ (S. 185), versteht aber unter dem Sternencultus nicht Anbetung materieller Himmelskörper, sondern „einen rein inneren Vorgang des Bewußtseyns“ (S. 179). Uranos, der Himmel über uns, drückt diese reale Einheit doch auch zugleich in geistiger Auffassung aus. Im Fortschreiten des Bewußtseyns aber wurde aus Uranos Urania und bildeten sich jene Gegensätze des Männlichen und Weiblichen, des Guten und Bösen aus, die wir in den Religionen Vorderasiens, am schärfsten in Persien hervortreten sehen.

Was die erste Entstehung weiblicher Gottheiten anlangt, so erklärt sie Schelling sehr geistreich als das ins Bewußtseyn tretende Erwarten eines kommenden höheren, geistigeren Gottes, um dessentwillen aber der bisherige höchste Gott scheinbar treulos vom Bewußtseyn verlassen wird. Daraus erklärt Schelling den üppigen und scheinbar unsittlichen Cultus der vorderasiatischen Mylitta, während er im persischen Mythras schon die Vorahnung des spätern Buddha und des gereinigten Monotheismus sieht. Damit hängt der Tod, die Entmannung, Gefangenhaltung ꝛc. des alten Gottes, die Klage um ihn und die Hoffnung auf seine Wiederkunft zusammen, am meisten ausgebildet im Westen in der Lehre von Saturnus (Uranus). Sofern nämlich das älteste Bewußtseyn noch die Einheit auffaßte, steht es gewissermaßen höher als die spätere Vielgötterei und seine Wiederkehr findet wirklich Statt, wenn auch auf höherer Stufe, im späteren Monotheismus. S. 273.

Zwei neue Momente treten hinzu, sobald die Herrschaft sinnlicher und daher auch zum erstenmal im Bilde dargestellter Götter etablirt ist, einmal die „Gottesangst“, die Furcht und Scheue vor der Gewaltthätigkeit und Unheimlichkeit von Potenzen, die der Mensch nicht überwältigen kann, und damit zugleich die blutigen Sühnopfer, namentlich der Molochdienst, das Opfer der Erstgeburt ꝛc., (S. 300) und sodann die edlere und freiere Vorstellung vom Verdienst des Menschen durch seine Tugend. Dem Molochdienst tritt insofern der Melkarth- oder Heraklesdienst an die Seite, zunächst bei den phönikischen Stämmen. Herakles ist als Sohn des höchsten Gottes Zeus zugleich von demselben für die Menschheit zum Opfer gebracht, ein Vorbild Christi. „Es ist unvermeidlich, durch diese Idee des Gottes, der zum Besten der Menschen des eignen eingebornen Sohnes nicht verschont, an andere, einem höheren und uns heiligen Kreis angehörige Ideen erinnert zu werden, und es wäre verkehrt, den Zusammenhang, der hier wirklich stattfindet, zu verleugnen, aber es ist wichtig, daß dieser Zusammenhang in seiner Wahrheit aufgefaßt werde. Ich erinnere zunächst wieder an die nothwendige durchgängige Einheit aller wirklichen Religion. Da wirkliche von wirklicher nicht verschieden seyn kann, die mythologische aber wirkliche Religion ist, so können in ihr keine andern Mächte oder Potenzen seyn, als die auch in der geoffenbarten sind; nur sind sie auf eine andere Weise in jener, auf eine andere in dieser. Wenn man sagt: das Heidenthum ist falsche Religion, so liegt eben darin, daß es nicht ohne alle Wahrheit, sondern nur die verkehrte wahre Religion ist. Die mythologischen Vorstellungen enthalten Begriffe, deren Wahrheit, deren wahre Gestalt und Wesen erst im N. T. gegeben ist. Denn wie das Heidenthum — aber in seinem ganzen Verlauf und Zusammenhang betrachtet — nur ein natürlich sich erzeugendes Christenthum ist (wie hätte sonst der Uebergang aus jenem in dieses zum Theil so leicht und unter so großen Massen erfolgen können), so ist das Judenthum nur das unentwickelte Christenthum. Dieselbe Persönlichkeit, die den Völkern, d. h. den Heiden, als Retter und Heiland erschien, ist im A. T. als Messias. Die Wesen in der Mythologie sind nicht blos vorgestellte, sie sind zugleich wirkliche Wesen. Dionysos in allen seinen Gestalten (als Dionysos ist dieselbe Gestalt Gott, welche als Melkarth Knecht ist), Dionysos ist eine wirkliche göttliche Potenz, zu der das Bewußtseyn ein wirkliches Verhältniß hat. Die Wahrheit der Mythologie in diesem Sinn ist durch das Christenthum völlig offenbar geworden. Der Messias des A. T. konnte zunächst auch eine blos vorgestellte Persönlichkeit scheinen, aber der Erfolg hat gezeigt, daß er ein wirkliches Wesen war, das am Ende des ganzen Processes wirklich erschienen ist, erschienen als der Eingeborne vom Vater. ‚Wir sehen seine — die ganze vorhergegangene Zeit ungesehene — Herrlichlichkeit.“ S. 315. „Es ist keine Entweihung, wenn man die Wahrheiten, welche auch das A. T. noch zum Theil verhüllt darstellt, die erst mit dem Christenthum in ihr volles Licht treten, auch in jenem gestörten Reflex des Heidenthums erkennt und nachweist. Von jeher ist dies geschehen, und gleich zuerst von den Kirchenvätern, wenn es ihnen gleich an den eigentlichen letzten Begriffen fehlte, diesen Zusammenhang zu erklären. Nach unsrer Ansicht beweist gerade dieser, wenn auch gestörte, erst der Zurechtstellung bedürfende Wiederschein christlicher Ideen im Heidenthum, gerade dieser beweist die Nothwendigkeit und Ewigkeit der Ideen des Christenthums.“ S. 320.

Schelling hat hier nur Eines, freilich eine Hauptsache, vergessen. Handelte es sich nur um ein allmähliges Freiwerden des Bewußtseyns innerhalb der Menschheit, so hätte auch jeder Moment desselben gleichen Werth und das Christenthum würde insofern auch nur einen Moment darstellen, der sich etwa zu der älteren Mythologie verhielte wie das verständige Mannesalter zur Jünglingsschwärmerei, Knabenunart und Kindesunschuld. Die Urkunde unsres Offenbarungsglaubens duldet aber keine solche Auffassungsweise des Christenthums, sondern schreibt uns vor, uns dasselbe als ein absolutes Andersseyn gegenüber dem Heidenthum zu denken. Sie lehrt uns ferner, das Böse im Götzendienst zu erkennen,

eine Auffassung, die der Schellingschen durchaus fremd ist, denn Schelling sieht überall nur nothwendige Momente des Bewußtseyns, aber nicht Böses. Wie geistvoll immer seine Deduction ist, wir vermissen an ihr jegliches Verständniß des Dämonismus, dessen eigentliche Residenz doch der heidnische Götzencultus gewesen ist. Die Anbetung des Grobsinnigen nicht nur, sondern auch des direkt Bösen, der zum Gott erhobenen Leidenschaft, des zum Gott geadelten Lasters ist doch etwas mehr als ein „Moment des Bewußtseyns." Hier treten wir aus dem Gebiet des Bewußtseyns in ein tieferes Gebiet des Gemüthes ein, wo neben den Engeln von jeher die Dämonen hausten, wie bei Individuen, so in der Völkermasse.

In gleicher Weise, wie Schelling das Böse in der alten Welt nicht begriffen hat, erweist er auch dem höchsten Guten in der Menschwerdung Gottes, indem er es zu einem Moment des Bewußtseyns macht, doch nicht die Ehre, die ihm gebührt. Denn das Christenthum kam in die Welt nicht als nothwendige Entwicklungsperiode des Bewußtseyns, wie etwa im Menschenleben der Moment der Pubertät nothwendig einmal eintritt, sondern das Heil kam von oben, um trostlose Uebel zu lindern, um die tiefgesunkene Menschheit, die aus eigner Kraft nichts vermochte, zu erlösen. Im Licht der Offenbarung, das von oben kommt, gewinnen die dunkeln Gestalten des Heidenthums eine ganz andre Beleuchtung, als die welche ihnen Schellings irdisches Geisteslicht angedeihen läßt, und wie uns dünkt, eine viel prägnantere. Sein Buch ist überaus geistvoll, hinreißend interessant, aber es spricht von der Weltgeschichte und kennt das Böse nicht. Das macht es bei allem Reichthum arm.

Der ausgezeichnetste Gewinn aus diesem Buch ist von denen zu ziehen, die sich bisher einseitigen Vorurtheilen in Bezug auf das Alter der einzelnen Mythologien hingegeben haben. In der Vertheilung derselben an die einzelnen Momente des Menschheitsbewußtseyns leitet Schelling stets der glücklichste Tact. So verwirft er unter andrem die Meinung, daß der Fetischismus, die roheste Form des Cultus bei den Negern, die älteste Religion sey oder nur seyn könne. So verwirft er die Illusionen, die man sich über das Alter der Hindureligionen gemacht hat, welche keinenfalls der ältesten noch ungetheilten Menschheit angehört haben, sondern schon ein späteres, nationales, specifisch indisches Product sind. Ueberall unterstützt den großen Denker eine gewählte Gelehrsamkeit. Hier eine Erklärung des Buddha. „Der Buddhismus ist durchaus keine bloße Einheitslehre. Zwar unstreitig bedeutet Buddha den im höchsten Grade Einzigen, der nicht, wie jede der drei indischen Persönlichkeiten, seines gleichen hat, der schlechthin einsam und allein dasteht, weshalb ich, da man nicht wohl einsehen kann, wie der Name des Buddha mit dem indischen Wort Buddi, das Denken und Intelligenz bedeutet, zusammenhange, denn im Begriff Buddhas ist doch unstreitig mehr als blos der allgemeine Begriff des Geistes enthalten: aus diesem Grund also, weil nämlich im Indischen selbst eine befriedigende Ethymologie des Namens für Buddha so wenig als für Brama und die Namen der beiden andern indischen Dejotas sich findet, glaube ich daran erinnern zu dürfen, daß Buddha der Gott ist, der nicht nur keinen seinesgleichen, sondern der Nichts außer sich hat. Dieß der Grundbegriff. Nun ist in den sämmtlichen semitischen Sprachen mit dem Grundlaut bad durchaus der Begriff: solus fuit, oder auch: ante omnia fuit, auch: primus, sine exemplo aliquid fecit verbunden, eine Bedeutung, die noch in dem arabischen Verbum bada'a (mit Ain) sich reflektirt, denn dies heißt: Novum s. noviter produxit, auch: sine subjecto aut fundamento, d. h. sine praeexistente materia produxit. Das Wort drückt also das reine Hervorbringen ohne alle Voraussetzung außer dem Hervorbringenden selbst aus. In diesem Sinn heißt Gott im Koran so oft Badiu-l-samavâti va-l-ardi, Schöpfer (Anfänger) Himmels und der Erde. Dies ist nun aber ganz und gar die Bedeutung der Buddha-Idee. Buddha ist der schlechthin nichts außer sich selbst Voraussetzende, keiner Materie, keines Stoffs außer sich zu seinen Hervorbringungen Bedürftige, denn er ist sich selbst Materie, indem er der sich selbst materialisirende Gott ist." S. 499.

In der griechischen Mythologie reasumirt sich nach Schelling der ganze frühere Prozeß. „Das griechische Bewußtseyn war bei dem ganzen mythologischen Proceß hergekommen, mit ihm, daß ich so sage, groß gewachsen. Alle früheren Momente, durch die wir das mythologische Bewußtseyn hindurch verfolgt haben, sind in dem Bewußtseyn des Griechen niedergelegt, um erst in diesem zu ihrer vollkommenen Entfaltung und Auseinandersetzung zu gelangen. Dieser Stoff ist dem griechischen Bewußtseyn gleichsam überliefert, und dieser schreibt sich noch von dem Proceß her. Wir sahen diesen Proceß in seiner ganzen Gewalt noch im ägyptischen Bewußtseyn, aber das indische schon sucht Befreiung von ihm; in das indische Bewußtseyn fällt das Zergehen der materiellen Einheit, das Auseinandergehen der Potenzen, auf deren Einheit und Zusammenhaltung bis dahin der Proceß beruhte; aber dieses Auseinandergehen selbst ist nur Uebergang. Durch das Zergehen

der materiellen Einheit war das freie Zurückgehen auf dieselbe vermittelt, und dieses freie Zurückgehen fällt in das griechische Bewußtseyn, dem zwar der Stoff, aber durch den vorhergehenden Moment als ein nun schon das Bewußtseyn freilassender, überliefert ist, den es nun eben darum als Gegenstand völlig freier und besonnener Auseinandersetzung hat. Der Stoff der griechischen Mythologie gehört noch dem Proceß und insofern der Nothwendigkeit an, die Entfaltung desselben ist das völlig freie Erzeugniß des besonnenen, des Stoffes mächtig gewordenen Bewußtseyns. Darin liegt der Grund des Poetischen, das die griechische Göttergeschichte von allen früheren Götterlehren unterscheidet. Wir würden diesen Ausgang des Processes schon als nothwendig folgend aus den früheren Momenten behaupten müssen. Auf die zwangvolle Einheit, in welcher die Potenzen im ägyptischen Bewußtseyn gehalten waren, folgte das Zergehen der Einheit im indischen. Beiden kann nur wieder die Einheit, aber die freie, mit Bewußtseyn wiedergestellte Einheit folgen." S. 586.

Es ist schade, daß Schelling sich so wenig um die nordische Mythologie bekümmert hat und derselben hier gar nicht gedenkt. Ein so an Leib, Gemüth und Geist wohlausgerüstetes Volk wie das deutsche, zur Weltherrschaft bestimmt, hätte wohl verdient, da nicht übergangen zu werden, wo die Momente des Menschheitsbewußtseyns an die Nationen der Erde vertheilt werden. Je mehr wir wünschen, daß Schellings geistvolle und ohne Zweifel auch wohlbegründete Ansicht von der Mythologie, wenn sie erst in Einklang mit der allein wahren christlichen Weltanschauung und mit der Anerkennung des Bösen, welches zu besiegen und von dem zu erlösen war, gebracht seyn wird, die allgemeinste Anerkennung finden möchte, um so nöthiger scheint es uns auch, daß sie durch eine Erwägung der germanischen Mythologie ergänzt werde.

Die Mythologie der germanischen Völker bezeichnet sogar eines der wichtigsten Momente im Schellingschen Sinn, nämlich das Hervortreten des Subjectivismus im neuen Bewußtseyn in einer Kühnheit und Ausschließlichkeit, wie es in keiner andern Mythologie vorkam. Am Ausgange der alten Zeit, beim tiefsten und letzten Verfall des Heidenthums unmittelbar vor dem Beginn des Christenthums war diese Selbstvergötterung des Ich zumal bei so ungestümen und gewaltthätigen Menschen, wie es die damaligen Deutschen waren, durchaus natürlich. In dem nordischen Hauptgott Odin spiegelt sich die dem deutschen Eroberer inwohnende absolute Willkühr im Bewußtseyn persönlicher Kraft ab. Während die alte Welt in weicher epikuräischer Wollust sich vollends aufrieb, oder in stoischer Geduld den Untergang kommen sah, erfüllte der Odinismus die deutschen Sieger mit dem entsetzlichen Uebermuth, in welchem sie sich den größten Theil Europa's knechtisch unterwarfen. Es war die Religion des persönlichen und jedesmaligen Willens, dem Willen aber diente jegliche Kraft, und wo sie nicht ausreichte, die erlaubte und belobte Arglist, und wo auch diese nicht ausreichte, der Wunsch. Das Gegentheil der passiven, von aller That sich zurückziehenden, contemplativen Religionen Indiens. Die alten Mythologien können gar nicht richtig verstanden und vollkommen übersehen werden, wenn man den Odinismus, in dem sie nach einer Seite hin culminiren, unbeachtet läßt, wie bisher.

Schelling hat sehr Recht, wenn er im Studium der Mythologie (wie der Geschichte und Natur) eine ewig neue Quelle der Anregung für die Philosophie findet, wenn die letztere einseitig zu erstarren anfängt. „Wenn es einem dürren Formalismus unter Begünstigung zufälliger Umstände gelingen konnte, die Quellen wahrer Erkenntniß auszutrocknen, die Philosophie für eine Zeit lang mit einer Art von Stupor zu schlagen (stuporem philosophiae inducere), so durfte man hoffen, daß schon das Anschließen an eine frische, von der Philosophie bis jetzt unberührt gebliebene Thatsache dieser selbst eine neue Bewegung mittheilen werde. Wenn enge und beengende Ansichten in der Philosophie eine gleich enge Sprache zur Folge gehabt haben, in der keine Auseinandersetzung möglich ist, und die, weil sie auf alles nur einen gewissen Kreis von Formeln und Redensarten anzuwenden hat, zuletzt in ein wahres Irrereden ausartet, so ist schon viel gewonnen, wenn die Untersuchung auf einen Boden versetzt, auf einen Gegenstand gerichtet wird, der neue Mittel des Begreifens fordert, und indem er die Anwendung der alten verwirrenden Formeln nicht mehr gestattet, zu freiem und klarem Ausdruck nöthigt." S. 7. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese Worte gegen die (vormalige) Tyrannei des sterilen Hegelianismus gerichtet sind.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 76. 23. September 1857.

## Geschichte.

**Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geschichte des Christenthums. Von J. J. J. Döllinger. Regensburg, Manz, 1857.**

Der Gegenstand dieses Werkes ist im Grund derselbe, wie in der in der vorigen Nummer dieser Blätter besprochenen Mythologie von Schelling. Beide charakterisiren nämlich die das Christenthum vorbereitenden Momente im Bewußtseyn der vorchristlichen Völker. Nur daß Herr Döllinger nicht bei den mythischen Vorstellungsweisen stehen bleibt, sondern auch Staat und Sitte der Völker in Betrachtung zieht, wogegen Schelling seinen Horizont wieder durch Herbeiziehung der Inder und Chinesen erweitert, welche Döllinger beseitigt. Am meisten aber contrastiren beide Werke in der Auffassung. Während bei Schelling eine stille Schwärmerei, eine durch Illusion gehobene Stimmung und eine, wir möchten sagen durch Berauschung aus dem Brunnquell des eigenen Genius entstandene Begeisterung vorherrscht, kann umgekehrt nichts in der Welt nüchterner gedacht und geschrieben seyn, als das Werk von Döllinger.

Zwar erkennt auch Döllinger einen gewissen Zusammenhang im vorchristlichen Heidenthum an, bleibt aber weit entfernt, denselben so deuten zu wollen wie Schelling. Er sagt nur: „Der Genius des Alterthums versucht, erschöpft, verbraucht, so zu sagen, alle auf der einmal gegebenen und überlieferten Grundlage möglichen Combinationen, die ganze ihm inwohnende plastische Kraft. Erst nachdem er vollständig sich verleiblicht, nachdem jede seiner Doctrinen, Formen und Institutionen ihre Lebenskraft erprobt und — aufgezehrt hat, tritt mit dem Zeitalter der Antonine der große, den Zeitgenossen freilich nicht sichtbare, von Wenigen nur geahnete, Wendepunkt ein, und wird ein Blatt in der Geschichte des menschlichen Geistes umgeschlagen."

Auch fällt es dem Verfasser nicht ein, die heidnischen Culte aus Momenten des Menschheitsbewußtseyns zu erklären. Er faßt die Sache viel einfacher auf, indem er von den mächtigen Eindrücken ausgeht, welche die Naturerscheinungen auf die Seele des Menschen geübt haben. Die von Schelling verworfene Naturanbetung scheint ihm vollkommen gerechtfertigt und das einfachste und natürlichste von der Welt zu seyn: „Im Orient, wo bei stets klarem Himmel die Gestirne glänzender scheinen, und die Menschen die Eindrücke dieser Himmelskörper lebhafter in sich aufnehmen, entwickelte sich die Astrolatrie, der Dienst der die Erde erleuchtenden Gestirne. Vor Allem war es die Sonne, die große Springfeder der Natur, sie als der Mittelpunkt und die beherrschende Kraft der sichtbaren Welt, als der allgemeine Licht- und Lebensquell, durch welche sich die Menschen unwiderstehlich angezogen fühlen. Bei einer hohen, noch im Wachsen begriffenen Empfindlichkeit für Natureindrücke und kosmische Zustände gab man sich mit Sehnsucht und Leidenschaftlichkeit den siderischen Himmelsmächten hin, fühlte sich von ihnen wie mit magischer Gewalt beherrscht, und der Cultus, den man ihnen erwies, die Richtung aller Geisteskräfte auf sie, das Mit- und Nachempfinden ihrer Zustände, ihres Sinkens, Verschwindens und Wiedererscheinens, die ohnehin im ganzen Alterthume herrschende Vorstellung, daß die Himmelskörper nicht todte feurige oder erdige Massen, sondern lebendige, beseelte Wesen seyen — Alles dies verwickelte immer stärker in den Dienst völliger Vergötterung und Anbetung; die Religion wurde Astrolatrie. Dort hingegen, wo die Eindrücke des Himmels und seiner Gestirne zurücktraten, wo der Mensch, umgeben von einer üppigern Vegetation und der Pracht eines reich geschmückten Bodens, von dem Naturleben

der Erde angezogen, sich dieser mit allen seinen Sinnen und seiner Neigung zuwandte, da entwickelte sich die Gäolatrie; die Erde mit ihrem mütterlich-nährenden, eine Fülle mannigfaltiger und wohlthuender Kräfte in sich beschließenden, aber auch alles Lebendige wieder verschlingenden Schooße, wurde als die große Gottheit angebetet, und aus der Vergötterung der einzelnen irdischen Naturkräfte gestaltete sich ein zusammenhängender Polytheismus. Die Wahrnehmung, daß überall in der Natur zwei Kräfte oder Substanzen, eine aktiv-zeugende und eine weiblich-passive oder empfangende sich verbinden, daß der Himmel mit der Erde, die Sonne mit dem Monde, der Tag mit der Nacht zur Hervorbringung der Wesen zusammenwirken — diese Wahrnehmung führte zur Theilung und Paarung weiblicher und männlicher Gottheiten."

Sowohl im Cultus, als in den Sitten und im Staatsleben neigte das classische Alterthum seinem Untergange zu, weil es nicht getragen war durch die Kraft und Lauterkeit der christlichen Mission. Der Verfasser weist das in aller Weise gründlich nach. Die Sklaverei, der Verfall der Sitten, der überall zuletzt triumphirende Despotismus beweisen die Unhaltbarkeit des heidnischen Staats. Die Religion versank in den tiefsten Schlamm unzüchtiger Vorstellungen, in den grassesten Aberglauben und in die Anmaßung der Selbstvergötterung des Menschen. Die Philosophie reagirte dagegen, aber auch sie vermochte es nicht weiter zu bringen als zur großartigen Resignation der Stoiker, zum frivolen Weltgenuß der Epikuräer und zur Negation der Skeptiker. Im Uebrigen hat schon Clemens von Alexandrien die Philosophie als eine wohlthätige Reaction gegen die entsetzliche Superstition und Unzucht der heidnischen Religionen aufgefaßt.

Wir wollen einige der wichtigsten Momente an der Hand des gelehrten Verfassers ins Einzelne verfolgen. Wie tief entartet war das Heidenthum in der spätern Römerzeit, daß es möglich wurde, den ersten besten Menschen ohne weiteres zum Gott machen zu dürfen! „Eigentlich stand es Jedem frei, wenn er nur die Mittel besaß, der Sache einigen Nachdruck und Folge zu geben, seine verstorbenen Verwandten zu vergöttern, und ihnen als Heroen den Cult eines beständigen Opfers zu erweisen. So versetzte Herodes Atticus seine Gattin Regilla unter die Heroen, und errichtete ihr in Athen ein tempelartiges Monument. In Smyrna wurde Asclepiades, der Arzt des Augustus, nach seinem Tode als Heros verehrt. Ein in Verona befindliches auf Stein gegrabenes Testament der Spartanerin Epicteta verordnet, daß der Dienst ihres verstorbenen Gatten Phönix und ihrer Söhne in einem von ihr erbauten, den Musen gewidmeten, zugleich aber als Heroum dienenden Heiligthume gefeiert werden, und ihr Enkel Andragoras das Priesterthum dabei übernehmen solle; alle Jahre im Monat Delphinium sollten die Verwandten in dem Heiligthume sich versammeln, und Andragoras am 19. den Meduſen, am 20. den Heroen Phönix und Epicteta, am 21. ihren beiden Söhnen opfern. Hier erkannte sich also die Erblasserin zum Voraus selber göttliche Ehren zu, die ihr nach ihrem Tode erwiesen werden sollten. Es war demnach nichts Unerhörtes, wenn Cicero das Grab seiner Tochter zu einem Tempel machen wollte, und es ist ein aus der Zeit gegriffener Zug, daß die Wittwe bei Apulejus, die sich über ihres Gatten Tod so trostlos gebärdet, ihn als Gott Liber abbilden läßt, und diesem Bilde einen eignen Dienst mit göttlichen Ehrenbezeugungen widmet." Hier hätte noch das merkwürdigste aller Beispiele erwähnt werden dürfen, nämlich das von Sejan, dem Günstling des Kaiser Tiberius, welcher täglich vor s e i n e r e i g n e n Statue betete und Opfer brachte und sein Ich selbst göttlich verehrte. Ein Vorbild der modernen deutschen Göthdolatrie, Hegelolatrie &c.

Wie tief mußte eine Religion gesunken seyn, die da duldete, daß der Cultus zu einer Bordellwirthschaft, die Göttinnen zu Hetären, die Götter zu Kinäden wurden! „Schon in Sokrates Zeit war es Sitte, zur Erheiterung bei Gastmählern Darstellungen aus der mythischen Göttergeschichte zu geben. In Xenophons Symposion wird geschildert, wie in Gegenwart des Sokrates und seiner Freunde die Liebe des Dionysos und der Ariadne, ihre zärtliche Annäherung und Vereinigung, zum Entzücken der Zuschauer mimisch ausgeführt wurde. Später erreichte diese Kunst in den theatralischen Darstellungen einen hohen Grad der Ausbildung: die Griechen erwähnen eine Menge von Namen für die verschiedenen Arten mimischer Tänze; die Liebeshändel der Aphrodite mit Ares und Adonis, die Geschichten des Ganymed, der Danae, Leda und ähnliche waren die beliebtesten Gegenstände. In Rom waren diese mimischen Spiele in der Kaiserzeit so häufig geworden, daß das ganze Jahr, mit Ausnahme der Wintermonate, davon erfüllt war. Sie wurden als Zwischenspiele zugleich mit den eigentlichen Dramen gegeben. Sie waren das Lieblingsvergnügen des Volkes, denn auf sinnlichen Reiz, als Weide für lüsterne Augen, war dies Spiel mehr als jedes andre berechnet. In ausdrucksvoller, von Flöten begleiteter Gebärdensprache, in einer eng anschmiegenden Kleidung, welche die Formen und Bewegungen des ganzen Körpers wie bei völliger

Nacktheit zeigte, stellten Tänzer und Tänzerinnen jene Götterfabeln dar, welche auf Geschlechtslust Bezug hatten. Welche Wirkungen sie auf die empfänglichen Zuschauer und Zuschauerinnen hervorbrachten, schildert Juvenal, und es war keine Uebertreibung, wenn später Zosimus eine der Hauptursachen der Schwächung des römischen Reichs in den Pantomimen fand. ‚Es sitzen,' sagt Arnobius, ‚in den öffentlichen Schauspielen die Collegien aller Priester und Obrigkeiten, die Flamines und Augurn, die keuschen Vestalinnen; dort sitzt das gesammte Volk und der Senat, die Consularen und Consuln, und die Mutter des römischen Volkes, Venus, wird als Liebende getanzt, und durch alle Affekte buhlerischer Gemeinheit wird in schamloser Nachahmung ihre bacchantische Begierde dargestellt. Man tanzt auch die große Mutter, die Pessinuntische Dindymene, wie sie dem Anstand ihres Alters zuwider nach eines Rinderhirten Umarmung mit schändlichem Verlangen sich sehnt; selbst der höchste Gebieter der Welt wird ohne Scheu vor Name und Majestät in ehebrecherischen Rollen vorgeführt, wie er, um die Keuschheit fremder Frauen zu täuschen, die Masken wechselt, und unter der Gestalt des Gemahls dessen Stelle einnimmt.' Er schildert dann, wie Alle, wenn in den Komödien die Götter selbst lächerlich gemacht und verspottet werden, in wieherndes Gelächter ausbrechend, aufstehen und alle Räume des Theaters von rauschendem Beifalle wiederhallen. So werden, sagt Augustin, dieselben Götter in den Theatern verlacht, die in den Tempeln angebetet werden."

In Betreff des Judenthums faßt sich Herr Döllinger etwas kürzer. Auch hier war alles im tiefsten Verderben. „Unter den Juden war das Sittenverderbniß und die nichtswürdige Gesinnung bei aller Anhänglichkeit an das Gerippe des Gesetzes zu solcher Höhe gestiegen, daß kein sittliches Gegengewicht in der Nation mehr vorhanden war, welches bei der schlechten Verwaltung der römischen Landpfleger die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu halten vermocht hätte. Da es keinen Adel, keine ständische Gliederung, kein eigentliches Bürgerthum gab, so lag die Leitung des Volkes in den Händen der Pharisäer und des mit ihnen verbündeten Priesterthums. Diese waren aber jetzt selbst gespalten; die einen hielten es im Grunde der Seele mit den Zeloten, überzeugt, daß heidnische Herrschaft und Abgabenerhebung gesetzwidrig sey, die andern wollten Frieden und Sicherheit und darum Unterwerfung. Das Hohepriesterthum war käuflich geworden; fünf Familien buhlten um dasselbe mit allen Mitteln der Corruption. Jeder neue Hohepriester, der kurzen Dauer seiner Macht versichert, suchte sie rasch und nach Kräften für sich und seine Verwandten auszubeuten. Im Lande trieben sich bewaffnete, aus den Zeloten hervorgegangene, von Raub und Plünderung lebende Freischaaren um, die ihre Gewalt- und Mordthaten mit dem Eifer für das Gesetz beschönigten, und sich berechtigt hielten, alle ruhigen Unterthanen römischer Herrschaft als Anhänger Roms zu plündern und zu tödten. Die verworfensten waren die Sicarier, welche, kurze Dolche unter dem Gewande verbergend, selbst auf öffentlichen Plätzen, mitten unter Menschenmassen, ihre Opfer fällten, und da sie meist unentdeckt blieben, um so größeren Schrecken verbreiteten. Sie wurden nachher von den Enkeln Judas des Gauloniten, Manahem und Eleasar, als Zelotenbanden organisirt. Mordthaten waren so alltäglich geworden, daß die Gesetzeslehrer das Sühnopfer für unschuldig vergossenes Blut abschafften; man konnte nicht so viele Thiere schlachten, als man Menschen tödtete."

Aus so gründlicher Versunkenheit konnte nun die Menschheit nicht mehr durch sich selbst gerettet werden. Die Erlösung mußte von oben kommen.

Finden wir nun in diesem Werke Döllingers den Gegensatz von Heidenthum und Judenthum gegen das Christenthum ungleich schärfer ausgedrückt, als bei Schelling, so vermissen wir doch auch hier noch die Rücksicht auf die Entwicklung des Dämonischen in der vorchristlichen Zeit. Herr Döllinger handelt nur vom Glauben an Dämonen, aber nicht vom Wirken des wirklichen Dämon in der gottentfremdeten Menschheit. Auch er steht uns in dieser Beziehung noch auf einem zu rationalistischen Standpunkte. Nach christlicher Auffassung muß im Götzendienst das dämonische Element stets als die Hauptsache angesehen werden. Im Uebrigen wissen wir recht gut, wie wenig das Mode ist und wie ungern es begriffen wird.

Wir möchten der Weltgeschichte, wie wir in ihr die Offenbarung von oben, den Erlösungsbegriff in seiner ganzen Strenge festhalten, so auch die nothwendige Ergänzung dazu, nämlich die dämonischen Elemente, nicht escamotiren, welche die h. Schrift selbst unzertrennlich verbindet mit Baal, Moloch, Mammon. Alles Entsetzliche nicht nur, sondern auch sogar alles verführerisch Schöne und Bezaubernde im alten Heidenthum erscheint uns erst in der richtigen Beleuchtung, wenn man jenes Dämonische nicht mehr verkennt, nicht mehr ignorirt.

---

## Kunstgeschichte.

**Künstler und Kunstwerke der Stadt Regensburg. Von A. Niedermayer. Landshut, Thomann, 1857.**

Ein sehr gutes Handbuch für Reisende, welche die Kunstschätze Regensburgs kennen lernen wollen und zugleich ein werthvoller Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. Der würdige Verfasser entschuldigt sich wegen der trocknen Aufzählung so vieler Einzelheiten in der Beschreibung der Kirchen. Allein gerade für diese Einzelheiten sind wir ihm Dank schuldig. Nur solche genaue Beschreibungen (neben treuen Abbildungen) setzen den Fernwohnenden in den Stand, sich den Gegenstand, wovon es sich handelt, zu vergegenwärtigen, und ergänzen die Lücken des großen Inventars, das endlich einmal von allen alten Kunstdenkmälern Deutschlands zusammengebracht werden soll.

Regensburg hat sehr alte Denkmale, einen Römerthurm, eine Krypta aus dem 3., andre aus dem 8. und 10., den alten Dom zu St. Stephan aus dem 8., mehrere Kirchen aus dem 11. und 12. Jahrhundert. Die vornehmsten Bauwerke sind: der Dom zu St. Peter; St. Emmeran, die Kirche des Ortsheiligen; die alte Kapelle; Obermünster mit dem merkwürdigen Grabe der Königin Hemma; Niedermünster; St. Cassian, St. Jakob, St. Leonhard, St. Ulrich, die Minoriten- und Dominicanerkirche, St. Aegidius, St. Oswald, die Kapelle zur schönen Maria, die Bruderhaus-, die Dreifaltigkeitskirche, St. Johann, St. Clara, die h. Kreuz-, die Karmeliterkirche x., das Rathhaus, die berühmte Brücke, Thürme, alte Säulen x. In den Kirchen befinden sich reiche Schätze von Statuen, Gemälden, Glasmalereien, Kirchengeräthen und Gewanden.

Nicht minder reich sind andre Städte, Klöster und Dorfkirchen Altbayerns an Kunstschönheiten und Merkwürdigkeiten aller Art. Der Verfasser führt die Worte an, mit denen Aichinger, ein bayrischer Patriot, sich darüber beschwert, daß die bisher meist von Norddeutschen in Anspruch genommene Kunstkritik jener Schätze gar noch nicht gedacht hat. Er sagt: „Man liebt es überhaupt, Altbayerns Kunstleben zu ignoriren. Oder wo liest man in Kunstgeschichten von unseren prachtvollen Flügelaltären zu Moosburg, Straubing, Ingolstadt, Kriesdorf, Hohenwarth, Deggendorf, Unterdietfurt, Landshut, Sondermoning, Raventen, St. Wolfgang, Pipping und vielen anderen? Wo von den schönen Tumben zu Straubing, Rohr, Oberaltach, Amberg und anderwärts? Wer kennt die vielen Denkmäler altdeutscher und altbayerischer Kunst zu Passau, Freising, Abensberg u. s. w.? Wer die ungehobenen Kunstschätze zahlreicher Klöster? Wer die merkwürdigen Taufsteine zu Windberg, Parsberg, Altötting, Altenstadt, Rohr; die zahllosen Glasgemälde und Bildwerke aus alter Zeit zu Jenkofen, Staudach, Schaching und an so vielen andern Orten? Wer die Monstranzen, Kelche, Glocken, Missalien u. dgl.? Wer spricht von den einflußreichen Hütten und Schulen zu Landshut, München, Passau und Regensburg? Wer von den alten Kunstschulen zu Niederaltach, Tegernsee, Wessobrunn und St. Emmeram? Auch hier haben hohe künstlerische Kräfte gewaltet und helle Geister geschaffen, an deren Werken Generationen sich erfreuten! Die drei Schwesterkünste — Baukunst, Bildhauerei und Malerei — haben im Mittelalter in Altbayern so gut wie je anderwärts, staunenswerthe Werke vollbracht, und würden die Menschen schweigen, so würden die Steine reden von dem Ruhme der Kunstfertigkeit und Gottesbegeisterung unserer Ahnen, welche in Wahrheit hoch erhaben sind über die Krittelei auswärtiger, moderner Kunstdilettanten, deren keckes Absprechen uns nur Mitleid erregt.“ S. 154.

Der Verfasser fügt S. 217 ergänzend hinzu: „Der Dom zu St. Peter, die Minoriten- und Dominikanerkirche in Regensburg eröffnen die lange Reihe germanischer Bauwerke in Altbayern. Ihnen am nächsten steht der Chor der Dominikanerkirche in Landshut, vielleicht noch im 13. Jahrhundert erbaut. In ernster Majestät und mächtigen Verhältnissen stand die alte Minoritenkirche zu Landshut (1284 erbaut); der Bauherr, Herzog Heinrich, ließ im Vereine mit seiner Gemahlin Elisabeth 1284 einen Altar von ‚geschnitzter gothischer Arbeit‘ hineinstellen, den Meidinger 1787 noch gesehen. Die Bauzeit der zierlichen Boslarikapelle in Amberg fällt in den Ausgang des 13. Jahrhunderts; das alte Klostermünster zu Adlersberg bei Regensburg scheint gleichzeitig entstanden zu seyn. Dem 14. Jahrhunderte gehören an: die Kirche des h. Johannes in Freising (1319); die Frauenkirche und die Spitalkirche in Amberg; St. Benedikt in Freising (1345); die Herrenkapelle zu Passau; die Kirche von Schwarzach bei Niederaltach; St. Johann in Moosburg (1353); die Schloßkapelle zu Straubing; die Gnadenkirche zu Deggendorf (1337); das liebliche Liebfrauenkirchlein zu Soffau (1350); die denkmälerreiche Karmelitenkirche zu Abensberg (1359); St. Jodok zu Landshut 1368, (1404); U. L. Frauen Kirche zu Wasserburg (1386); die Pfarrkirche zu Sulzbach; die Studienkirche zu Amberg und viele andere.“ Dann folgen aus dem 15. Jahrhundert der Dom von Passau, U. L. Frauenmünster zu München, desgleichen der zu Ingolstadt, Kirchen zu Straubing, Amberg, Alt- und Neuötting, Moosburg, Bogenberg, Landshut x.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{3}{4}$ Thaler.

Sonnabend, № 77. 26. September 1857.

## Geschichte.

System der göttlichen Thaten des Christenthums als Lehre von der Selbstbegründung des Christenthums vollzogen durch seine göttliche Thaten. Von Geistl. Rath, Domcapitular und Prof. Dr. F. X. Dieringer. Zweite vermehrte Auflage. Mainz, Kupferberg, 1857.

Auch dieses Buch behandelt denselben Gegenstand, wie die in unsern letzten beiden Nummern besprochenen Werke von Schelling und Döllinger, die Vorgeschichte des Christenthums, die Art und Weise, wie sich aus Heidenthum und Judenthum das Christenthum hervorgearbeitet hat. In diesem Dieringer'schen Werke finden wir aber erst das ausgesprochen und durchgeführt, was wir in den andern vermißt haben, nämlich die ganze Schärfe des Gegensatzes zwischen dem Christenthum und dem, auf dessen Trümmern es entstand, und zwischen dem rettenden und erlösenden Gott von oben und dem die Menschheit gefangen haltenden Dämonismus von unten.

Das Christenthum war nicht ein Moment im Menschheitsbewußtseyn, nur andern nachfolgend, sondern eine Erlösung vom Uebel, ein Sieg über das Böse, dem die Menschheit bereits erlag, durch eine höhere als menschliche Macht.

Folgendes möge zur Orientirung dienen: „Zwei Grundvorstellungen begegnen uns bei den alten Kirchenschriftstellern über das Heidenthum, von denen jede die andere auszuschließen scheint, die aber mit einander in Verbindung gebracht die Gesammtvorstellung der alten Kirche ausdrücken. Die eine derselben geht dahin, daß sich in der heidnischen Religionslehre unverkennbare Spuren und Ueberreste wahrer göttlicher Weisheit vorfinden: Funken göttlichen Lichtes, zwar größtentheils gebunden, aber doch da und dort hervorsprühend &c.“ Damit erkennt der Verfasser die im Heidenthum liegende Ahnung und Verehrung des „unbekannten Gottes“ vollkommen an, allein es wäre einseitig, das Heidenthum in dieser Weise (wie Schelling gethan) nur von der Lichtseite aufzufassen. Es hat auch eine sehr dunkle Nachtseite. „Darauf kommt es an, das Heidenthum in seiner ganzen Entartung zu erfassen, seinen moralischen und intellectuellen Verirrungen bis auf die Wurzel nachzugehen und das in denselben wirkende böse Princip aufzudecken — auch hier wiederum nicht mit Verkennung des noch etwa Leibentlichen und Ansprechenderen, sondern nur mit verhältnißmäßig untergeordneter Beachtung und Hervorhebung desselben. Wie daher auf dem erstgenannten Standpunkte die Lichtseite des Heidenthums in ihrem letzten Grunde auf den göttlichen Logos, auf seine Inspirationen und seine Organe zurückgeführt wurde; so trieb dieselbe Consequenz den zweiten Standpunkt dazu, den letzten Grund der Nachtseite des Heidenthums im dämonischen Principe, in der Wirksamkeit Satans und seiner Genossen, zu suchen, und das Heidenthum für ein Erzeugniß finsterer Mächte und der damit zusammenhängenden Sünde des von Gott abgefallenen Menschengeschlechtes zu erklären.“ Das Dämonische im Heidenthum wird hier näher nachgewiesen. Durch die Sünde bringt der Dämon in den Menschen und besiegt ihn. Die Sünde war es, die zum Götzendienst trieb, und die Götzen selbst waren nur Personificationen der Sünde und Abbilder der Dämonen. In diesem Zusammenhange haben die Kirchenväter durchgängig die heidnischen Götzen und die Teufel gesehen. So sagt Lactantius: „Allerdings fügen die Dämonen Schaden zu, aber nur denen, von welchen sie gefürchtet werden, und welche nicht unter dem Schutze der allmächtigen Hand Gottes stehen und nicht eingetreten sind in das Heiligthum der Wahrheit. Vor den

Gerechten aber, das ist vor den Verehrern Gottes haben sie Furcht, und beschworen in seinem Namen fahren sie von den Leibern aus. Gepeitscht durch ihre Worte wie mit Geißeln, bekennen sie nicht blos, daß sie Dämonen seyen, sondern gestehen auch ihre Namen, welche gerade mit denen zusammenstimmen, die in den Tempeln angebetet werden, und dies thun sie gerade meistentheils in Gegenwart ihrer Verehrer. Wenn sie den Namen des wahren Gottes hören, dann erzittern und schreien sie, und gestehen, daß sie gequält und gepeitscht werden und geben umständlichen Bericht, wer sie seyen, wann sie eingefahren und wie sie von dem Menschen Besitz genommen. So gefoltert und geplagt werden sie durch die Kraft des göttlichen Namens ausgetrieben." Die Identificirung der Heidengötzen mit den Teufeln klingt unsrer modernen Bildung abgeschmackt, und doch ist nichts wahrer als sie. In dem verführerischen Reiz der Venus verbirgt sich der Wollustteufel, in dem bacchischen Behagen der Saufteufel. Mag der ästhetische Sinn und die Virtuosität großer Künstler die antiken Götter noch so hoch adeln, es steckt doch der Dämon in ihnen. Mag Winkelmann das Nackte in noch so reiner Verklärung auffassen, es wird doch nie aufhören, die Menge dämonisch zu verlocken und zu verthieren. Mag die moderne Nationalökonomie den Mammon noch so patriotisch herausputzen, ja in gewissem Sinn ihn sogar zum Welterlöser hinaufschrauben, er bleibt doch der schmutzigste Götze dieser Welt. Christus hat die Götzen dieser Welt gestürzt und stürzt sie noch fortwährend, denn die Welt betet ja immer noch Götzen an und das Erlösungswerk dauert fort.

Herr Dieringer legt den größten Werth darauf, daß man erkenne, die Menschheit sey aus eigner Kraft schlechterdings unfähig gewesen, sich der Sünde und mithin auch der Dämonen zu erwehren. Nur dem göttlichen Erbarmen verdanke sie ihre Rettung. Ueberhaupt verwirft er die Ansicht, nach welcher die Weltgeschichte wie ein aufgezogenes Uhrwerk ablaufe, derweil Gott nichts mehr dabei zu thun habe. Gott sey immerwährend bei seinen Kindern. „Wenn die Stellung Gottes zur Welt und zur Geschichte so gedacht wird, daß er mit ihnen in keine weitere Berührung mehr kommt, und Alles, was da geschieht, das Product eines eisernen unabänderlichen Gesetzes und blinder Zufälligkeiten wird; oder wo Gott und Welt in der Weise confundirt werden, daß sich Gott im Weltgesetze selber vollzieht und in der Menschengeschichte seine eigene Geschichte lebt: da hat neben dem ewigen Einerlei der blinden Naturnothwendigkeit und der maßlosesten Willkührlichkeit keine höhere Ordnung und Reihe mehr Raum, das Wunderbare wird negirt, und das eigentliche Wunder, die ausschließlich göttliche That, erscheint als das schlechthin Unmögliche. Auf diesem Standpunkte werden dann die bekannten Redensarten gewechselt, daß das Wunder mit den Gesetzen der Natur im Widerspruche stehe und die menschliche Freiheit aufhebe, daß das Wunder die Gesetze der Natur vernichten und den natürlichen Lauf der Dinge hemmen würde, — Redensarten, denen nur in sofern Wahrheit zukommt, als in ihnen unwillkührlich die Anerkennung eines über der materiellen und über der Geisterwelt allwaltenden Willens ausgesprochen ist."

Weiter setzt der Verfasser auseinander, daß es sich bei der Bekehrung zum Christenthum keineswegs um die Lehre allein gehandelt habe, sondern um das Beispiel und um die Beglaubigung durch Wunder. Wunder, (das sind die göttlichen Thaten,) Werke, unmittelbar überzeugende Thatsachen seyen unumgänglich erforderlich gewesen, um die vom Dämon verstockte und verblendete Menschheit zu überzeugen. Die Evangelien sind voll von diesen Wundern, desgleichen die Martyrien, die ganze Kirchengeschichte, und mit Recht rügt der Verfasser, daß man in neuerer Zeit geglaubt habe, alle diese Wunder beseitigen zu können, um die Geschichte der christlichen Kirche einen s. g. natürlichen Verlauf nehmen zu lassen. Das heißt den Charakter der Kirchen-, der Weltgeschichte überhaupt verkennen und aus dem Tabernakel das Allerheiligste herausreißen.

Am Christenthum ist die göttliche That das erste und letzte, das Wort selbst ist ja nur Reflex und Abschrift der That. Es ist nicht wohl zu verantworten, daß man so lange immer nur hat Geist und Wort gelten lassen wollen, das Erlösungswerk, die That, das Wunder nicht. Diese Neigung, Gott für den menschlichen Begriff zu verflüchtigen, hängt aufs tiefste mit dem Charakter zusammen, den die Sünde in unserem Jahrhundert vorzugsweise angenommen hat. Deswegen ist nichts löblicher, als in der Weise, wie hier Dieringer gethan hat, die That, das Werk zu betonen.

Es versteht sich von selbst, daß er in der Nachfolge Christi gleichfalls die That, das christliche Leben und Handeln, die guten Werke empfiehlt. Die guten Werke zum Unterschied von den todten, welchen Unterschied der Verfasser in einer scharfen Charakteristik des Judenthums klar macht, dessen todte Werke, Ceremoniel rc. im neuen Bunde ausdrücklich verworfen werden.

## Zeitbilder.

Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Köln mit besonderer Rücksicht auf F. F. Wallraf, von Dr. L. Ennen. Mit Beilagen und dem Bildnisse Wallrafs. Köln, Du Mont-Schauberg, 1857.

Das interessante Werk beginnt mit einer Darlegung des tiefen Verfalls, in welchen die alte heilige Stadt von Köln schon vor der französischen Revolution gerathen war. Der Glaube hatte sie gebaut, der Unglaube riß sie darnieder. Mit der Macht des deutschen Reichs wuchs ihre Bevölkerung und ihr Wohlstand, mit der Unmacht des Reichs verkümmerte sie wieder. So haben sich in den Geschicken Kölns die der Kirche und des Reichs abgespiegelt.

Im Zeitalter Josephs II. war das geistliche Kurfürstenthum völlig verweltlicht worden. Die nach Bonn, in die Residenz des Kurfürsten verlegte und mit dem Raube der Jesuitengüter dotirte Academie pflegte den Febronianismus, den plattesten und fadesten Rationalismus, und die Mode erhob damals eben so nichtswürdige Subjecte, wie in unsern Tagen den verrufenen Ronge, zu Helden des Tages. „Einzelne Docenten, wie Schallmayer, Dereser und van den Schüren, hätten in ihrem Ankampfe gegen die geoffenbarten christlichen Wahrheiten mit den Deutschkatholiken und Lichtfreunden unserer Zeit in die Schranken treten können. Die radicalste Stellung aber gegen die katholische Lehre und die kirchlichen Grundsätze nahm Eulogius Schneider ein. Er war 1756 geboren zu Wipfeld bei Würzburg. Als Student war er theils wegen seiner lasciven Verse auf Mädchen und Bacchus, theils wegen anstößiger Ausschweifungen aus Würzburg sowohl wie seinem Geburtsorte durch gerichtlichen Zwang vertrieben worden. Anscheinend um Buße zu thun, trat er, 20 Jahre alt, zu Bamberg in den Franciscanerorden. Hier erhielt er nach einigen Jahren das Amt eines Lectors für die jüngeren Brüder. Neben dem mündlichen Unterrichte versuchte er sich auch wieder in der Schriftstellerei. Doch fast jedes seiner Geisteserzeugnisse zog ihm von Seiten seiner Obern eine Zurechtweisung zu. Seine Lobrede auf die Ordenspatronin Katharina verursachte durch das unumwundene Geständniß des schalsten Indifferentismus solches Aergerniß, daß er es für gerathen fand, aus dem Kloster auszutreten und sich in Augsburg als Weltgeistlicher niederzulassen. Bald darauf erhielt er in Stuttgart eine Anstellung als Hofprediger beim Herzog von Württemberg. Im Anfange des Jahres 1789 wurde er von hier, auf Empfehlung seines Freundes Dereser, vom Curator Spiegel als Professor der griechischen Sprache und Grammatik nach Bonn berufen. Seine Lehrthätigkeit eröffnete er mit einer Rede über die Hindernisse der schönen Literatur im katholischen Deutschland. An dem Hohn und Spott, den er hierin gegen die katholische Kirche ausgoß, erkannten die Bonner Febronianer, daß dieser neue College nicht gesonnen war, im Kampfe gegen den römischen Hof hinter ihnen zurück zu bleiben. Er rechtfertigte auch in übervollem Maße die Erwartungen, welche zu Bonn die Freunde der Aufklärung in ihn setzten." Aber die Herausgabe von Gedichten, welche von Unzüchtigkeiten strotzten, nöthigte den Kurfürsten endlich, ihm seine Gunst zu entziehen, und als Schneider in der Frechheit so weit ging, von seinem ungläubigen Standpunkt aus für die katholische Jugend einen Katechismus zu schreiben, regte sich doch der alte Kölner Geist wider ihn und er konnte sich nicht länger im Kurstaat behaupten. Beim Ausbruch der französischen Revolution machte er den Staatsankläger und Henker in Straßburg, bis ihn selbst das Messer der Guillotine in Paris ereilte.

Das gottvergessene Treiben in Bonn fand seine gerechte Vergeltung in dem Schrecken der französischen Revolution. Leider ging aber in derselben auch der Rest von Wohlstand und gutem Alten in Glaube und Sitte zu Grunde. Die lange gepflegte Aufklärerei hatte der französischen Revolution gute Freunde auch in den deutschen Rheinlanden gewonnen. Die ersten Sansculotten wurden mit Jubel begrüßt. Die man aber wie Befreier und Brüder empfangen, zeigten sich alsbald als schamlose Plünderer. Alles Staats- und Kirchengut wurde geraubt. „Für den Schacher eröffnete sich jetzt ein weites, ergiebiges Feld. Das meiste, was Metallwerth hatte, fand unter den Händen der Habsucht oder Unkunde im Schmelztiegel seinen Untergang; der Schmelztiegel schloß alle Nachforschungen aus. Auch die Bibliotheken und Archive wurden vielfach aus einander gerissen und zerstreut. Bücher und Documente waren Dinge, um die man sich in den Kölner Stiftern und Klöstern durchgehends am wenigsten kümmerte. Manches Wichtige und Schätzenswerthe war hier im Laufe der letzten Jahrhunderte zusammengebracht worden. In einzelnen Klöstern hatte man aber so wenig Sinn für die Erhaltung der vorgefundenen wissenschaftlichen Schätze, daß man in der letzten Häfte des vorigen Jahrhunderts bereitwilligst die werthvollsten Actenstücke, Pergamente und alten Drucke an spanische und englische Händler zu wahren Spottpreisen verkaufte. Manchmal mußten ausländische Gelehrte und Reisende die Kölner

Klosterherren auf einzelne Raritäten aufmerksam machen, die in ihren Bibliotheken und Archiven verborgen lagen. Als der Reisende Philipp Wilhelm Gerken 1785 in St. Pantaleon nach dem Codex des Chronicon Godefredi Monachi S. Pantaleonis und nach dem des Chronicon regium Colon. Monachor. S. Pantaleonis fragte, wußte der Bibliothekar R. Flatten ihm keine Auskunft zu geben. — Die drückendsten Steuern, Contributionen und Kriegsleistungen wurden ausgeschrieben und unbarmherzig eingezogen. Jeder Einwohner, welcher der hereinbrechenden Verwirrung aus dem Wege gehen wollte, wurde als Emigrant angesehen und mit harter Strafe an Leib und Gut bedroht. In rohem Vandalismus wurde alles geraubt und zerstört, was die wüsten Schaaren und der blinde gemiethete Pöbel zu erreichen vermochten. Alle baaren Vorräthe der öffentlichen Kassen, selbst die sonst immer geheiligten Depositen der Gerichtsschreine, das Eigenthum der Waisen, der Armen und Kirchenstiftungen mußte hergegeben werden, um die Bedürfnisse hungriger Krieger und die Habsucht gewissenloser Heerführer und geldgieriger Kriegscommissare zu befriedigen. Alle öffentlichen Anstalten mußten ihren baaren Bestand gegen werthlose französische Assignaten umtauschen. Alles, was den Franzosen und ihren Anhängern in Köln gefiel, selbst unnöthige Kunst- und Luxusgegenstände, Seltenheiten in den Buchläden sowohl als jede Art von Waaren und Lebensmitteln wurden den vergebens klagenden Eigenthümern mit Assignaten bezahlt. Im Privatverkehr mußten sich die Eigenthümer gefallen lassen, daß die Kaufpreise ganzer Wein-, Tuch-, Frucht- und Waarenlager, selbst der theuersten Kunstgegenstände, in Papier entrichtet wurden."

Die auf solche Art von den Franzosen ausgesogenen Rheinprovinzen fanden im deutschen Reich keinen Schutz. Preußen hatte sich im Basler Frieden mit der französischen Republik vertragen und sah ruhig zu; Oesterreich war besiegt worden. Die Mittelstaaten wetteiferten, um den Schutz der französischen Republik zu flehen. Eine schändliche Zeit, in die zurückzublicken das deutsche Gemüth kränkt und empört. Nur bei einem solchen Verhalten Deutschlands war es möglich, daß der Convent in Paris auf den tollen Gedanken fallen konnte, zum erstenmal den Rhein für die natürliche Grenze Frankreichs zu erklären.

Die französische Zeit war für Köln die schlimmste. Nur indem die gute Stadt den Klauen des französischen Adlers wieder entrissen, wieder deutsch wurde, konnte sie sich wieder erheben und zur heutigen Blüthe gelangen. Im Schicksal dieser einzigen Stadt liegt eine große Lehre für die deutsche Politik. Ihr Glück, ihr Unglück zeigt wie das Zünglein der Waage die Gesammtzustände der deutschen Nation an.

In Köln lebte ein würdiger Gelehrter, der alle diese Zeiten mitdurchmachte, Professor Wallraf. Zu seinem Glück war er niemals in die Bonner Corruption hineingezogen worden, sondern in Köln geblieben. Obgleich er den Bildungsgang der Zeit mitgemacht hatte, so lebte doch in ihm auch noch etwas vom alten Kölner Geist. Von ihm ging daher die erste Anregung zur Wiederanerkennung der Gothik, zur Sammlung altdeutscher Gemälde rc. aus. „Durch sein emsiges Sammeln und durch sein belehrendes Wort hatte Wallraf bei seinen Freunden und Schülern den Sinn auf die altdeutsche Kunst hin gerichtet. Durch seine rastlose Thätigkeit war in Köln eine geistige Regsamkeit geweckt, der nur das klare Selbstbewußtseyn fehlte. Zu diesem Bewußtseyn kam sie nicht, weil die literarische Thätigkeit mit der praktischen nicht gleichen Schritt hielt. Das geschah erst, als Schlegel durch seine Kunstkritiken und Reiseberichte als literarischer Wortführer der Kölner Kunstfreunde auftrat. Durch Schlegel ergoß sich ein neuer Geist über die Sammlung Wallrafs und über die Kunstschätze Kölns, und so wurde Köln der Centralpunkt, von wo aus die neue Richtung in der Kunst und Architektur ausgegangen ist. Die Boisserée'sche Sammlung war an sich und insbesondere durch ihre Wanderungen durch Deutschland hiefür von dem entschiedensten Einfluß. Auch auf Göthe, der lange Zeit als ein erklärter Feind der christlichen Kunst gegolten hatte, verfehlte sie ihren Eindruck nicht. Als er zu Heidelberg in diese Sammlung eintrat und so viel Großes und Ernstes, so viel Kräftiges und Liebliches, so viel Glänzendes und Sanftes zusammen mit einem Blicke überschaute, stutzte er und rief aus: ‚Auch hier sind Götter!'"

Wallraf ist auch unter der preußischen Regierung nie nach Bonn versetzt worden, was einestheils als ein Verlust für diese Universität angesehen werden darf, anderntheils aber auch sein Gutes hatte, denn Sammler wie Wallraf gehören nicht in neue Residenzen und Akademien, sondern in die alten heiligen Städte.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^1/_3$ Thaler.

Mittwoch, N° 78. 30. September 1857.

## Märchen.

Westslawischer Märchenschatz. Deutsch bearbeitet von Joseph Wenzig. Leipzig, Lorck, 1857.

Der Herausgeber hat sich schon früher um Verdeutschung slawischer Volkspoesie verdient gemacht. Im Vorwort charakterisirt er die Westslawen als Böhmen, Mähren und Slowaken mit Ausschluß der Polen und Wenden. „Die Böhmen, die westlichen Slawen in Europa, mit einer großartigen, von dem k. böhm. ständ. Historiographen F. Palacky meisterhaft dargestellten Geschichte, von ihren deutschen Landsleuten, den Deutschböhmen, zu unterscheiden, sind im Ganzen an Cultur unter den Slawen am weitesten vorgeschritten. Sie treiben mit Vorliebe Oekonomie, obwohl sie auch in Fabriken anstellige, gewandte Arbeiter abgeben; für Musik und Mathematik zeigen sie besonderes Talent, lernen fremde Sprachen leicht, und liefern tapfere, intelligente Krieger (die österreichische Artillerie besteht zum größeren Theil aus Böhmen), so wie geschickte Beamte, die in allen Kronländern der Monarchie verwendet werden. — Unter den slawischen Mährern herrscht eine größere Verschiedenheit, als unter den slawischen Böhmen. Man unterscheidet die sogenannten Podhoraken im böhmisch-mährischen Gebirgslande, die den Böhmen am ähnlichsten sind; die Hannaken, ein wohlhabendes Völklein in der fruchtbaren Hanna; die Slowaken an der ungrischen Seite, die den ungrischen Slowaken gleichen; ferner die Walachen, ein wahrscheinlich aus der Walachei eingewandertes, jetzt slawisirtes Hirtenvolk auf den benachbarten Beskiden. In der südöstlichen Ecke Mährens zwischen der March und Thaja leben mehrere tausend Kroaten, die im 16. Jahrhundert angesiedelt wurden. — Die Slowaken in dem von den Karpathen bedeckten Nordwesten Ungarns sind betriebsam, und viele erwerben sich ihr Brod durch Hausiren mit verschiedenen Waaren, wobei sie, gleich den Tirolern, ferne Länder durchziehen. Die allgemein bekannten, ehrlichen, aber verkümmerten und schmutzigen Drahtbinder darf man nicht für Repräsentanten des ganzen Volkes nehmen. Welch stattlicheres Bild liefert dagegen der stämmige Leinwandhändler in seinem weißen, reinlichen Anzuge." Die Quellen, aus denen der Herausgeber schöpfte, sind theils gedruckte, theils mündliche.

Die Sammlung enthält zuerst Märchen, dann Volkslieder mit Melodien und Sprichwörtern. Die Märchen tragen nicht durchgängig eine nationale Eigenthümlichkeit, sondern stimmen vielfach mit den deutschen und romanischen, zum Theil sogar mit den Märchen der Tausend und einen Nacht zusammen. Das erklärt sich nicht etwa blos aus späteren Uebertragungen, z. B. aus dem Verkehr des Orients mit dem Occident in der Zeit der Kreuzzüge, sondern man darf annehmen, daß viele Märchenstoffe uralt und von vielen Völkern gemeinsam schon aus der asiatischen Heimath mitgebracht worden sind. Dahin gehören namentlich die Märchen, in denen sich der älteste Naturcultus der asiatischen und europäischen Völker verräth, die Wundergeschichten von befreiten und entzauberten Königstöchtern, unter denen, wie auch Herr Wenzig S. 315 richtig bemerkt, immer die im Winter gleichsam gefangene, leidende oder verwünschte Natur zu verstehen ist, die im Frühling vom jungen Sonnenheros befreit wird. Dieser der einfachsten Naturwahrnehmung entsprechende Mythus wiederholt sich in den Märchen fast aller uns bekannter Völker, bei den Indern, Persern und Arabern, Griechen, bei romanischen, germanischen und slawischen Stämmen. In der nordischen Edda wird Iduna, die Göttin der Unsterblichkeit, der ewigen Jugend, des ewig wiederkehrenden Lenzes im Winter geraubt, und die Götter müssen sich förmlich verschwören und zusammenthun

um sie wiederzugewinnen. Das ist derselbe Mythus, wie in unsern zahlreichen Märchen von den starken und mit Wunderkräften ausgerüsteten 6 oder 4 Künstlern, die eine gefangene Königstochter erlösen, und die sich auch hier unter den slawischen Märchenhelden wiederfinden.

Demselben alten Naturcultus gehört auch das schöne Märchen vom Sonnenroß an, welches wir hier S. 182 ff. lesen. „Es war einmal ein Land, traurig wie das Grab, schwarz wie die Nacht, denn in ihm schien Gottes Sonne niemals. Die Menschen hätten es geflohen und den Eulen und Fledermäusen überlassen, wenn nicht zum Glück der König ein Roß mit einer Sonne auf der Stirn besessen hätte, die, gleich der wahrhaftigen Sonne, helle Strahlen nach allen Seiten versandte. Damit also die Leute in dem finstern Lande wohnen könnten, ließ der König sein Sonnenroß durch dasselbe führen, von einem Ende zum andern; und es ging Licht von ihm aus, als ob der schönste Tag wäre, allenthalben, wo man es führte; von wo es sich aber entfernte, dort wälzte sich dichte Finsterniß hin. Plötzlich war das Sonnenroß verschwunden. Dunkelheit, noch ärger als die der Nacht, lagerte sich über das ganze Land, und nichts vermochte sie von dieser Zeit an zu verscheuchen. Unzufriedenheit und Schrecken verbreitete sich unter den Menschen, Noth begann sie zu drängen, denn sie konnten nichts arbeiten, nichts erwerben, und es entstand zuletzt furchtbare Verwirrung. Selbst der König gerieth in Angst, und um die Gefahr zu beseitigen, zog er mit seinem ganzen Heere aus, das Sonnenroß zu suchen." Er ließ sich jedoch durch einen Seher bereden, wieder umzukehren, indem es der Seher allein übernahm, das Roß zu suchen. Es galt, die alte Striga, Mutter der drei Königinnen, zu überlisten, was ihm auch gelang. Ein Apfelbaum und eine Quelle spielen dabei eine Rolle, was an die Hesperidenäpfel und den Jungbrunnen mahnt, die in den Mythen und Märchen immer da erscheinen, wo es die Wiedergeburt des Jahres gilt, wo die Sonne, nachdem sie ihren Lauf im äußersten Westen vollendet, wieder umkehrt, um sich im Osten zu verjüngen. Zuletzt gelingt es dem Seher, das Roß dadurch zu erlangen, daß eine gefangene Königstochter einem bösen Zauberer das Geheimniß, wo man es finden kann, ablauscht. „Der Zauberer hätte ihr Alles gegeben, ihr Alles zu Willen gethan; kein Wunder also, daß er ihr auf vieles Bitten auch sein Geheimniß verrieth. ‚In dem Walde dort,' sprach er, ‚ist ein großer Baum; unter dem Baume weidet ein Hirsch, in dem Hirsch ist eine Ente, in der Ente ist ein goldenes Ei und in dem Ei ist meine Kraft; denn in ihm ist mein Herz.' Als der Zauberer dies seiner Gemahlin unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses vertraut hatte, erzählte sie's dem Seher. Der Seher bedurfte nicht mehr. Er bewaffnete sich und begab sich in den Wald. Er fand den großen Baum, fand den Hirsch, der unter dem Baume weidete. Er zielte, schoß, und der Hirsch stürzte nieder. Dann sprang er hinzu, nahm aus ihm die Ente heraus, aus der Ente das Ei, trank das Ei aus, und des Zauberers Kraft war dahin. Der Zauberer ward schwach wie ein Kind, denn alle seine Kraft war in den Seher übergegangen. Dieser kam, schenkte der Prinzessin die Freiheit zur Rückkehr in ihren Palast, nahm das Sonnenroß, schwang sich darauf und eilte mit ihm zu dem König, dem es gehörte.' Er mußte einen guten Theil der Welt durcheilen, bevor er zu der Grenze des dunkeln Königreichs gelangte, wo er auch den vorausgeschickten Diener traf. Als sie die Grenze überschritten, ergossen sich ringsum die Strahlen des Sonnenrosses, erleuchteten weit und breit das Land, das schon so lange in undurchdringliche Finsterniß gehüllt war, und erfreuten die Herzen der geplagten Menschen. Alles lebte neu auf, die Fluren lachten im Frühlingsschmuck, und die Menschen strömten herbei, um ihrem Wohlthäter für die Rettung zu danken. Der König wußte nicht, wie er den Seher belohnen sollte; er wollte ihm die Hälfte seines Königreichs schenken. Allein dieser sprach: ‚Ich begehre keinen Lohn, um so weniger die Hälfte deines Königreichs. Sei du König und herrsche, wie es sich gebührt, ich will in meine einsame, friedliche Hütte zurückkehren.'"

Die Wiedergewinnung des verlornen Rosses bildet schon eine berühmte Episode des indischen Mahabharata und geht parallel der Wiedergewinnung des Hammers oder Blitzes in dem bekannten Liede der älteren Edda. Ueberall dieselbe Bedeutung. Im Winter ist die Sonne verdunkelt, gleichsam gefangen oder verloren, und eben so der Blitz verschwunden. Im Sommer kehren sie wieder. Der Hirsch ist ein allgemeines Sinnbild der Zeit und ihrer Flucht. Im Ei der unscheinbaren, schmutzigen und gern untertauchenden Ente erkennen wir ein Sinnbild der in Erde und Wasser verborgenen Lebenskraft, die sich im Sommer immer wieder regt.

Wir finden in der Sammlung auch Legenden, in denen sich noch alter heidnischer Mythus verbirgt, sofern unter dem Heiland, wenn er mit Petrus wandert, öfters ein alter wandernder Gott aus dem heidnischen Mythus zu verstehen ist. Folgende Legende jedoch ist wohl in christlicher Zeit entstanden. „Einst ging Petrus, ganz in Gedanken vertieft, neben dem Herrn ein-

her, bis er plötzlich zu ihm sagte: ‚Es muß doch eine schöne Sache seyn, Herrgott zu seyn! Wenn ich nur einen halben Tag Herrgott wär', dann wollt' ich wieder Peter seyn!' — Der Herr lächelte und sprach: ‚Es gescheh' nach deinem Willen. Sey Herrgott von jetzt an bis zum Abend!' Eben näherten sie sich einem Dorfe, aus welchem ein Bauernmädchen eine Heerde Gänse trieb. Als es sie auf die Wiese getrieben, ließ es sie dort und eilte in das Dorf zurück. ‚He, willst du die Gänse allein lassen?' fragte Petrus das Mädchen. ‚Was, ich soll heut die Gänse hüten? Wir haben heut Kirchweih',' versetzte das Mädchen. ‚Und wer soll denn die Gänse hüten?' fragte Petrus weiter. ‚I, heut muß sie der liebe Herrgott hüten!' entgegnete das Mädchen, und eilte fort. ‚Peter,' sprach der Herr, ‚du hast's vernommen. Gern wär' ich mit dir in das Dorf zur Kirchweih' gegangen; allein die Gänse könnten verunglücken, und du bist Herrgott bis zum Abend; du mußt sie hüten.' Was blieb Petrus übrig? Er machte zwar ein verdrießliches Gesicht; gleichwohl mußte er die Gänse hüten; aber er verschwor sich, niemals wieder Herrgott seyn zu wollen."

Ein guter Humor schlägt überall in den slawischen Märchen vor. Hier ein Beispiel. „Warum die Hunde die Katzen anknurren und warum die Katzen den Mäusen feind sind? Von dem Menschen, dem Herrn aller Erdengeschöpfe, bekamen die Hunde das Privilegium, ihn auf seinen Wegen zu begleiten, sein Haus und Eigenthum zu bewachen, und ihm bei seinen verschiedenen Geschäften behülflich zu seyn. Durch solchen Vorzug wurden die Hunde nicht wenig stolz, die Katzen aber beneideten sie. Daher hielten die Katzen einen Landtag und beschlossen, den Hunden ihr Privilegium zu nehmen. So geschah's. Die Katzen stahlen bei der ersten Gelegenheit das besagte, auf Pergament geschriebene Hundeprivilegium und schleppten es in eine Kammer unter altes Rumpelwerk. Dort fand es eine Maus, als sie Nahrung suchte, lief sogleich voll Freude zu ihren Schwestern, und zeigte ihnen an, welch rare Sache sie gefunden. Die Mäuse hielten Rath, was sie thun sollten, damit das kostbare Privilegium in ihrer Gewalt bliebe. Lange konnten sie nicht recht einig werden, bis sich die älteste von ihnen erhob und sprach: ‚Schwestern, mich bedünkt, es wird das Beste seyn, wenn wir das Privilegium auffessen. So bemächtigen wir uns seiner vollkommen und brauchen nicht zu fürchten, daß es uns jemand wieder entreiße!' Der Vorschlag gefiel allen; sie begaben sich ohne Verzug zu dem Festschmaus und aßen das Privilegium auf, daß nicht das kleinste Stückchen übrig blieb. Nach einiger Zeit hatten die Hunde eine Versammlung und befahlen ihrem Archivar, das Privilegium zu holen, damit die erlauchte Versammlung Einsicht nehmen könnte. Der Archivar mußte wider Willen mit der Sprache heraus, die Katzen hätten es gestohlen; denn das hatte er indeß schon in Erfahrung gebracht. Die Hunde fuhren sogleich auf die Katzen los, sie möchten ihnen, wenn sie wollten, im Guten das Privilegium herausgeben. Die Katzen leugneten zuerst; als sie jedoch von den Hunden sehr gedrängt wurden, beschloßen sie, es ihnen auszuliefern. Nun fuhren die Katzen wieder auf die Mäuse los, indem sie sagten, in die Kammer zu dem alten Rumpelwerk, wo sie das Privilegium aufbewahrt hätten, habe Niemanden der Zutritt freigestanden als den Mäusen; sie sollten also Rede stehen. Die Mäuse aber konnten das Privilegium nicht herausgeben, weil sie es nach dem Rathe ihrer ältesten Schwester aufgegessen hatten. Und von dieser Zeit wurden die Katzen von den Hunden entsetzlich gehaßt und furchtbar verfolgt. Die Katzen jedoch schworen des Hasses und der Verfolgung wegen, die sie von den Hunden zu erleiden hatten, unaufhörlichen Krieg gegen die Mäuse zu führen. Darum knurren die Hunde die Katzen an, und darum sind die Katzen den Mäusen feind."

In den Volksliedern spricht sich die Nationalität viel bestimmter aus, als in den Märchen. Hier ein mährisches Liedchen:

Weiße, weiße Gänse,
Die ihr hochhin flieget,
Die ihr weithin sehet!

Drehet euch, ihr Gänse,
Ob dem Hof des Treuen,
Kündet meinem Treuen,
Daß er kommen möge,
Will schon, will schon freien!

Mögen um mich kommen
Schnell mit vierzig Rossen
Und mit fünfzig Wagen!

Die Räder von Pfefferkuchen,
Die Wagenkörbe von Zucker,
Die Rosse in blankem Golde,
Im Scharlachkleide der Holde,
Die Peitsche mit Gold durchflochten —
Es hat sie mein Liebster geflochten!

Ein sehr hübsches, einfaches Lied ist das folgende, ein böhmisches Liedchen:

Wollt' 'ne Maid um Wasser geh'n,
Trug 'nen Krug, der war so schön.
Stieg ein Herr vorbei,
Brach den Krug entzwei.

Und es weinte laut die Maid
Um den Krug in bittrem Leid:
„Seyd ihr stolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!"

„„Weine nicht so bitterlich,
Gern ersetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geschirr
Dieses Tuch von mir!""

Doch die Maid, sie wollt' es nicht,
Weinet fort und fort und spricht:
„Seyd ihr stolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!"

„„Weine nicht so bitterlich,
Gern ersetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geschirr
Diesen Ring von mir!""

Doch die Maid, sie wollt' ihn nicht,
Weinet fort und fort und spricht:
„Seyd Ihr stolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!"

„„Weine nicht so bitterlich,
Gern ersetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geschirr,
Nimm mich selbst dafür!""

Ei, wie war sogleich die Maid
Voller Lust und Fröhlichkeit:
„Für den schönen Krug
Hab' ich nun genug!"

Wer kennt nicht Gretry's zerbrochnen Krug? Das Thema ist uralt und von Indien durch die ganze Welt gegangen.

Nur wenige Lieder sind so modernen Ursprungs, daß sie eigentlich nicht in die Sammlung gehört hätten, z. B. S. 310 „mein Vaterhaus", worin das „Volk, so fromm und bieder", „der Geist so hell, das Herz so zart" gerühmt wird. Solche Ausdrücke kommen in echten alten Volksliedern niemals vor. Solches sentimentale Selbstlob blieb der bescheidenen Vorzeit fremd.

Am Schluß noch hübsche volksthümliche Melodien.

## Unterhaltungsschriften.

**Ein Quodlibet von Kathinka Zitz. Mainz, Faber, 1857.**

Fünfzehn kleine Erzählungen, worunter einige recht pikante. In der ersten „ein sonderbarer Vorschlag" kommt ein Mädchen in den Nothfall, um einer gehässigen Verbindung zu entgehen, sich einem Unbekannten anvertrauen zu müssen, den sie Knall und Fall bittet, er möchte sie entführen. Er thut es und alles endet glücklich. Ein guter Stoff zu einem Lustspiel. — Nachher eine Räubergeschichte mit einem obligaten geraubten Mädchen. Aus dem Leben einer unglücklichen Schriftstellerin. Altrömische Scenen aus dem Leben des Dichter Tibull. Eine hübsche Nixensage, der Fee vom Stauffenberge nachgebildet. Ein vornehmer Sicilianer findet die Nixe am Meeresstrande und heirathet sie, später aber stürzt sie sich mit ihrem Kinde in die heimathliche Fluth. — Die rührende Geschichte einer Frau, deren Gatte todtgesagt wird, und die, als er wiederkehrt, vor Freude stirbt. — Scenen aus dem Aufenthalt des berühmten Fox in Paris, in den Salons der Madame Bonaparte, worin insbesondere Frau von Stael erscheint, um bitteren Aerger einzuschlucken. Die Charaktere sind recht gut aufgefaßt. — Eine blutige Mord- und Rachegeschichte. Scenen aus dem Leben der Sängerin Mara. Eine Liebesgeschichte Napoleons. Das von ihm verführte Mädchen ahnt nicht, wer er sey und erst als ihr Kind seinen Namen empfängt, gehen ihr die Augen auf. Ueberraschend und pikant. — Eine gräßliche Schilderung aus Paris nach Soulié, das Leben einer armen Grisette, die erst verführt, dem frühen Tode geopfert und dann als Leiche auf die Anatomie gebracht wird. „Ein Mädchen aus dem Volk, welches gearbeitet und gelitten, hat seine Bestimmung erfüllt, indem es lebend zur Lust und todt zur Belehrung diente." Wie empörend auch solche Schilderungen und wie tadelnswerth die Dichter sind, welche vorzugsweise am Gräßlichen Gefallen finden, so muß man doch die große Bedeutung anerkennen, welche solche Lebensbilder aus der wirklichen Welt in Bezug auf die sociale Frage unsres Jahrhunderts haben. — Noch eine Mordgeschichte, dann die gräßliche Schilderung eines massenhaften Judenmordes nach Soulié und eine Pariser Polizeigeschichte.

Mancherlei Grasses, aber viel Stoff, den Andere wohl in mehr Bände ausgestreckt haben würden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Sonnabend, **N° 79.** 3. Oktober 1857.


## Trauerspiel.

Salomon de Caus. Eine Tragödie von A. Munch. Aus dem Norwegischen. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1857.

Mit einem Vorwort von Loebell in Bonn. Der norwegische Dichter hat in de Caus einen zweiten Columbus dargestellt. De Caus hatte nämlich die erste Ahnung von der Bedeutung, die einst die Dampfkraft gewinnen, von den unermeßlichen Reformen, die sie in der europäischen Gesellschaft bewirken würde. „In einem Werke von ihm: ‚Les raisons des forces mouvantes avec divers machines et plusieurs dessins des grottes et fontaines. Francfort 1615 et 1624. Fol.‘ wird unter anderen Maschinen eine Fontaine beschrieben, deren Wasser durch die Elasticität des Dampfes getrieben wird. Stuart führt in seiner ‚Geschichte der Dampfmaschinen‘ auch dieses Factum an. Es scheint, daß de Caus zu der Zeit, da er das oben genannte Buch schrieb, sich nicht der ganzen Wichtigkeit seiner Erfindung bewußt war. Wenn man indeß einer Anekdote aus Marion de Lorme's Memoiren, auf die man erst in unseren Tagen aufmerksam geworden ist, Glauben schenken kann, so muß er doch später zum vollen Bewußtseyn der großen Bedeutung seiner Erfindung gekommen, ja ein Märtyrer seiner Bemühungen, deren Anerkennung zu seiner Zeit durchzusetzen, geworden seyn. Die genannte Dame erzählt nämlich, daß sie eines Tages mit einem Cavalier bei einem Tollhause in Paris vorübergegangen und auf einen unglücklichen Bewohner dieser Schreckensstätte, der an einem vergitterten Fenster stand und einen außerhalb versammelten lachenden und spottenden Pöbelhaufen anredete, aufmerksam geworden sey. Nach eingezogenen Erkundigungen erfuhren Marion und ihr Begleiter, daß jener Wahnsinnige ein Sieur de Caus sey, der an der wunderbaren Tollheit leide, daß er behaupte, die größten Maschinen durch Dampf bewegen zu können. So ungefähr ist der Inhalt der Anekdote — ist sie begründet, so muß de Caus vermuthlich im Tollhause gestorben seyn; gewiß ist es, daß er im Jahre 1630 in Paris starb. Dies ist Alles, was man mit Gewißheit oder Ungewißheit über Salomon de Caus und sein Schicksal erfahren konnte.“ Aber genug, meint Munch, um ihn zum Helden eines Trauerspiels zu machen, ihn als einen edeln Leidenden, dessen Verdienst nicht erkannt wurde, als einen gefesselten Columbus darzustellen.

Munch läßt seinen Helden mit dem großen Cardinal Richelieu, dem allgebietenden französischen Minister, in Verbindung kommen. De Caus vertraut demselben sein Geheimniß der Erfindung der Dampfkraft an und hofft in ihm den rechten Mann gefunden zu haben, der es zum Besten der Welt ausbeuten werde. Aber er meint nicht, daß er sich diesem Staatsmann gegenüber so ziemlich in der Lage befindet, wie Schillers Marquis Posa vor Philipp II. Hier eine Scene.

„De Caus. Ich durchschaue Eure Pläne, Herr — ich sehe, daß es nicht Eifer für die Kirche war, was Eure Hand gegen La Rochelle erhob — das war nur der Staatsmann, nur der Herrscher, der den Aufruhr im Lande dämpfen wollte. Wohl, diesmal galt es den Reformirten — ein andermal bedenket Ihr Euch eben so wenig die Katholiken, wenn sie sich Eurem Willen widersetzen, zu bestrafen. Recht so. Ich verstehe. Ihr habet Euch mit mir über das Vorurtheil beider Parteien erhoben und werdet das Licht hinter des Tempels Decke schon gewahr. Denn was sind Katholiken, Protestanten wohl anders, als dieselben elenden Sclaven des Glaubens an das Kreuz, das die Welt durch Gebet, Thränen und Armseligkeit im Zaume halten will — während sie das Erbrecht auf Freiheit, Einsicht und

Fröhlichkeit besitzet. Unser Beruf ist es, dieses Recht zu heben. Reichet mir denn Eure Hand — ich bringe einen Hebebaum mit, dem Nichts zu widerstehen vermag, einen gewaltigen Kämpfer auf der Bahn der Aufklärung.

Richelieu. Wisset Ihr wohl, Meister, daß ich Euch dieser Worte wegen als gefährlichen Gotteslängner der Kirchenstrafe könnte übergeben lassen?

De Caus. Das werdet Ihr nicht thun, hoher Herr! Dazu seyd Ihr zu aufgeklärt und zu klug. Das wußte ich, und deshalb hab ich ohne Scheu meines Gedankens Ziel vor Euch dargelegt — daher kann ich mit Vertrauen den Schatz, den ich dem Schooße der Natur enthob und den ich nicht allein auszuprägen vermag, Euch darbringen. So nehmet ihn hin, Ihr wisset wozu er führt; — Ihr allein könnet ihn im Großen, zum Heil des Vaterlandes und Europa's brauchen."

Aber Richelieu ist weit entfernt, auf den Plan des Mechanikers einzugehen, er läßt vielmehr den Schwärmer als einen gefährlichen Neuerer und Fortschrittsmann einsperren. In der kurzen, dem Trauerspiel voranstehenden Kritik bemerkt Loebell mit Recht, das Benehmen Richelieu's sey vom Dichter nicht genügend motivirt, die Benutzung des Dampfs hätte vielmehr diesem großen Staatsmann als sehr brauchbar einleuchten sollen. Die Industrie, welche dadurch gehoben werde, habe nur als eine natürliche Bundesgenossin der noch mit der Aristokratie und Hierarchie ringenden Monarchie angesehen werden können.

Der Dichter hat indeß den armen de Caus eingesperrt und bis zum Wahnsinn melancholisch werden lassen. Endlich wird er milder behandelt und seine Tochter darf ihn besuchen. Die Tochter klagt, daß Richelieu ihn so feindlich behandelt habe. Der Vater aber hält nicht Richelieu, sondern einen Mönch für seinen Hauptfeind, einen Mönch, der ihn zur Demuth bekehren wollte.

„De Caus: „Ich sollte niederknien vor dem, den er meinen Gott nannte — ich solle mein Recht, meine Kraft als Mensch, als Bürger, als Meister des lichten Tempels der Natur verwerfen, verleugnen, um auf niedrige Weise zum Altare dieses Herrn zu kriechen, um ihn für jeden Preis um Gnade anzuflehen! —

Therese. Maria! — alle Heiligen! — stehet mir bei! — So ist es wahr, was Coelestinus gesagt hat: — er hat Gott verleugnet! —

De Caus (auffahrend, indem er fortfährt). Derselbe Herr, der finstere Gott des Zorns, das dunkle Wesen, das nun sechszehn hundert Jahre lang unsere schöne Erde mit Schreckbildern und mit Fesseln gedrückt? — Ich beuge meine Kniee nicht vor ihm! — Ich, der Erlöser von der Erde Banden und den Kräften der Natur! — Siehe! — das ists weshalb er mich verfolget. Er weiß, wenn ich erst meine Fackel angezündet, so ists vorbei mit all jenen Schrecknissen, die da lauren in der dumpfen Grabkapelle, wozu seine Priester die Erde bilden wollen.

Therese. O, Vater — fasse dich — sprich nicht so! — Du weißt nicht, was du sagest, — du bist wieder krank!

De Caus (wie vorher). Siehe, daher wendet er nun all seine Kunst an, mich durch Schreck und List zu unterdrücken! — Von ihm kommen all die wunderbaren Geister, die um mich her auftreten, ja selbst in meinem eigenen Innern, und mir drohen und mich zum Kniefall reizen. Jener Dämon des Wahnsinns, den ich dir erst beschrieb, ist auch einer von ihnen — und fast der ärgste. Aber nie sollen sie mich überwinden! — Ich trotze ihnen — ich trotze ihrem Herrn! — Ich werde ihn noch besiegen, wie den Geist der Tollheit, den er auf mich sandte.

Therese. O mein Gott, rechne ihm diese Worte nicht zu — seine Seele verdunkelt sich wieder! — Komm Vater — laß mich dich zum Lager führen, du bedarfst nun der Ruhe — ich will hier an deiner Seite sitzen und dich bewachen.

De Caus (mehr und mehr verwirrt). Komm her, mein Kind — ich will dir etwas vertrauen. Aber sachte, sachte! — Niemand darf es hören — und hier in dieser Zelle kann man nicht wissen, wer hinten stehet und lauschet. So wisse denn: — es wird nicht lange währen, bis ich mich befreit und den Feind überwunden habe — obwohl er dadurch, daß er mich meiner Freiheit, meines Werkzeuges und meines Gutes beraubet, mich, sofern er kann, unschädlich machen wollte. Aber ich habe nun im Stillen, ohne Hülfe eine Methode erfunden, mit der ich, blos durch die magnetische Ausströmung meines Willens und einige Zifferzeichen und Striche in der Luft, die geheimsten Kräfte der Erde werde leiten und bewegen können. Nur noch einen Tag — höchstens zwei — und ich sprenge das Gefängniß, trete in meiner ganzen Macht und Ehre hervor — und nehme die Erde in Besitz. Lasse ihn, den dunklen Gott mit all seinem Martergeräth dann in seinen leeren Himmel flüchten! — Ich werde die Erde beherrschen und sie von einem Jammerthale zur Behausung des Glückes umbilden!"

Nach diesen Prahlereien nimmt es Wunder, daß der

Dichter seinen Helden zuletzt doch noch von dem Mönch bekehrt werden und mit Reue und Leid sterben läßt.

Wir halten nicht viel von dieser Gattung von Tendenzdramen. Wenn man die Poesie ans Schlepptau ihr fremder socialer, politischer, philosophischer, materialistischer Tendenzen nimmt, so wird ihr gar zu leicht der Hals umgedreht.

Auch möchten wir bezweifeln, ob es gut ist, jeden berühmten Mann als solchen auf die Bretter zu bringen. Wenn der Dichter nicht durch die poetische Kraft seiner Schöpfung selbst Interesse einflößen kann, wenn er dasselbe vom Ruhm eines schon bekannten Namens borgen muß, steht es schlecht um seine Productivität. Und doch haben insbesondere unsere deutschen Dichter sich dieses Armuthszeugniß ausgestellt, indem sie seit drei bis vier Jahrzehnten wetteiferten, Portraits von allen erdenklichen Berühmtheiten für die Bühne einzurahmen, und das Schau- und Trauerspiel zu dramatisirten Anecdoten aus dem Leben von Künstlern, Dichtern, ja Schauspielern selbst zu erniedrigen.

## Länderkunde.

Jerusalem. Nach eigner Anschauung und den neuesten Forschungen. Von Dr. Philipp Wolff. Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber, 1857.

Der Verfasser ist evangelischer Pfarrer in Rottweil und hat bereits seine Reise nach Jerusalem anderwärts beschrieben. Hier stellt er kurz und klar alles zusammen, was die h. Stadt und ihre neuesten Zustände betrifft, die Statistik und Topographie der Stadt und Umgegend, die Charakteristik der Bevölkerung, die Beschreibung der Kirchen und h. Stätten und Bemerkungen über die interessanten Anfänge einer verbesserten Bodencultur, als Grundbedingung eines künftigen höheren Aufschwungs der sehr vernachläßigten Stadt.

Jerusalem wird in vier Viertel getheilt, westlich das christliche und armenische, östlich das jüdische und muhamedanische. „Der Besitz der Grabkirche ist unter den verschiedenen christlichen Glaubensparteien so vertheilt: den Katholiken gehört die Erscheinungskapelle, die Hälfte des heiligen Grabes, die Stätte, wo Jesus der Magdalena als Gärtner erschien, ein Theil des Salbungssteins, die Kapelle der Kreuzfindung und die Hälfte der Kapelle der Kreuzigung. Den Griechen gehört der mittlere Theil des Gebäudes, die Hälfte des heiligen Grabes und der Kreuzigungskapelle, die Kapellen des Gefängnisses, des Longinus und der Verspottung und einige Altäre. Die Armenier besitzen eine eigene Kapelle südlich vom heiligen Grab, die Kapelle der Helena, der Losung um den Rock und die Gräber des Joseph von Arimathia und des Nicodemus, dazu einige Altäre. Die Kopten haben blos noch die an der Westseite des heiligen Grabes angebaute Kapelle. In neuerer Zeit kann man ohne Schwierigkeit täglich und unentgeldlich in die Grabeskirche kommen, aber von Bettlern bleibt man in derselben selten verschont.“ Daraus allein erklären sich eine Menge von Mißständen.

Anstatt Mittelpunkt eines allgemeinen Volkes von Gläubigen, eines die Erde umfassenden Kirchengebietes zu seyn, ist Jerusalem nur ein Durchkreuzungspunkt für alle streitenden Glaubensparteien. Eine Residenz der Dreiuneinigkeit Christenthum, Judenthum, Islam, und zugleich ein Auszug aus allen christlichen Kirchen und Sekten, die sich hier im vollen Bewußtseyn ihres Gegensatzes nur feindlich begegnen, kurz die in ihrer Art vollkommenste Sammlung alles sich Widersprechenden, nicht das positive, sondern das negative Centrum. Es ist daher eine gewiß sehr richtige Anschauung schon vor vielen Jahrhunderten gewesen, daß Jerusalem, dessen Zerstörung der Herr selber vorausgesehen und dessen Wiederaufbau er an einem ganz andern Ort verheißen hat, mit Nichten der Mittelpunkt der christlichen Kirche seyn könne.

Vergebens sucht der Pilger dort den Frieden. Er findet nur Hader und Zank. Bekannt ist der diplomatische Streit um die h. Stätten, bekannt sind die zu förmlichen Schlachten ausartenden Prügeleien der Pilger verschiedener Confessionen, die sich fast jährlich im Innern der h. Grabkirche wiederholen, bisher in der Regel von Griechen ausgingen und unter anderem den Zweck hatten, die russischen Ansprüche auf den Alleinbesitz des h. Grabes zu unterstützen. „Unglaublich und doch ganz richtig sind die Zeitungsberichte, nach welchen am griechischen Osterfest, den 26. April 1856 wieder eine furchtbare Schlägerei in der Kirche zwischen Pilgern stattgefunden hat. Unglaublich, weil der Pascha selbst mit vielen Offizieren und sämmtlichen Consuln anwesend gewesen. Nach einer mir zugekommenen Privatnachricht ist dem Pascha sogar von einem wüthenden Christen der Orden von der Brust gerissen worden. Umgekommen sind bei dieser Schlägerei nur zwei Menschen, aber viele kamen um die Augen u. s. f. Vor ihrer Einschiffung haben sich die frommen christlichen Pilger dann noch einmal zu Jafa, vor den Augen der

Muhamedaner, tüchtig durchgeprügelt." Zum Ueberfluß streiten sich auch noch die Archäologen über die Echtheit der h. Stätten und ziehen schadenfroh den Pilgern den h. Boden unter den Füßen weg.

Je mehr die Türkei in Schwäche versinkt und unter die Vormundschaft der christlichen Mächte kommt, desto interessanter wird die Frage, was aus Jerusalem werden soll. Die Ansprüche des Kaiser Nicolaus sind bekannt, sie wurden für diesmal zurückgewiesen. Das Alleinrecht auf das h. Grab fiel nicht an Rußland. Im factischen Besitz der Stadt und des Landes befinden sich noch die Muhamedaner und das älteste Recht darauf haben unstreitig die Juden. Die abendländischen Kirchen haben wohl kein anderes Interesse, als das h. Grab vor Entweihung zu schützen und nicht zu dulden, daß von Seiten einer schismatischen Kirche je aus dem Besitz des h. Grabes ein Vorrecht abgeleitet werde.

Erst in neuerer Zeit ist Einiges geschehen, um das verwüstete Land wieder urbar zu machen. Man hat einige Oelbäume gepflanzt, einige Cisternen gereinigt, aber immer nur einzeln und in kleinem Maaßstabe. Wenn die Zeitungen ausposaunen, eine Königsberger Jüdin habe den Oelberg gekauft, so heißt das nur, diese Frau habe ein Paar Morgen des Grund und Bodens daselbst erworben.

Ein Abbé Michaud hat in einer eigenen Schrift „das Papstthum in Jerusalem" den tollen Vorschlag gemacht, der Papst solle sich aller weltlichen Macht begeben und dann in Jerusalem seine Residenz aufschlagen. Ungefähr wie der Scheik von Mekka, aller weltlichen Gewalt baar, Schahs und Sultane walten läßt und fern in Arabien nur seines geistlichen Amtes pflegt. Ein solcher Vorschlag heißt die ganze Geschichte und welthistorische Mission der abendländischen Kirche verkennen.

Andere haben auf die Bekehrung des Sultans und auf eine friedliche Christianisirung der Türkei gehofft. Allein der Verfasser bemerkt mit Recht: „Der Muhamedaner verehrt die Patriarchen des alten und den Heiland, die Jungfrau des neuen Testaments. Der Muhamedanismus steht dem Christenthum nicht so fern, als man gewöhnlich der Meinung ist. Der Muhamedaner ist vielleicht der empfänglichste Mensch für das Christenthum. Aber er wird vom Christenthum nichts wissen wollen, so lange das Christenthum nicht eine bessere Gestalt gewinnt; er wird sich zum Christenthum nicht bekehren, weil er nicht weiß, was für ein Christ er werden, welcher christlichen Kirche er sich zuwenden soll."

Auf S. 189 deutet sodann der Verfasser doch wieder an, der Protestantismus stelle diejenige christliche Confession dar, die dem Islam am zugänglichsten und verwandtesten erscheinen dürfte, weil in ihr die Bilderverehrung missbilligt werde. Auch darf man wohl annehmen, daß alles wahr ist, was zu Gunsten des neuen protestantischen Bisthums und überhaupt der Protestanten im Orient gesagt ist, woraus aber noch nicht folgt, daß die Türken sich zu Luther bekehren werden.

Bekanntlich hat man auch an eine Wiederherstellung eines ausschließlichen Judenreiches in Palästina gedacht und eine neue Dynastie Rothschild daselbst etabliren wollen. Aber wenn das auch möglich wäre, würden die vermöge des auf ihrem Stamm ruhenden Fluches nun einmal in der Welt zerstreut Lebenden von dem so bequem und üppig unter ihnen ausgestreckten Christenleibe, an dem sie sich als Blutegel dick und rund saugen, schwerlich wieder auf den dürren Felsen ihrer Heimath zurückkehren wollen.

## A t l a s.

Historisch-geographischer Atlas für Schule und Haus. 25 Karten von Dr. Joseph Beck. Freiburg im Breisgau, Herder, 1856. Quer Folio.

Was Spruner im Großen geleistet, ist hier im Kleinen wiederholt, eine Uebersicht der alten, mittleren und neuen Reiche in Karten, zum besseren Verständniß der Geschichte. In zweckmäßiger Kürze ist das Wichtigste auf 25 Karten gegeben, namentlich für den Schulgebrauch eingerichtet und verhältnißmäßig zu einem billigen Preise.

Die erste Abtheilung enthält die homerische Weltkarte, das persische Reich, Palästina und Aegypten, Griechenland, den Peloponnes, Vorderasien und die griechischen Colonien, das Reich Alexanders, das alte Italien, das römische Reich. Die zweite Abtheilung eine Uebersichtskarte aus der Zeit der Völkerwanderung, das Reich Karls des Großen 2c.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^2/_3$ Thaler.

Mittwoch, **N° 80.** 7. Oktober 1857.

## Reisen.

Zwei Nordpolarreisen von E. K. Kane. Leipzig, Lorck, 1857.

Aus den beiden größeren in englischer Sprache geschriebenen Reisebeschreibungen Kane's von Andrée zusammengezogen und nur auszugsweise mitgetheilt. Bekanntlich hat Kane die schöne Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt gemacht. Er bereiste die Polarländer von New-York aus zweimal, das erstemal um den verlornen Franklin aufzusuchen (1850—1851), das zweitemal um so weit als möglich nach Norden vorzudringen (1853—1855) und das „offene Meer" am Pol zu suchen, an welches zu glauben er nicht aufgehört hat, obgleich die Beweise dafür ihn im Stich ließen. Er wollte zum drittenmal die Reise wagen, starb aber im Beginn dieses Jahres in der Havana.

Der Reisebericht erinnert lebhaft an die schon vorhandenen von Roß, Parry, Franklin rc. Wir folgen dem kühnen Seefahrer in die Regionen des ewigen Eises, der Nordlichter und Luftspiegelungen, der langen Nacht, der Eisbären und Robben. Auf der ersten Reise wurden die beiden Schiffe der Expedition vom Eise in die Höhe gehoben und auf großen Eisschollen durch das offene Meer mehrere hundert Meilen weit ostwärts getrieben. Auf dieser unfreiwilligen Fahrt sahen die Reisenden wunderbare Phänomene: „Unterdessen nahte allmählig der Winter und mit ihm die halbjahrlange Nacht. Am 11. October erhob sich die Sonne nur neun Grad über den Horizont; am 15. nur sechs und am 7. November blieb sie fast ganz am Horizont kleben. Die Tageshelle war jedoch manchmal von eigenthümlicher Schöne. Namentlich an einem Tage, am 8. November, lag auf Allem ein rosiger Hauch, am blassesten im Zenith, allmählig aber von Roth in Violett und von Violett in ein opalisirendes Purpur übergehend, welches den ganzen Horizont einfaßte. Am 13. October erschien der Mond. Anfangs sah er aus wie ein Freudenfeuer, und warf einen warmen rothen Schimmer über das Eis; aber am 15., als er sich vier Grad erhoben, versilberte er die Hummocks und zugefrornen Canäle und verbreitete einen milden Glanz über den Schnee, aus dem schwarz und einsam die beiden Briggs hervorragten. Die Sterne funkelten nicht mehr und leuchteten mit concentrirtem Glanze, als wären Löcher durch das kobaltblaue Himmelsgewölbe gebohrt. Die schwärzlichen Wolken des Frostrauchs verließen fast nicht das Gesichtsfeld. Gewöhnlich hing er in leichten Wolken um den Horizont herum; aber manchmal nahm er excentrische Formen an und einmal des Nachts ballte er sich zu einer Säule im Westen zusammen und der Stern Aquila flammte darüber wie ein Leuchtfeuer von einem hohen Fanal."

Sehr merkwürdig erschien unserm Reisenden ein Tagesnordlicht: „Als ich am Morgen des 7. gegen zehn Uhr zum Fußballspiel ging, bemerkte ich, daß sich die gewöhnliche Wolkenschicht am Horizont im Süden fast ganz verzogen hatte. Ein paar federige Cirri schwebten in der Nähe des Zeniths und der nördliche Horizont hatte seine gewöhnliche tiefe Dunkelheit beibehalten. Eine halbe Stunde später zog eine Stelle, wo die Wolkenschicht geblieben war, meine Aufmerksamkeit auf sich durch ihre große Nähe an der Sonne und durch ihre ganz bestimmte Gestaltung als Kreissegment. Der Rand war deutlich und regelmäßig bogenförmig; die Färbung war ein eigenthümliches Purpur, das am Saume einen etwas wärmern Ton annahm, aber nach dem Horizont hin zu einem trüben Braun wurde. Der Mittelpunkt des Kreisabschnittes lag Süd, 20 Grad West (vom magnetischen Pol an gerechnet) und die Höhe über dem Horizont betrug fast 8 Grad, der Rauch

von den Feuern auf dem Schiffe war purpurn gefärbt; Gegenstände in der Ferne waren nicht sehr bestimmt sichtbar und die Atmosphäre mit Eisnadeln gefüllt. Sehr bald lösten sich von dem Umkreis dieses Bogens ausgefranzte purpurfarbige Cirri ab, die am Rande sehr zart gefärbt waren, mit wunderbarer Regelmäßigkeit sich vergrößerten und in langen strahlengleichen Wolkenfortsätzen eine Höhe von 20 Grad über dem Horizont erreichten. Vor elf Uhr waren diese Fortsätze lange, geschichtete, erleuchtete und schön gezeichnete Wolken geworden, welche da, wo sie über die erhellte Region der Sonne liefen, unterbrochen waren, aber sich sonst in einer Breite von 4 oder 5 Graden über den ganzen Himmel zu nach Osten ausbreiteten. An ihrer Basis mit einander verschmolzen, vergrößerten diese ausstrahlenden Fortsätze den Umfang des mittleren Segments. Die Zwischenräume stellten sich durch den Gegensatz als künstlich erleuchtet dar. Bis dahin hatte sich keine Bewegung gezeigt; aber um elf Uhr zwanzig Minuten fingen diese wolkenartigen Fortsätze an auffallend den Strahlen eines flammenden Nordlichtes zu gleichen. Dr. Vreeland und ich beobachteten wiederholt Unterbrechungen ihrer Continuität; dann plötzliches Hervorzucken, gefolgt von einem raschen und plötzlichen Verschwinden. Um diese Zeit sah man auch eine seltsame wellenförmige Bewegung an den kürzeren Verlängerungen in der Nähe des Scheitelpunktes des Ganzen. Diese glichen den aufsteigenden Ringeln des Frostrauchs, die wir im Wellingtoncanal beobachtet hatten, und erinnerten fast an eine Feuersbrunst. Während aller dieser Veränderungen blieb doch immer das Wolkenartige der ganzen Erscheinung. Die Strahlen schienen die Fortsätze zu verändern, wie Licht eine gewöhnliche Wolke durchschimmert. Das ganze Phänomen war ein Tagesphänomen, vollkommen wolkenartig und nur sich in der Gestaltung der Bewegung und der ausstrahlenden Beleuchtung davon unterscheidend. Es war ein Tagesnordlicht."

Höchst eigenthümlich fand Kane die Luftspiegelungen. Einmal schien sich sein Schiff wie in einer ungeheuren Glaskugel zu befinden. Meer und Himmel zusammen bildeten nur einen durchsichtigen Globus. „Das Schiff schwebte im Mittelpunkt einer ungeheuren Kugel; Eismassen von unbeschreiblicher Vielgestaltigkeit schwammen ringsum, wie das Schiff selbst, auf Nichts; der Flug eines Vogels stellt sich in den Tiefen des Meeres so deutlich dar, wie an dem Himmel oben. Keinen seltsam schönern Anblick konnte es geben als unser Begleitschiff die Rescue, wie sie von ihrem Spiegelbild verdoppelt mitten im Raum schwebte." Ein andermal verzerrte sich die ganze Landschaft. „Es war als ob man ein Panorama durch schlecht geblasenes und ungleiches Glas betrachtete. Die kleinen Inseln an der Küste zogen sich zu Champagnerflaschen und Pilzen in die Höhe und einige Vorsprünge, die früher als vereinzelte Caps dagestanden hatten, hingen jetzt wie durch Brücken mit den dahinter liegenden Hügeln zusammen. Tausend umgekehrte, nebelhafte und phantastisch verzerrte Formen waren innerhalb eines Bogens der Küste von 10 Grad im beständigen Verschwimmen begriffen. Gleichzeitig boten die Eisberge im Südwesten ein nicht minder eigenthümliches Bild dar, indem sie sich überall bald über, bald unter sich in der Luft abspiegeln. Häufig aber sah man außer dem sich in der Luft spiegelnden Eisberg mit seinem falschen Horizonte und dem sich an seinem Gipfel anschließenden umgekehrten Abbilde noch einen zweiten Horizont mit einem dritten Berge in seiner natürlichen Lage. Professor Agassiz beschreibt ein ähnliches Schauspiel auf dem Obern See und hält es für das reflectirte Bild der sich auf der Oberfläche des Meeres umgekehrt abspiegelnden Landschaft, die dann beide zusammen reflectirt werden. Die ruhige, der Spiegelung günstige Oberfläche der Eisseen der Baffinsbucht scheint für diese Erklärung zu sprechen."

Die Reisenden überwinterten im Polareise bei furchtbarer Kälte. Die Wirkungen des Gefrierens an allen Speisen und Flüssigkeiten waren oft überraschend. Die Matrosen ergötzten sich mit Schauspielen. „Die große Kälte — am 22. Februar 42 Grad unter Null oder 74 Grad unter dem Gefrierpunkt — brachte auch recht komische Erscheinungen zu Wege. Am 14. war wieder Theater bei einer Temperatur von 25. Grad unter Null hinter den Coulissen. Ein Plätteisen, mit dem die zarte Miß Jem Smith auf der Bühne zu hantieren hatte, brachte den neuen theatralischen Effect hervor, durch Kälte zu verbrennen. Der arme Jem hatte an seinen bloßen Armen und Händen so viel zu leiden, daß er mit schmerzverzerrtem Gesicht zusammenzuckte, so oft er das Eisen berührte. Washingtons Geburtstag am 22. Februar eine gleiche Unterhaltung bei 46 Grad im Freien. Inwendig brachte man es durch Zuhörerschaft und Schauspieler, unterstützt von den Lampen, den Lungen und dem dicken Filzdach, bis zu 30 Grad unter Null oder nur 62 Grad Fahrenheit unter dem Gefrierpunkt — vielleicht die niedrigste Temperatur, in der jemals Theater gespielt worden ist. Es war ein gar seltener Anblick. Die Verdichtung der Luft erreichte einen so hohen Grad, daß man die Schauspieler kaum sehen konnte: sie stolzirten in einer Dunstwolke einher. Jeden ungewöhnlich leidenschaftlichen Ausbruch von Wor-

ten begleiteten zusammengeballte Rauchwolken. Die Hände dampften. Nahm ein aufgeregter Komödiant den Hut ab, so rauchte er wie eine Schüssel Kartoffeln. Stand er ruhig da, über eine Antwort nachdenkend, so stieg der Dunst in kleinen sich kräuselnden Ringeln von seinem Genick empor. Das Thermometer stand 30 Grad niedriger als der tiefste Standpunkt war, den es während der Ueberwinterung Parry's in Nordgeorgien erreicht hat."

Auf der zweiten Reise nahm Kane viele Hunde mit, um nach Art der Eskimaux über die Eisfelder auf Schlitten zu fahren. Ohne sie wäre er auch nicht vorwärts gekommen, aber er hatte große Noth mit ihnen. Seine magnetischen Messungen wurden oft durch unerträgliche Kälte unterbrochen. „Am 5. Februar sank die Temperatur sogar bis 75 Grad unter Null, eine Kälte, bei der Chloräther eine feste Gestalt annahm, und sorgfältig zubereitetes Chloroform ein körniges Häutchen auf seiner Oberfläche bekam. Naphthaspiritus gefror schon bei 54 und Sassafrasöl bei 49 Grad. Die Ausdünstung von der Oberfläche des Körpers umgab die blosgelegten oder dünner bekleideten Stellen mit kräuselndem Dunste." Zuletzt litten die Reisenden auch noch großen Hunger. Hier hat sich der muthvolle Kane wohl den Keim des frühen Todes geholt. Aber seinen Namen hat er unsterblich gemacht.

---

## Gedichte.

Die Marien-Gesänge aus den Oden und Epoden des Jacob Balde. In deutsche Reimstrophen übersetzt von C. B. Schlüter. Paderborn, Schöningh, 1857.

Etwas kühn, doch sehr glücklich sind diese ursprünglich lateinisch und in antiken Versmaaßen geschriebenen Lieder in Reimstrophen und zwar in schwungvollen spanischen Trochäen umgewandelt, in die Form des Calderon. Der Versuch erscheint gewagt, ist aber sehr wohl gelungen. In dem bayrischen Dichter zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs lebte ein dem Calderon verwandter Geist. Balde war der größte deutsche Dichter seines Jahrhunderts. Obgleich er den Renaissancestyl der beiden schlesischen Dichterschulen theilte, so übertrifft er sie doch weit nicht nur an Tiefe und Klarheit des Geistes, sondern auch in der Classicität der Form.

Der Renaissancestyl kommt uns heutzutage freilich befremdlich vor. Das Einmischen der antiken Götter, Mythen rc. in den christlichen Vorstellungskreis behagt unserm Gefühle nicht mehr und muß auch verurtheilt werden, weil es unnatürlich ist, die christliche Illusion jedenfalls stört, Nebengedanken erweckt und nur eine vorübergehende Mode war. Indeß muß man auch wieder duldsam seyn gegen Künstler und Dichter, die dem Geschmack ihrer Zeit zu folgen gezwungen waren, wenn sie nur auch innerhalb dieses Zwanges Schönes und Erhabenes zu gestalten gewußt haben. Rubens, den Balde „den Apelles der Teutonen" nennt, war ein vortrefflicher Kirchenmaler trotz der Renaissance.

Balde widmet sich in seinen Liedern ganz der h. Jungfrau, wie ein Minnesänger. Doch weiß er mit dem feinsten Tact die Subjectivität zurückzuhalten, ohne sich der heiligsten Gestalt zu vertraulich zu nähern. Sie schwebt immer in höheren Regionen über ihm. Mit poetischer Meisterschaft faßt er die oberbayrischen und Tiroler Alpen gleichsam als ihr Piedestal auf. Fast immer erblickt er sie über Wäldern und Bergen, wozu ihm die vielen Gnadenorte im Gebirge nächsten Anlaß gaben. Sein schönes Lied auf die Himmelfahrt der Gebenedeiten wird dies am deutlichsten machen:

An jenem Tag, wo eilend
Du Jungfrau über Sterne wolltest schreiten,
Nicht mehr auf Erden weilend,
Sah man den blumbestreuten
Olymp dir froh die Gipfel unterbreiten.

Süß ward, als deine Tritte
Er sah, des Himmels Hochgesang vernommen:
Wer ist's, die durch die Mitte
Des Hains emporgeklommen,
Die aus der schaur'gen Wüste man sieht kommen?

Ha, welche Göttin steiget
Empor, die schön ganz, lichte Wonnen blicket,
Auf den Geliebten neiget,
Die schnellen Lüft' erquicket,
Die sie im Flug mit Blumenduft entzücket!

So, wenn in ihren Reichen
Spät in der Nacht sich Luna zeigt, muß Wagen
Schnell und Arctur erbleichen;
Orion senkt mit Zagen
Den Speer und muß die Augen niederschlagen.

So siehst du Phöbus lächeln
Im Strahlenantlitz, wenn Aurorens Zähren
Die Morgenwinde fächeln
Und sein Gebet zum Hehren
Der Morgen schickt in tausend Lerchenchören.

Bei solcher Stimmen Schallen,
Wo dich empor des Sohnes Arme lenken,
Entschwebst du hoch ob Allen,
Was Gott nicht ist, zu tränken
In Gott den Geist, in ihn dich ganz zu senken.

Aehnlich folgendes glühende Lied:

Hier rings dir unterbreiten
Waldreiche Berg' ihr Haupt, um dich zu heben
Empor zu Sternenweiten;
Von dort mit süßem Beben
Rauschend dein Lob die Wasser thalwärts streben.

Der Wald auf Höh'n Hermon's,
Sabama's Wiesen und Engaddi's Höhen,
Die Gärten Salomon's,
Des Karmel Felsenjähen
Froh dich als trauten Gast, o Jungfrau, sehen.

Dich Ceder hehr, umtos'te,
Such' auf die Luft, wie dich der Südsturm wieget,
Des Libanon Entsproßte,
Platane dich, besieget
Von Lieb', der Bach, der murmelnd dir sich schmieget.

Dich Therebynth' ersehnet,
Das Aehrenthal, Cypresse, dich begehren
Die Felder waldumkrönet;
Vorher doch rafft, zu ehren
Dich, steiler Fels mit Sions Burg, der hehren.

Dich suchen Gipfel
Des Phodor, dich in ihre Blätter schrieben
Gadan'sche Palmenwipfel ꝛc.

Immer kehrt diese Andacht zur h. Jungfrau im Waldgebirge wieder:

Fürstin der Berg' und Haine,
Du, deren Aetal's Thäler still gedenken,
O Jungfrau, im Vereine,
Die Wälder grün umschränken,
Die Schatten widmend dir zu Weihgeschenken.

* * *

Jungfrau, in deren Nähen
Weithin sich dunkle Waldeswipfel breiten,
Die wolkenhoch umwehen
Dich rings von allen Seiten,
Die Sterne streifen im Vorübergleiten:

Wie froh seh' ich in Würde
Dich auf erhabnen Felsensitzen thronen!
Ob Nebel sie umgürte,
Ha, Liebe sonder Schonen
Trieb mich zur Höh' und kann die Mühen lohnen.

Auf die bekannten schwarzen Madonnenbilder wirft der Dichter den lieblichsten Schein der Poesie:

Obs eichene Gebilde
Blickt hold, ob nichts zu bitten, scheint's zu fragen,
Die Augen fromm und milde
Und süß halbaufgeschlagen.
Ob schwarz, ist dennoch schön es, darfst du sagen.

* * *

Ist's, daß wie Kedar's Hütten
Auch schön du bist, ob schwarz von Angesichte,
Da du zu sehr gelitten
Von Himmels Gluthenlichte,
Durch welche deine Farbe ging zu Nichte.

Nennst Du, den Stolz zu zähmen,
Auch jetzt die Magd des Herrn dich, die sich blähen,
Durch Demuth zu beschämen,
Und willst des Hofes Höhen
Und Gold und jeden Strahlenglanz verschmähen?

Vielleicht uns zu ersparen
Die Schaam, daß wir mit ganzem Mund nicht beben
Den Fehl zu offenbaren,
Willst uns dem Licht entheben
Du und mit Nacht des Richters Zorn umgeben.

Was es auch sei, wir lieben
Solch Dunkel. Uns gefällt das süße Grau'n
Des finstern Tempels. Hüben
Lacht freundlicher zu schauen
Der Winkel, als des Goldpalastes Auen.

Als die gnadenreiche Erbarmerin wird die Gottesmutter in mehreren schönen Liedern gefeiert. Am merkwürdigsten ist die 46. Ode, in welcher die Himmelskönigin mitten unter Sündern und Verbrechern steht, um der Hölle ihre gewissesten Opfer zu entreißen. In einer einzigen Ode geht der Dichter in seiner Inbrunst zu weit und macht aus der Gottesmutter zu sehr eine Sulamith (Ode 38). Noch in einer anderen (Ode 7) ist der Renaissancestyl gar zu spielend angewandt. Man erwäge folgenden Vergleich: Eher wird das Kalb mit dem Wallfisch auf Bergen tanzen und werden tief unter Wasser Hirsche die Geweihe vor Najaden neigen, ehe ich, o Jungfrau, von dir lasse! Doch solche kleine Ueberschwenglichkeiten können uns bei Balde so wenig wie bei Calderon von der Bewunderung der Dichter abhalten.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, Nº 81. 10. Oktober 1857.

## Eine interessante Brochure über Indien.

Leopold von Orlich, von dem wir bereits ein ausführliches und reichhaltiges Werk über Indien besitzen (Reise nach Ostindien, in zwei Bänden, Leipzig, 1845), hat so eben in einem Sendschreiben an Lord W. sich über den Militairaufstand in Indien, seine Ursachen und Folgen (Leipzig, Gustav Mayer, 1857) ausgesprochen und aus seiner eigenen Erfahrung Manches kundgegeben, was zur Aufklärung der indischen Dinge dienen kann. Der Verfasser hielt sich längere Zeit in Indien auf, diente unter Sir Char- [illegible] kennt die indische Armee und die Bevölkerung sehr gut.

Er bemerkt vor allen Dingen, was auch die oberste Civilleitung Indiens gefehlt haben möge, eine Hauptursach der Unglücksfälle sey jedenfalls die schlechte Militairverwaltung gewesen, weil durch sie der Regierung die Waffen entwunden worden sind, deren sie sich zur Niederhaltung des Aufruhrs unter allen Umständen hätte bedienen können. „Die Ereignisse in Indien sind aus denselben Folgen entstanden, aus denen die traurigen Erfahrungen im Krimfeldzuge sich ergaben. Man konnte sich nicht entschließen oder fühlte sich nicht stark genug, diejenigen Reformen im System der Regierung und in der Militairverfassung vorzunehmen, welche absolut nothwendig waren, wollte man sich der gefahrvollen Uebel entledigen. Sie wissen, daß selbst der Herzog von Wellington diesen Reformen nicht geneigt war, seine eigenen Erfahrungen vorgebend, daß es diese Armee sey, mit welcher er in beiden Welttheilen so Großes, ja Unglaubliches geleistet habe. Leider vergaß dieser große General und Staatsmann, daß die Armeen auf dem Continent solche Reformen eingeführt hatten, wie solche sich durch die Erfahrungen der letzten Kriege als zweckmäßig bewiesen hatten; — und dann, daß ein großer Charakter und Geist, wie der Herzog von Wellington, selbst eine fehlerhaft organisirte Armee zu heben und zum Siege zu führen versteht. Solch eine Militairmaschine kommt aber aus ihren Fugen, wenn der große Führer fehlt, und muß zu solchen Resultaten führen, wie wir sie in der Krim sahen, und wie sie sich gegenwärtig in Indien zugetragen haben."

Zwischen den Civil- und Militairbehörden herrschte keine Einigkeit, die letzteren wurden zurückgesetzt, die besten Generale konnten es nicht aushalten und kehrten immer bald wieder heim. Es waren nie genug europäische Truppen in Indien, weil sie zu viel kosteten und von der Hitze des Clima's, sonderlich von der nie endenden Cholera zu stark decimirt wurden. Die unter den Eingeborenen commandirenden englischen Offiziere ließen es ihrerseits häufig an den Eigenschaften fehlen, durch die allein sie hätten imponiren oder die Herzen gewinnen können. „Ich traute meinen Ohren kaum, als mir von glaubwürdiger Seite versichert wurde, daß der politische Agent, welcher Lord Kanne nach Afghanistan begleitete, zu seinem eigenen Bedarf allein 800 Kameele mitgeführt habe, beladen mit allen nur erdenklichen Weinen und Lebensgenüssen, zu denen selbst ein Fortepiano gehörte! Ich sah einen Capitain der Bengalarmee zur Reservearmee nach Ferospure zwei große Wagen von Ochsen gezogen mitschleppen, welche mit Gänsen, Hühnern, Tauben, Wein, Zucker, Kaffee, Thee und unzähligen Blechbüchsen mit Delikatessen beladen waren; Ziegen und Schafe und die Kameele nicht zu vergessen, welche seine Zelte trugen." Diese Weichlichkeit konnte unmöglich Respect erwecken oder erhalten. Die einheimischen Truppen, die sich als Sieger in so vielen Kriegen hatten fühlen lernen, mußten mit Verachtung auf die sybaritischen Gebieter herabblicken. Die alten Seapoyoffiziere und Unteroffiziere, die sich in Schlachten Ruhm erworben und zum großen Theil aus

den vornehmsten Kasten der Hindus und aus den reichsten Familien der Muhamedaner hervorgingen, konnten unmöglich viel Achtung hegen vor einem jungen, hochmüthigen Fähnrich, der frisch aus London zu ihnen kam, um ihnen allen vorangesetzt zu werden!

Die meisten Sepoys dienten, um sich etwas auf das Alter zu ersparen. Das Gouvernement nahm aber nach den letzten Kriegen ein unzeitgemäßes Sparsystem an, verkürzte den Sepoys den erwarteten Lohn und hob das s. g. Asami auf, d. h. das erbliche Recht, ein Pferd zu besitzen und als Reiter zu dienen. Bisher hatte dieses Recht auf Wittwen und Kinder fortgeerbt, die dann einen Reiter gestellt und noch einen Gewinn dabei gemacht hatten. Auf diesem alten Recht beruhte der Wohlstand und die Zufriedenheit vieler Familien einerseits, während es andrerseits der Regierung eine stets ergebene und treue Cavallerie lieferte. Es war also sehr verkehrt, ein solches Institut zu entwerthen. Was Herr von Orlich nicht beifügt, aber aus andern Nachrichten ergänzt werden muß, ist hauptsächlich auch die Neuerung, nach welcher die eingeborenen Offiziere auf die niederen Grade eingeschränkt wurden und ihrem Ehrgeiz jede höhere Stelle versagt blieb.

Jede Regierung in der Welt schafft sich einfach durch ihre Macht und durch die Wohlthaten, welche sie gewähren kann, einen wir möchten sagen persönlichen Anhang. Der englischen Compagnie würde es in hundert Jahren doch wohl möglich gewesen seyn, zwischen den Hindus und den Muhamedanern eine christliche Partei einzuschieben. Allein sie hat das ängstlich vermieden und ist nur darauf bedacht gewesen, jedes Vorurtheil sowohl der Hindus, als des Islam, zu nähren, um mittelst einer dieser beiden alten Parteien die andre im Schach zu halten. In den Regierungsschulen wurde daher die Pflege des Christenthums absichtlich und durchaus vermieden. Alle die Familien aber, die ihre Kinder in die Regierungsschulen schickten, verfielen eben deshalb einem kläglichen Indifferentismus, der sie bei den gläubigen Hindus und Mohamedanern verächtlich machte. Ja die herrschenden Engländer selbst machten sich dadurch verächtlich, daß sie, obgleich Christen, das Christenthum gleichsam verleugneten, keinen Werth auf ihren eigenen Glauben irgend zu legen schienen. Die Missionäre ihrerseits kamen oft in Verzweiflung durch die Haltung der Behörden. Ein christlicher Offizier ließ seiner Maitresse, einer Brahminin, einen heidnischen Grabtempel bei Calcutta bauen. Zwei Missionäre, die sich darüber beschwerten, wurden vor Gericht gezogen und zu 900 Pfund Sterling Strafe verurtheilt. Andre Missionäre pflegten blos den Bauch, reisten wie Nabobs auf Elephanten mit großem Gefolge durch das Land und betrachteten ihre Mission lediglich als die zu melkende Kuh. Sir Charles Napier war am meisten empört über das Gebahren des Gouvernements in diesen confessionellen Beziehungen und er hatte gewiß Recht, wenn er behauptete, die Engländer hätten sich in Indien von Anfang an als eifrige Christen zeigen, die Wahrheit des Evangeliums verkünden und mit der Wahrheit, der nichts widerstehen kann, siegen sollen. Dann würden sie den Muhamedanern, wie den Hindus imponirt haben. Dann würde, wenn auch unter heftigen Kämpfen, mit dem Kriege zugleich auch die Herrschaft der Europäer fest begründet worden und eingewurzelt seyn, während sie jetzt so locker, wie ein halbausgerissenes Unkraut, nur noch eben am Boden hängt.

Die ostindische Compagnie duldete die mediatisirten Rajahs, sämmtlich Muhamedaner, voll Ehrgeiz, voll tiefen Hasses gegen die Engländer, und bezahlte sie mit fabelhaften Pensionen. Wie hätten diese in ihrer unfreiwilligen Muße und bei ihren Geldmitteln nicht Verschwörungen anzetteln sollen? Als Napier auf eigene Faust die Emire von Beludschistan unterwarf, ohne welche Vorsicht das Pendschab kaum zu behaupten gewesen wäre, grollte ihm die Civilbehörde, die da immer meinte, die Nachbarn wie die Mediatisirten seyen nicht zu fürchten. So geschah es, daß trotz unsterblicher Siege der größten Generale in wenigen Jahren dieselbe Regierung wieder in den wehrlosen Zustand fiel, in welchem die Revolution sie überrascht hat. Nach dem jämmerlichen Unglück in Afghanistan, wo eine ganze englische Armee vernichtet wurde, waltete ein besonderes Glück über der englischen Herrschaft in Indien, sofern Generale wie Ellenborough, Napier, Hardinge ꝛc. furchtbare Rache nahmen, das Sind, das Pendschab eroberten und den Schrecken des englischen Namens wieder weit vom Indus zum Oxus ausbreiteten. Aber auch diese Generale ernteten nur Undank und eilten, wieder heimzukehren. Die von so vielen Schlachten erschöpfte englische Armee wurde aber nicht wieder ergänzt. Man ließ sie mitten unter zahlreichen und schwierigen Völkern in dem geringsten Bestande, während man die einheimischen Sepoys, wie oben schon gesagt ist, zurücksetzte und in ihren alten Rechten kränkte.

Dazu kam nun noch das Einschmieren der Patronen mit Fett. War es Ochsenfett, so wurden dadurch die Hindus, denen die Rinder für heilig gelten, war es Schweinefett, so wurden dadurch die Muhamedaner, denen die Schweine für unheilig gelten, beleidigt, weil keiner von beiden die Berührung mit dergleichen Fett ertragen kann. Es ist Thatsache, daß den Sepoys

solche Patronen aufgedrungen und daß viele derselben, weil sie solche anzunehmen verweigerten, schwer bestraft wurden.

Ferner war Rußland mit im Spiele. Schon im Jahr 1839, als die Engländer nach Afghanistan zogen, ließ Kaiser Nicolaus seine Truppen nach Chiwa marschiren, um den Engländern auf dem nächsten Wege entgegenzurücken. Bekanntlich sind beide Expeditionen mißlungen, die Russen konnten Chiwa so wenig erreichen, als die Engländer sich in Afghanistan halten. Allein die russische Politik behielt diese Gegenden stets wachsam im Auge. Als im letzten russischen Kriege die Engländer schlechte Geschäfte in der Krim machten, setzte Rußland zugleich alle Mittel in Bewegung, „um den Hof von Teheran zu gewinnen, welcher angespornt wurde, Herat zu besetzen, und wir wissen, wie geschickt das russische Kabinet dem brittischen Gesandten den Rang abgewann. Sollten nicht zwischen Persien und diesen indischen Fürsten Verbindungen stattgefunden haben? Wenn man weiß, daß noch bis heute zwischen dem Könige von Delhi und vielen der mohamedanischen Fürsten Centralasiens briefliche Verbindungen stattfinden, wie leidenschaftlich die Orientalen den Intriguen zugethan sind und wie sie es lieben, sich einander zu schreiben, so konnte es nicht überraschen, daß ein solches Gewebe gesponnen wurde. War es nicht sehr natürlich, daß alles in Bewegung gesetzt wurde, die bewaffnete Macht zu verführen und von ihrer Pflicht abzuleiten, und ebenso folgerecht sich der Bengalarmee zu versichern?“

Auch die Presse spielte ihre Rolle. Das ostindische Gouvernement gab die Presse in diesem gefährlichen Zeitpunkt frei und wurde besonders in den von Muhamedanern redigirten Blättern aufs boshafteste angegriffen.

Schon im September 1855 begann die große Bewegung und das Gouvernement ahnte noch nichts von ihrer Bedeutung und suchte die Sache zu vertuschen. „Die erste bedenkliche Militairemeute ereignete sich im September 1855 zu Bolarum im Reiche des Nizam. Hier befehligte Oberst Colin-Mackenzie die südliche Division, und wurde in den Tagen des Moharram von mehreren Soldaten des 3. Cavallerieregiments tödtlich verwundet; desgleichen erlagen einige andere Engländer und ihre Frauen den Angriffen dieser trunkenen und fanatischen Reiter. Lesen Sie den Bericht (Narrative of the Mutiny at Bolarum in September 1855, by an Eye-Witness), und Sie werden finden, wie hier im Kleinen die Gräuel begangen wurden, welche uns jetzt im Großen mit Schauder und Abscheu erfüllen. Oberst Colin-Mackenzie gehört zu den ausgezeichnetsten und bravsten Offizieren der indischen Armee, eine Anerkennung, die ihm auch durch den General-Gouverneur Lord Dalhousie geworden ist. Aber obgleich er bei diesem Anlaß der Einzige war, welcher sich so verhielt, wie es einem Soldaten und Mann von Charakter gebührt, so ist ihm doch nicht die Gerechtigkeit geworden, welche ihm zukam; weil, wie man sagte, der brave Oberst sich von seinem Religionseifer habe fortreißen lassen. Man kann diesen Bericht nicht ohne Betrübniß aus der Hand legen, wenn man sieht, wie haltungslos und schwach sich der Resident Mr. Bushby und Capitain Orr betrugen. Anstatt diese zur Verantwortung zu ziehen und die Rädelsführer mit dem Tode zu bestrafen, wird allen verziehen! So wird der Insubordination eine goldene Brücke gebaut. Dieser Vorfall hätte die Augen der Behörden öffnen müssen, denn aus dem Hergange sieht man deutlich, daß den Truppen der Eingeborenen auf die Länge der Zeit nicht mehr zu trauen war. Schon damals hätte man ohne Verzug wenigstens 20,000 Mann Europäer nach Indien senden sollen. Man gefiel sich in dem Glauben, daß es nur ein einzelner Fall sey, den die streng christliche Denkweise des Obersten Colin-Mackenzie herbeigeführt habe. Wie es scheint war es jetzt, wie bei früheren Anträgen des General-Gouverneurs, der Hof der Direktoren, welcher sich jeder Vermehrung der europäischen Truppen widersetzte. Man sagte sich, daß die Sepoys jederzeit ihre Pflicht gethan hätten, und die Armee der Eingeborenen allen Eventualitäten gewachsen sey. Im Herbst vorigen Jahres zeigen sich die ersten Beweise von Auflehnung unter den Sepoys der Bengalarmee. Noch hielten die Behörden all diese Anzeichen eines drohenden Sturmes für vereinzelte Symptome.“ Immer noch dachte man nicht an Vermehrung der europäischen Truppen, immer noch nicht an Sicherung der Waffenplätze. Namentlich Delhi mit seinen ungeheuren Artillerievorräthen behielt nur eine kleine Besatzung, obgleich Ellenborough schon im Jahr 1841 auf die Nothwendigkeit, diesen Platz besser zu schützen, aufmerksam gemacht hatte. Die Regierung war damals nicht darauf eingegangen und that es auch jetzt nicht.

Herr von Orlich zweifelt nicht, daß die Engländer, wenn sie zahlreiche europäische Truppen an Ort und Stelle bringen, wieder Herren des Terrains werden würden; allein er glaubt, sie würden es nicht behaupten, wenn sie nicht 1) für alle Folgezeit eine sehr starke europäische Armee in Indien hielten, wenn sie nicht 2) ein durchgreifendes System von Befestigungen durch ganz Indien einführten, und wenn sie nicht 3) offen

als Christen aufträten und ihre Sache zu der des Christenthums machten, alle bisherige, den Indern selbst mit Recht so verächtlich erscheinende Indifferenz, Unwahrheit und interessirte Verstellung von sich werfend.

Man muß überhaupt die gegenwärtige ostindische Krise nicht blos als ein zufälliges Unglück für die Engländer ansehen, sondern als eine welthistorisch tief begründete und gerechte Strafe. Im vorigen Jahrhundert war man ziemlich allgemein der Ansicht, die Entdecker, die Eroberer und Colonisten in den überseeischen Ländern der alten und neuen Welt dürften von der Bekehrung der ihnen unterworfenen Heiden abstrahiren, die Spanier und Portugiesen, welche sich früher so eifrig dem Bekehrungsgeschäft gewidmet hätten, seyen Unmenschen gewesen. Seit Cooks berühmter Reise um die Welt fabelte man von einem Unschuldszustande der Heiden. Selbst die Kannibalen in Amerika wurden von sentimentalen Dichtern zu idealen Naturmenschen gestempelt. Für die alte Weisheit Indiens aber begann seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine wahre Schwärmerei. Diese Umstände in Verbindung mit der Vergötterung des classischen Heidenthums in allen Schulen schwächten den christlichen Geist und lähmten die Mission. Es war ein Rückschritt in das Heidenthum, dessen man sich als Fortschritt zur Humanität rühmte. Diese Unnatur mußte nun in einer schrecklichen Reaction des Heidenthums bestraft werden.

## Schedellehre.

Die Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Religion. Von Georg Combe. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, C. H. Mayer, 1857.

Der Engländer Combe ist Galls fanatischester Anhänger. In diesem Werke treibt er den Fanatismus so weit, daß er mit seiner einseitigen und wahrhaft tollen Schedellehre sogar die Grundfesten der christlichen Kirchen in der alten und neuen Welt erschüttern und eine neue Religion, gebaut auf die Schedellehre, zum Durchbruch bringen will.

Er geht davon aus, Gott offenbare sich nur in der Natur, im Sichtbaren, und die Naturgesetze zu studieren sey demnach der einzig wahre Gottesdienst. In der ganzen Natur aber sey wieder nichts wichtiger, als die Bildung des Schedels, weil vom Gehirn aus alle Gedanken und jede Willensäußerung des Menschen, als des Herrn der Schöpfung, in die Wirklichkeit treten. Fast alle Uebel und Leiden der Menschheit in dem bisherigen Verlauf der Weltgeschichte leitet er aus der von der Natur sich fernhaltenden übersinnlichen Religion her, die wie ein Alp auf Staat und Gesellschaft, Erziehung rc. laste und die Menschen nicht zur natürlichen Ausbildung ihrer Anlagen kommen lasse. Seite 9 erklärt er geradezu, die Menschheit habe eigentlich bisher gar keine wahre Religion gehabt, d. h. keine, die „mit der wahren Ordnung der Vorsehung in Harmonie gewesen wäre und zur Praxis des Lebens gepaßt habe". Ihr werdet diese Aeußerung gottlos finden, setzt er selbst hinzu, erklärt sie aber für baare Vernunft und thatsächliche Wahrheit.

Die „herrschenden religiösen Dogmen" führen nach Combe's Behauptungen zur Verdummung und Verschlechterung der Völker, sie dienen dem Despotismus (S. 312), sie lassen die Menschen nicht zur Vernunft, nicht zur richtigen Würdigung, noch zum Genuß der Natur kommen. Nach seinem Dafürhalten sollte in den Schulen nur die Natur studiert und von Staatswegen nur nach der Naturanlage über die Menschen disponirt werden. Mit seiner Schedellehre will er alle bisherige Staatskunst beseitigen. Er betastet die Schedel, er findet das Organ, welches für gewisse Zwecke gebraucht wird, und dafür wird der Glückliche nun angestellt. „Menschen," sagt er S. 232, „denen die Natur den Stempel moralischer und intellectueller Befähigung aufgedrückt, werden alsdann zu Gesetzgebern gewählt werden, und diese werden lediglich nach dem durch den Schöpfer der Natur bezeichneten Wege zur Erreichung allgemeiner Wohlfahrt fragen." Das heißt, sie werden Jedem den Beruf anweisen, zu dem ihn die Organe seines Gehirns befähigen und berechtigen. Das wird also der sokratische Staat werden, in welchem der Schuster Schustermäßiges, der Schiffer Schiffermäßiges thut rc., weil er und mit ihm alle Welt weiß, daß er zu nichts Anderem taugt.

Nur eines hat Combe noch vergessen, was wir ihm aus Anlaß der Rezension eines seiner früheren Werke schon einmal vorgeschlagen haben, die Erfindung einer Bleimaske, mittelst welcher man das noch weiche Gehirn der Kinder in eine vorgeschriebene Form drücken könnte, damit sich ausschließlich die gewünschten, dem Vernunftstaat allein nützlichen Organe ausbilden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 82. 14. Oktober 1857.

## Geschichte.

**1) Mehrhundertjähriger Kampf der Adelsaristokratie gegen das Königthum in Ungarn. Von Franz Neuwirth. Augsburg, Kollmann, 1857.**

In dieser kleinen Schrift wird das bekannte Programm der 24 ungarischen Altconservativen und was zu Gunsten derselben in mehreren Zeitungen gesagt ist, einer strengen Kritik unterworfen.

Zuerst wird nachgewiesen, daß die altungarische Aristokratie nicht nur stets das gemeine Volk unterdrückt und geplagt, den Wohlstand des Landes zu fördern versäumt habe, sondern auch unfähig gewesen sey, Ungarn gegen äußere Feinde zu schützen, und daß ohne Oesterreichs Schutz und Hülfe das ungarische Volk längst gleich den Wallachen und Bulgaren vom türkischen Reich verschlungen oder in die Anarchie und den Ruin der polnischen Adelsaristokratie würde hineingerissen worden seyn.

Sodann wird gefragt, mit welcher Raison der ungarische Adel eine Verfassung zurückverlange, die er selbst im Jahr 1848 freiwillig und gegen den Willen des Königs (Kaisers) vernichtet habe? Erst zwingt dieser Adel den Kaiser, die alte Verfassung aufzuheben, und hintendrein will er wieder, der Kaiser solle sie herstellen.

Weiter wird gezeigt, das eigentliche Volk in Ungarn denke anders, wie der Adel. „Für Oesterreich im Allgemeinen, insbesonders für das Kronland Ungarn, ist es geschichtlich wahr, daß im natürlichen, friedlichen, innern Zustande des Staates das Volk nicht nach magyarischen, sondern nach natürlichen Begriffen, nie in Masse sich die Rechte nur eines höheren Standes angemaßt, geschweige denn die Rechte der Krone angegriffen oder unterdrückt, noch weniger aber wider den Thron selbst sich empört hatte; theilweise Aufstände wider unnatürlichen Druck harter Grundherren oder ihrer Beamten können hierunter nicht verstanden werden, und daß es in vormärzlicher Verfassung auch kein scheinbares, noch weniger gesetzmäßiges Mittel in Händen hatte, den Thron gefährden oder sich ihm gewaltig widersetzen zu können; im nachmärzlichen Oktroy aber ist es konstitutionell gewiß, daß der Monarch das in seinen Vertretern zur Gesetzgebung berufene Volk, 7. Abschnitt §. 37 der Reichsverfassung vom Jahre 1849, zu unterdrücken gar kein Interesse habe, noch gesonnen sey, deßwegen kann der Aristokratismus zum Vermittlungsamte weder in Oesterreich noch im Kronlande Ungarn berufen seyn."

Ferner wird bemerkt, man könne der Regierung nicht zumuthen, Verfassungsgrundlagen herzustellen, die sich einmal zu schwach erwiesen hätten, um dem Druck der Revolution zu widerstehen.

Endlich wird auch eine interessante Bemerkung über die katholische Kirche gemacht. Sie sey es gewesen, die in Ungarn am meisten in Fesseln gelegen. Der ungarische Klerus habe auf den Reichstagen eine Behandlung erfahren müssen, wie in keinem andern Lande. In der vormärzlichen Zeit wurde er systematisch zurückgesetzt und man darf es zu den größten Fehlern der damaligen Regierung rechnen, daß sie dies geschehen ließ.

In Summa, das Plaidoyer läuft darauf hinaus, daß die Altconservativen in Ungarn etwas Unvernünftiges und etwas Unmögliches verlangen, daß dagegen das jetzt von der Regierung eingehaltene System der Centralisation und der Gleichberechtigung des gemeinen Volkes sowohl dem Staate, als der Kirche, als auch dem gesammten Volke zu Gute komme.

Wir haben allezeit die Nationalitäten geehrt und lassen der ungarischen gern volle Gerechtigkeit widerfahren. Allein die wenigen Millionen Magyaren kön-

nen unmöglich auf volle Selbstständigkeit und Unabhängigkeit Anspruch machen. Sie können sich nur, wie bisher, zum deutschen Oesterreich halten, mit dem sie seit Jahrhunderten durch unzertrennliche Bande des Rechts, der Ehre wie des Interesses verbunden sind, oder sie müssen sich vom großen Slavenstaate verschlingen und dadurch als Nation vernichten lassen. Die Wahl ist nicht schwer. Mit Deutschland verbunden hat Ungarn seine Nationalität eben so bewahrt, als veredelt und verfeinert. Unter der Herrschgewalt der Slaven würde es das schwerlich rühmen können.

## 2) Mittheilungen des historischen Vereins für Krain; Jänner bis Juli 1857.

Gleich im ersten Blatte dieser Vereinsschriften begegnen wir einer Klopffechterei des Slaven Klun gegen M. Koch und was mehr ist als sie, einer — Verleumdung des Letztern.*) Wir begreifen nicht, wie der historische Verein sein Organ zur Aufnahme der Ausfälle und Behauptungen Kluns hergeben konnte, ohne vorerst durch ihre Vergleichung mit Kochs Schrift (Ueber die älteste Bevölkerung Oesterreichs und Bayerns) von ihrer Beschaffenheit sich unterrichtet zu haben. Wir begreifen auch nicht, wie dem Verein entgehen konnte, daß die Aufnahme falscher Beschuldigungen ihn dem Verdachte blosstellt, dazu seine Einstimmung gegeben zu haben, theils weil Kluns Artikel „Einige Worte an M. Koch“ in der Vereinsversammlung vom 7. August d. J. vorgetragen wurde, und theils weil Vorträge, die für den Druck bestimmt sind, einen Gegenstand der Besprechung und Abstimmung der Vereinsmitglieder bilden. Endlich können wir dem hist. Vereine die Bemerkung nicht ersparen, daß die Sprache Kluns der besseren deutschen Sitte widerstrebt, und in den besseren deutschen Zeitschriften Schmähungen dann am wenigsten Raum gegeben wird, wenn derjenige, gegen welchen sie losgelassen werden, in der Sache, von der sie hervorgerufen werden, Recht hat. Kochs Zurückweisung der panslavistischen Uebertreibungen in der Geschichte von Innerösterreich und der in Wälsch- und Deutschtirol getriebenen Etruscomanie ist vollkommen gerechtfertigt und in diesen Blättern anerkannt worden. Da, wie alle Welt weiß, in Tirol von der Geschichte ein Mißbrauch zur Beschönigung der Lostrennungsgelüste von Deutschland gemacht wurde, so war es ganz am Platze, den slavischen Gelehrten Innerösterreichs zu bemerken: „Gelingt es dem Satze: die Noriker sind Slaven, Eingang zu verschaffen, so ist es auch gelungen, in ihnen die Urbewohner und als solche die Herren der Kronländer Steiermark, Kärnthen und Krain, denen die Deutschen die Herrschaft entrissen haben, glauben zu machen. Aus solchen Consequenzen müssen allmählig divergirende Bestrebungen mit dem Rechte und mit den bestehenden Verhältnissen sich entwickeln, es müssen aus diesen schiefen Richtungen zuletzt die — Swornoste herausreifen.“**) Damit wird jeder Unpartheiische, er mag ein Deutscher oder ein Slave seyn, einverstanden seyn und ebenso mit dem Satze: „Dieses Treiben hat auch noch eine andere rabenschwarze Seite. Es gebiert und unterhält den nationalen Haß zwischen Slaven und Deutschen, ungefähr so wie wir in Deutschland den confessionellen zu beklagen haben.“ Statt diesen Wahrheiten durch eine Schutzleistung des Panslavismus entgegenzutreten, werden die Slaven besser thun, sie unter sich geltend zu machen, dadurch, daß sie selbst die ausschweifenden Richtungen ihrer Gelehrten bekämpfen und nicht zugeben, daß ihre Jugend von ihnen auf Abwege geführt werde. Wir begegnen in den übrigen Blättern der „Mittheilungen des histor. Vereins für Krain“ nacheinander den Behauptungen, Slaven seyen die Skythen, die Sarmaten, die Pannonier, die Noriker, und da dem H. Terstenjak wahrscheinlich auch, wie sein Aufsatz über die Javoden vermuthen läßt, die Illyrier Slaven sind, so wird den slavischen Gelehrten Krains bald kein Platz mehr erübrigen, um die übrigen Nationen in Europa unterzubringen. Wenn ihnen daher von deutscher Seite die Bewegung in einer falschen Richtung und Uebertreibung zum Vorwurfe gemacht werden, so haben sie wahrlich nicht Ursache, sich darüber zu beschweren, und von H. Klun „im Namen des Vereins der slovenischen Landsleute und des österreichischen Slaventhums“ dagegen protestiren zu lassen.

*) Klun führt Kochs Worte an wie folgt: Koch besitzt die Frechheit, zu behaupten: „Klun — selbst Slave — behauptet, die Slaven sind Ureinwohner in Oesterreich.“ Bei Koch aber lautet die angeführte Stelle in S. 112 seiner Schrift so: „Herr Klun, Redacteur der hist. Vereinszeitschrift für Krain, (selbst Slave) brachte die Uebersetzung des Artikels (von Terstenjak) „Die Noriker sind Slaven“. Ferner behauptet Klun, Koch habe einen Ehrenmann wie Terstenjak zu verdächtigen gesucht. Aber bei Koch ist S. 113 gerade das Gegentheil zu lesen, nämlich: „Ich beschuldige nicht H. Terstenjak, mit seinen Behauptungen diese (panslavistischen) Absichten zu verbinden, denn ich kenne ihn persönlich nicht, und bin aller Gesinnungsverdächtigung von Herzen gram.“ Die Leser mögen urtheilen, auf welcher Seite Frechheit ist.

**) S. 113.

noch Ursache, „von perfiden Denunciationen“ zu sprechen. Wir wissen, daß die gelehrten Slavisten in Prag diese Ausschweifungen und wissenschaftlichen Verirrungen ihrer Landsleute im Süden des österreichischen Kaiserstaats höchlich mißbilligen, daß ihnen nicht entfernt in den Sinn kommt, die Sarmaten, Pannonier, Noriker u. s. w. in Slaven zu verwandeln, weßhalb denn auch Kluns Protestation im Namen des gesammten österreichischen Slaventhums auf eine Lächerlichkeit hinausläuft. Schätzenswerthe Beiträge sind: a) Die neuesten Beweise für den Bestand von Emona auf der Stelle der Stadt Laibach, von Rebisch, der dafür Steininschriften beibringt, deren Fund „auf der Oberfläche von Grundmauern“ und „in den Grundmauern selbst“ stattgefunden hat, weßhalb an eine Verschleppung nicht wohl zu denken ist. b) Die Mithrasgrotte bei Tschernembl von Hitzinger, wobei nur Eines nicht erklärlich ist, nämlich, daß die von diesem trefflichen Alterthumskenner auf einen Mithras lautende Erklärung der mitgetheilten Inschrift, obgleich die gewöhnliche Mithras-Abbildung sich dabei befindet, Anstand erregte und die Entscheidung von Wien eingeholt werden mußte. c) Eine Recension von Prinzingers: ältesten Geschichte des bayerisch-österreichischen Volksstammes, womit sich ebenfalls Hitzinger befaßte. d) Ueber die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in Krain von Klun, worin die Stelle: „Wer kann es jetzt behaupten, Terstenjaks Weg sey nicht der rechte, (nämlich um zu beweisen, daß die ersten Bewohner Innerösterreichs Slaven gewesen sind,) wer wird an dessen Begabung für die große Aufgabe, die er sich gestellt, nach den uns vorliegenden Resultaten zweifeln? Jeder, dem es mit der Wissenschaft Ernst ist, der nicht seine Meinung Allen aufdringen will, wird dem wackern Terstenjak zurufen: Muth, immer Muth.“ Genommen ist dieser Artikel aus den Blättern für Literatur und Kunst, welche einen Anhang zur Wiener Zeitung bilden. e) Verzeichniß älterer slovenisch gedruckter Werke von Lencek, dem sich andere bibliographische Anzeigen von Dr. H. H. Costa, und Kosmac anreihen. — Von Terstenjak: Deutung der römischen Inschrift: „Laburo ex voto sacrum“, dann ein Vortrag: „Ueber zwei Wörter aus der Sprache der alten Pannonier (nämlich pannos und Bonasus, die für slavische Wörter erklärt werden). Unter mehreren belehrenden Beiträgen, unter denen auch die Nachrichten über das Mineralbad Töplitz in Krain mit einer Genealogie der Auersperge von Jellouschek zu nennen sind, finden sich auch von Elze: „Numismatische Studien zur Kulturgeschichte,“ worin wir auf den Satz stoßen: „In den Umschriften der neuesten Münzen ist nun zwar die deutsche Sprache allgemein geworden, allein es bleibt noch ebenso allgemein die deutsche Schrift.“ Herr Elze will auch die lateinische nicht, sondern eine „Entwickelung von passenden monumentalen Schriftzeichen aus den deutschen älteren und neueren Buchstabenformen.“ Lobenswerth ist das Bestreben der neuen Redaction unter Dr. E. H. Costa, die „Mittheilungen“ zu heben und ihnen ein vielseitiges Interesse zu verleihen, doch meinen wir, er mache sich mit der reichhaltigen Rubrik: „Literaturberichte und wissenschaftliche Nachrichten“ allzugroße, den Zweck dieser Vereinsschrift überbietende Mühe.

---

## Vermischte Schriften.

Sammlung vermischter Aufsätze von Dr. J. K. Passavant. Frankfurt a. M. und Erlangen. Heyder und Zimmer, 1857.

Sieben kleine Aufsätze des kürzlich in Frankfurt a. M. verstorbenen Passavant. Wer diesen liebenswürdigen Denker kannte, wird mit dem Lobe übereinstimmen, welches ihm der Herausgeber, Prof. Hofmann in Würzburg, nachruft. Tiefe und Feinheit des Geistes waren in dem Verewigten mit dem edelsten Charakter auf seltene Weise gepaart.

Davon zeugen nun auch die vorliegenden Aufsätze (größtentheils aus der Augsb. Allg. Zeitung von 1842—1856). Zwei derselben sind dem Andenken des Cardinal Bischof Diepenbrok und des Bischof Sailer (zweier ihm verwandter Seelen) gewidmet. Einer enthält eine Rezension von K. Ph. Fischers System der speculativen Theologie. Drei sind allgemeinen Inhalts und verkündigen die „Theologie der Zukunft“, handeln von der „religiösen Bewegung der Gegenwart“ und sprechen „zum kirchlichen Frieden“. In diesen Artikeln waltet durchaus die irenische Tendenz vor. Er will Versöhnung der Protestanten mit den Katholiken, der Philosophie mit der Offenbarung. „Eine Versöhnung jener Gegensätze im Schooße der Christenheit wird endlich die höchste und nothwendigste Aufgabe einer christlichen Philosophie seyn, einer Philosophie, die den wesentlichen Inhalt des Christenthums und damit alle Entwickelungsstufen und alle Auffassungsweisen desselben zum organischen allverbindenden Verständniß zu bringen sucht. — Da auf der einen Seite der entzweiten Christenheit die Erhaltung des objectiven Glaubens, dessen was immer, überall und von allen (der Totalität) als

solcher anerkannt wurde, als oberstes Princip gilt, auf der andern das reformatorische Princip, welches wohl verstanden das der freien Entwicklung und des fortschreitenden Verständnisses des Gegebenen ist, so können beide Richtungen ihre obersten Grundsätze behaupten, indem objectiver Glauben und subjective Ueberzeugung sich ergänzend versöhnen. Würden aber vorerst in den obersten Grundsätzen die Widersprüche zu Gegensätzen umgewandelt, so ließen sich diese wieder zu einer höhern Einheit verbinden. Wo ergänzende Pole sich einen, entsteht Licht im Geist wie in der Natur. Schon der entschieden gute Wille, nach einem solchen Ziel zu streben, würde die Herbheit der Gegensätze abstumpfen und jeder leidenschaftlichen, engherzigen oder fanatischen Richtung mächtig entgegenwirken. Wer sich versöhnen will, hat schon den größten Schritt zur Versöhnung gethan."

Gesetzt nun auch, der Bewegungstrieb, der Entwicklungsdrang im Protestantismus hätte einen so puseyitischen Charakter, daß er zuletzt dem Katholicismus wieder näher führte, so muß doch auf der andern Seite gefragt werden: ist es wahr, oder nur möglich, daß auch von katholischer Seite eine Hinneigung zum entgegengesetzten Pole Statt findet, daß man hier das Bedürfniß einer Ergänzung fühlt, daß man nicht schon am Ziele zu seyn glaubt, sondern erst dahin zu gelangen hofft? Passavant sagt desfalls: „Die Vorstellung einer sich fortbildenden Kirche, welche die Idee des Christenthums in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen auf verschiedene Weise zu realisiren strebt und einer höheren Vollendung sich immer mehr nähert, kommt oft sehr nahe mit der Ansicht katholischer Theologen zusammen, welche das Wesentliche in der katholischen Kirche von dem Zufälligen, die Idee von ihrer zeitlichen Darstellung und Auffassung unterscheiden und dabei nach einer Reform und Vergeistigung der Kirche streben. Hatten ja doch die ältesten Väter der Kirche dieselbe einem Körper verglichen, an welchem die einzelnen Glieder zwar schon alle vorhanden seyen, aber erst durch allmähliche Entwickelung zur vollendeten Gestalt heranreifen. Da alle christlichen Parteien ein gemeinsames Ziel haben, das der höheren Vollendung der Kirche, so kommt es nur darauf an, eine Methode zu finden, welche zu diesem Ziele führen kann."

Es thut uns leid, diese Voraussetzungen des trefflichen Verfassers für irrthümlich erklären zu müssen. Das katholische Princip schließt jede Concession von der Art aus, wie es welche machen müßte, um denen, welche eine letzte Reform und vollendete Entwicklung der Kirche verlangen, entgegenzukommen. Papst Gregor XVI. sagt in dem encyklischen Schreiben vom 15. August 1832, in welchem er die Lehre des Lamenais verdammte: es sey unvernünftig und eine schwere Beleidigung der Kirche, von einer noch zu erwartenden oder überhaupt erforderlichen Wiedergeburt derselben zu reden, als ob sie irgendwann oder wie einer Abnahme, einer Verdunkelung oder irgend einem Unfall, den man wieder gut machen, oder einer Krankheit unterworfen wäre, die man wieder heilen müsse. Kann man deutlicher sprechen? Und wird durch eine solche authentische Erklärung nicht ein für allemal alles abgeschnitten, was Herr Passavant hofft?

Andrerseits ist auch unter den Protestanten wenig Neigung vorhanden, dem Punkte zuzustreben, den Passavant als das Ziel der Versöhnung bezeichnet.

Der letzte Aufsatz bespricht „einige Hauptprobleme der Naturwissenschaft" und hebt besonders hervor, daß die Natur von Gott geschaffen ist zum Zweck der Menschenbildung, als Schauplatz für das Ringen der Geister. Er verwirft mithin die gemeine Ansicht, die jetzt gäng und gäbe ist, als sey die Natur sich selbst Zweck und etwas von der Bestimmung der Geister Unabhängiges. „Aus den Elementen webt sich die Pflanzenwelt ihren Leib, aus dieser erhebt und ernährt sich das Thierreich; der Mensch als das letzte Glied, als das Haupt der irdischen Schöpfung, übersieht alle früheren, gebraucht alle zu seiner geistigen Entwicklung und Vollendung. Die Natur ist nicht um ihrer selbst willen, sie ist durch den Geist und für den Geist. ‚Diese Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen,' sagt Göthe, ‚hätte Gott sehr wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Grundlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um geringere heranzuziehen.' (Eckermann II. S. 374.)"

Derselbe Grundgedanke ist auf die gesammte Naturwissenschaft angewendet worden in der kürzlich erschienenen „Naturkunde im christlichen Geist aufgefaßt" vom Herausgeber dieser Blätter.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 83. 17. Oktober 1857.

## Apologie.

Albrecht von Haller's Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Mit einer einleitenden Charakteristik Haller's herausgegeben von Dr. C. A. Auberlen. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1858.

Es war der Mühe werth, diese schöne Schrift Hallers wieder herauszugeben; denn obgleich beinahe hundert Jahre seit ihrem ersten Erscheinen vergangen sind und seitdem der Unglaube neue und gewaltige Waffen in den Kampf gebracht hat, so konnten doch die schlichte Wahrheit und der edle Ausdruck, den ihr Haller gegeben, niemals etwas von ihrer Stärke verlieren.

Schon in Hallers Tagen hatten die s. g. Freigeister in der gebildeten Welt den frommen Christenglauben tief erschüttert. Er hielt es daher für seine Pflicht, offen Zeugniß abzulegen, und that es in Briefen an seine Tochter. „Dein Vater hat in einem langen, einem bemühten Leben, die ihm freigebliebenen Stunden auf die Erforschung der Wahrheit gewendet, und diese wichtigste der Wahrheiten ist alle Jahre ihm heiterer, verehrungswürdiger, unzweifelhafter geworden, so wie er ihre Gründe näher eingesehen hat."

Haller fand, daß der Zweifel und Unglaube vorzugsweise von geistreichen Schwätzern ausging, denen es an Kenntniß der Dinge gebrach und denen der tiefere Ernst des Studiums abging. „Wer sind die Ungläubigen, die Spötter? Die letzteren kennen die Gründe des Glaubens nicht: Eitelkeit, Uebereilung und das einnehmende Gelächter angenehmer Schriftsteller reißen sie hin, dieweil sie eine jede Stunde bedauern würden, wo sie die ernsthafte Stimme der Wahrheit hören sollten. Die Ungläubigen, die im Streite gegen die Offenbarung zuvorderst stehen, die Helden unter ihnen, haben die Kenntniß der Sprachen, der Alterthümer und der Geschichte der Welt nie besessen, die zur Abwägung der Gründe des Glaubens erfordert wird. Ich habe die berühmtesten gelesen; keiner unter ihnen war im Stande, auch nur die äußere Bedeutung der Worte der Schrift selber zu fassen: keiner hat die Natur genug gekannt, daß er die Spuren der Gottheit selbst hätte entdecken können, die doch so häufig, so strahlenreich in den Absichten und in der Ordnung erschaffener Dinge leuchten. Wo ein Hobbes zweifelte, da glaubte ein Newton, wo ein Ofrai spottete, da betete Boerhaave an."

So konnte Haller damals noch schreiben. Man erwäge wohl, daß es sich in unsern Tagen anders verhält und daß im Gegentheil die Ungläubigen sich wenigstens angemaßt haben und mit einem gewissen Schein auch anmaßen konnten, sie seyen die Kundigeren, sie hätten in der Philosophie die Tiefen des Geistes, in der Naturforschung die Tiefen des Räumlichen und Materiellen genauer erforscht, als irgend Jemand. Ihr Wissen ist es gerade, worauf sie heute pochen, und es läßt sich nicht leugnen, daß jene Menge weltberühmter Namen großer Philosophen und Naturforscher auf Seite der Freigeister stehen, wenigstens sich gegen den christlichen Glauben indifferent verhalten und gelegentlich in Humboldts vornehmer Weise einen Seitenblick versteckten Hasses auf ihn werfen.*) Die Triumphe, die noch vor wenigen Jahrzehnten die Schule Hegels erlangte, lagen noch nicht in der Voraussicht Hallers. Der Unglaube ist seit dem Tode dieses reinen Eidgenossen überall und nicht zum mindesten in seinem eigenen Vaterlande zu einer furchtbaren Macht angewachsen. Nie hätte sich Haller träumen lassen, was einst in einem, zu seiner

*) „Die dogmatischen Ansichten des vorigen Jahrhunderts leben nur fort in den Vorurtheilen des Volks," heißt es im Kosmos.

Zeit noch zum Canton Bern gehörigen Lande von dem Religionsspötter Druey für Greuel und Tyranneien an der reformirten Kirche würden begangen werden, wie wir sie erlebt haben. Die Betrachtung so sehr veränderter Zeiten nun muß uns anspornen, auch unsrerseits die Kraft zu stählen, um dem so sehr erstarkten Feinde zu begegnen. Die christliche Wahrheit bleibt freilich ewig nur dieselbe, wir können nicht mehr aus ihr herleiten, als die Apostel, die Kirchenväter und die treuen Bekenner aller Zeiten. Aber es gilt auch nicht, die Sonne noch heller zu machen, sondern nur schwarze Wolken vor ihr zu zertheilen.

Haller fand schon zu seiner Zeit einiges bei den Apologeten auszusetzen und er rügt es in feiner Weise. „Mir ist es vorgekommen, als wenn die Gottesgelehrten, und auch die frommen Christen, Gott etwas zu sehr in seinem Verhältnisse gegen den Menschen betrachteten, und ihre Begriffe von diesem glorwürdigen Wesen fast etwas zu eng einschränkten. Und hingegen haben die Philosophen, wie ehemals auch die Weisen in China, Gott nicht genugsam als den Vater, den Richter, den Begnadiger der Menschen angesehen: sie sind bald bei dem allgemeinen Schöpfer und Regierer aller Welten, und bald bei dem bloßen Aufseher der Reiche geblieben. Jene haben Gott oft allzu sehr nach dem Menschen gebildet, und diese das wichtige Verhältniß verabsäumt, darin der Mensch als Geschöpf, als Sünder, als Gnade Bedürftiger, gegen Gott steht. Die letztern haben die Liebe anzufeuern vergessen, die wir Gott schuldig sind; und die erstern nicht genugsam auf die unterthänigste Verehrung gedrungen, in deren wir gegen unsern allmächtigen Schöpfer stehen sollten.“

Unter dem vielen Trefflichen, was Haller in meisterhafter Sprache klar und würdevoll hier ausspricht, zeichnen wir nur Einiges aus. Schon zu seiner Zeit gab es Denker, welche sich über den Gegensatz von Gut und Böse erhaben wähnten, welche die Erbsünde für einen Wahn erklärten ꝛc. Aber ihr Charakter und öffentliches Thun waren keineswegs von der Art, daß man ihnen hätte glauben können, sie seyen sündenfrei: „Oft habe ich mit schmerzhaftem Lächeln gesehen, wie die Philosophen, die bewunderten Dichter, mit einer niedrigen Eifersucht den Verdienst verkleinern, der dem ihrigen gleich hoch zu wachsen drohen möchte: wie sie mit bitterm Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern: wie sie sich die ungesittetsten Spöttereien erlauben, wenn sie Menschen lächerlich machen wollen, die anders denken; und dann, wenn sie die giftigsten Pfeile wider diese gehaßten abgeschleudert haben, mit einer unschuldigen Miene sagen: ich habe nur gelacht und bin lustig gewesen. Und dieses sind denn die Weisen, die uns bereden wollen, der Mensch sey nicht böse; sie, deren Herz mit brennendem Hochmuth entflammt, alle die Waffen sich erlaubt, die ein feindseliger Geist wider diejenigen gebrauchen würde, die zu verfolgen er sein Geschäft machte.“ Das sind sehr gute Worte, die heute noch zutreffen, und — sagen wir es ehrlich — nicht blos den Freigeistern, sondern zum guten Theil auch den Gläubigen selber gelten, wenn sie, wie so oft geschehen ist und geschieht, über die göttlichen Dinge unter sich selbst in Hader gerathen, für ihren Gottesbegriff gleichsam nur klopffechten, eifriger einander Wunden zu schlagen, als Gott zu vertheidigen, neidig, mißgünstig, eitel auf irdischen Ruhm oder in Banden geschlagen vom Dämon des Zornes. Wahrlich, wenn unreine Seelen voller Sünde, kleinliche und eitle Geschöpfe nicht berufen sind, Gottes Allmacht zu leugnen, so sollten die Streiter für Gott noch ungleich mehr sich hüten, heilige Waffen mit unreiner Hand anzurühren und ihr eitles Ich ablegen vor den Pforten der Kirche.

Denen, die das Wunderbare in der Offenbarung und seine Möglichkeit in der Schöpfung überhaupt leugnen, sagt Haller herrliche Wahrheiten. Ihr gleicht, bemerkt er S. 41, dem Mohren, der es für ein albern ersonnenes Wunder erklärt, wenn man ihm sagt, Wasser könne so fest wie Stein werden. Ihr wollt den Schöpfer meistern und kennt noch nicht einmal seine Werke. Denn die Tiefen der Natur sind unerforschlich, wie die des ewigen Geistes, der sie geschaffen hat. „Wir begreifen diese Verbindung des Ewigen mit einem nur drei und dreißig Jahre lebenden Sterblichen nicht. Aber begreifen wir denn die Verbindung unserer eigenen Seele mit ihrem Leibe? Wir sind eine Seele und ein Leib; jene empfindet, denket und urtheilet ohne Theile, ohne Oberfläche und ohne Ausdehnung; dieser widerstehet, hat Theile und Oberfläche. Diese unähnlichen Wesen sind innigst verbunden, der Klumpen Erde ist ein Theil meines Ichs, so wie es die unsterbliche Seele ist. Ich empfinde den Stoß, den der Leib aussteht; der Leib bewegt sich auf den Befehl meines Willens. Dieses Band ist unbegreiflich, aber es ist wahr, unser Gefühl überzeugt uns täglich davon. Doch gröbere Dinge begreift ihr nicht; was die Bewegung sey, wie sie aus der Oberfläche eines Körpers in die Oberfläche eines andern übergehe, ihn verlasse, einen andern beseele, ohne daß der verlassene im allergeringsten verändert sey, ohne daß ihr begreifen und entscheiden könnet, ob die Bewegung etwas ausgedehntes, etwas meßbares, etwas körperliches sey oder nicht. Doch von allen den

Einwürfen, die ein Ungläubiger macht, ist keiner schlechter, als derjenige, der vom Mangel des Begriffes hergenommen ist."

Die Zeit wird kommen, in welcher die Vorurtheile unsrer gegenwärtigen Naturforschung verschwinden werden und in der man sich nur noch wird wundern können über die grenzenlose Verblendung, in welcher die anerkannt größten Forscher befangen waren; denn daß es einen unendlichen Raum gebe; daß derselbe auch gänzlich mit Materie, wenn auch mit der feinsten, ausgefüllt sey; daß die allgemeine Materie, aus der alle andern erst sich condensirt haben, der s. g. Aether sey; daß dieser Aether aus lauter Atomen bestehe; daß die Sonne und alle Planeten aus Aether zusammengeronnen seyen, daß sie ursprünglich gebrannt haben, daß das Innere der Erde heute noch brenne rc., das alles sind Voraussetzungen, an welche die ersten Autoritäten der Wissenschaft heute noch fest glauben, und an welche nicht zu glauben für Wahnsinn gilt. Und doch sind es die vagesten, leersten, nichtigsten Voraussetzungen von der Welt.*)

Es scheint unbegreiflich, wie man streng wissenschaftlich zu Werke zu geben vorgeben und sich rühmen kann, wenn man immer noch an so thörichten und durch nichts bewiesenen Träumen festhält. Der Raum an sich ist nichts, es gibt nur einen Raum, sofern und soweit etwas darin ist. Wie weit er aber mit einer Körperwelt erfüllt seyn soll, das hängt lediglich von dem Zweck der Körperwelt ab, von ihrer Bestimmung und von der Art, wie der Schöpfer durch die mannigfache Beschaffenheit der Körper diese Bestimmung erreichen will. Eben so wenig, wie einen absoluten und unendlichen Raum an sich, gibt es Atome oder eine Urmaterie an sich. Materie existirt nur, sofern und soweit sie jene Körper nach den Zwecken Gottes bilden soll. Weder die Astronomie hat jemals den von den Philosophen vorausgesetzten absoluten Raum, noch die Chemie die Urmaterie oder das Atom entdeckt. Beides sind nur willkührliche Voraussetzungen, nichts Wirkliches, und auch ihre Voraussetzung ist lediglich nichts Nothwendiges, noch Empfehlenswerthes, sondern widerspricht vielmehr der Urvoraussetzung, von der sich die geschaffenen Geister niemals loszumachen versuchen sollten, nämlich der in der Schrift geoffenbarten und durch die Naturerfahrung selbst überall bestätigten Wahrheit, daß die Welt nichts Absolutes für sich, sondern nur eine Schöpfung Gottes sey, ein Werk der ewigen Weisheit, die wir zu erforschen haben, in deren Erklärung wir aber keine willkührliche Voraussetzung, d. i. Lüge hineintragen sollen.

*) Wir verweisen in allen diesen Beziehungen auf W. Menzel's Naturkunde in christlichem Geiste aufgefaßt. Stuttgart, 1856.

---

## Philosophie der Geschichte.

Ueber das Wesen und Gesetz der Geschichte. Ein philosophischer Versuch von Dr. G. Trächsel, Docent an der Hochschule in Bern. Bern, Huber und Comp. (Körber), 1857.

Eine ganz geistreiche Arbeit, die uns sehr an Schellings zuletzt erschienenes Werk gemahnt hat. Denn auch hier wird das Fortschreiten durch die Weltgeschichte in gewissen Rhythmen wie ein musikalisches Kunstwerk construirt. „Das Universum der Natur und der Geschichte stellt sich also dar als ein einheitlicher Organismus, in welchem ein Zug der Continuität, ein vernünftiger Monismus durchherrscht und in dessen Veränderungen ein und dasselbe Formalprincip, das Gesetz der Entwicklungsreihe, gilt. Die Züge Eines Gesetzes leuchten in Natur und Geschichte. Und was ist der Zweck dieses reichen Lebens, das Ziel dieses Gewirres streitender Kräfte, das Endergebniß dieser Poesie des Werdens und all der Strömungen des handelnden und denkenden Geisteslebens? In großartiger Anschauung hat Calvin vom theologischen Standpunkt aus die Schicksale des regnum divinum bezogen auf die gloria Dei und außer dieser Rücksicht hat er keine andern in den Fügungen der Geschichte zugelassen. Gleicherweise ist vom philosophischen Standpunkt aus als Ziel und Zweck der Geschichte einzig und allein die Offenbarung oder das sich Darleben der absoluten Idee anzuerkennen." Die Nothwendigkeit in dieser Entwicklung stellt sich dar: „1) als Naturnothwendigkeit. Denn die Natur ist die substantielle Unterlage, die unaufgelöste Basis des Geisteslebens; sie inhärirt dem Geist als Bestimmtheit des Landes und Klima's, der Nationalität, der individuellen Eigenheit u. s. w. Darum entsendet das Naturleben, die mit unbewußter Nothwendigkeit sich vollziehende Offenbarung der schaffenden Idee ihre Pulsschläge bis ins Geistesleben als die bewußte Spitze und frei für sich aus demselben herausstrahlenden Blüthe. Vermöge dieses substanziell innigen Verwachsenseyns aller Offenbarungen der Idee continuirt sich die dunkle, so zu sagen substanzielle Nothwendigkeit, wie sie alles unmittelbare unbewußte Triebleben kennzeichnet, hinein in die

Geschichte, in welcher ja unter dem mannigfaltigen Spiel frei bewußter Einzelkräfte ein unbewußt nothwendiges instinktives Leben der Idee, als gewaltige, die Einzelkräfte und ihre Thaten in ihren unwiderstehlich sich durchsetzenden Lauf verschlingende Substanz seine Wogen wälzt. Die Nothwendigkeit in der Geschichte ist aber zugleich

2) eine logische oder dialektische, sofern sich in der geschichtlichen Knotenreihe die Idee entwickelt, d. h. aus dem dynamischen Ansichsein heraus zur Wirklichkeit setzt und zwar in einer Reihe von Standpunkten, welche durch ihre Einseitigkeit, indem sie nämlich virtualiter und principiell, nicht aber realiter und aktuell die Totalität der Idee enthalten, über sich selbst hinausgeführt werden, durch ihre Widersprüche sich selbst aufheben in einen neuen Standpunkt, durch diesen, den in sich reichern und concretern, negirt, d. h. zum dienenden Moment herabgesetzt und durch die Aufnahme in denselben in höherer Veredlung und Bewahrheitung fortgeführt werden. Die geschichtliche Nothwendigkeit ist endlich

3) eine ethische, sofern in der Geschichte die sittliche Freiheit in ihrer höchsten Stufe, wo sie mit der Nothwendigkeit identisch ist, das die verschiedenen endlichen Sonderfreiheiten beherrschende agens und Motor ist, mit andern Worten, sofern die Vernunft als das praktisch Gute die Geschichte zur sittlichen Weltordnung gestaltet."

Dem müssen wir nun wieder dasselbe entgegensetzen, was wir unlängst Schelling vorhielten. Durch die Weltgeschichte zieht sich ein Fluch, in ihr waltet eine schwere Verschuldung und aus dieser geht ein Elend und ein Verderben hervor, aus welcher nur eine höhere Gnade zu erlösen vermag. Dieser höheren übermenschlichen Gewalt von oben steht eine niedere gleichfalls übermenschliche von unten gegenüber. Nicht eine sich zuletzt ausgleichende Gesetzlichkeit und rhythmische Entwicklung, sondern die Sünde und die Erlösung sind der Inhalt der Weltgeschichte. Man kann es unsern Geschichtsphilosophen nicht oft genug wiederholen, daß sie die Sünden der Welt nicht vergessen sollen.

Vielleicht kommt der Verfasser noch zur klaren Erkenntniß dieses tiefsten Motives des Weltgetriebes. Wir müssen wenigstens sehr an ihm ehren, daß er als ein entschlossener Feind des Subjectivismus auftritt und mit seinem kleinen Werke (S. 147) zu beweisen hofft, wie gern er das kleine Ich verschwunden sieht in einer großen Idee.

Folgendes ist eine sehr gute Schilderung des Hervortretens der Ichheit, zunächst im Alterthum, eine Art und Weise, die sich naturgemäß auch später wiederholt hat, als das Bestehende dem Triebe der Menschen nicht mehr genügte. „Da zieht man sich denn zurück auf das, was jedem Einzelnen unmittelbar gewiß ist, auf die subjektiven Angelegenheiten und persönlichen Bedürfnisse, und da werden denn selbst die höchsten Interessen des Geistes von diesem subjektiven Zug berührt und imprägnirt von dem Pathos der Ichheit. Die Tugend wird zur einsamen Arbeit am Ich, die sich vollzieht außer dem Context des sittlichen Gemeinwesens und außerhalb der Heilsmittel und Hülfsanstalten, welche die kirchliche und bürgerliche Gemeine darbietet. Die Sittlichkeit wird privatisirend und zu einer subjektiven Virtuosität; von den öffentlichen Verhältnissen, als die ja doch keine eigentliche Wirklichkeit, keinen substanziellen tragenden Grund haben, lenkt sie ab auf das Ich und wird zur zurückgezogenen Bemühung um das Einzelsubjekt und sein Heil. Als das antike Leben in sich zerfallen war, als mit dem Bruch zwischen den realen Verhältnissen und dem Bewußtseyn dieses sich nicht mehr unbefangen und unmittelbar an dieselben hingeben konnte, da hat es sich losgerissen von der Objektivität und sich in sich selbst reflektirt. Der unbekümmert um die realen Beziehungen sich in die Einsamkeit seiner stolzen Ataraxie und selbstgenugsamen Apathie zurückziehende Weise wird das sittliche Ideal des verfallenden Alterthums, sey es nun, daß derselbe sich auf sein naturgemäßes und weises Handeln als auf das einzige Gute einschränkt und frei wie ein Gott von seiner moralischen Subjektivität aus alle Güter und alle Lust verachtet (Stoicismus), sey es daß er das glückselige Leben, das System der unter einander abgewogenen, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse berechneten Lüste als höchsten Zweck aufstellt und die ganze Objektivität maßvoll und besonnen genießt (Epikuräismus), oder sey es daß er durch Verzichtung und Zurückhaltung irgend einer positiven Aussage über die Objektivität, die doch dem Subjekt fremd und unerkennbar gegenübersteht, die gleichmäßige Ruhe und Unerschütterlichkeit des Gemüths sich zu bewahren sucht (Skepticismus), oder sey es endlich, daß er sich durch einen fortgehenden Proceß der Entsinnlichung und Entwerdung zu verabsolutiren und so sich über die Unzulänglichkeit des objektiven Daseyns zu erheben strebt. (Neuplatonismus)." S. 89.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 84. 21. Oktober 1857.

## Auswandererschriften.

1) Wohin soll der Deutsche auswandern? Entwurf einer deutschen Kolonial-Politik. Von Fr. J. Kruger. Hamburg, F. Schuberth, 1857.

In dieser kleinen Schrift wird den deutschen Auswanderern vorzugsweise die Südküste Brasiliens, Obercanada und die Gegend von Semlin zur Colonisation empfohlen; die erstere, weil sie sehr günstig am atlantischen Meere liegt, noch wenig bewohnt ist und unter einer geordneten Regierung steht, welche die Auswanderung begünstigt; das zweite, weil Obercanada von halbdeutschen Staaten umringt ist und an dem großen See sehr günstig liegt; die dritte aber wird, als die nächste, am meisten empfohlen.

Der Verfasser glaubt, es müsse im Interesse aller Deutschen, zunächst Oesterreichs liegen, vom letzten Pariser Frieden Gebrauch, die freie Donauschifffahrt nutzbar, aus der Militairgrenze zugleich einen Vorposten der Civilisation zu machen. „Eine Lage, wie sie keine Stadt der österreichischen Monarchie mit einziger Ausnahme Wiens oder Triests bietet, findet sich in dem Gebiet, welches wir oben die ‚Südmark' getauft haben, nämlich an der Savemündung zwischen Belgrad und Semlin. Hier erstreckt sich nämlich ein weites Feld, welches Raum genug für mehr als 500,000 Menschen bieten würde, Nahrung aber in wenigen Jahrzehnten schon für eine Stadt von 200,000 Einwohnern. Es liegen zwar jetzt schon ganz in der Nähe die Städte Belgrad (mit 28,000) und Semlin mit gegen 9000 Einwohnern, deren seitheriger Aufschwung dieser Schätzung nicht entspricht. Die Ursache hiervon liegt aber in Verhältnissen, welche jetzt theils gänzlich beseitigt sind, theils in kürzester Zeit beseitigt werden können. Wir erwähnten schon als Hemmnisse für das Gedeihen der ganzen Gegend überhaupt die Militairverhältnisse, welche die Niederlassung von Deutschen hinderten, und die Herrschaft der türkischen Barbarei über die Verkehrsstraße der Donau, neben der an ein Gedeihen von Handel und Gewerben nicht zu denken war; rechnet man noch hierzu die Unbildung der Einwohner jener Gegend, sowie die Schwierigkeit des Verkehrs nicht blos zu Lande, sondern selbst auf der Donau und ihren Nebenflüssen vor Herstellung regelmäßiger Dampfschiffverbindungen, vor Verbesserung der Passage am eisernen Thor und endlich vor der Befreiung der Donaumündungen aus der Gewalt Rußlands — so findet jenes Zurückbleiben seine vollgenügende Erklärung. Jetzt aber hat bereits eine vollständige Verkehrsumwälzung begonnen, so großartig wie nur irgend eine der Weltgeschichte. Dampfschiffe, deren Zahl und Tragekraft in großartigem Maß zunehmen, befahren bereits die Donau und Theiß; die Schifffahrt auf der Drau und Save ist erst in ihren Anfängen und hat eine große Zukunft. Vielleicht in einem Jahrzehnt schon werden Wien und Constantinopel über Belgrad durch einen Schienenweg verbunden seyn. Für alle diese Verkehrsrichtungen würde eine Stadt an der Savemündung beherrschendes Centrum sein. Denn hier bei Semlin in der Mitte des Weges zwischen Wien und Constantinopel wird die Brücke über die Save herzustellen seyn, über welche der Schienenweg, Oesterreich mit der Türkei verbindend, hinlaufen wird, um längs der Save und Donau am Fuße des Belgrader Festungsberges hin die Richtung nach dem Morawathal zu gewinnen. Ebenso wird die Schienenverbindung zwischen der Donau und dem adriatischen Meer von hier ihren Ausgangspunkt nehmen. Wie könnte es aber in Bezug auf Wasserverbindungen eine geeignetere Lage geben als diese? Zwischen Wien und dem schwarzen Meer ist sie Schwerpunkt und Centrum. Die Save ist bis Sissek ein un-

schätzbares Verkehrsmittel, von ihrer Mündung aus geht die Dampfschifffahrt in rein nördlicher Hauptrichtung auf der Theiß über Szegedin bis Tokay und selbst bis Nameny wird sie die Zukunft erweitern. die Drau und Morawa bedürfen nur einer unschweren Regulirung, um gleichfalls für jene Stadt der Zukunft kostbare Absatz- und Verbindungswege zu bilden."

Ein guter Vorschlag, der aber nur unter gewissen Voraussetzungen ausführbar ist. Im Allgemeinen dürfen wir uns gestehen, daß die Zersplitterung Deutschlands, die ungeheuren Gegensätze im Interesse seiner Großmächte, Mittel- und Kleinstaaten, seiner Confessionen rc. eine großartige Kolonialpolitik nicht wohl zulassen. Unsre Vorfahren haben in der Völkerwanderung und noch unter den sächsischen Kaisern ungeheure Länderstrecken erobert und colonisirt mit weit geringeren physischen Mitteln, als wir sie heute besitzen. Wären die deutschen Auswanderer, welche jährlich in der größten Zerstreuung dahin und dorthin ziehen, alle beisammen und organisirt, sie würden eine furchtbare Armee darstellen, der jedes Jahr eine neue, eben so starke, nachfolgen könnte. Allein es lag im Plane der Vorsehung, uns zu demüthigen und unser Fleisch und Blut zum Werkzeuge im Interesse und Dienst fremder Nationalitäten zu machen. Das Experimentiren der deutschen Emigration, wogegen der Verfasser der vorliegenden Schrift S. 8 eifert, ist etwas Unvermeidliches. Wir haben zu viele Menschen, die im eigenen Vaterlande ihr Brod nicht finden können, die also auswandern müssen. Eine Centralregierung Deutschlands gibt es nicht, eine Lenkung der Auswanderung im Großen und Ganzen ist unmöglich. Folglich sucht Jeder für sich fortzukommen, wie er eben kann. Alle Vorschläge, die Auswanderung zweckmäßiger zu orientiren und zu concentriren, können nichts fruchten, so lange nicht die gesammte deutsche Nation von einem einzigen mächtigen Willen und Verstande regiert wird.

2) Briefe aus und über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von Carl Schmidt. Altenburg, Pierer, 1857.

In diesem Buche, welches nur einen preußischen Thaler kostet, findet man eine gute Statistik der Vereinigten Staaten und die nöthige Belehrung über seine gegenwärtigen geographischen, politischen, Agricultur-, Industrie-, Commerz- und socialen Zustände.

Der Verfasser ist eifriger Abolitionist und was er den Sklavenstaaten zum Vorwurf macht, verdient alle Beherzigung. In seinen Augen ist es erstaunenswürdig und kaum begreiflich, was sich die nördlichen Staaten in dieser Frage von den südlichen schon alles haben gefallen lassen. Im Uebrigen entschuldigt er die Nordamerikaner hinsichtlich der Vorwürfe, die ihnen in neuerer Zeit so oft wegen ihrer Humbugs, ihrer Unehrlichkeit und geistigen Verwilderung gemacht worden sind. Er bemerkt mit Recht, hier ziehe man das Nothwendige dem Nützlichen, dieses dem Angenehmen vor und gründe vor allen Dingen zuerst seine Existenz, ehe man an feinere Ausbildung denken könne; er glaubt aber, die wohlhabendere Classe sey jetzt schon auf dem Wege, jene feinere und höhere Bildung zu suchen.

Unter manchem Interessanten, was das vorliegende Werk enthält, finden wir auch eine Besprechung des Katholikenhasses, den der Verfasser in den Vereinigten Staaten sehr stark ausgeprägt gefunden haben will. Er sagt S. 289, die Katholiken würden als Minderheit eigentlich weniger gehaßt als gefürchtet, weil sich die andersgläubige Mehrheit wegen ihrer Spaltungen einer relativen Schwäche bewußt sey. In der That bildet die katholische Kirche, mit Napoleon zu reden, den einzigen Granitblock auf dem Sandmeer der transatlantischen Confessionen, die von Jahrzehent zu Jahrzehent sich in immer kleinere Brüche theilen.

Wir schließen an die Betrachtung des nützlichen Buches einige Auszüge aus nordamerikanischen Zeitungen an. Der „deutsche Canadier" vom 27. November vorigen Jahres schreibt: „Eine Mutter kauft ihr Kind: Das New-Orleans Bulletin vom 20. Okt. erzählt folgende rührende Begebenheit: Als wir gestern durch den Arcade-Salon gingen, bemerkten wir auf dem Auktionsstande ein farbiges Mädchen, das zum Verkaufe ausgeboten war, umringt von einer dichten Volksmenge, die augenscheinlich ein tiefes, ungewöhnliches Interesse an dem Vorfalle nahm. Die Angebote folgten sich sehr lebhaft, von nur 5 zu 5 Sch. steigend und bei jedem neuen Angebote richteten sich die Augen der ganzen Menge nach dem Orte, von wo aus es kam und die Aufregung stieg. Das Mädchen, eine hübsche und intelligent aussehende Mulattin, verfolgte das Resultat augenscheinlich mit großem Interesse, was gewöhnlich bei Negerverkäufen nicht der Fall ist. Als das Angebot die Summe von nahe zu tausend Dollars erreichte, stieg die Aufregung auf das Höchste und plötzlich erhob sich der allgemeine Ruf: ‚Werft ihn hinaus! Hinaus mit ihm!' Es erfolgte ein Gedränge gegen die Thüre, der Hammer fiel und das verkaufte Mädchen stürzte in die Arme — ihrer Mutter, welche es gekauft hatte. Die Begebenheit erklärt sich auf folgende Weise: Die

alte Farbige war von ihrem Eigenthümer vor einigen Jahren freigegeben worden und hatte sich durch ihrer Hände Arbeit so viel erworben, um ihr Kind, jenes Mädchen, kaufen zu können. Mehrere Personen wünschten es gleichfalls zu kaufen, versprachen jedoch der Mutter, nicht gegen sie zu bieten und hielten ihr Wort. Nur ein Kauflustiger steigerte die Mutter und gegen ihn richtete sich die Erbitterung aller Anwesenden und er mußte sich durch die Flucht vor dem allgemeinen Unwillen retten. Der Verkauf der jungen Farbigen geschah wegen Erbtheilung. Die glückliche Mutter, der es gelungen war, ihr Kind zu kaufen, fiel vor Aufregung in Ohnmacht und mußte von den Anwesenden aus dem Auktionslokal nach ihrer Wohnung getragen werden."

Die Minnesota Deutsche Zeitung vom 8. November schreibt aus New-York: „Die Wächter der öffentlichen Sicherheit sind bekanntlich auch die der Moralität. Unsere Besternten haben nicht nur auf Diebe, Einbrecher, Mörder und ähnliches Gesindel, sondern auch auf Solche zu achten, deren Benehmen in irgend einer Weise das Schamgefühl verletzt und der Sittlichkeit Gefahr droht. Von diesem Grundsatz ausgehend, hat am Freitag Abend eine Abtheilung von Polizisten einen Hauptstreich ausgeführt, den wir einer nähern Beleuchtung unterziehen müssen. Im genugsam bekannten Franklin Museum werden seit Monaten lebende Bilder producirt, d. h. weibliche Personen, welche dazu gedungen waren, führten in entsprechendem, an das paradiesische Zeitalter erinnernden Costüm mehr oder weniger klassische Gruppirungen aus, ohne daß bis dahin die Behörden, welchen doch etwas so Offenkundiges nicht verborgen bleiben konnte, dagegen einschritten. Am genannten Abend aber wohnten verkleidete Polizisten einer derartigen Vorstellung bei, ließen dieselbe ohne Unterbrechung vor sich gehen, sprangen aber bei der Schlußscene, als eben Venus dem Meerschaum entstieg, plötzlich auf die Bühne, verhafteten sämmtliche Künstlerinnen und führten sie, ohne ihnen ein vorheriges Umkleiden zu gestatten, durch die vollen Straßen in's Gefängniß. Am nächsten Morgen wurden sie in demselben Aufzuge vor den Mayor gebracht, welcher sie unter Bürgschaft für ihr ferneres Wohlverhalten stellte. Natürlich erregte die Prozession das höchste Aufsehen und zog Tausende von Zuschauern herbei, welche sich an dem Gratisschauspiel nicht wenig ergötzten, während der bessere Theil des Publikums einen ganz andern Eindruck mit sich fort nahm. Wir fragen ernsthaft: Was berechtigte die betreffenden Polizisten, unter dem Vorwand, einen öffentlichen Scandal zu unterdrücken, einen tausendmal größeren zu veranstalten? Was berechtigte sie, dem öffentlichen Anstand mit so maßloser Effronterie in's Gesicht zu schlagen? Wir erblicken darin eine der unverantwortlichsten, empörendsten Amtshandlungen, die jemals in New-York stattgefunden. Die Verhaftung der Modellistinnen hätte, wenn sie nothwendig war, auf anständige Weise bewerkstelligt werden können. Es scheint auf einen öffentlichen Eclat abgesehen gewesen zu seyn, eine Voraussetzung, die noch dadurch bestärkt wird, daß die eben so schuldigen Eigenthümer des Museums nicht zur Verantwortung gezogen wurden. Wer ist der Urheber dieses Attentats auf die Sittlichkeit? Von vielen Seiten wird behauptet, daß die Instruktionen vom Mayor ausgingen. Wir können dies nicht glauben. Sollte es sich aber bestätigen, so müßten wir mit Entschiedenheit darauf hinweisen, daß der Mayor von New-York nicht minder als jeder andere Beamte für seine Handlungen den Bürgern verantwortlich ist, und wir können nur bedauern, daß es für solche Ueberschreitungen kein Strafgesetz gibt."

Dieselbe Zeitung überredet ihre Leser, Folgendes habe sich in Buffalo zugetragen: „Vor Kurzem fand man einen früher in unserer Stadt wohnenden Mann, Namens Beadle, in einer Straße von Auburn mit zerschmettertem Schädel. Von den Mördern war keine Spur zu entdecken. Zwei Aerzte, Namens Sanford und Bellamy, welche die Leichenöffnung vornahmen, untersuchten ein Auge des Ermordeten auf folgende Weise: Sie brachten dasselbe in eine Auflösung von Atrophin, wodurch die Pupille sichtlich erweitert wurde. Als sie dies bemerkten, berührten sie den optischen Nerven mit dem Extract, worauf das Auge augenblicklich angeschwellt wurde. Sie beobachteten dann durch ein starkes Vergrößerungsglas die Pupille und entdeckten in derselben das verwischte Bild eines Mannes mit hellem Rock und einen runden Stein neben ihm in der Luft. Doch war Alles zu undeutlich, um den Mörder zu erkennen, denn dessen Bild war es offenbar, das sich auf der Retina des Auges, wie das Bild auf der Daguerreotyp-Platte fixirt hatte. Die Aerzte glauben, daß, wenn sie die Operation gemacht hätten, ohne das Auge vom optischen Nerven zu trennen, der Erfolg ein viel glücklicherer gewesen seyn würde."

## Geschichte.

Geschichte des Erzstifts Trier. Von Prof. J. Marx. Erster Band. Trier, Lintz, 1858.

Der Verfasser dieses umfangreichen Geschichtswerkes hat reichlich Gelegenheit gefunden und genommen, die Vorurtheile früherer Geschichtschreiber zu widerlegen. Denn abgesehen von den Zeiten der Aufklärung, in denen Trier gleich den anderen Erzstiftern, als in der dicksten Finsterniß des Mittelalters befangen, verschrien war, sind auch schon in älteren Zeiten parteiische Berichterstattungen gegenüber von Trier gäng und gäbe gewesen.

Ohne bei dem engen Raum unserer Blätter auf den Gesammtinhalt des vorliegenden Werks eingehen zu können, glauben wir einige seiner kritischen Berichtigungen von besonderem Belange hier ausziehen zu müssen. So rechtfertigt es unter andrem den Erzbischof Kurfürsten Richard von Trier (zur Zeit des Bauernkriegs und der Sickingen'schen Fehde) gegen die maßlosen und ungerechten Angriffe, die er von den Geschichtschreibern erfahren hat und noch erfährt. Es weist nach, daß die Sage von einem persönlichen Dreinhauen und Stechen Richards unter die wehrlosen Bauern auf einer Fälschung beruht, und er bemerkt sehr richtig, daß die Sickingen'sche Fehde allzu einseitig von überschwenglichen Verehrern dieses Ritters zu seinen Gunsten dargestellt worden sey. Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, daß Sickingen das ihm zu Theil gewordene ungemessene Lob niemals verdient hat, daß er ein ehrgeiziger, habgieriger, rücksichtsloser Friedensbrecher und Räuber gewesen ist. Auch seine Theilnahme an der Reformation hatte in einer sittlichen Begeisterung ihren Grund nicht, sondern war nur ein Mittel für seine Zwecke. Die Reformationspartei hat zwar Unglaubliches geleistet, um Sickingen, so wie auch den sittlich noch viel tiefer stehenden, wahrhaft elenden Hutten zu glorificiren, aber diese Glorie schwindet vor der Wahrheit einer nicht mehr bestochenen Kritik. Es wäre für die protestantischen Geschichtschreiber endlich Zeit, die Bewunderung für Sickingen und Hutten auf ein richtiges Maaß zurückzuführen und nicht länger mehr für diese angeblichen „Ideale des deutschen Ritterthums" zu schwärmen. Sickingen hatte die Franzosen im Beutel und Hutten im Leibe, das waren keine deutschen Ritter.

Auch in Bezug auf die inneren Kämpfe einer bürgerlichen Oppositionspartei mit der bischöflichen Gewalt widerlegt der Verfasser die in früheren Darstellungen von Kyriander, Wyttenbach &c. einseitig erhobenen Beschuldigungen des Erbischofs und Beschönigungen der Insurrection. Trier war von jeher eine bischöfliche Stadt und hatte nicht den mindesten Rechtstitel, sich der bischöflichen Hoheit zu entziehen, weder durch den Kaiser, noch durch irgend einen Vertrag.

Auch befand sich das Erzstift und die Stadt sehr wohl unter dem Krummstab. Der Verfasser schildert mit Wärme den Wohlstand und die Zufriedenheit der älteren Zeit vor der französischen Revolution. Es gab wohl keine Gemeinde im ganzen Erzstift, sagt er S. 520 die nicht ein Gemeindevermögen hatte. Daher war für die Armen gesorgt. Ferner wurde die gute Gesittung und der Wohlstand der Gemeinden dadurch erhalten, daß Niemand ins Bürgerrecht aufgenommen werden durfte, außer gegen Garantien, und daß innerhalb der Zünfte gleichfalls wie ökonomische, so auch sittliche Rechte und Pflichten Hand in Hand gingen. Der Verfasser erörtert, wie segensreich die Gemeinde und Zunftverfassung des Mittelalters gewirkt und wie sie eine höhere Stufe des gesellschaftlichen Organismus dargestellt habe, während unsre gegenwärtigen Zustände wieder einem Zurücksinken in die Barbarei des Naturstandes gleichkommen. Denn jetzt wie im Naturzustande überlasse man Jeden sich selbst, gewähre jedem Gewerbsmann schrankenlose Rechte und verpflichte ihn zu nichts mehr, übe aber auch keine Pflicht gegen ihn mehr aus und lasse ihn gleichgültig zu Grunde gehen, wenn seine Speculationen mißlingen. Im Mittelalter dagegen sorgte die Gesellschaft für das einzelne Mitglied mit deutscher Strenge und Treue und christlicher Liebe, so daß es ihm nicht möglich war, auf Kosten aller Andern allein reich zu werden, aber auch nicht möglich, durch fremde Concurrenz umgeworfen und unter die Füße getreten zu werden.

In Betreff der Stadt Trier selbst und ihrer Alterthümer erhalten wir einige Notizen über die allmählige Verunstaltung der altrömischen Benennungen. Die alte Straße ad undas wurde „zum Hunde" (wieder fälschlich in ad canes latinisirt); porta alba zu Albport, Altport (fälschlich porta alta); vicus arctus (enge Gasse) zu Engelgasse; ad horrea (zu den Scheuern) zu Oeren, Irrgasse; bellus campus (Schönfeld) zu Schimelt.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 85. 24. Oktober 1857.

## Literärgeschichte.

Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart und Augsburg, Cotta'scher Verlag, 1857.

Ein starker Großoctavband, dessen erste und bei weitem größere Hälfte das Leben und die Charakteristik Holbergs enthält, während die letzte kleinere Hälfte nur sechs seiner Comödien in Uebersetzungen mittheilt.

Mit Recht stellt der Verfasser seinen Helden sehr hoch. Holberg war einer der bedeutendsten Dichter aller Zeiten und übte von Dänemark aus den größten Einfluß auch auf die Gestaltung des deutschen Lustspiels. Ein armer Candidat der Theologie begab sich Holberg mit geringen Mitteln auf Reisen, brachte eine Zeitlang, lehrend und lernend, in Oxford zu, besuchte auch Leipzig 2c. und wurde im Jahr 1718 an der Universität zu Copenhagen als Professor der Metaphysik angestellt. Er schrieb auch neben seinen Lustspielen wissenschaftliche, insbesondere historische Werke. War er in der Jugend arm und unbekannt, so wurde er im Alter berühmt, hochgeehrt und reich. Er war so eitel, sich in den Adelstand erheben zu lassen, obgleich er in einem seiner köstlichsten Lustspiele den Adelstolz verspottet hatte. Ja er erkaufte sich noch am Ende seines Lebens den Freiherrntitel, indem er dafür sein ganzes Vermögen einer Ritterakademie vermachte, mit Uebergehung seiner Verwandten, gegen die er auch im Leben stets nur schmutzigen Geiz bewiesen hatte. Es ist beinah rührend zu lesen, welche Mühe Herr Prutz sich gibt, diese schlimme Seite im Charakter des dänischen Dichters zu erklären und zu entschuldigen. Gleich uns werden aber wohl alle Leser den alten egoistischen Geizhals nehmen, wie er war, und seinen Geist und Witz schätzen, ohne auf sein Herz etwas zu geben.

Der Mensch und seine Stellung im Leben geht uns nichts an. Die Nachwelt frägt nur nach seinen Geisteswerken. Herr Prutz hat, wie gewöhnlich in seinen literarhistorischen Studien, mit großem Fleiß auch diesmal wieder gesammelt und geordnet, was sich auf den Gegenstand seiner Forschung bezog. Er hebt warm und lebendig hervor, in welchem Gegensatz sich Holberg gegen seine Zeit befunden habe und wie er in seinen Schriften Opposition gemacht gegen alle Pedanterie und Unnatur des in der Allongeperücke wandelnden Jahrhunderts. Hauptsächlich aber bringt Herr Prutz zur Geltung, daß Holberg der erste gewesen sey, welcher die Bühne gleichsam demokratisirt habe. „Ein weiterer Schritt, den er zur Vollendung seiner Komödie that, wurde epochemachend für die Entwickelung der Komödie überhaupt. Nachdem er nämlich der Komödie lebendige Charaktere und nationale Färbung gegeben hatte, so fand er nun auch noch eine Sphäre für sie, in der sie sich frei bewegen konnte und die ihr, als selbstständige Domäne, eigenthümlich zugehören sollte. Auch hier leitete ihn derselbe Genius, der überhaupt seine Schritte führte: mit sichrer Hand und ungeirrt durch das Naserümpfen der feinen Leute griff er hinunter in den Kern des Volkes, die eigentliche mannhafte Grundlage der Nation, in den Bauern- und Bürgerstand, aus dem und für den er seine Komödie, eine wahre Bauern- und Bürgerkomödie, schuf." Nachdem Herr Prutz geschildert, wie der Adel damals allein die Gesellschaft war und das Volk nichts, fährt er fort: „Welcher Dichter oder Gelehrte hätte sich unter diesen Umständen wohl herablassen mögen in diese glanzlosen Kreise und die kleine Welt der Bürger und Bauern, mit ihren unbeachteten, ungeahnten Freuden und Leiden, ihrer schlichten und altväterischen Sitte, ihren einförmigen,

mitunter etwas derben und ungeschlachten, aber tüchtigen Gestalten dichterisch verklären? Nirgend vor Holberg ist dergleichen geschehen oder auch nur versucht worden. Zwar gab es auf den romanischen und überhaupt auf allen Bühnen jener Zeit etwas, was allenfalls daran erinnern könnte: nämlich die Schäfer- und ähnliche Komödien, die Wirthschaften, die Bauerntänze und dergleichen, womit die hohen Herrschaften sich auch wohl persönlich ergötzten. Aber das waren keine wirklichen Schäfer, keine wahren Bauern, keine echten Handwerker: es war parfümirtes Hofgesindel, das sich entweder als Damon und Chloe verkleidete und mit einer arkadischen Naivetät kokettirte, von der weder ihr Herz noch die wirkliche Welt das Mindeste wußte rc." Viel zu weit aber geht Herr Prutz, wenn er sich einbildet, Holberg habe durch seine bürgerlichen Lustspiele den dritten Stand zum Selbstbewußtseyn gebracht und gleichsam direkt auf die Revolution vorbereitet. „Es wurde also, um es mit einem Worte auszusprechen, durch Holberg ein Stand poetisch emancipirt, der praktisch noch in der allertiefsten Knechtschaft und Bewußtlosigkeit lag. Die Dichter aber, nämlich die echten, wahren, sind jederzeit die Propheten der Zukunft; der Baum der Geschichte setzt in ihren Schöpfungen gleichsam das erste unscheinbare Auge an; was als herbe grüne Knospe noch im Schooß der Zukunft schlummert, das entfalten sie zur duft- und farbenreichen Blüthe, und so scheint es uns auch in hohem Grade wahrscheinlich, daß durch diese poetische Verherrlichung der ‚kleinen Leute', welche Holberg in seinen Dichtungen und namentlich in seinen Komödien lieferte, das Selbstbewußtseyn eben dieser kleinen Leute und damit auch ihre sittliche Kraft erweckt und gekräftigt wurde. Ja wir nehmen keinen Anstand, dieser Holberg'schen Komödie selbst an der späteren thatsächlichen Emancipation des dänischen Bauernstandes (durch Bernstorf unter Christian VII.: s. Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts Bd. II. S. 216 der dritten Auflage) einen zwar unnachweisbaren, aber dennoch vorhandenen und wirksamen Einfluß zuzusprechen." Das ist übertrieben. Die Bauern waren es am wenigsten, die Holbergs Lustspiele mit ansahen oder lasen, und überdies wurden Bürger und Bauern von Holberg nur komisch aufgefaßt und keineswegs in einer Art, die sie zur Selbstüberschätzung hätte aufmuntern können.

Herr Prutz läßt sich gar zu leicht von vorgefaßten Meinungen hinreißen und übersieht das natürliche Verhältniß der Dinge, wie nahe es ihm auch liegen mag. So folgt er denn auch den Einbildungen, die er noch von der Universität her zu hegen scheint, in Bezug auf die philosophische Auffassung des Komischen. Hören wir ihn selbst. Er sagt S. 132: „Die Komik ist die Verklärung der Welt, wie sie ist." Und S. 133: „So, wenn es erlaubt wäre, von diesen Dingen in Gleichnissen zu reden, möchten wir das Verhältniß der Komik zum Absoluten mit dem vielverbrauchten Bilde der Sonne vergleichen, vor welche sich Nebelschichten gelagert haben: aber sie vermögen die göttliche Gewalt des Lichts nicht zu hemmen, vielmehr müssen sie ihm selbst als eine Widerlage, ein Spiegel dienen, auf den die Sonne in gaukelndem Reflex die zierlichen Wunder der Fata Morgana hinzaubert. In genauerem Ausdruck aber bezeichnen wir die Komik als die vollendete Selbstgewißheit des Geistes, der sich zur absoluten Heiterkeit abgeklärt und gesammelt hat." S. 133. Das ist Unsinn. Die sich zur absoluten Heiterkeit abklärenden Nebelschichten um die Sonne des Absoluten lassen sich wohl auf die reinen Geister in Dante's Himmel anwenden, aber nicht auf die komischen Dichter, am wenigsten auf einen so derben, wie unser Däne war. Holberg selbst faßt das Wesen der Komik viel reeller und natürlicher auf, indem er sagt: „Zum Komödienschreiben gehört erstlich die Erkenntniß dessen, was am Menschen thöricht und lächerlich; zweitens das Talent, die Leute so zu verspotten, daß sie selbst noch Gefallen daran finden; drittens Kenntniß der Bühne und die Gabe, sich die Wirkungen derselben zum voraus vorstellen zu können; viertens endlich, daß man gute Stücke mit Eifer studiert und sämmtliche Regeln, welche bei Abfassung eines Stücks zu beobachten, lebendig im Kopfe habe. Etwas übertrieben müsse in der Komödie freilich werden, doch nicht so, daß der Held des Lustspiels darüber zum Narren werde. Vielmehr sey der Komödienschreiber stets natürlich und wahr, damit der Zuschauer im Stande sey, die Täuschungen der Kunst für Ernst und Wirklichkeit zu halten. Darum soll auch Alles in dem Lande vorgehen, wo das Stück wirklich aufgeführt wird und sind daher auch Uebersetzungen nur dann zulässig, wenn sie zugleich gänzliche Umarbeitungen sind und die gebührende Rücksicht auf die Sitten des Landes nehmen, wohin sie verpflanzt werden sollen." Das ist verständig und wahr. Mit der „vollendeten Selbstgewißheit und Aufklärung zur absoluten Heiterkeit" wird dagegen Herr Prutz sein Lebetag kein Holbergisches Lustspiel zu Stande bringen. Diese unsinnige Phraseologie soll er vor Thaliens Tempel, als einen der lächerlichsten Zöpfe, der je getragen wurde, frisch und ehrlich abschneiden.

Die Frage, ob Holberg in England Shakespeare kennen gelernt, ist sehr wichtig genommen worden,

scheint uns aber völlig gleichgültig, sofern aus Holbergs Werken keinerlei Nachahmung des größern Shakespeare erhellt. Holberg war in seiner etwas niedrigeren Sphäre durchaus Original, denn wenn man auch den Einfluß, den Molière und einige Italiener auf ihn geübt haben, nachweisen kann, so ist dieser Einfluß doch kein Eintrag der echt dänischen Eigenthümlichkeit unseres Dichters gewesen.

Wir übergehen die nicht dramatischen Schriften Holbergs, von denen Peter Paars (eine parodische Odyssee) und Niklas Klimm (unterirdischer Riese) am berühmtesten geworden sind. So witzig sie sind, wurden sie doch vom Ruhm seiner Lustspiele übertroffen. Diese letzteren wurden seit 1722 in einem unter König Friedrich IV. eigends dafür eingerichteten Theater aufgeführt und viele von ihnen erndteten ungeheuren Beifall. Herr Prutz theilt sie in mehrere Gruppen, je nachdem in ihnen mehr die Charakteristik und Verspottung einzelner Stände und Zeitthorheiten, oder aber nur phantastischer Muthwille hervortritt.

Das erste und berühmteste Stück Holbergs war der politische Kannegießer, ein bis auf unsre Tage sprichwörtlich gewordener Charakter. In diesem Stück wird das unverständige Raisonniren über politische Dinge von Seiten solcher, die nichts davon verstehen, verspottet. Sehr wahr hat schon Just Justensen die loyale Tendenz dieses Stücks bezeichnet: „Man hat den Verfasser beschuldigt, auf obrigkeitliche Personen angespielt zu haben, da doch keine Komödie existirt, welche die Obrigkeit weniger als diese angreift; die Satyre zielt blos auf gewisse Prahler unter den gemeinen Leuten, in Freistädten, die in den Wirthshäusern Obrigkeit und Rath tadeln, und doch nichts wissen. Der Charakter solcher Leute wird in diesem Kanngießer artig dargestellt. Einige Personen aus dem Rathe bilden ihm ein, daß er eine obrigkeitliche Person geworden sey, damit er sich selbst kennen lerne und seiner vorigen Thorheit sich enthalte. Ich zweifle, ob jemand je ein anständigeres oder lehrreicheres Schauspiel geschrieben hat. Wenn es je vonnöthen gewesen ist, eine Thorheit in einem Schauspiele darzustellen, so ist es diese, die unter dem gemeinen Volke so sehr im Schwange ist. Wenn dieses Stück in Holland oder in einer andern freien Republik vorgestellt würde, dürfte es die Wirkung hervorbringen, daß ein Kaesverkoper lange Anstand nehmen würde, Fehler herzurechnen, die ein Türenne, ein Eugenius in dieser oder jener Campagne gemacht hat. Das Schauspiel ist übrigens nicht minder lustig als lehrreich.“ Unter solchen Umständen begreift man aber auch kaum, wie Herr Prutz behaupten kann, Hollberg habe durch sein Lustspiel das Selbstgefühl des dritten Standes gehoben.

Ohne uns aufs Einzelne einlassen zu können, deuten wir nur den Werth anderer Charakterstücke unsres Dichters, z. B. des geschäftigen Müssiggängers, des geschwätzigen Barbiers (seitdem eine stehende Figur auf allen Theatern), des Deutschfranzosen, des Bramarbas (Jacob von Thyboe) und des Philosophen in der Einbildung an. Eine der bedeutendsten Komödien des Dichters, auch auf unsre deutsche Bühne eingebürgert, ist Don Ranudo de Colibrados, eine Verspottung des Adelstolzes, eben so fein und geistreich, wie der Don Quichote des Cervantes. Das Stück wurde erst 7 Jahre nach seiner Abfassung auf die Bühne gebracht. „Vermuthlich ließ der Dichter das Stück absichtlich liegen, weil es nämlich damals in Dänemark selbst noch eine Menge solcher armen, aber hochmüthigen Edelleute wie dieser Don Ranudo gab; ja der früher erwähnte Suhm will selbst noch Zeuge gewesen seyn, wie ‚zwei hochadelige Rosimunden im Kloster zu Roeskilde‘ in vollem Ernst dieselbe Frage verhandelten, welche der Donna Olympia des Holberg'schen Stücks in der ersten Scene des zweiten Acts so viel Kopfbrechens macht, nämlich ob die gemeinen Leute wohl wirklich in denselben Himmel mit den Edelleuten kommen, oder ob sie nicht vielmehr ihren eigenen Himmel für sich haben werden. Eben daher rührt es auch vielleicht, daß Holberg, ganz seiner sonstigen Gewohnheit zuwider, dies Stück in eine fremde Umgebung, nach Spanien verlegt hat; der Stachel seines Spottes schien sich abzustumpfen, wenn er nicht direkt gegen seine eigenen Landsleute, sondern gegen jene spanischen Granden gerichtet war, deren Armuth und Hochmuth seit langem sprichwörtlich war. Bei Friedrich IV. soll sich einst ein reich gewordener Koch in Kopenhagen um die Erhebung in den Adelstand beworben haben, worauf der König ihn gefragt haben soll, wie er sich als Edelmann denn eigentlich zu nennen gedenke, ob etwa Herr von Kohl und Braten. Von diesem königlichen Witzwort soll der Don Ranudo de Colibrados des Holberg'schen Stückes seinen Namen führen; doch wird von Anderen in Abrede gestellt.“

Unter den echt dänischen Sittenschilderungen stehen die Wohnstube und der elfte Juni oben an, verrufen wegen ihrer Derbheit, aber im vorliegenden Werke übersetzt. Eines der tolllustigsten Stücke ist Jeppe vom Berge, welches Herr Prutz nach Verdienst lobt. Holberg studierte den Charakter des seeländischen Bauern während eines ländlichen Aufenthalts. „Jedenfalls ist diese Eigenthümlichkeit nie treuer, nie anschaulicher und bei alledem poetischer dargestellt worden, als in diesem

Stück; hätte Holberg nichts geschrieben als diesen einen Charakter des Jeppe, so würde er nach unsrem Dafürhalten sich schon dadurch den größten komischen Dichter aller Zeiten an die Seite gestellt haben. Wie hat er es verstanden, diesen gemeinen, faulen, versoffenen Jeppe, den Hahnrei und Feigling, der nichts in der Welt mehr fürchtet, als die Karbatsche seiner Frau, bei alledem mit Zügen auszustatten, die ihm das Herz des Zuschauers unwiderstehlich gewinnen! Seine bodenlose Gutmüthigkeit, die aber auch freilich die Quelle seines Verderbens ist, seine Fürsorge für seine Familie, seine väterliche Zärtlichkeit für die kleine Martha, von der er nämlich gewiß weiß, daß sie sein Kind, seine so zu sagen brüderliche Anhänglichkeit an sein Pferd, seinen Hund, seine Katze — wie ist das Alles der Natur mit so hinreißender Wahrheit abgelauscht und welche hellen tröstenden Lichter fallen dadurch auf das übrigens so düstre Gemälde! Den Abschied, den Jeppe von seiner Frau und seinem Hauswesen nimmt, da er sich zum Tode verurtheilt wähnt, rechnen wir, in seiner genialen Verschmelzung von Höchstem und Niedrigstem, von Tragischem und Burleskem, zu dem Größten, was je ein Dichter geschrieben, und mehr als einmal haben wir es erlebt, wie bei der Vorlesung dieser Scene selbst feingebildeten Frauen — und gerade feingebildete Frauen können Holberg hören und lesen — die Thränen der Rührung in die Augen traten, während zugleich von ihren Lippen das fröhlichste Gelächter ertönte."

Unter den phantastischen Possen steht Ulysses von Ithacia oben an. Wir geben hier nur die Schlußscene. Ulysses ist glücklich nach Ithacia gekommen und hat sich mit neuen Kleidern versehen, um vor Penelope mit Anstand erscheinen zu können. Aber während er schläft, kommen die Juden, die ihm die Kleider geliehen und kein Geld dafür erhalten haben, und fordern ihr Eigenthum zurück:

„Erster Jude. Des ist doch eppes Verfluchtiges mit denne Comedianter, wenn man den an Kleidung lahnt, schicke se se nimmer zurück zu rechter Zeit und da muß man warte eine ganze Woche auf de Bezohlung.

Zweiter Jude. Des ist wohr, Ephraim. Aber worm seyn wir so dumm? Ober sieh en mol do: do sitzt er und schlaft mit de schene Rock. Hob' ichs mer nich gedocht? Es ist eine Unverschamtheit so umzugehen mit gelahnene Kleiders. (Geht zum Ulysses und zerrt ihn am Arm.) Heda, Musje, is des ane Manier zu schlofen mit solche Kladerchen?

Ulysses. Wer untersteht sich, mich in meinem Schlafe zu stören?

Zweiter Jude. Des bin ich. Musje kennt doch den Ephraim.

Ulysses. Ich kenne dich nicht.

Zweiter Jude. So kenne ich ihn, Musje.

Ulysses. Ich bin der große Ulysses von Ithacien.

Zweiter Jude. Und ich bin der klane Jude Ephraim.

Ulysses. Ich bin derselbe, der die edle Stadt Troja zerstört hat, Asiens Schmuck und Augapfel.

Zweiter Jude. Und ich bin an Mann, wessen Vorfahren haben gewohnt in der grauße Stadt Jerusalem.

Ulysses. Ich bin hierher gekommen, um blutige Rache zu nehmen an meiner treulosen Gemahlin Penelope.

Zweiter Jude. Und ich bin hierher gekommen, um einzekassire de Bezohlung vor mane gelahnte Kleiderche; ober des soll ablaafe ohne Blut.

Ulysses. An deinem Barte sehe ich, daß du ein wandernder Ritter bist.

Zweiter Jude. Wai geschrien, nur su sehr wandernd, sowohl ich, als andere Israels-Kinder!

Ulysses. Sag' mir, edler Ritter, wie steht es in Ithacien?

Zweiter Jude. Musje, ich hob' kane Zeit, ich muß auslahne die Kleiderche heit Abend zu an Maskerod.

Ulysses. Unterstehst du dich, Hand zu legen an meinen edlen Leib? Pack' dich fort, Augenblicks, oder du sollst die Wirkung meines Zornes fühlen!

Zweiter Jude. Zieht Euch nur aus oder de sollst fühle de Werkung von Gesetz und Recht!

Ulysses. Ach Himmel, so etwas soll mir begegnen nach vierzigjähriger Wanderschaft!

(Sie ziehen ihm den Rock aus und sagen:)

Die Juden. Bist du gewesen wag verzig Johr, mußte auch bezohlen fer verzig Johr, de Rechnung wulle mer gleich mache. Adjes so lang.

Ulysses. Ach Himmel, hätte ich mir vorgesetzt, alle Juden auszurotten, statt nach Troja zu gehen, so wäre es mit meiner Ritterschaft nicht so rasch zu Ende gegangen."

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, **Nº 86.** 28. Oktober 1857.

## Geschichte.

1) Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau. Von Dr. Heinrich Schreiber. Geschichte der Stadt 2 Theile, der Universität 1 Theil. Freiburg, Wangler, 1857.

Man findet in dieser Stadt- und Universitätsgeschichte viel Interessantes. Eine Schöpfung der freisinnigen Zähringer, war Freiburg, wie schon der Name sagt, von seiner Entstehung an die Heimath bürgerlicher Thatkraft, Freiheitslust, mancherlei Industrie, Kaufmannschaft und Kunst. Insonderheit zeichneten sich die Freiburger als Steinschneider und durch ihren Handel mit Edel- und Halbedelsteinen, Perlen und Korallen aus, später die Universität durch Bücherdruck und Landkarten.

Bekanntlich soll auch hier das Schießpulver erfunden worden seyn. „Seit Jahrhunderten weist man auf das alte Franziskanerkloster (jetzigen Pfarrhof zu St. Martin) hin, in dessen Gewölben der, aus Freiburg gebürtige, zu St. Blasien auf dem Schwarzwald in geheimen Künsten unterrichtete und deshalb von seinen Mitbrüdern eingesetzte Mönch, seine ersten glücklichen Versuche gemacht habe. Man will sogar davon wissen, daß er, um die bestrittne Kraft seines Pulvers vor aller Welt zu beweisen, sich selbst auf dem Karlsplatz auf einen damit gefüllten Mörser gesetzt und in die Luft geschleudert habe.“ Allein das ist nur Sage. „Die älteste, bis jetzt bekannte Nachricht über die Erfindung und Anwendung des Schießpulvers in Deutschland findet sich in einem noch ungedruckten Feuerwerkbuch vom Jahr 1432. Darin ist von einem Meister, genannt der schwarze Berthold (niger Berchtoldus), als einem Alchymisten (Schwarzkünstler, Nigromanticus) die Rede. Er habe, so wird erzählt, eine Goldfarbe brennen wollen, wozu Salpeter, Schwefel, Blei und Oel gehöre, und sey auf seine Erfindung dadurch gekommen, daß ihm diese Mischung zu öftern Malen die bei der Arbeit benutzten kupfernen Pfannen und Häfen zersprengt habe. Diese Mittheilung, welche bei der Pulvererfindung den Zufall die Hauptrolle spielen läßt, hat nichts unwahrscheinliches, indem die Alchymisten nicht selten ganz etwas anders fanden, als sie erwarteten. So hatte Brand bekanntlich Gold gesucht und Phosphor erhalten u. s. w. Doch ließe es sich auch annehmen, daß der Adept selbst mit mehr Vorbereitung zu Werk gegangen wäre. Sollte er nicht schon Nachrichten von den im Orient und bei den Mauren in Spanien üblichen Geschützen benützt haben? Ging doch damals die Naturforschung überhaupt, und zumal die geheime Wissenschaft der Schwarzkünstler von den Arabern aus. Um nun eine solche Angabe zu prüfen, mochte er, wie die Sage berichtet, die Bestandtheile des Schießpulvers in seinem gewöhnlichen Mörser mengen und stampfen.“ So der Verfasser. Wir sind aber nicht dieser Meinung. Wenn die Araber schon seit länger sich des nämlichen Schießpulvers bedienten (was durchaus nicht erwiesen und auch nicht wahrscheinlich ist), so würde das wichtige Geheimniß seiner Zubereitung ihnen weit eher durch die zunächst mit ihnen Krieg führenden Mächte, unter Vermittlung von Spähern, von Gefangenen ꝛc. abgelauscht worden seyn, um so mehr, da die Bestandtheile, aus denen das Pulver gemischt ist, so äußerst einfach sind.

In demselben 14. Jahrhundert war das große Erdbeben, der schwarze Tod, der Judenmord, die Geißlerfahrt. Freiburg vertrieb alle seine Juden, ohne sie zu tödten, wie die meisten Nachbarstädte thaten. „Um nun auch noch seine, bei den Juden hinterlegt gewesenen Pfänder und Schuldbriefe wieder zur Hand zu bekommen und eigner Straflosigkeit sicherer zu seyn, trat

am 5. Juni 1349 ein mächtiger Bund geistlicher und weltlicher Herren, zunächst als Beistand der Stadt Straßburg, zusammen, wo die Verbrennung der Menge von reichen Juden am meisten tumultuarisch durchgeführt worden war. An die Spitze dieses Bundes stellten sich: der Bischof Berthold von Straßburg selbst und Abt Heinrich von Murbach; auf sie folgten die Brüder Grafen Eberhard und Ulrich von Wirtemberg, Gräfin Johanna von Katzenellenbogen, die Markgrafen Hermann, Friedrich und Rudolph von Baden, Graf Friedrich von Hohenburg, die Grafen Johann, Heinrich und Hugo von Fürstenberg, die Herren von Lichtenberg, Rapoltstein, Ochsenstein, Eberstein, Geroldseck u. s. w. Sämmtliche Theilnehmer verpflichteten sich mit einem Eid, die Stadt Straßburg gegen jeden Angriff, wegen getödteter oder entwichener Juden oder wegen deren Guts, mit Macht und unverzüglich zu schützen. Dagegen hat ihnen aber auch die Stadt Straßburg ‚aus Freundschaft‘ eingeantwortet und wird es noch ferner thun, ‚alle Pfänder und Briefe, die die Juden von ihnen hatten, so weit Meister und Rath auf ihren Eid erkennen, daß sie solche zur Hand haben.‘ Auch Johann von Lichtenberg, Decan des Stifts Straßburg und Johann von Vinstingen, Landvogt im Elsaß, erklärten, daß dieses Uebereinkommen mit ihrer Einwilligung ‚von des Reichs wegen‘ geschehen sey.“

Eine der anziehendsten Erzählungen in diesem Geschichtswerk ist die von den Raubrittern auf der Burg Falkenstein im Eingang des berüchtigten Höllenthals, welches von Freiburg nach Donaueschingen durch den Schwarzwald führt. Einer der verrufensten Raubritter auf dieser Burg war Werner. „Selbst das schöne Geschlecht, das doch allerwärts durch seine Milde sich auszeichnet, und gewöhnlich mit Erbarmung die Wunden wieder heilt, welche ein schonungsloser Mann schlägt, scheint hier über den Schluchten des Höllenthals seiner Natur untreu geworden zu seyn und sich in der wilden Umgebung verloren zu haben. Spähend sah zu jeder Zeit Werners Frau aus den Fenstern umher, und gewahrte sie dann unglückliche Wandrer, rief sie selbst den Ihrigen mit Lust zu: ‚Sie kommen, sie kommen, laufet abhin!‘“ — Folgende gräßliche und rührende Geschichte verdient allgemeine Verbreitung. „Der Untergang der Falkenburg ist an höchst unscheinbare Veranlassungen geknüpft. Ein Mädchen aus dem Kirchzartner Thal, die Tochter Künin Henselers, der Herrn Dietrich von Falkenstein angehörte, liebte Hans Schneider, einen Hintersässen von Freiburg, und ehlichte ihn gegen ihres Vaters und ihrer Freunde Willen. Ihr Mann war sehr arm, und da auch sie nichts zur Mitgabe erhielt, gerieth sie nach und nach in eine so bedrängte Lage, daß sie es doch nach einigen Jahren, als sie schon ein Kind hatte und das andre trug, wagte, mit ihrem Mann zu ihrem Vater und ihren Geschwistern zu gehen und sie um eine Unterstützung zu bitten. Die Bitte war vergebens und hatte die Folge, daß der alte Groll wieder aufgefrischt wurde. Nur ein Bruder war auf eine unkluge Weise mitleidiger; er sagte der armen Frau, sie möge einen Rock nehmen, der in ihres Vaters Haus lag und ihrer Schwester angehörte, um doch etwas für ihre Nothdurft zu haben. Aber eben dieser Rock wurde nachmals die Ursache ihres Unglücks. Der Vater und die übrigen Geschwister nämlich erklärten ihn für gestohlen, und ließen ihren Mann als muthmaßlichen Dieb zu Ebnet vor Gericht laden, wo er jedoch durch richterliches Urtheil sogleich losgesprochen wurde.“ Nun aber holte sich Künin Henseler von seinem Herrn die Erlaubniß ein, den ihm tödtlich verhaßten Schneider zu fangen und auf die Burg Falkenstein zu schleppen. „Nun wurde dem Hans Schneider von allen Seiten aufgelauert, und es gelang auch dem Schlupf von Kappel, seinem Schwestersohn Hanmann Schlupf von Littenweiler und Küni Weinmann von Kappel, ihn mit seiner Frau bei Freiburg ob der Kapelle am obern Werde aufzufangen. Die Frau, als sie sah, daß man ihren Mann schlug und stach, fing ein lautes Geschrei an, da erhielt auch sie einen Schlag mit einem Spieß über den Rücken, daß sie bewußtlos niedersank. Indessen wurde ihr Mann das Kirchzartner Thal hinauf, zu den Birken in ihres Vaters Haus, fortgeschleppt, wohin auch sie, sobald sie ihrer wieder mächtig wurde, nachfolgte. Hier blieb er einen Freitag und Samstag gefangen; Sonntag Morgens führte man ihn weiter auf die Burg Falkenstein, wo sie gleichfalls mit ihm einzudringen wußte. Nun legte man sie aber in einer Stube in Eisen, in der sie des folgenden Tags, von den Schlägen und dem Schrecken entkräftet, ein todtes Kind gebar. ‚Und war,‘ erzählte sie nachher im Verhör selbst, ‚Niemand bei ihr von Frauen noch Mannen, der ihr in diesen Sachen zu Statten käme. Und dasselbe ihr todtes Kind wand sie in ihren Daphart, und Morndes (künftigen Tages) auf Dienstag zu Mittag ward sie aus dem Gefängniß gelassen und trug ihr todtes Kind bis nach Kirchzarten in das Dorf und begrub es da.‘ Aufs neue hatte man sich über ihren Mann berathschlagt und Ritter Dietrich ihrem Vater erlaubt, mit demselben zu leben, wie er wolle. ‚Denn,‘ sagte er zu ihm: ‚du verdirbst den Gefangnen, als daß er dich verdirbt.‘ So war der Unglückliche ganz in die Hände seines rachedurstigen Feindes gegeben, der nur

noch schwankte, ob man ihn aufs freie Feld vor die Feste führen und dort erstechen, oder in ein Bergloch werfen, oder von der Feste selbst herabstürzen solle, sich aber bald für das Letzte entschied. Somit nahm Künin Henseler noch einen seiner Söhne, Hanmann Schlupf, Künin Weinmann und noch zwei Andere zu sich, und kündigte dem unglücklichen Gefangnen das Todesurtheil an, wobei man ihn fragte, ob er in den Kleidern hinausfallen oder sie zum Heil seiner Seele in eine Kirche vergaben wolle. Hans Schneiders Antwort war: er wolle sie seinem Kinde geben, und somit zog er sich in Künlins Hause, wo er gefangen gelegen hatte, bis auf sein Niedergewand und sein Hemd aus, und wurde auf den höchsten Punkt der Feste in Herrn Dietrichs Haus an ein Fenster geführt, unter dem sich der Abgrund auf anderthalbhundert Klafter vertiefte, wo ihm ein Theil das Haupt zu dem Fenster hinausdrückte, und ihn Hanmann Schlupf hinabstieß. Alle hatten Hand an ihn gelegt, nur Künin Henseler nicht, der Haupturheber seines Todes. Am achten Tag, seit sie die Burg verlassen hatte, bekam endlich die Frau Nachricht von dem, was mit ihrem Mann zu Falkenstein vorgegangen war. ‚Da ging sie,' fährt ihr Verhör fort, ‚mit ihrem kranken Leib von Freiburg wieder gen Falkenstein unter der Burg an die Halde und suchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerschmettert und modernd, und zog ihn herab in den Weg, und schuf, daß er ward begraben im Falkensteinerthal zu St. Oswalds Kirchen." Der gräßliche Vorfall machte verdientes Aufsehen. Die Freiburger zogen aus und brachen die Burg Falkenstein, die nie wieder gebaut wurde. Schlupf wurde gerädert, Henseler kam in den Kerker, ohne daß man weiß, was weiter aus ihm geworden ist. Der Ritter kam mit dem Verlust seiner Burg glücklich davon.

Die Universität Freiburg wurde 1460 mit der Rede eines gewissen Hummel höchst eigenthümlich eröffnet. Hummel geißelte nämlich in seiner Rede die Verderbniß seiner Zeit, insbesondere der Geistlichen, mit der größten Rücksichtslosigkeit. Sechzig Jahre später war die Reformation schon in vollem Gange. Auch in Freiburg fand sie Anklang genug, jedoch wurde die Universität der alten Kirche erhalten. Da fehlte es an Professoren nicht, die sich wie die Windfahnen nach den Zeitumständen drehten. So lesen wir hier vom berühmten Zasius: „Große Intoleranz, bei eigner Abhängigkeit von fremder Auctorität, verräth Zasius endlich in Bezug auf kirchliche Reformatoren. So lange Erasmus beistimmt und die österreichische Regierung sich wenigstens gleichgültig verhält, ist ihm Luther ein Engel, er segnet seinen Weg zur Disputation gegen Eck nach Leipzig (Juni 1519). Noch am 1. Septbr. 1520 preißt er ihn als Phönix unter den Theologen. Völlig entschieden gegen die Reformatoren ist er seit dem Jahr 1524, in welchem sein hoher Gönner, der streng römisch-katholische Erzherzog Ferdinand, zum ersten Mal persönlich nach Freiburg kam. Von nun an weiß er nur von einem ‚schändlichen Luther', gegen den er öffentlich Reden hält. Er fodert dazu auf (rühmt sich sogar dessen), ein Werk seines alten Freundes Capito (oben S. 97) zu verbrennen u. s. w. Auf gleiche Weise hält er es mit Zwingli und Oekolampadius, wobei es zu bedauern ist, daß Riegger in seine Sammlung von Briefen des Zasius weder alle hieher gehörigen aufgenommenen (vielleicht auch nicht gekannt), noch von den aufgenommenen, wie dieses doch bei einem urkundlichen Abdruck geschehen sollte, alle Stellen mitgetheilt hat." — Die Herrn Professoren beschuldigten einander aber gegenseitig der Wohldienerei, z. B. Philipp Engelbrecht in einem Briefe an Thomas Blaurer: „Glaube nicht, daß unser berühmter Zasius als Gegner Luthers und der evangelischen Lehre auftritt; er würde dadurch die öffentliche Achtung verlieren und ist ohnehin schon mit einem Fuß im Grabe. Sey also wegen seiner ohne Sorge. Dagegen zweifle ich in Betreff Fabers. Dieser ist noch rüstig und braucht viel. Daher ist er, um wie Dr. Eck die päpstliche Freigebigkeit zu kosten, nach Rom abgegangen und wird daselbst ein Buch gegen Luther einreichen. Wohl bekomme es ihm! Er wird aus diesem verderblichen Sumpfe reich heimkehren. — — Den gelehrten Lonicerus werde ich, deinem Wunsche gemäß, unterzubringen suchen." Man sieht, es war ein Parteiinteresse und Coteriewesen, wie in unsern Tagen.

## 2) Die Thronbesteigung Kaiser Nicolaus I. im Jahr 1825. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen und den Erinnerungen der Kaiserlichen Familie. Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers Alexander II. herausg. von Staatssekretair Baron von Korff. Erste deutsche Uebersetzung. Berlin, Springer, 1857.

Die politischen Zeitungen haben sich bereits dieses interessanten Stoffes bemächtigt und viele Auszüge daraus zur allgemeinen Kunde gebracht. Wir wollen daher nur einige Hauptpunkte beleuchten.

Die Relation erklärt aufs bestimmteste und bringt Actenstücke dafür bei, daß erstens Großfürst Constantin

es gewesen sey, welcher selbst beim Kaiser Alexander I. den Gedanken angeregt habe, den Thron auf seinen jüngern Bruder Nicolaus zu vererben, und daß zweitens Großfürst Nicolaus von dem ganzen Uebereinkommen nichts gewußt habe. Natürlicherweise muß man, da aus dem Geheimhalten der förmlichen Thronentsagung des älteren Bruders so blutige Verwirrungen hervorgegangen sind, die Frage aufwerfen, warum die Sache geheim gehalten wurde? Zwar der Verdacht, die Thronentsagungsurkunde sey nicht echt gewesen, Constantin habe nicht freiwillig und förmlich entsagt, ist durch sein eigenes öffentliches Benehmen hinlänglich widerlegt worden. Aber immer bleibt die Frage übrig, welche Herr von Korff S. 42 sich selber stellt: „Warum, da nichts sich der unmittelbaren Veröffentlichung einer souveränen Acte über die Veränderung der Thronfolge entgegenstellte, eine bis zur Erledigung des Thrones verzögerte Publikation aber möglicher Weise ernste Verwirrungen heraufbeschwören konnte, dennoch die ganze Angelegenheit in ein Geheimniß zu hüllen beliebt wurde? Die frühere Absicht des Kaisers, noch bei Lebzeiten vom Throne zu scheiden, konnte hierauf sowohl deshalb keinen Einfluß haben, weil ihre Erfüllung immer noch im Willen des Selbstherrschers blieb, als auch deshalb, weil das in Geheimniß verhüllte Manifest den Eintritt Nikolai Pawlowitsch's in die Erbfolgerechte nicht bis zur Abdankung, sondern ausdrücklich bis zu dem Tage hinausschiebt, ‚wo der Herrscher der Herrschenden den Kaiser Alexander vom zeitlichen Leben zur Ewigkeit abrufen wird.' Folglich müssen wir auch die Antwort auf die zweite Frage in der damaligen Gesinnung und Gedankenrichtung des Kaisers, zum Theil auch vielleicht in der von den vorhergehenden Gesprächen geweckten Besorgniß suchen, daß der zweite Bruder nicht ebenso wie der Aeltere der Bürde der Regierung entsagen möchte. So oder anders, aber die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Geheimnisses verließ Alexander nicht bis zu Seinem Ende. Nicht lange vor der Reise nach Taganrog im Herbste 1825 hielt Er es für gut, Seine Papiere zu untersuchen. Die Arbeit wurde vom Fürsten A. N. Galizin im Cabinette Sr. Majestät des Kaisers und durchaus in Dessen Gegenwart vollzogen. Bei den vertrauten Gesprächen während der Arbeit drückte Galizin einmal seine unzweifelhafte Meinung aus, den Kaiser nach der Reise in voller Gesundheit nach der Residenz zurückkehren zu sehen, erlaubte sich aber zu bemerken, daß es mißlich sey, die Actenstücke, welche die Veränderung der Thronfolge beträfen, während einer verlängerten Abwesenheit unveröffentlicht zurückzulassen, und welche Gefahr sich daraus im Falle eines unerwarteten Unglücks entwickeln könne. Alexander war, wie es schien, von der Richtigkeit der Bemerkungen Galizins zuerst betroffen; nach einem augenblicklichen Schweigen aber sagte Er, mit der Hand gen Himmel zeigend, leise: ‚Remettons-nous en à Dieu: Il saura mieux ordonner les choses que nous autres faibles mortels!' Eine dritte Frage ist: Hatten die Worte in der Aufschrift der Couverte ‚zu Meiner Verfügung zu verwahren' die Möglichkeit einer weiteren zukünftigen Veränderung in der Thronfolge im Auge, oder gehörten sie zu dem früheren Gedankenkreis des Kaisers in Bezug auf Seine Abdankung bei Lebzeiten? Auch das Letzte kann der Fall seyn; wenigstens ist es glaubwürdig bekannt, daß Alexander beständig zu diesen Gedanken zurückkehrte und es äußerte."

Genug, als Kaiser Alexander I. starb, ließ Nicolaus, als jüngerer Bruder, sogleich dem älteren huldigen, wogegen der letztere von Warschau aus protestirte und sich auf das Abkommen vom Jahr 1823 berief. Nicolaus wollte gleichwohl die Krone nicht annehmen und erst, als ihm die Verschwörung unter den Offizieren entdeckt wurde und bei Constantins fortwährender Weigerung, den Thron zu besteigen, das Reich in die größte Gefahr zu kommen schien, ließ Nicolaus nun sich selber huldigen. Da wurde aber ein Theil der Truppen, die so schnell die Eide wechseln sollten, im Gewissen irre und durch Verschworene, wozu viele ihrer Offiziere selbst gehörten, verführt. „Constantin," hieß es, „ist euer rechtmäßiger Kaiser, der neue Eid ein Betrug. Constantin ist in Warschau gefangen, man will ihm sein angebornes Recht rauben." Wie grob diese Täuschung war, so kann man doch nicht leugnen, daß die Soldaten, nachdem sie Constantin zugeschworen hatten, ein Recht darauf hatten, überzeugende Beweise von dessen Thronentsagung zu fordern. Wenn sie nicht zufrieden damit waren, daß höhere Offiziere ihnen vorsagten und vorlasen, es sey so, wenn sie vielmehr verlangten, Constantin solle selbst nach St. Petersburg kommen und ihnen die Wahrheit sagen, so verdient eine solche Forderung der Truppen keinen Tadel, sondern gereicht nur ihrer Gewissenhaftigkeit und Loyalität zur Ehre. Man darf sie und ihre Zweifel daher nicht in dieselbe Rubrik werfen, wie die verschwornen Offiziere und ihre Lügen. Indeß ist Herr von Korff auch so billig, die Verführten von den Verführern zu unterscheiden.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 87. 31. Oktober 1857.

## Dichtkunst.

Die Werke der Hrotsvitha. Herausgegeben von Dr. K. A. Barack, Nürnberg, Bauer und Raspe, 1858.

Die Nonne Hrotsvitha, die in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts unter Otto dem Großen im sächsischen Kloster Gandersheim lebte, ist zwar lange schon berühmt, wird aber nicht gelesen. Man begnügt sich gewöhnlich zu wissen, sie habe einige Comödien in lateinischer Sprache dem Terenz nachgedichtet. Wer mag sich darum bekümmern, da Terenz selbst nur noch selten und nur von Fachmännern gelesen wird.

Erst im Jahre 1845 machte der Franzose Magnin, indem er Hrotsvitha's Werke herausgab, zum erstenmal auf die seit dem Celtes (im 15. Jahrhundert) vergessenen oder auch nicht einmal von diesem erkannten Vorzüge der Dichterin aufmerksam, worauf Benedixen ihre Comödien ins Deutsche übersetzte und welcher Anregung nun auch die vorliegende neue kritische Gesammtausgabe zu verdanken ist.

Die vorliegende Ausgabe hat den großen Vorzug, daß in ihr neben der bisher allein bekannten Münchner Handschrift auch die von Pommersfelden benutzt ist, und daß sie alles enthält, was Hrotsvitha geschrieben hat, nämlich in lateinischen Hexametern: ein Gedicht zu Ehren Maria's, ein anderes auf die Himmelfahrt Christi, dann 6 Legenden, das Leben Otto's des Großen und eine Geschichte ihres Klosters. Sodann in gereimter Prosa die 6 berühmten Comödien. In der Einleitung verbreitet sich der Herausgeber über einige Streitfragen, zuerst den Namen Hrotsvitha betreffend, den man bekanntlich auch Hroswitha geschrieben hat. Da sie ihn selbst clamor validus übersetzt hat, darf das t nicht fehlen. Was ihre Person betrifft, so war sie eine Sächsin, ohne Zweifel von Adel, und ihre Aebtissin war Gerberge, die Tochter des Herzog Heinrich von Bayern und Nichte Otto's des Großen. In dem Nonnenkloster Gandersheim wurde von den Damen viel Gelehrsamkeit getrieben und insbesondere wurden die Classiker gelesen. Am beliebtesten war die Lecture der Comödien des Terenz, worüber unsere junge Nonne sich erzürnte, weil Terenz nur frivole Sitten schildert, daher sie den gottlosen Terenz durch einen gottseligen, die heidnischen Hetären durch christliche Heilige vertreiben wollte. Daß ihre Stücke förmlich aufgeführt worden seyen, hat Magnin zu erweisen versucht, wir sind jedoch mit Herrn Barack überzeugt, daß er sich hierin geirrt hat. Hrotsvitha selbst spricht es aufs bestimmteste aus, sie wolle nur die Lecture durch Lecture vertreiben. Ihre Stücke sind also nur vorgelesen worden. Das Nähere dieser kritischen Untersuchung muß man im Werke selbst nachlesen.

Ungleich wichtiger ist für uns der Inhalt und Geist ihrer Dichtungen. Die historischen Stücke enthalten nur schüchterne Relationen nach dem Hörensagen, das Leben Maria's und die Himmelfahrt wiederholen nur das Bekannte. Erst in den Legenden beginnt sich die Dichterin mit mehr Freiheit zu bewegen. Da finden wir das Martyrium der keuschen Agnes ausgemalt, die, als man sie nackt auszog, erst von ihren eigenen Haaren ringsumwallt, dann von einem Engel bekleidet wurde rc.! Ferner die Legende vom h. Dionysius, der seinen abgeschlagenen Kopf noch zwei Meilen weit bis zu seinem Grabe trug, eine unnachahmlich naive und rührende Schilderung. Sodann die berühmte Legende vom h. Theophilus, der sich dem Teufel verschrieb, das Vorbild der Faustsage, und eine ganz ähnliche Legende vom Sklaven des Proterius. Die Legende vom h. Pelagius, der als schöner Jüngling den Begierden eines maurischen Königs widerstand, hat man in der Feder

einer Nonne für bedenklich finden wollen, eben so die Legende vom h. Gangolf. „Dieser heirathete eine schöne Frau, der die Legende den Namen Ganea gibt. Ein verbrecherischer Umgang mit einem Cleriker des Hauses brachte sie alsbald in einen schlimmen Ruf, der auch zu den Ohren des Gongolph gelangte und diesem Anlaß gab, die Rechtfertigung der Ganea darüber zu verlangen. Zum Beweise ihrer Unschuld bat sie sofort Gongolph, ihre Hand in das Wasser des Brunnens zu halten, und wenn nichts Außerordentliches erfolge, so wolle er sie von der Beschuldigung freisprechen. Allein sie zog ihre Hand und den Arm verbrannt aus dem frischen Wasser heraus. Obwohl von ihrer Schuld überzeugt, wollte ihr Gongolph dennoch verzeihen und begnügte sich damit, den Cleriker aus dem Lande zu verbannen. Allein dieser schlich durch ein geheimes Verständniß mit der Ganea des Nachts in das Haus, brachte dem Gongolph einen tödtlichen Stich bei und floh mit der treulosen Gattin. Gongolph wurde prächtig zur Erde bestattet, und wenn er schon bei seinem Leben die Gabe Wunder zu thun besaß, so wirkte er sie auch noch nach seinem Tode an denjenigen, welche sein Grab besuchten. Mehrere Wunder, die sich auf dessen Grabe zugetragen, wurden einst der treulosen Ganea erzählt, die aber deswegen so wenig in sich ging, daß sie sogar ihren Spott damit trieb und sagte: diese so gerühmten Wunder verdienten ihre Aufmerksamkeit nicht mehr, als diejenigen, wovon ihr das Orakel auf dem Rücken spreche. Die Strafe für diese Lästerung erfolgte alsbald; denn Ganea konnte von nun an kein Wort mehr sprechen, ohne daß dieses Orakel sich zu ihrer Beschämung zu gleicher Zeit hören ließ." Wenn man die Tugend der Verfasserin, die solche Dinge Preis gab, in Zweifel gezogen, so hat man wohl Unrecht. Die Naivetät des Zeitalters entschuldigt viel. Ein Zug zum Komischen verräth sich auch sonst hin und wieder bei der geistreichen jungen Nonne und kann auf ihren Charakter um so weniger ein ungünstiges Licht werfen, als der Adel ihrer Seele unzweideutig aus ihren Comödien erhellt.

Sie diente mit inniger Liebe und Demuth der Kirche. Ihre ganze poetische Begeisterung war aus dem frommen Nonnenglauben geschöpft. Mit Vorliebe aber schilderte sie das weibliche Martyrium, die Kraft und Heldenstärke, die selbst das schwache Weib gewinnt durch den Glauben. In ihren ersten Stücken tritt dem geheiligten Weibe der Mann als das dämonische Princip gegenüber, durchaus fremd, feindselig, teuflisch, wie der höllische Geyer, der die weiße Taube berückt. Auch das ist ganz nonnenhaft und drückt mit bewundernswürdiger Wahrheit die zarte Mädchenscheu der im Kloster Erzogenen vor den wilden Männern draußen aus. In den spätern Stücken ändert sich plötzlich das Verhältniß, und heilige Männer nehmen sich gefallener Mädchen an. Diese Wendung in ihren Dichtungen ist vielleicht hervorgerufen worden durch den Tadel, den sie von Seite eines Beichtvaters oder Bischofs erfuhr, sofern sie bisher die Männer als solche zu sehr in den Schatten gestellt habe. Dem sey wie ihm wolle, so ist Hrotsvitha eine reizende und rührende Erscheinung, die Begeisterung für ihr eigenes Geschlecht durchaus naiv, rein, edel und liebenswürdig. Selbst das fremde lateinische Gewand stört uns an ihr nicht. Ihre Gelehrsamkeit, eine gewisse klösterliche Vornehmigkeit contrastirt sehr gut mit dem noch ziemlich rohen Zeitalter, in dem sie lebte. Man hat mit Recht in den Barbaren, Skythen, Heiden rc., die in ihren Stücken vorkommen, Anspielungen auf die Ungarn und Slaven gefunden, die zu ihrer Zeit noch das deutsche Reich und den christlichen Glauben bedrängten. Sie beschrieb nicht nur Martyrien, sondern sie erlebte sie. Ganz in ihrer Nähe tobten und wütheten noch die Heiden und wurden Nonnen zu Tode gequält.

Gallicanus im ersten Stück der Hrotsvitha freit um Constantia, Tochter des Kaiser Constantin, und erhält sie zugesagt. Sie hat sich aber Christo schon verlobt und scheut diese Heirath mehr als den Tod. Gallicanus selbst aber wird, im Kampf mit den Skythen und in großer Noth, zu Christo bekehrt und wählt freiwillig ein eheloses Leben. Zur Sühne für die sinnliche Gluth, mit welcher er die reine Constantia verfolgt, muß er den Martyrertod sterben.

Dulcitius im zweiten Stück entbrennt in noch wilderer Gluth in drei heiligen Jungfrauen zugleich, Agape, Chionia und Irene. Indem er sich aber auf sie stürzt, schlägt ihn Gott mit Blindheit, er sieht russige Töpfe für die Jungfrauen an, umarmt die Töpfe und macht sich ganz schwarz dabei. Hier streift das Schauspiel nahe an die Posse. Der verrückte Liebhaber in seinem schmachvollen Zustande wird von den Zuschauern ausgelacht. Nachdem er aber zu sich gekommen, werden die h. Jungfrauen hingerichtet, die beiden ersten sterben im Feuer, ohne zu verbrennen, die jüngste, Irene, flieht auf einen hohen Fels und wird, eine reine Jungfrau, von Pfeilen erlegt.

Noch höher steigert sich die wilde Liebesgluth in Callimachus. Dieser liebt die fromme Drusiana sogar noch im Tode und will sich eben in wollüstiger Wuth auf ihre Leiche stürzen, als eine Schlange ihn packt und tödtet. Beide aber werden vom h. Johannes dem

Evangelisten wieder zum Leben erweckt und weihen sich ganz Christo.

Abraham, ein Einsiedler, besucht seine in die tiefste Entsittlichung versunkene Nichte Maria, naht sich ihr verkleidet als Liebhaber, gibt sich ihr aber plötzlich zu erkennen und rettet sie vom Verderben. Eine tiefergreifende, mit größter Zartheit behandelte Scene.

Paphnutius, ebenfalls ein Einsiedler, bekehrt in ähnlicher Weise die schöne Buhlerin Thais. Aber hier steht der strenge Ascet dem leichtsinnigen Weltmädchen viel schroffer gegenüber. Man tadelt an diesem Stück die Ueberladung mit Gelehrsamkeit.

In der Sapientia läßt unsre Nonne eine heilige Mutter der grausamen Hinrichtung ihrer heiligen Töchter, Fides, Spes, Charitas zusehen, die höchste Glorification weiblichen Heldenmuths. Nach der bekannten Legende, die ihr Vorbild schon im alten Testament in der Mutter der Maccabäer gefunden hat.

Das ist in Kurzem der Inhalt und Geist der in Rede stehenden Werke, die wir jedenfalls als eine köstliche poetische Blume in einem an Geistesprodukten überhaupt nicht reichen Jahrhundert anzuerkennen haben.

## Länder- und Völkerkunde.

**Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder. Von Julius Rodenberg. Hannover, Rümpler, 1857.**

Ein deutscher Tourist durchreiste Wales und hielt sich längere Zeit in einem Bauernhause auf. Eine ganz hübsche Idylle. Er beschreibt die von seinem Asyl aus unternommenen Ausflüge nach dem alten Kloster Bangor, nach Caernarvon, Llangollen 2c., schildert die schöne Gebirgsgegend und theilt insbesondere eine große Menge von Volkssagen und Volksliedern mit. Warum er sich mit so gar großem Abscheu von einem verlassenen Priestercolleg und von dem „Modergeruch, wie abgestandenes Pfaffenthum, aus dessen Dunsthöhlen" abwendet (S. 73), würden wir, (da der Sinn für Volkssagen und Volkslieder dem Sinn für die alte Kirche nahe verwandt ist), nicht begreifen, wenn nicht schon die Dedication an eine Jüdin uns orientirt hätte.

Zu S. 19 bemerken wir dem Verfasser, daß die Devise „ich dien" mit deutschen Worten und Buchstaben ursprünglich eine Erfindung des Böhmenkönig Johann war und auf dessen bei Crecy verlorenen Schwerte stand. Die Devise bezeichnete die Demuth des Ritterthums, sofern der Ritter Gott, dem König, seiner Dame und seiner eigenen Ehre lebenslänglich zu dienen hatte. Dies ist eine sehr wesentliche Ergänzung zu der ganz ungenügenden Erklärung, die der deutsche Reisende, selber in diesen Dingen unwissend, sich von Engländern hat geben lassen.

Die walischen Volkssagen bilden den Hauptinhalt des Buchs und sind sehr dankenswerth. Gleich die erste lautet:

**„Entstehung der Feen.**

In uralten Zeiten lebte eine Frau, die zwanzig Kinder hatte. Da kam eines Tages der Heiland in ihre Wohnung; und die Frau, welche sich schämte, daß sie so viele Kinder habe, versteckte die Hälfte derselben. Als nun der Heiland wieder gegangen war, da suchte sie die zehn Kinder, aber sie konnte sie nicht wiederfinden. Die Verstecke waren leer, die Kinder fort und kamen niemals wieder. Denn zur Strafe dafür, daß sie das verbarg, was Gott ihr geschenkt hatte, ward sie desselben beraubt; und von diesen verlorenen Kindern stammen die Feen ab."

Bekanntlich werden in continentalen Sagen und Legenden bald die Neger und Farbigen, bald die Sklaven, Bettler, Proletarier auf gleiche Weise von den verschiedenartigen Kindern Eva's abgeleitet. — Auch fast alle andern walischen Feensagen kehren auf dem Continent und insbesondere in der deutschen Volkssage wieder, nur daß, was sonst Feen sind, hier Elben, Waldminnen, Nixen 2c. heißen. Die Fee wählt einen irdischen Liebhaber, verläßt ihn aber bei der ersten Geschwätzigkeit oder Untreue. Die Fee zaubert einen prächtigen Palast herbei, in dem der Wanderer sich wohlseyn läßt, der aber plötzlich verschwindet. Die Feen tanzen im Ringe, der sich dem Grase eindrückt. Wenn ein Sterblicher in diesen Ring tritt, verfällt er den Feen. Die Feen tauschen ihre Kinder mit denen der Menschen aus. Die Feen schenken eine Zauberharfe, nach deren Tönen alles tanzen muß. Mit Eisen, z. B. einem Messer, kann man allen Feenzauber verbannen. Wer einen Tag lang bei den Feen war und dann wieder heimkehrt, hat hundert Jahre zurückgelegt. — Auch von den Riesen erzählen sich die Waliser ganz dieselben Dinge, wie sie in deutschen Märchen vorkommen. Riesinnen lassen einen ganzen Berg aus der Schürze fallen, als wäre es nur ein Steinchen; Riesen schütten Berge aus dem Schuh, als wären es Sandkörner. Desgleichen wiederholen sich in Wales unsre Nixensagen. Nixen verlocken die Menschen, verkehren mit den Menschen. Unter dem Meer erblickt man versunkene Städte. Endlich kehrt auch die Sage vom

schlafenden Kaiser wieder, der einst als Volksretter mit seinen Helden aus dem Berge ziehen wird.

Da es sich von zwei durchaus verschiedenen Völkerstämmen handelt, ist diese Uebereinstimmung der Volkssage allerdings merkwürdig. Vielleicht noch merkwürdiger, daß auch die in den letzten Jahrzehnten gedruckten Volkssagen der Dänen, Schweden und Norweger den deutschen Volksmärchen ungleich näher verwandt sind, als den alten Liedern der Edda. Der Glaube an Riesen, Nixen, Elben oder Feen möchte daher wohl sehr alt und allen europäischen Völkern gemeinschaftlich seyn.

Moderner, aber nicht minder interessant sind die von Herrn Rodenberg mitgetheilten Geistersagen. Die Sagen vom Todtenlicht, das man sieht, bevor Einer sterben soll, vom Todtenhund, der gleichfalls vorbedeutend erscheint. „Ebenso gibt es noch eine unheilvolle Erscheinung, welche Llatrith heißt und darin besteht, daß irgend eine Person gesehen wird, von der man weiß, daß sie's nicht selbst seyn kann, da sie sich in weiter Entfernung von dem Orte befindet. Doch bedeutet diese Erscheinung nicht immer und unfehlbar den Tod, da es Viele gibt, deren Llatrith im Neath-Thale gesehen worden ist, als sie selbst weit weg waren, und die noch heute leben, ohne Etwas davon zu wissen. Die Llatrith spricht nicht und verschwindet, wenn man sie anredet." Dahin gehört ferner „der s. g. Cyhirraeth, ein schmerzlicher, unangenehmer Laut, der durchs Fenster hereintönt, und wie ‚wolach! wolach!' klingt. Das Wort bedeutet Nichts, aber es lautet furchtbar, wenn es in der Nacht so von einem Geist mit schrecklicher Stimme ausgesprochen wird. Am Besten kann man den Cyhirraeth vor schlechtem Wetter unterscheiden; dann gleicht er dem Stöhnen kranker Personen und wird dreimal gehört."

In den hier mitgetheilten Volksliedern und Sprüchen herrscht durchweg moderne Reflection vor.

In meiner Brust ist der Liebe Feuerheerd.
Mein Herz ist die Kohle, die das Feuer nährt;
Und eh' die Kohle nicht als Asche modert,
Hat auch in mir die Gluth nicht ausgelodert.
Der Blasebalg ist meine Treue —
Sie facht die Flamme immer an auf's Neue.
Was Wunder — daß sie mir zu Kopf zu steigen beginnt,
Bis mir das warme Wasser aus den Augen rinnt?

O sieh die Harfe! Schön ist sie gestaltet,
Weil edles Maß in ihren Formen waltet.
Eh' sie das Ohr mit Zauberklang umsponnen,
Hat sie das Aug' des Hörers schon gewonnen.
Und also soll gewinnen auch das Weib
Des Mannes Aug' durch wohlgeformten Leib;
Die Harf' entzückt nicht, die nicht gut gebaut;
Das Weib beglückt nicht, das nicht edel schaut!

Zum Schluß noch einige Volksmelodien.

---

## Gedichte.

Lieder der Minnesänger. Von Karl Simrock. Elberfeld, Friedrichs, 1857.

Eine Auswahl aus den altdeutschen Minneliedern in die neuere deutsche Sprache übertragen. Darunter auch Bruchstücke aus dem Wartburgkriege, ein langer Auszug aus Ulrich von Lichtensteins Frauendienst, einer aus Freidanks Bescheidenheit ꝛc. Es würde wohl zweckmäßiger gewesen seyn, wenn der Herausgeber die Auswahl auf das Minnelied beschränkt und alles Didaktische weggelassen hätte. Wenn er aber Lehr- und politische Zeitgedichte ihres Interesses wegen z. B. aus Walther von der Vogelweide aufnahm, so hätte er doch wenigstens auch die trefflichen Stücke dieser Art aus Reinmar von Zweter nicht weglassen sollen.

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die zahlreichen Minnelieder, wie sie in der Manesseschen, Heidelberger, Ambraser, Weingartner, Würzburger, Jenaer, Leipziger, Haager, Prager (Liederbuch der Hätzlerin) und andern kleineren Sammlungen enthalten sind, noch niemals einen rechten Sortirer und Ordner gefunden haben und daß noch immer darin Kirchliches, Didaktisches, Politisches mit dem Minnelied vermischt und durcheinandergeschoben ist, daß ferner auch unter den Minneliedern selber noch gar keine schärfere Scheidung des Kunstgedichts vom Volksliede getroffen ist, noch irgend die Freuden- und die Klagelieder, die Wächter-, Jäger-, Nonnen-, Bauern- und Schelmenlieder sortirt, die feinsten und zartesten Blüthen sittiger Liebe von den Nitharten getrennt sind.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 88. 4. November 1857.



## Deutsche Geschichte.

Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Von H. Leo. Zweiter Band. Halle, E. Anton, 1857.

Dieser Band umfaßt die deutsche Geschichte zur Zeit der sächsischen und salischen bis auf die beiden ersten schwäbischen Kaiser.

Voran steht eine sehr interessante Uebersicht der geographischen und ethnographischen Verhältnisse des Reichs, der sprachlichen und nationalen Grenzen, der innern Eintheilung, sodann auch der Stände, wie sie sich nach und nach gebildet haben. Insbesondere merkwürdig erscheint die Bildung des niederen Adels aus den Ministerialen, die als solche ursprünglich unfrei waren, aber im Herrendienst zu einer Stellung gelangten, welche demjenigen der ursprünglich freien bald überlegen wurde. Unter den Karolingern wurden Sklaven zu Ministerialen und mithin zu Trägern hoher Hofämter erhoben. Unter den sächsischen Kaisern schloßen sich die Ministerialen bereits als Stand ab. Die ursprünglich Freien aber wurden mehr und mehr zurückgesetzt. — Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser auch die Verhältnisse der Slaven ins Auge gefaßt, welche damals dem deutschen Reich unterworfen wurden. Die alten Slaven lebten in ganz patriarchalischen Verhältnissen. Aus einer sich immer mehr ausdehnenden Familie bildete sich die shupa, daher noch jetzt zupan einen Distriktsherrn, Bezirksbeamten bedeutet. Wie diese Schupas sich nach und nach den Deutschen unterwarfen, traten die Stammhäupter zum deutschen Markgrafen in das Verhältniß von Ministerialen und empfingen den Namen knes, d. h. König, denn Knes ist dasselbe Wort, aus kniaeg entstellt. In den freiwillig sich unterwerfenden Schupas behielt jeder Einzelne seine alte persönliche Freiheit, woraus der niedere Adel, die slachta (wieder ein deutsches Wort, die von Geschlecht, die Geschlechter) entstand.

So viel von der sehr belehrenden Einleitung. Im Verlauf der Geschichte selbst sieht sich der Verfasser veranlaßt, öfters den groben Vorurtheilen entgegentreten zu müssen, mit welchen die Geschichte des 10. bis 12. Jahrhunderts bisher angesehen worden ist. Fast alle Geschichtschreiber haben sich einseitig auf den Standpunkt der Staatsomnipotenz gestellt und nur von diesem aus die großartigen Kämpfe zwischen Staat und Kirche im Mittelalter zum Nachtheil der letztern beurtheilt. Herr Leo hebt hervor, wie die Kirche im Mittelalter allein der immer von neuem von der weltlichen Seite hereinbrechenden Barbarei gesteuert hat, wie sie allein die Trägerin der Cultur gewesen, wie sie allein die Völker vor der Tyrannei der Laienfürsten und des Adels gehütet habe, wie nur ihr möglich geworden sey, die rohesten Leidenschaften und Triebe im Namen des höchsten Herrn aller Herren zu zügeln. Er weist nach, wie bei den salischen und schwäbischen Kaisern rücksichtslose Willkühr und Tendenz zur Despotie vorgewaltet habe, und wie nothwendig hier das Gegengewicht der Kirche gewesen sey.

Um unsere Leser in einem einzigen ins Mittelalter hineingeworfenen Schlaglicht Leo's Ansicht erkennen zu lassen, heben wir die Stelle seines Werkes aus, in welcher er von der Buße König Heinrichs IV. zu Canossa spricht. Jedermann weiß, daß die Geschichtschreiber diese Scene nur immer als die tiefste Schmach des deutschen Kaisers, ja der deutschen Nation bezeichnen und dabei der Arglist Hildebrands nur gleichsam mit Zähneknirschen gedenken. Dagegen faßt Leo die Scene im Geist des Mittelalters selber auf und verhehlt nicht, der deutsche König würde besser gethan haben, sich wie einst der große Theodosius im wahren Ernst (und nicht blos zum Scheine) zu beugen. „Daß ein Mann, der

sich mit solchem Leichtsinne und mit solcher Leidenschaft gegen die kirchliche Ordnung empört hatte, wie Heinrich, wenn er wirklich, innerlich von dem durch ihn geübten Frevel am Heiligthume in seinem Gewissen getroffen war, auch in dieser Buße nur eine schwache Satisfaction, die ihm nur des bewährten guten Willens wegen, nicht als verdient, die Gnade Gottes zu erwerben vermöge, sehen mußte, wird jedem klar seyn, der nicht (wie freilich unser religiös verkommenes Geschlecht fast allgemein) die eigne Persönlichkeit mit ihrer vermeintlichen Wichtigkeit, Ehre und Vornehmigkeit im Grunde doch für ein Höheres als den allmächtigen Gott und seine heilige Kirche und die letztere auch nur für ein Institut hält, was lediglich diese vortreffliche Persönlichkeit zu unterstützen und mit hochverdienten Ehren zu bekränzen hat. War Heinrich wirklich in seinem Gewissen getroffen, so war diese Buße die höchste Ehre, die er sich selbst bereiten konnte, und es wäre der höchste Preis der deutschen Nation, daß einer ihrer Könige nach solcher Versündigung so sich gedemüthigt und seine Kniee vor der Kirche Christi gebeugt hat. War freilich der eigentliche Zweck der ganzen Handlung die Erhaltung, Wiedererhebung und das weltliche Obsiegen der Person des Königes, nicht aber das flehentliche Aufblicken einer sich innerlich in ihrem Frevel zerschlagen fühlenden Seele in der endlich erwachten Liebe zu Gott zu der Liebe in Gott — dann war die ganze Sache eine Comödie, die im besten Falle des Königes bangende Seele mit ihm selbst und dadurch vor den Menschen spielte. Jedesfalls liegt in dem Vorgange ein Triumph des auf Gott fußenden, sich göttlichem Streben, wenn auch in aller menschlichen Schwachheit, ganz zu widmen gesonnenen Geistes über die Mächte dieser Welt, wenn wir hier sehen, wie der in Purpur geborene, mit allen Mitteln äußerer Herrlichkeit und Herrschaft ausgestattete sich beugen muß vor dem arm und mittellos geborenen, der aber mächtig geworden, weil er sein ganzes Leben der mit Füßen getretenen Braut Christi geweiht hat, und auch jetzt persönlich für sich gar nichts, wohl aber die Ehre und Herrlichkeit dieser Braut will. Wie der Standpunkt des blos in Gatten- und Kindesliebe bewegten Familienvaters auf hundert Punkten zu eng und klein ist für den Patrioten, so wäre der blos nationale Standpunkt viel, viel zu klein in diesem Falle für den Christen, dessen selbst in höherem Sinne königliche Augen weit hinausblicken über alle die kleinen Könige dieser kleinen Welt zu ganz anderen Kronen, als diese zu bieten vermag. Wäre vor Canossa's Burgthore Heinrichs Seele unter der Dornenkrone, die sie sich selbst aufsetzte, wirklich bis in den Himmel gewachsen, die Oeffnung von dessen Pforten sie angeblich suchte, Heinrich würde auch in der Geschichte heute in einem unvergleichlichen Glanze dastehen, der Glanz Christi unseres Herren würde ihn beleuchten und verklären — da aber diese Dornenkrone selbst nur ein Stück äußerlicher Garderobe war und blieb, wollen wir die Pflege dieses neuen Heiligen auch getrost denen überlassen, denen das Wort Kirche nur eine Scheidemünze für den äußeren Verkehr ist, und uns an Gottes Gerechtigkeit freuen, die einen innerlich verkommenen Menschen zu erreichen wußte, obwohl er äußerlich ein König und Königskind war."

In gleicher Weise faßt Leo die Stellung des großen Barbarossa auf. Dieser erlitt in der Schlacht bei Legnano eine fast eben so große Demüthigung, wie Heinrich zu Canossa, wußte sich aber viel würdevoller zu fassen. „Es scheint," sagt Leo S. 711 von Friedrich dem Rothbart, „die Stunden der Flucht und Demüthigung haben ihn einen klaren Blick in die wahre Lage der Dinge und in sein eignes Innere thun lassen, haben seine trotzige Verblendung in Beziehung auf die Kirche, seine Verbissenheit gegen die Lombarden, haben all die abstract-idealen hohlen Träume und Schäume von Karls des Großen vorgespiegelter Herrlichkeit wie ein frischer Sturmwind die Wolken verweht und den Kaiser auf den natürlichen Boden der Wirklichkeit gestellt. Er erkannte, daß er sich in Italien vergebens der Entwickelung wahrhaftiges Lebens entgegenstemme und in diesem Kaisertrotze nur seine eigne Grundfeste, Deutschland, versäume und schwäche; er erkannte, daß der Hochmuth, einem recht gewählten und von der ganzen übrigen abendländischen Christenheit anerkannten Haupte der Kirche gegenüber in einer geträumten kaiserlichen Machtfülle auftreten zu wollen, nur seine wirkliche, kaiserliche Stellung auf allen Seiten untergrabe — und das größeste, was er in seinem Leben vollbracht hat, ist die kräftige Weise, mit der er nun einlenkte. Er hat reiche Früchte von dieser veränderten Politik geärntet, aber dieser Reichthum kann uns nur zeigen, was der Kaiser Alles durch seine frühere falsche Politik verdorben, um wie vieles er Deutschland gebracht hat, und überdies schlug er dann, als er die italienischen Angelegenheiten geordnet hatte, in Deutschland einen Weg ein, der zwar ihn über die Opposition Heinrichs des Löwen triumphiren ließ, aber auch die feste Grundlage, auf welcher das deutsche Reich gebaut gewesen, und die bis dahin noch immer in solchem Bestande vorhanden gewesen war, daß sie sich auch wieder reiner und fester hätte restauriren lassen, die Herzogthümer nämlich, entzwei schlug, indem er Sachsen und Bayern

in dieselbe Zersplitterung verurtheilte, der Franken schon ganz, Niederlothringen bei der Lostrennung Cölns, und bei der eigenthümlich unabhängigen Stellung des Grafen von Flandern (der hinsichtlich seiner Hauptgebiete französischer Vasall war) schon halb verfallen war. Der Staufer Friedrich, der gewöhnlich, wegen seiner hocheinhergehenden Persönlichkeit und wegen des vielen kriegerischen Rumores, der aus seiner Regierung in die deutsche Geschichte hereintönt, als der Glanzpunkt des deutschen Königthumes betrachtet wird, ist in Wahrheit die causa movens des von ihm an unaufhaltsam beginnenden Verfalles des Reiches — und seine größeste That ist wie gesagt die Energie, mit der er in Beziehung auf Italien und die Kirche den rechten Weg einschlug, sobald er den früheren als einen Irrweg erkannt hatte."

Wenn Leo die bisher vorherrschende Ansicht vom Mittelalter als eine rohe und bornirte bezeichnet, hat er sehr recht. Wir fügen noch hinzu, daß Generationen, die ausschließlich in jener bornirten Auffassungsweise erzogen werden, bei aller Einbildung auf ihre Cultur, doch in Nachtheil gerathen und den geistigen Mächten, die wieder in die Zeit treten, nicht gewachsen sind. Die Kirche ist heute eben so wenig zu verachten, wie sie es in den Jahrhunderten Heinrichs und Friedrichs war, und man täuscht sich nur selbst, wenn man das nicht erkennen will.

## Geschichte.

**Beiträge zur Italienischen Geschichte. Von Alfred von Reumont. Fünfter und sechster Band. Berlin, Decker'sche Geh. Oberhofbuchdruckerei, 1857.**

Herr von Reumont, der so lange schon als k. preuß. Geschäftsträger in Florenz lebt, ist der einsichtsvollste Kenner der italienischen Literatur und Geschichte. Das bewährt er auch wieder in den vorliegenden Bänden.

Der fünfte Band seines Sammelwerkes enthält Monographien der ausgezeichnetsten Familien Italiens. 1) Der Colonna, die bekanntlich im Mittelalter mit den Orsini um die Hegemonie in Rom stritten, Rom Päpste gaben, Rom eine Zeitlang beherrschten, zuletzt aber neuentstandenen Zeitmächten erlagen. Sie begiengen den Fehler, sich selbst innerhalb der Familie in Parteien zu spalten und ihr berühmtes Wappen, die Säule, in den Fahnen zweier feindlichen Lager wehen zu lassen. Zudem unterlag die alte Aristokratie überall der neuen Monarchie. „Die großen Feudalgeschlechter mußten am Ende zu der Einsicht kommen, daß ihre Stellung in dem Maße eine andere geworden war, wie die fürstliche Territorialmacht zugleich mit der Centralregierung sich gekräftigt hatte. Ueberall in Italien war die höhere Bedeutung der Familien gesunken. Die spanische Macht in Mailand und Neapel, während sie durch Errichtung neuer Lehen und reichliche Verleihung der einst so seltenen Titel die Privilegien auf Viele ausdehnte und durch Erfindung immer neuer Lasten die Verhältnisse der Unterthanen sehr verschlimmerte, vernichtete in demselben Maße die politischen Befugnisse der Barone." Inzwischen blühen die Colonna noch jetzt. Ein Theil ihres prächtigen Pallastes in Rom ist jedoch der französischen Gesandtschaft vermiethet. „Ueber die angebliche Stammverwandtschaft der Häuser Colonna und Zollern, deren Coppi (a. a. O. S. 162) gedenkt, ohne sich weiter darauf einzulassen, ist nicht viel zu sagen. Pietro della Colonna soll nach seiner Fehde mit Paschalis II. Italien verlassen, als Gibelline sich nach Deutschland gewandt und die Burg Zolre in Schwaben gebaut haben, deren Namen er nach jenem seines Castells Zagarolo gemodelt hätte. Pietro della Colonna kommt noch 1108 in der Umgebung Roms vor, Grafen von Zoire werden aber schon 1061 genannt (Stillfried und Märcker, Hohenzollerische Forschungen, Th. I. [Berlin 1847] S. 5), wenn anders die bei einem Fortsetzer des Herman Contractus vorkommende allerdings sehr vereinzelte Notiz richtig ist; und im Jahr 1095 finden wir Adelbert de Zolre unter den Stiftern des Klosters Alpirsbach, dessen Stiftung am 12. April 1101 durch P. Paschalis bestätigt ward (Stillfried und Märcker Monumenta Zollerana, Berlin 1852, Bd. I., S. 1—4). Die Sage ist übrigens alt in der Hauptsache, wenngleich nicht in dieser wahrscheinlich neuern Fassung. Martin V. bezog sich auf dieselbe in einem Breve vom 28. Mai 1424 an Ladislaus V., König von Polen. ‚Da Wir vernommen, daß deine Tochter Hedwig dem edlen Jüngling Friedrich, Sohn des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, verlobt worden ist (Friedrich II. heirathete jedoch Catharina, Kurfürst Friedrichs I. zu Sachsen Tochter), so wünschen Wir uns Glück, weil du zugleich in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu unsrem Geschlecht der Colonna trittst, aus welchem Wir hervorgegangen sind. Denn wie Wir von unsern Vorfahren vernommen, welche die Tradition ihrer Vorfahren wiederholten, haben unser römisches Haus Colonna und das wie es heißt gleichfalls römische der jetzigen Markgrafen von Brandenburg gleichen Ursprung.' Wenn die Tradition eine alte war, kann sie nicht von der

Aehnlichkeit des Colonna'schen Wappens mit dem auf dem Helm des neuen Erzkämmerers des Reiches aufrechtstehenden Scepter herkommen."

2) Die Barberini. Sie sind kein altes, Jahrhundertlangen Ruhm bewahrendes Geschlecht, sondern Parvenus, die rasch zu ungeheurem Reichthum gelangten durch den Nepotismus eines Papstes aus ihrem Geschlecht. An ihre Geschichte knüpft der Verfasser Betrachtungen über die tiefe Corruption der großen Geschlechter. „Die Ehestandsgeschichte der Häuser Este, Farnese, Gonzaga, selbst der Medici, die doch wohl die bessern waren und selbst an glänzenden Eigenschaften keinen Mangel hatten, würde allein schon Stoff zu ganzen Büchern bieten, scheute man sich nicht, mit allem Scandal und Unsittlichkeit, mit Lastern und Verbrechen aller Art die Finger zu beschmutzen. Zur Charakteristik der Zeit, des sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts, liefern diese Geschichten freilich wichtige Beiträge; wenn man sie durchgeht, so wundert man sich nicht mehr darüber, daß Volk und Land so tief sanken, daß manche der italienischen Fürstenfamilien erst in Schlamm und Sünden untergingen und dann, nachdem sie sich dem Gespött und der Verachtung der Welt preisgegeben, ruhmlos ausstarben. Es kam über sie wie ein Gottesgericht." 3) Die Strozzi, das berühmte florentinische Geschlecht, welches vergeblich gegen die noch mächtigeren Medici ankämpfte. 4) Die Borghese, eine neue Familie, deren Glanz sich von einem ihrer Mitglieder, dem Papst Paul V., herschreibt, deren Ruhm aber vorzüglich an Kunstsammlungen geknüpft ist. 5) Die Trivulzio, einst ein mächtiges Geschlecht in Mailand, ehe die Sforza dort Herren wurden. 6) Die Albani, deren Villa noch jetzt die Reisenden anzieht, eine Schöpfung des großen Cardinals, der Winkelmanns Gönner war. 7) Die Rinuccini, ein durch Handel und Tüchtigkeit langsam emporgekommenes Geschlecht in Florenz.

Am Schlusse dieses Bandes stellt Herr von Reumont noch Betrachtungen über die neueste italienische Literatur an. In Manzoni sieht er Glauben und Vertrauen, in Leopardi den ganzen nationalen Schmerz und das Unglücksgefühl der Parteien vertreten. Silvio Pillicio erscheint ihm zu weich, Niccolini ungleich kräftiger. Im Allgemeinen bemerkt der Verfasser, die italienischen Tragiker hätten sich immer noch nicht von der Nachahmung der Alten und der Franzosen losgerissen. Von den Romanen wird gesagt: „Bei Rosini, dem Verfasser der Nonne von Monza, der Luise Strozzi, des Grafen Ugolino, waltet das geschichtliche und artistische Element vor, während das eigentliche erzählende schwach ist. D'Azeglio hat in seinem Ettore Fieramosca und Niccolo de' Lapi vor allem die patriotische Seite hervorgewandt und durch das nationale Gefühl, welches er lebendig anregte, Glück gemacht. Grossi zeigte in seinem Marco Visconti, und Cantu in der Margherita Pusterla Talent für die Darstellung eines reichen bewegten Lebens und Kenntniß des Mittelalters; einen tiefern Eindruck aber lassen Beide nicht hinzu. Francesco Domenico Guerrazzi hat in der Schlacht von Benevent, in der Belagerung von Florenz, in der Isabella Orsini, in der Beatrice Cenci historische Vorwürfe mehr zum Vehikel seiner eigenen Leidenschaften und Ansichten gemacht. Im Sittenroman sind der Neapolitaner Antonio Ranieri, der Freund Leopardi's und Platen's, Giulio Carcano, Filippo de' Boni u. A. mit mehr oder minder bemerkenswerthen Versuchen hervorgetreten. Eine neue und bemerkenswerthe Erscheinung sind die politisch-religiösen Tendenzromane des Jesuiten Antonio Bresciani, namentlich der Hebräer von Verona, ein lebendiges und im Wesentlichen nur zu wahres Gemälde der italienischen Zustände während der Umwälzung von 1847—1849." Ganz am Ende dieses Bandes steht eine Notiz von dem italienischen Künstler Baccio del Bianco, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Deutschland lebte und unter andrem für Wallenstein arbeitete.

Der sechste Band enthält eine große Zahl kleiner Monographien und Biographien. Zuerst die Geschichte eines vergeblichen Fluchtversuchs der Königin von Etrurien. Nachdem sie durch Napoleon ihres kleinen Reichs in Italien beraubt und bald darauf mit der ihr verwandten spanischen Königsfamilie nach Frankreich transportirt worden war, befand sie sich in Nizza in einer anständigen Haft, bangte aber, Napoleon könne ihren Sohn verderben wollen, um die Ansprüche desselben zu beseitigen, und sann auf Flucht. Aber der Plan wurde entdeckt, einer ihrer Anhänger auf Napoleons Befehl erschossen, sie selbst nach Rom gebracht und hier in ein Kloster gesteckt (1811), bis erst das Jahr 1814 sie wieder erlöste.

Unter den vielen andern kleinen Aufsätzen bemerken wir den Verkehr Canova's mit Napoleon, das Leben einiger italienischer Künstlerinnen und Dichter, meist zweiten Ranges; die Nachrichten über sie lassen uns aber klare Blicke in das italienische Leben zu ihrer Zeit thun.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, N° 89. 7. November 1857.

## Reise.

Die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien (1844—1846). Aus dem Prachtwerk im Auszug mitgetheilt von J. G. Kutzner. Mit dem Portrait des Prinzen, 4 Karten und 4 Schlachtplänen. Berlin, Decker'sche Geh. Oberhofbuchdruckerei, 1857. Groß 8.

Das größere Reisewerk ist zu kostbar, als daß es unter einem größeren Publikum verbreitet werden könnte, der Inhalt aber von so allgemeinem Interesse, daß man dem Herausgeber für diesen schätzbaren und reichhaltigen Auszug Dank wissen muß. Die Reise des Prinzen hat in jüngster Zeit ein neues Interesse gewonnen, denn in derselben Sepoy-Armee, die gegenwärtig in Empörung begriffen ist, hat der Prinz als Freiwilliger gegen die Seikhs mitgefochten, kennt sie gut und gibt von ihr eine treffliche Schilderung.

Prinz Waldemar ging nach Indien über Triest, Alexandrien und Suez, machte also den nächsten Weg. Von Alexandrien aus besuchte er Kairo und die Pyramiden. Nachdem er durchs rothe Meer gefahren, hielt er in Aden im Süden von Arabien an und wandte sich sofort nach Ceylon, wo er sich länger aufhielt. Seine Schilderungen dieser großen Insel sind ausgezeichnet. Er kam ins Innere, in die herrlichen Urwälder, machte nicht ungefährliche Elephantenjagden mit, besuchte den Hof eines mediatisirten Fürsten 2c. Da bekanntlich der Zimmt aus Ceylon kommt, bemerkt er, der im Handel in ungeheurer Menge verbreitete Zimmt sey nur zum kleinsten Theile echt. „Der Zimmtbaum selbst gehört zu den Lorbeerbäumen und ist nicht zu verwechseln mit dem ihm sehr ähnlichen und größeren und goldgelb blühenden Kassienbaum, ebenfalls einer Lorbeerart, die auch auf Ceylon häufig wächst, deren Rinde aber ein weit geringeres Produkt, die sogenannte Zimmtkassie oder den indischen Zimmt gibt. Der echte Zimmtbaum ist in den Plantagen an der Westküste gewöhnlich nur zehn bis zwölf, selten zwanzig Fuß hoch und der glatte, blanke Stamm nur etwa von Stärke der Haselstaude. Im wilden Zustande wird er bedeutend höher und stärker. Am Westgestade, wo er Alles vereinigt findet, was er bedarf: einen dürren Sandboden, starke Hitze und häufigen Regen, werden die zur Saat bestimmten Bäume bei achtzehn bis zwanzig Zoll Durchmesser vierzig bis funfzig Fuß hoch. Zur Blüthezeit, im Januar, sind die Wälder mit zahllosen weißen Blüthen bedeckt, die an hellgelben Stengeln sitzen und einen sehr angenehmen, aber keineswegs zimmtartigen Duft verbreiten; im April reift die wenig benutzte, wachholderbeerartige Frucht und im Mai beginnt die Entrindung der Bäume, die bis zum Dezember währt. Aus der Wurzel wird Kampher bereitet. Der papier- oder pergamentdünne, von der äußereren grauen Rinde ziemlich befreite Bast der ein- bis dreijährigen finger- bis baumstarken Schöße, die in Bündeln gesammelt werden, gibt in der Sonne gedörrt den Zimmt oder Kaneel. Der im Handel vorkommende Zimmt ist großentheils unecht. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß neun Zehntel alles in London für Ceylonzimmt verkauften Gewürzes Kassie ist, aus China und von Malabar, dessen Produktion von 1835 bis 1845 die enorme Steigerung von zwei Tausend zwei Hundert Pfund auf ein Hundert vier und dreißig Tausend fünf Hundert Pfund erfahren hat." — Die Sitten des Landes fand der Prinz zuweilen sehr eigenthümlich z. B. einen Gebrauch bei Tische. „Ein Diener hat das Amt, die ‚Panka', ein buntbemaltes Brett von der Länge der ganzen Tafel und über dieser schwebend aufgehängt, beständig hin und her zu schwingen, und so der Gesellschaft Kühlung zuzuwehen."

Von Ceylon fuhr der Prinz hinüber an die Küste Koromandel, besuchte Madras und landete in Calcutta. Folgende Beschreibung eines Tages in Calcutta mag zum Belege dienen, wie lebendig der Prinz das Erlebte auszumalen versteht. „Der Huglystrom mit seinem Mastenwalde von Handels- und Kriegsschiffen, beflaggt in fast allen Nationalfarben der Welt, und mit den Tausenden von kleinen Native-Booten, gibt ein höchst anziehendes Bild, zumal in der Frühe, wo der Strom wimmelt von Badenden beiderlei Geschlechts, und aus allen Ständen die zierlich gebauten schönen Menschen, ihrem religiösen Gebrauche gemäß, hier ihre Morgenwaschungen vornehmen, nachdem sie die blank geputzten Lotos am Ufer abgelegt. (Lebhaft traten dabei dem Prinzen die Verse vor die Seele, die ihm die Mutter in sein Notizbuch geschrieben: ‚Am Ganges duftet's und leuchtet's und Riesenbäume blühen, und schöne, stille Menschen vor Lotos-Blumen knien.') — See- und Flußleben sind auf dem Hugly in der merkwürdigsten Weise vereinigt, und wie auf dem Lande, so macht sich auch hier die ganze Ueberlegenheit der Europäer über das Volk der Eingebornen geltend; ängstlich fährt der Hindu mit seinem kleinen, kippligen Fahrzeuge durch die gebietende Wasserstadt der prächtigen Riesenschiffe dahin, die mit ihren leuchtenden Segeln und ihren wirbelnden Rauchsäulen sich hoch über das winzige Pygmäengeschlecht erheben und halb drohend, halb mitleidig auf dasselbe herabschauen. Aber mitten in dies glänzende Bild des regsten Lebens drängt sich der Tod in seiner abschreckendsten Gestalt: Leichname von armen Hindu's, deren Angehörige zu unbemittelt sind, um sie verbrennen und dann die Asche in den Ganges streuen zu lassen, wie ihnen eigentlich vorgeschrieben ist, gleiten langsam den Strom hinab, bepickt von hungrigen Raubvögeln und einen häßlichen Geruch verbreitend. Abgespannt von den vormittäglichen Exkursionen nahm man gegen zwei Uhr Mittags bei einer Hitze von zwanzig Grad Reaumur — im Januar! das ‚Tiffin' (zweites Frühstück) ein, wobei Alles schweigsam und lässig in den Armsesseln um die Tafel her lag, darauf ging Jeder ermattet in seine Klause, wo die dicht geschlossenen Fensterladen vor der betäubenden Sonnengluth schützten, aber zugleich durch das im Zimmer herrschende Zwielicht die Bewohner desselben fast zur völligen Unthätigkeit verdammten. So dämmerte man denn hin bis gegen fünf Uhr Mittags, wo die Sonne schon als dunkelrothe Scheibe in den Dünsten des Sunderbunds über dem Horizonte schwebte, um bald ganz zu versinken und der hier in den Tropen unmittelbar eintretenden völligen Dunkelheit Raum zu geben. Das war die Erlösungsstunde, wo alles zu Pferde und zu Wagen dem Ganges zu auf den Korso eilte. Der Korso von Kalkutta ist das Rendezvous der ganzen Hautvolée; eine doppelte, unabsehbare Reihe von schönen Equipagen, zu beiden Seiten von ‚Zeisen' (Reitknechten) begleitet; daneben auf dem Reitwege geschickte Reiter und Reiterinnen auf muthigen Rossen sich tummelnd; das ganze Gewühl eingehüllt von dichten Staubwolken und von dem feuchten Abendnebel des Ganges, den das Licht der zahlreichen Laternen auf der Esplanade nur wie ein matter Schein durchdrang.“ Der Prinz fand bei dem damaligen Gouverneur, Hardinge, unter dem er später auch den Feldzug gegen die Seikhs mitmachte, die ehrenvollste und freundlichste Aufnahme.

Sein Herz aber stand nach dem Himalaja, in dieses höchste Gebirge der Erde drang er in nordwestlicher Richtung über Patma vor und kam bis in das Thal Katmandu im Königreich Nepal. Hier regierte für die schwachen Prinzen ein allmächtiger Minister, Martabar, den der Prinz besuchte. Martabar war höchst comfortable eingerichtet, zugleich europäisch, indisch und chinesisch, denn die Nähe Tibets vermittelt den chinesischen Luxus. Auch haben die Einwohner schon einen halbmongolischen Typus. Ein weibliches Wesen aus dieser Race war ein Phänomen am Hofe. „Nachdem man den Gästen eine Kollation von Früchten und Süßigkeiten in Gefäßen von Gold, Silber, Porzellan und Glas, die ebenfalls theils europäischen, theils inländischen Ursprungs waren, gereicht hatte, trat Dr. Hoffmeister an das Piano und spielte einige Walzer. Dann erschienen vier Tänzerinnen und zum großen Erstaunen setzte sich deren eine ebenfalls an das Instrument und trug ein paar deutsche und englische Stücke vor, darauf mit einer zweiten zusammen einige quatre-mains, dann auf dem Aeolodikon eine Kantate und zuletzt Stücke auf der Orgel. Als der Prinz erfahren, daß sie selbst komponire und indische und nepalesische Gesänge in Musik gesetzt habe, mußte sie dieselben vorspielen und mit ihrer Genossin zusammen singen; sie klangen ganz melancholisch und lieblich, obgleich etwas eintönig. Martabar erzählte von dieser Virtuosin, seiner Lieblingssklavin oder Frau, die er in Kalkutta hatte ausbilden lassen, daß sie eben so trefflich mit der Büchse schieße als auf dem Klavier spiele, und eben so tapfer als klug sey; ihm selbst habe sie auf einer Tigerjagd das Leben gerettet, was man der kleinen, rundlichen Gestalt mit wenig ausdrucksvollem Gesicht und mit den chinesisch geschlitzten Augen gar nicht zugetraut hätte. Sie wurde auch offenbar sehr hoch geachtet, wie schon aus ihrer glänzenden Kleidung hervorging.“

Der Prinz genoß hier die schöne Waldnatur, machte Elephanten- und Tigerjagden, besuchte indische Tempel 2c., konnte aber die Erlaubniß nicht erlangen, nach Tibet vorzubringen. Martabar schlug es ihm ab, auch das englische Gouvernement vermied aufs ängstlichste, die chinesische Grenze berühren zu lassen. Das ist schon lange das noli me tangere der indobrittischen Politik. Der Prinz mußte daher umkehren und begab sich weiter westwärts das Stromgebiet des Ganges aufwärts bis nach Delhi. Diese seither so berühmt gewordene Stadt machte keinen guten Eindruck auf ihn. Er nennt sie einen ungeheuren Trümmerhaufen, denn der bewohnte Stadttheil ist viel kleiner als der in Schutt verfallene. Aber die Menschen fand er schön: „Um den Kopf gegen die furchtbare Sonnengluth zu schützen, lassen sie ihr Haar lang wachsen, darüber tragen sie den fest gewickelten kleinen Turban, und dann hängen sie Mittags noch sogar Tücher darüber. Die leichten, oft durchsichtigen, fliegenden weißen Gewänder stehen den graziösen braunen Gestalten sehr schön. Ich kann mich an den Menschen hier nicht satt sehen. Besonders sind die Kinder mit ihren großen schwarzen Augen allerliebst. Die Frauen gehen hier, im muhamedanischen Delhi, meist verschleiert, und wenn man sie ansieht, verschleiern sie sich noch mehr und bleiben oft stehen und wenden Einem den Rücken; das thun besonders die älteren Frauen gern. — In den Hindustädten zwischen hier und Agra sind die Frauen hübscher, als wir sie irgendwo gesehen. Ihr Anzug ist eigenthümlich. Der obere Theil des Körpers ist, mit Ausnahme eines schmalen Leibchens um die obere Brust, ganz unbedeckt, und nur gerade über den Hüften fängt ein breiter, langer Rock wie unsere Damenkleider an, den sie beim Gehen meist recht hübsch aufgeschürzt haben. Hinten über den Kopf hängt ein langer Schleier, gewöhnlich roth oder gelb, bis zu den Knöcheln herab. Vom Ellbogen bis zur Hand tragen sie fast ein Armband neben dem andern, auf den Zehen aber große Ringe und über den Knöcheln oft schwere silberne Spangen, die in der That, wenn mehrere Frauen zusammen gehen, rasseln, als wenn Baugefangene mit ihren Ketten kämen. Die Frauen sind dort schön, und obgleich breit gewachsen, haben sie doch sehr kleine Füße und Hände und schöne Arme; besonders wenn sie die runden, irdenen Krüge auf ihrem Kopfe tragen, liegt so zu sagen etwas Majestätisches, Antikes in ihrem Gange. Beim Baden bleiben sie im Anzuge und hüllen sich ganz in den Schleier ein, unter dem sie, wenn sie dem Bade entsteigen, ihre Kleider sehr geschickt wechseln."

Von Delhi pilgerte der Prinz noch einmal und fast in gerader nördlicher Richtung in das Hochgebirge und gelangte zu den malerischen Wasserfällen an der als Wallfahrtsort berühmtesten Gangesquelle, Gangotri. „Der Pilgersteg bleibt auf dem linken Ufer des Stromes bis zum Bairam Ghati (Thor des Bairam), dem Vereinigungspunkte des Bagaratti und des Djahde oder Djanevi Ganga; dort führt eine Brücke, aus drei nebeneinander liegenden Cederstämmen gebildet, sechs und zwanzig Schritt lang über den Strom. Steht man auf dem Felsenvorsprung des Bairam Ghati und sieht unter sich das Schäumen, Wühlen und Kämpfen der beiden mächtigen Ströme, wie keiner dem andern seinen Lauf gönnen will, wie sie aber dennoch gemeinschaftlich ihren Weg fortsetzen und ihre verschiedenfarbigen Fluthen vermischen müssen, um sich her die gewaltigen Urfelsmassen mit der prächtigen, in sie hineingenisteten Vegetation und hoch über sich die ewige Ruhe und Klarheit jener unerreichbaren Schneespitzen, — wahrlich, man fühlt sich niedergezogen zur Anbetung Dessen, der das Alles erschuf. — Eigenthümlich war die Ceremonie, welche Prinz Waldemar von einer Anzahl Fakire gegen Sonnenuntergang an der heiligen Badestätte zu Gangotri ausüben sah. Rings auf die Felsenvorsprünge des Ufers wurden von ihnen große, hellbrennende Lampen gestellt, die sie vorher im Innern des Tempels angezündet und um denselben herum getragen hatten. Ein stilles Gebet wurde über jede gehalten und schweigend nahmen die Träger am Ufer Platz. Der Schein der Lampen spiegelte sich, eigenthümlich mit den Strahlen der untergehenden Sonne kontrastirend, in den bewegten Wogen des Stromes wieder, und nachdem das Gestirn hinter den Schneebergen verschwunden war, beleuchtete er magisch und unheimlich den Strom, die Felsen, die Cedern, den Tempel und die Gruppen der nackten, wild aussehenden Menschen, die bis tief in die Nacht hinein bewegungs- und lautlos auf den Felsen dasaßen und hinstierten in die Gluth der Lampen."

In der Nähe wohnt ein Gebirgsvolk, bei welchem der hohe Reisende seltsame Sitten fand. „Für Mann und Frau ist Kleidung wie Beschäftigung ganz dieselbe. Sie weiß den Acker zu bestellen, wie er die Spindel zu führen. Vielweiberei ist zwar erlaubt, kommt aber fast nie vor, und obgleich der Mann für seine Frau eine für seine Mittel oft sehr bedeutende Summe von ein bis zwei Hundert Rupien an deren Eltern bezahlen muß, so ist sie doch meist das entscheidende Prinzip in der Familie und gewöhnlich die Veranlassung zu den hier sehr häufigen Scheidungen. Gefällt ihr nämlich ihr Mann nicht mehr, oder gefällt ihr ein anderer besser, so kehrt sie ohne Weiteres zu ihren Eltern zurück, oder macht mit dem Bevorzugten eine Tour in die Wälder.

Im ersteren Falle müssen die Eltern den einfachen, im letzteren muß der Bevorzugte den doppelten Einkaufspreis an den Verlassenen zurückzahlen, und der Patuari spricht gegen ein Geschenk die Scheidung aus. Hat der Liebhaber die nöthige Summe nicht selbst, so muß er sie borgen und verschreibt, wenn er den Zahlungstermin nicht innehalten kann, dem Darleiher seine Freiheit, das heißt er tritt zu ihm mit seiner Familie in ein dienendes Verhältniß. So ist die Liebe hier in den Bergen des Himalaya die Schöpferin einer Art von Leibeigenschaft." Diese ethnographische Notiz ist merkwürdig, weil sie den Uebergang von der indischen Polygamie in die tibetanische Polyandrie bezeichnet. Hier auf der Grenze fängt das Weib schon an, sich zu emancipiren und der Mann nimmt unvermerkt die weibliche Stellung ein.

Um das so interessante und so schwer zugängliche Tibet zu sehen, wagte der Prinz eigenmächtig und gegen alle Warnungen den Fluß Sudletsch hinaufzugehen und selbst die hohen und kalten Gebirgspässe mit großen Beschwerden zu überschreiten. Von dieser Alpenreise hat uns schon des Prinzen Begleiter, Dr. Hoffmeister, eine sehr anziehende Beschreibung hinterlassen, die längst gedruckt ist. Der Prinz kam bis Schipke, schon innerhalb des chinesischen Reichs auf tibetanischem Gebiete. Allein man manövrirte ihn von hier höflich wieder über die Grenze zurück. Unterwegs fand er eine Station englischer und deutscher Missionäre und hörte, im Hochgebirge Indiens, eine deutsche Predigt.

Bei diesem Anlaß spricht er sich über die Bekehrungsfähigkeit der Inder also aus: „Die schon in den Ebenen gemachte Erfahrung, daß die Hindu's ihre Kinder gern in die christliche Schule schicken und sie dem Religionsunterrichte und Gottesdienst beiwohnen, aber dennoch nicht taufen lassen, hatte sich auch hier in den Bergen bestätigt. Wer Christ wird, verliert seine Kaste, das heißt seine ganze politische und sociale Existenz, er hat keine Familie, kein Vermögen, kein Vaterland mehr und zu solchen Opfern entschließen sich nur wenige. Deshalb ist aber die Mühe der Missionäre keine vergebliche: die Wahrheit, die sie verkünden, schlägt Wurzel und greift um sich, wenn auch noch Jahre um Jahre vergehen werden, ehe sie zur öffentlichen Anerkennung gelangt." Das ist wohl sehr wahr und wird durch die geheime Ausbreitung des christlichen Glaubens in China bewährt. Würde das englische Gouvernement nicht das Kastenwesen so sehr in Schutz genommen haben, hinge desfalls die äußere Existenz des Hindu nicht immer noch vom Festhalten an seiner Kaste ab, so würde die Bekehrung längst größere Fortschritte gemacht haben.

Kaum hatte der Prinz das Gebirge verlassen, als er auch schon den Krieg wider die Seikhs in vollen Flammen fand. Als preußischer Prinz, als geborner Krieger bat er sogleich, den Feldzug mitmachen zu dürfen und trat in das Lager Hardinge's ein. Ueber die Motivirung dieses Kriegs theilt der Prinz Folgendes mit: „Auf beiden Seiten bestanden Gründe, die, obschon nicht öffentlich anerkannt, wesentlich zur Beschleunigung der Ereignisse beitrugen. In Lahore hatte die Rani seit der Ermordung ihres Bruders ihren ganzen Haß auf die Armee geworfen: sie wünschte deren Untergang. Die ihr nahestehenden Rathgeber und viele der übrigen Führer und Großen sahen die Mittel des Staates erschöpft, ihr eigenes Leben und Eigenthum gefährdet, und drängten zum Kriege, weil, wenn er unglücklich ausfiel, sie dadurch von ihrem schlimmsten Feinde, der Armee befreit wurden, Leben und Besitzthum aber gesichert hielten, während, wenn er glücklich endete, neue Eroberungen und Siege die Armee von den inneren Angelegenheiten abziehen und derselben anderswo Mittel zu ihrer Subsistenz gewähren würden. Die Regierung zu Kalkutta dagegen wußte wohl, daß eine lange Anhäufung bedeutender Streitkräfte an der äußersten Grenze die Entblößung des Innern von Garnisonen und Streitkräften zur Folge haben und auf die Länge gefährlich werden mußte; auch, daß Mäßigung ein den Bewohnern Indiens unbekanntes Regierungsmittel sey, welches, wenn gebraucht, von ihnen stets für Furcht oder Schwäche gehalten wird. Es blieb ihr noch manches von dem Afghanenkriege her wieder gut zu machen und sie hatte berechnet, daß sie das untere Delta des Indus nicht ohne das obere nutzbar machen könnte. Zu ihrer eigenen Sicherheit mußte sie den Krieg wollen, wünschte aber auf ostensible Weise dazu genöthigt zu werden, weil die Instruktionen von Europa höchst friedliebend lauteten. Den Zeitpunkt des Losschlagens glaubte sie bestimmen zu können, weil sie, ihren Gegner unterschätzend, ihm nicht Muth genug zutraute, selbst anzugreifen. Als dieser Angriff aber dennoch erfolgte, wurde sie dadurch überrascht und war mit ihren Vorbereitungen, namentlich was die Herbeischaffung von Lebensmitteln, Munition und Lazarethbedürfnissen anbetraf, noch nicht fertig." Der Prinz machte die blutige Schlacht bei Ferozeschah mit, in welcher Dr. Hoffmeister an seiner Seite fiel. Erst nach Beendigung des Krieges begab er sich rasch über Bombay auf die Rückreise, weil er Nachricht erhalten hatte, seine Mutter sey gefährlich erkrankt. Er hat sie nicht wiedergesehen, denn sie war bei seiner Ankunft schon begraben. Er selbst starb kaum zwei Jahre später (1849).

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 90. 11. November 1857.

## Memoiren.

Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von K. L. Blum. Erster und zweiter Band. Mit Bildnissen. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1857.

Noch zwei weitere Bände und die zum zweiten Bande gehörigen, hier noch fehlenden 5 Bildnisse werden nachgeliefert werden.

Das Werk ist von vielem Interesse und unterscheidet sich sehr vortheilhaft von den vielen Werken über Rußland, in denen nur Skandale ausgebeutet, das Hofleben und die äußere Politik besprochen werden. Hier nämlich ist auch von den innern Zuständen, von der Verwaltung und Organisation Rußlands die Rede. Sievers war einer der größten Administratoren Rußlands und sein ganzes Leben war ein Kampf des reformatorischen Geistes mit alten und neuen Mißbräuchen und Corruptionen. Man lernt also durch seine Memoiren sehr vieles kennen, was zur richtigen Beurtheilung auch noch der heutigen Zustände Rußlands unerläßlich ist. Die Memoiren sind geschöpft aus Briefen, Acten, Denkschriften, öffentlichen und Familienpapieren aller Art, Gesandtschaftsberichten 2c.

Die Familie Sievers stammt aus dem Holsteinischen und war schon seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts in Esthland begütert. Jakob Johanns Vater war nur Capitain, sein Oheim Karl aber ein ausgezeichneter russischer Diplomat, durch den er, da er selbst bedeutende Talente und eine schöne Gestalt besaß, bald in höhere Sphären emporstieg. Nachdem er Reisen gemacht und lange in London gewesen, wohnte er dem siebenjährigen Krieg als russischer Generalstabsoffizier an. In der russischen Armee waren damals die besten Generale und Offiziere Deutsche. „Wunderbar fühlt sich ein deutsches Gemüth bewegt, vergegenwärtigt es sich die Kämpfe, in denen damals die Deutschen einander selbst zerfleischten. Noch mehr wird es bewegt, sieht es die Fremden, die ins Herz Deutschlands drangen, namentlich die Russen, vorzugsweise von deutschen Generalen und Offizieren zu Siegen geführt. Mag Napoleon mit Recht die Aufstellung der russischen Truppen bei Zorndorf eine barbarische nennen, ihre Zucht und Taktik, die sie vor gänzlicher Niederlage bewahrte, war eine deutsche. Sie verdankten sie dem großen Münnich, dessen Lieblingszögling an ihrer Spitze stand. Und waren die Russen bei Kunnersdorf nicht gänzlich geschlagen, als Laudon, ein livländischer Deutscher, sie im furchtbaren Sturme mit fortriß, durch den seine frischen österreichischen Schaaren das siegreiche Heer der Preußen zertrümmerten?"

Der Verfasser hebt bei jeder Gelegenheit hervor, daß Rußland seine heutige Macht und Größe vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, den Deutschen verdankt, was immer noch nicht gehörig anerkannt sey. „Franzosen und Britten, Dänen und Holländer wetteiferten in der schweren Arbeit mit den Einheimischen, aber vor allen ragten die Deutschen hervor. Schon die Eroberung der Ostseeprovinzen hatte ihrer Tausende in die Reihen der Russen geführt, die von ihren Diensten alsbald den größten Vortheil zogen. Aber das eigentliche Deutschland blieb nicht zurück. Es sandte den umsichtigen, feinen Ostermann, dem Rußland den Nystädter Frieden und besonders die Anordnung der auswärtigen Verhältnisse dankt; es gab den gewaltigen Münnich her, dessen rastloser Eifer eine neue Heereinrichtung schuf und das russische Kriegswesen auf solche Ordnung gründete, daß er beim ersten Zusammentreffen mit dem alten Erzfeinde, den Türken, die Schmach, die an Rußlands Waffen seit dem Frieden am Pruth noch immer

haftete, sogleich auslöschte. Segensreicher und nachhaltiger als Jakob Johann von Sievers hat aber wohl keiner für Rußland gewirkt. Die Namen jener Männer, sowie unzähliger anderer, die sich ihnen anschloßen, sind bekannt. Geht man aber näher auf ihre Verdienste, ihr Wirken ein, so ists als hätte Sibirien, wohin Ostermann verschickt wurde, das Andenken an die Thaten des großen Staatsmannes in seinem Schnee begraben. Münnich hat sich selbst durch eigene Schrift, oder durch Schriftsteller, die seine kräftige Persönlichkeit anzog, ein Denkmal gesetzt, ohne daß dieses den Mann in seiner grenzenlosen Thätigkeit uns vergegenwärtigte. Ließ man ihm doch nicht einmal während seiner Verbannung in Pelim den freien Gebrauch der Feder, die er nicht weniger gern als das Schwert führte. Und wer spricht von Sievers? oder wer kennt die unsterblichen Werke dieses außerordentlichen Mannes? obschon, wenn die Menschen schwiegen, die Steine in Rußland reden, und die Flüsse von ihm erzählen müßten. Er theilt das Loos mit den andern, die grade, seitdem Rußland vollständig in die europäische Geschichte eingetreten ist, durch geräuschlose Thätigkeit und Aufopferung das Meiste und Herrlichste für dessen Stärke und Glanz leisteten. Sie deckt insgesammt mehr oder weniger Schweigen, oder was schlimmer ist, es wird über sie berichtet, was nicht der Wahrheit entspricht."

Sievers begann seine administrative Thätigkeit erst nach dem siebenjährigen Kriege als Gouverneur von Nowogrod. Hier war es, wo er das Werk der Reformen begann, indem er zunächst Stadt und Gouvernement Nowogrod in Aufnahme zu bringen, mit den zweckmäßigsten Institutionen, Straßen, Wasserbauten, Spitälern, Schulen rc. zu versehen bemüht war, sodann aber der Kaiserin Vorschläge machte, um auch im übrigen Reich wirksame Verbesserungen einzuführen von der Art, wie sie theils der Humanität des Jahrhunderts entsprachen und das in tiefer Sklaverei und Barbarei gehaltene Volk veredeln und glücklich machen, theils das Nationalvermögen, die Steuerkraft, die Macht des Reichs vermehren sollten. Besonderes Verdienst erwarb er sich um das Canalsystem des Ladoga und um die Unterhaltung der Bezugsquellen, aus denen das immer wachsende St. Petersburg seine Bedürfnisse zog. Ferner um den Straßen- und Wasserbau durchs ganze Reich, um die Milderung der grausamen Criminaljustiz, um bessere Gesetze, eine einfachere und ehrlichere Verwaltung, Hebung des Bauern- und Bürgerstandes, um das Bankwesen rc. Sein Geist war vielumfassend, sein Augenmerk aber immer auf das eine Ziel hingerichtet, Rußland groß, mächtig und zugleich glücklich zu machen.

Das war aber nicht möglich, wenn nicht die Leibeigenschaft der Bauern aufhörte. Solange dieses Institut dauerte, konnte der Boden bei weitem nicht in dem Maße benutzt werden, als es durch freie Eigenthümer geschehen wäre, wurde ferner durch die verjährten Unterschleife des Adels der Staat um Abgaben und Rekruten betrogen, verewigte sich die Brutalität der Gebietenden und die niedrigste Sklaverei der Gehorchenden. Sievers arbeitete auf die Emancipation der russischen Leibeigenen hin, unablässig, aber ohne Glück. Es war nicht möglich, dieselbe dem Interesse des Adels gegenüber durchzusetzen. Die Kaiserin selbst wagte es nicht, den Zorn des Adels durch eine solche Maßregel herauszufordern, und wie viel sie immer für Verbesserungen that, sobald sie Furcht hatte, zeigte sie sich indolent und allen Reformationsvorschlägen unzugänglich. „Die Bauern bilden die Masse der Nation; damals wie jetzt zum größten Theil Leibeigene. An solchen findet eine Verfassung, so lange deren Segen sie nicht erreicht, keine Stütze. Das wußte Sievers so wohl als irgendwer. Deshalb seine beständigen Sorgen, sein immerwährendes Nachdenken über die Leibeigenschaft und die Mittel, wie ihr zu helfen, oder sie minder schädlich zu machen sey." Sievers konnte nur soviel durchsetzen, daß die Leibeigenen der Krone (Kronbauern) Eigenthumsrecht erhielten und daß freigelassene Leibeigene des Adels in die Rechte der Kronbauern einträten (Theil II. S. 96). Im Uebrigen blieb es beim Alten. Wir begegnen in dem Werke öfters den greulichsten Mißbräuchen, die der Adel von seiner Gewalt machte und besonders Betrügereien auf Staatskosten; Zurückbehaltung des Geldes, welches für nichtgestellte Rekruten gezahlt werden sollte, betrügerische Einreihung von Verbrechern, die nach Sibirien geschickt wurden, in die Rekrutenlisten; dazu Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen die Bauern, die nicht selten zu blutigen Empörungen führten.

Aber der Adel war zu mächtig, als daß die Stimme der Humanität und der gute Wille der Regentin seine Monopole hätte verkürzen können. Selbst der Dienstadel konnte den Charakter des Erbadel nicht wesentlich verändern, wie sehr das auch die Hoffnung und Absicht Peters des Großen gewesen war. „Peter der Große, der eigentliche Gründer des russischen Staats, wir sahen es früher bereits, legte zu dessen Gliederung den Grund durch den Dienstadel, der erst gegen den Schluß seiner Regierung geschaffen, allmählig tiefer als jede andre Einrichtung griff. Der Dienstadel zog, was irgend bei Hof, in den Regierungsbehörden, im Heer und selbst was in der Kirche diente, in sein Bereich.

Die Gliederung des Heers, welche Peter wie so vieles andre der Fremde entlehnte, war maßgebend für das Uebrige. Dies Alles, von Einer kräftigen Hand zusammengefaßt, konnte den großen Staat in seinem gewöhnlichen Lauf erhalten; traten aber erschütternde Ereignisse ein, wie die Türkenfeldzüge, die Pest, Pugatschews Aufruhr, so fehlte es bald überall. Indem der Dienstadel sich beständig von allen Seiten erneute und erfrischte, stellte er dem Herrscher, den er stützte und trug, die edelsten Kräfte des Reichs, ja sogar aus der Fremde zur Verfügung. Große Feldherrn, hervorragende Staatsmänner, berühmte Gelehrte lieferten den Beweis. Aber je glänzender der Kreis war, der auf solche Weise den Herrscher umgab, um so mehr drohte diesem gerade von dort Gefahr. Dies hatten alle Regierungen seit Peters des Großen Tode gefühlt; keine mehr als die Regierung der Kaiserin. Abgesehen davon, daß Katharina immer als Eindringling auf dem Thron ihres Gemahls erschien, hatte dieser ihr, noch ehe sie jenen bestieg, durch seine Hauptverordnungen mehrere Stützen, an die sich der Thron ihrer Vorgänger anlehnte, unter den Füßen weggezogen. Der Erbadel, der aus früheren Zeiten bestand, oder aus dem Dienstadel hervorging, war seit des letztern Begründung als dessen Anhängsel betrachtet und behandelt worden. Er galt, wie wir früher gesehen, als dienstpflichtig, und wurde beständig in der Verwaltung des Innern zu Diensten gebraucht. Indem nun Peter III. ihn freigab, durchschnitt er das Band, welches denselben bisher an die Regierung geknüpft hatte; der Adel konnte nun seine eigenen Bahnen wandeln. Daß er diese einschlug, bewies bald am deutlichsten Moskau, dessen schlimme Stimmung gegen die Kaiserin gerade der dort zusammengedrängte Adel unterhielt. Wie sehr sich Elisabeth an die Geistlichkeit anlehnte, ist bekannt. Peter III. griff nach den Gütern der Kirche, und regte damit einen Sturm gegen sich auf, den zwar Katharina beschwichtigte, ohne jedoch die Beute aus der Hand zu lassen. Sie war viel zu schlau und herrschsüchtig, als daß sie verkannt hätte, wie der Besitz der Kirchengüter ihr die Geistlichkeit unterwarf, und als daß sie nicht Alles hätte aufbieten sollen, sich in diesem Besitz zu sichern. Die Geistlichkeit hatte aber gerade in der letzten Zeit gezeigt, daß es ihr nicht an Krallen fehlte. Alle diese Verhältnisse überschaute keiner mit solcher Schärfe, als Sievers, welcher seit Jahren der Kaiserin anlag, ihre Regierung auf Recht und Gesetz zu stützen."

Sievers hoffte die Macht des Adels zu brechen, indem er die Regierungsgewalt ausdehnte und den Bürgerstand hob. „Seine große Absicht ging dahin, durch Verschmelzung der Landes- und Regierungsstellen eine breitere Rechtsgrundlage im Volk zu schaffen, und dem Volk allmählig zur Selbstverwaltung den Weg zu bahnen. Dem stemmte sich aber der Senat, als natürlicher Vertreter des Beamtenwesens, schroff entgegen, und wie wir sehen werden, mit solchem Erfolg, daß unsrem Gesetzgeber sein Werk nur halb gelang. Man sollte erwarten, jedem wohldenkenden Russen hätte daran gelegen seyn müssen, die jämmerliche Stellung der Bürger zu bessern, sie zu heben; der Senat aber verschmähte es nicht, deren Rechte zu verkümmern, wenn es zur Erweiterung seiner Macht beitragen konnte." Im Senat war besonders Fürst Wäsemski der hartnäckigste und überlegenste Gegner von Sievers. Unter der Verwaltung des nichtswürdigen Potemkin konnte sich nun Sievers nicht mehr halten und wurde abgedankt. Die Kaiserin fuhr zwar fort, in Sievers ihren treuesten Freund zu ehren, opferte ihn aber unbedenklich ihrem Günstlinge.

Potemkin, den die Russen heute noch für einen ihrer größten Männer halten, wird in dem vorliegenden Werke als der leerste, windigste Kopf und vollendetste Schuft charakterisirt. Sehr gut ist die Schilderung eines Auftritts, den seinetwegen Orlow mit der Kaiserin hatte. Orlow, der frühere Liebling der Kaiserin, sagte ihr alle Schande von Potemkin, dem gegenwärtigen, wie er das Reich verderbe und den Fluch über ihr eigenes Haupt herbeirufe. „Hier trat, sollt' ich meinen, der Rachegeist des gesammten Reichs in der imposanten Gestalt Alexei Orlows vor sie hin, und hielt den Leidenschaften des gewaltigen Weibes das Medusenschild entgegen, vor dem sie hätten verstummen müssen. Aber wessen ist eine Frau, zumal wenn große Mittel sie leicht zum Uebermuth hinreißen, nicht alles fähig, sobald sie einmal das reinste und stärkste Gefühl, welches des Menschen Brust bewegen mag, die Mutterliebe verleugnet hat? Neigungen offen zu Tage trägt, die jeden herabziehen, am meisten eine Herrscherin? in Zerstreuung aller Art die Ruhe sucht, die ihr Gemüth seit lange floh, und die Zeit vergeudet, die sie sonst so gut für das allgemeine Wohl anzuwenden verstand? Potemkin drängte sich bald wieder vor; vernahm aus ihrem eigenen Mund, was vorgefallen war, überredete sie, den Orlow leite nur Neid und Haß. Der Thronfolger war das beständige Schreckbild, das er ihr vorhielt, die Orlows seyen zu ihm übergegangen, früher ihrem ärgsten Feinde."

Uebrigens war Orlow selbst nicht weit her. Man hat ihn viel zu sehr erhoben. „Freilich ließen sich nicht alle Zeitgenossen täuschen, wie Falckenskiolds Geschichtchen

beweist, Alexei Orlow, der nie früher zu Wasser gedient, als ihn zu Venedig der Befehl überraschte, sich an die Spitze der Flotte zu stellen, bestürzt ausgerufen: „sie sind toll geworden in Petersburg!" Noch Schlimmeres sagte Admiral Elphingston, dessen Tapferkeit besonders zu jenen Erfolgen mitgewirkt, vom Oberbefehlshaber aus. Er erzählte, jener Mann, der so keck beim Sturz und dem Morde Peters III. gewesen, habe sich in der Stunde der Entscheidung leichenblaß in die Kajüte verkrochen, damit der fürchterliche Kanonendonner nicht allzusehr sein zartes Gehör beleidigte. Blieb nachher die Kaiserin besonders in ihren Aeußerungen gegen Voltaire und andre Franzosen dabei, dem Alexei Orlow sogar die Ehre des Schlachtplanes zuzuwenden, so spielte sie die Comödie, die ihr trotz einem Kaiser Augustus durchzuführen gelang. Ueberhaupt herrschte damals bei Hof auf eine so schreckliche Weise Lug und Trug, daß sich bekanntlich die geheimen Berichte fremder Gesandter nicht scharf genug darüber aussprechen zu können glauben. Der französische Geschäftsträger meinte, Freundschaft, Tugend, Sitte, Zartheit, Rechtlichkeit seyen dort Worte ohne Sinn. Englische Berichte scheiten über den Mangel an Männern von Anlagen, Kenntnissen und über Neid und Haß gegen Fremde, und eine Unfähigkeit in allen bürgerlichen oder kriegerischen Geschäften. Man müßte sich daher wundern, daß die Kaiserin ausgezeichneten Talenten, wie Sievers seit Jahren sie darlegte, nicht einen höhern Wirkungskreis anwies, wüßten wir nicht bereits, daß Furcht sie so viel als möglich allenthalben russische Namen voranstellen ließ."

Möge die Fortsetzung dieses reichhaltigen Werkes nicht lange auf sich warten lassen.

---

## Gedichte.

Dichtungen von Johann Garay. Aus dem Ungrischen übersetzt durch Kertbeny. Zweite Auflage. Wien, Helf, 1857.

Nach der Erklärung des Herausgebers gehört Garay zu den ungarischen Dichtern nicht des ersten, sondern nur des zweiten Ranges. Er hat ziemlich viel geschrieben, große historische Gedichte, Balladen, Lieder, Erzählungen, ist aber nach dreizehnjährigem Krankenlager im Jahr 1853, erst 41 Jahre alt, in ärmlicher Lage gestorben. Seine Freunde mußten für die Hinterbliebenen sammeln. Ein Loos, das in unserer Zeit so manchen Dichter getroffen hat.

Da alles Mögliche, was die Ungarn dichten, ins Deutsche übersetzt wird, sollten die Magyaren schon an diesem einzigen Zuge die unendliche Gutmüthigkeit der Deutschen erkennen, und sich nicht mehr beklagen, durch das Weltgeschick mit den Deutschen zusammengesellt worden zu seyn. Hätten sie lange unter polnischen Regenten gestanden oder kämen sie unter russische, wie würden sie Ursach haben, sich nach ihrem deutschen Oberherren zurückzusehnen.

Darin aber geht die deutsche Gutmüthigkeit zu weit, daß man auch alles, was magyarische Verdrossenheit gegen die Deutschen Gehässiges vorbringt, mitübersetzt und sich daran als an einem blos poetischen Spiel erfreut. In den vorliegenden Gedichten kommt eines vor, was vielleicht nur deshalb populär geworden ist, weil es in einem Beispiel unserer früheren Geschichte den ganzen Trotz der Partei Kossuths gegen den Kaiser in Wien ausdrückt. „Kont" heißt diese beliebte Ballade. Der Held Kont wird als Rebell mit dreißig andern vor den König Sigmund geführt und soll niederknien, thut es aber nicht, sondern ruft:

„Nein, König! so ist's nimmer, beim Himmel!
Denn ein Rebell bist einzig Du!
Nur Deine Thaten waren's im Lande,
Die wie ein Fluch verscheucht die Ruh.

Sein Blut hat und sein Leben geopfert
Dies Volk für Deinen Königsthron;
Weiß Gott, warum Du stets uns bezahltest
Für solche Treue mit Haß und Hohn!

Des Landes Freiheit wollen erkämpfen
Mit unsern Armen wir auf's Neu'" rc.

Mit diesen patriotischen Balladen contrastiren dann moderne Gelegenheitsgedichte des schwächsten Inhalts und geringsten Werthes, z. B. ein Preisgedicht auf „den Fürsten der Töne", den Modehelden Franz Lißt.

Das unbedeutende kleine Buch gewährt indeß ein höheres literarhistorisches Interesse, indem es am Schluß ein großes Verzeichniß aller bis jetzt aus dem Ungrischen ins Deutsche übersetzten poetischen Werke enthält. Es sind deren 151.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 91. 14. November 1857.

## Märchen.

1) Litauische Märchen, Sprichwörter, Räthsel und Lieder. Gesammelt und übersetzt von August Schleicher. Weimar, Böhlau, 1857.

Eine hübsche Sammlung zur Ergänzung der bekannten Dainas. — In den Märchen finden wir zum Theil die nämlichen Motive wieder, die so oft auch in deutschen, slavischen, romanischen Märchen vorkommen. Gleich das erste ist eines der artigsten. „Es fuhr einmal ein Herr und ein Kutscher, und sie kamen zu einem Hause und da spann ein Mädchen. Der Herr schickte den Kutscher zu dem Mädchen, um etwas zu trinken aus dem Hause zu holen, aber das Mädchen sagte: ‚Bärtiges (d. h. alus, Hausbier; man denke an die Grannen der Gerste) habe ich nicht, und das aus dem Stillen gelaufene (d. h. Wasser) wird er vielleicht nicht trinken.' Der Herr aber, der das hübsche Räthsel zu lösen wußte, sagte zu ihr: ‚Bist du so schlau, so werde ich auch so schlau seyn. Wenn du zu mir kommen wirst, weder nackt noch bekleidet, weder zu Pferd noch zu Fuße noch zu Wagen, weder auf dem Wege noch auf dem Fußpfade noch neben dem Wege, im Sommer und zugleich im Winter, so werde ich dich heirathen.' Da entkleidete sie sich und hing sich ein Netz um und setzte sich auf einen Geißbock und ritt zum Herren hin immer im Fahrgeleise und ging in einen Wagenschuppen und stellte sich da zwischen einen Schlitten und einen Wagen. Jetzt war sie gekommen weder nackt noch bekleidet, weder zu Pferd noch zu Fuße noch zu Wagen, weder auf dem Wege noch auf dem Fußpfade noch neben dem Wege, im Sommer und zugleich im Winter. Aber der Herr wollte sie nicht heirathen, und schickte sie nach Hause und ließ ihr abgekochte Eier bringen. Diese Eier solle sie von einer Henne ausbrüten lassen. Das Mädchen aber kochte Gerstenkörner ab und schickte sie dem Herrn hin, die sollte er säen; wenn sie keimen und grünen würden, da würde sie auch die Hünchen ausbrüten lassen. Da sagte der Herr: ‚Diese Gerstenkörner werden freilich nicht keimen und du wirst keine Grütze für jene Hünchen machen können.' Da mußte er sie heirathen." Ganz ähnliche Märchen in der nordischen Regnar-Lodbrogssaga von der List Aslaugas, ferner in des Afzelius schwedischen Märchen I. 32. Grimms Kindermärchen Nr. 94. E. Meier, schwäbische Märchen Nr. 28. Zingerle, Märchen (aus Tirol) Nr. 27. Auf ein sehr hohes Alter dieser Vorstellung bei den Völkern an der untern Donau deutet die Stelle bei Herodot V. 12 von dem klugen päonischen Mädchen, was dreierlei Arbeit zugleich verrichtet.

Das Märchen von den drei häßlichen Spinnerinnen findet sich gleichfalls auch bei andern europäischen Völkerstämmen. Hier sind die Spinnerinnen s. g. Laumen, dämonische Wesen. „Er frug die eine Laume, weshalb sie solch lange Nase habe. Sie erwiederte dem Herrn: ‚Herrchen, das ist von dem starken Spinnen; wenn man immer spinnt und der Kopf so nickt, da dehnt sich die Nase so stark in die Länge.' Da fragte er die andere, weshalb sie so dicke Lippen habe. Sie erwiederte dem Herrn: ‚Herrchen, das ist von dem starken Spinnen; wenn man immer spinnt und immer netzt, da werden die Lippen so dick.' Da fragte er die dritte, weshalb sie einen so ungefügen Steiß habe. Sie erwiederte dem Herrn: ‚Herrchen, das ist von dem starken Spinnen; wenn man immer spinnt und immer sitzt, da wird der Steiß so ungefüge.' Da überkam ihn die Angst, seine Gemahlin könne vom Spinnen eben so häßlich werden, und schnell warf er den Rocken in den Ofen."

Das bekannte deutsche Märchen von den drei Müllerstöchtern, eine Variation des Blaubartmärchens, fin-

den wir hier wieder in sehr eigenthümlicher, und wie es scheint viel älterer Fassung. „Es war einmal ein Landwirth, der hatte eine Tochter. Einmal war er mit seiner Frau auf einige Tage weggefahren und hatte die Tochter allein gelassen. Eines Abends, während sie allein zu Hause war, kamen zwölf Räuber, die gruben sich unter der Wand des Hauses durch und krochen da hinein. So wie aber einer hineingekrochen war, hieb sie ihm mit dem Beile den Kopf ab und zog ihn hinein; so that sie mit den andern und so mit allen eilfen. Und wie der zwölfte hineln kroch, da merkte er daß es da so naß sey; da zog er sich zurück und sie konnte ihm nicht den ganzen Kopf abhauen, sondern nur die Hälfte, und er lief davon. Nach nicht langer Zeit kam er zu dem Mädchen auf Brautschau, aber sie wollte ihn durchaus nicht. Als jedoch ihre Eltern sie nöthigten, da mußte sie ihn nehmen. Wie sie mit ihm fuhr, ließ er sich von ihr den Kopf absuchen; da fand sie, daß das nur ein halber Kopf war, aber sie dachte doch nicht daran, daß es jener Räuber sey. Als er mit ihr nach Hause gekommen war, da ließ er sie Wasser in den Kessel tragen. Es war eine alte Frau im Hause, die fragte sie: ‚Wozu hab ich denn so viel Wasser zu tragen?‘ Die Frau sagte zu ihr: ‚Das, scheint mir, wird für dich seyn.‘ Und sie sagte weiter zu ihr: ‚Ich will dir sagen, was du thun mußt. Wenn du zum Teiche hin kommst, da lege du an einem Pfahle deine Kleider an und lauf dann weg.‘ So geschah es. Jetzt ward dem Räuber die Zeit lang, weil sie so lange nicht wieder kam, und er lief schnell hin, um zu sehen, was sie so lange mache; und wie er nahe herbei gekommen war, da sah er, daß es ein Pfahl sey. Da merkte er, daß da List im Spiele und daß die Frau entlaufen sey. Sogleich setzte er mit andern Räubern ihr nach, sie fanden sie jedoch nicht. Wie sie durch einen Wald lief und jene hinter ihr, da erstieg sie einen Baum und einer der Räuber stach mit einer langen Pike in die Höhe und traf sie zufällig in den Fuß. Das Blut floß, aber es war schon Abends und man konnte sie nicht sehen, und einer der Räuber sagte: ‚Ach, das regnet schön!‘ Da sie sie nicht fanden, gingen sie wieder nach Hause. Zu Hause sah der Räuber beim Spahnlichte, daß er ganz voll Blut war und sagte: ‚So war die Kröte doch da!‘ Tags darauf gingen sie wieder aus, sie zu suchen. Das Mädchen war aber noch immer im Walde. Da sah sie einen Wagen voll Baumrinde fahren und bat den Menschen, der beim Wagen war, er möge sie unter die Rinde kriechen lassen und mitnehmen; und er gabs zu. Da kamen die Räuber und fragten den Menschen, ob er hier kein Mädchen habe gehen sehen. Er sagte: ‚Nein;‘ sie aber glaubten es nicht und begannen selbst die Rinde vom Wagen zu werfen bis auf die letzte Schicht, die sie liegen ließen, indem sie dachten, daß sie da doch nicht seyn werde. Darauf gingen die Räuber nach Hause und das Mädchen auch. Nach nicht langer Zeit kam aber der Räuber wieder zu dem Mädchen; jetzt wußten aber alle, was er für einer sey, und sie brachten ihn um.“

Auch die Märchen von Drachenkämpfen und von der Befreiung von Königstöchtern kehren hier wieder. Der falsche Drachenbekämpfer wird entlarvt, indem der wahre die Zunge des Drachen aufweist. Auch das bekannte deutsche Märchen von dem, der das Fürchten lernen wollte, kehrt hier fast wörtlich wieder. Eben so viele Märchen von dummen Bauern, die dennoch erstaunliches Glück haben und viel klügere Leute übertölpeln. So ein sehr gutes Märchen vom Besenbinder. Desgleichen begegnet uns ein Däumling, und ein Märchen vom Tischlein deck dich, vom Sack, aus dem die Prügel kommen 2c.

Unter den legendenartigen Märchen kommt das vom bösen Weibe mit dem Schuh vor, die schlimmer ist als der Teufel, in Deutschland lange schon bekannt. Ferner das vom kecken Schmiede, der den Teufel bezwingt und sich schlau in den Himmel zu befördern weiß.

Im Ganzen läuft in diesen Märchen nur wenig Barbarisches unter, z. B. der sich ein Paarmal wiederholende Schwank von einem, der sich todt stellt und den Schelmen, die seine Leiche verunreinigen wollen, mit einem versteckten Messer geschwind dasjenige abschneidet, womit sie es thun wollen.

Altheidnisches tritt deutlich nur hervor in den Sprüchen und Liedern, z. B. in den Verwünschungen S. 189. Am schönsten sind die Volkslieder. Hier zeigt sich häufig eine ungemeine Zartheit der Empfindung wie des Ausdrucks z. B. Nr. 12. S. 221:

Unterm Ahorn ist die Quelle,
Da die Gottessöhnchen
Tanzen gehen in dem Mondschein
Mit den Gottestöchtern.

In der Quelle bei dem Ahorn
Wusch ich mir das Antlitz,
Als ich wusch das weiße Antlitz,
Fiel mein Ring ins Wasser.

Gottessöhnchen werden kommen
Mit den seidnen Netzen,
Fischen mir mein Fingerringlein
Aus des Wassers Tiefe.

Und es kam der junge Knabe
Auf dem braunen Rößlein
Und es hat das braune Rößlein
Goldne Hufbeschläge.

„Komm hierher mein Mädchen,
Hierher, meine junge!
Laß uns reden hier ein Wörtchen,
Laß uns denken ein Gedänkchen,
Wo der Strom am tiefsten,
Wo das Allerliebste."

„Ich kann nicht, o Knabe,
Ich kann nicht, o Junger.
Schelten wird mich meine Mutter,
Mutter mit dem greisen Haupte,
Spät käm ich nach Hause."

„Sage doch, o Mädchen,
Sage doch, o Junge:
Daß geflogen her zwei Schwäne
Und sie trüb gemacht das Wasser;
Daß sichs kläre, harrt ich."

Nicht wahr ists, o Tochter;
Unterm grünen Ahorn
Sprachest du mit deinem Knaben,
Träumtest du mit deinem Jungen
Wörtlein süßer Liebe.

Eines der reizendsten Lieder, nur zu lang, um es hier wiederzugeben, ist das zweier Fischerknaben (Nr. 6). Sehr schön auch die Klage eines Mädchens um den vom Feind zertretenen Garten.

„So sing doch, Schwester!
Was singst du denn nicht
Und stützst dich auf die Händchen,
Die schon vom Stützen taub sind?"

„Wo soll ich singen
Und frohes Muths seyn?
Im Garten ist ein Schaden,
Im Gärtlein ist ein Schädlein.

Zertreten Rauten,
Gepflücket Rosen,
Die Lilien entblättert,
Das Thaulein abgestreift."

„Blies denn der Nordwind
Trat denn der Strom aus?
Hat denn Perkun gedonnert,
Mit Blitzen drein geschlagen?"

„Nicht blies der Nordwind,
Nicht trat der Strom aus,
Nicht hat Perkunas donnernd
Mit Blitzen drein geschlagen.

Bärtige Männer,
Vom Meere Männer
Ans Land her fahrend,
In den Garten steigend

Zertraten Rauten
Und pflückten Rosen,
Entblätterten die Lilien
Und streiften ab das Thaulein."

2) Ungarische Volksmärchen. Nach Gaal übersetzt von G. Stier. Mit 23 Holzschnitten. Pesth, Heckenast, (1857).

Im Vorwort eine Uebersicht der bisherigen ungarischen Märchensammlungen. Es wird dabei bemerkt, daß die früheren Sammler zuweilen ihre moderne Phantasie haben mitspielen lassen. Das haben einige deutsche Sammler bekanntlich seit Musäus auch gethan und ist mehr noch als das Märchen die Sage durch die Willkühr der Balladen- und Romanzendichter gefälscht worden.

Welche lebendige und reiche Einbildungskraft in den ungarischen Märchen vorwaltet, davon gibt gleich das erste den Beleg. Ein sterbender König befiehlt seinen drei Söhnen, sie sollen seine drei Töchter dem ersten geben, der um sie anhalten werde. Da rufen nach einander drei Stimmen zum Fenster hinein und die Söhne werfen ihre Schwestern zum Fenster hinaus. Ferner hat der sterbende Vater ihnen einen Pappelbaum im Walde untersagt. Aber gerade unter diesem machen die Söhne einmal auf der Jagd ein Feuer. Da kommt ein Drache und frißt das Feuer weg ꝛc. Davon kommen sie in Noth, der jüngere Bruder aber besiegt allen Zauber und findet auch die drei Schwestern wieder.

Aehnliche Märchen von geraubten Königstöchtern und von Brüdern oder Liebhabern, die sie suchen und nach vielerlei Gefahren finden, von Kämpfen mit Drachen, welche die Königstochter geraubt haben, vom Ritt auf den Glasberg, wo die Königstochter in unzugänglicher Höhe wohnt, vom Ueberwinden des falschen Freiers, der sich an die Stelle des echten gedrängt hat, von Talismanen, deren sich der Befreier bedient, von hilfreichen Thieren, die ihnen beistehen ꝛc., kommen bei den Ungarn eben so häufig vor, wie bei den Deutschen und da sie sich auch bei den Slaven und bei den roma-

nischen Völkern finden, muß man wohl annehmen, sie seyen sehr alt und kommen aus einer allen europäischen Nationen gemeinschaftlichen Quelle.

Außer Märchen dieser Art enthält die Sammlung vorzüglich viele von Bauernsöhnen, Kutschern, dummen Janen rc., die durch ihren Muth oder durch die Gunst des Glücks, durch Zaubermittel rc. Königstöchter gewinnen, sich über alle höheren Stände wegsetzen und die weisesten Räthe der Könige foppen. Aehnliche Märchen finden sich auch vielfach bei den Deutschen, wie bei den Polen und Russen. Indeß unterscheiden sich dabei die Nationalitäten sehr deutlich. In den deutschen Märchen ist der dumme Hans immer ungeheuer stark und schlägt alles vor sich nieder; in den ungarischen ist er schlauer, aber ungeheuer verwegen und fliegt gern durch alle Luft; in den slavischen bewahrt er dagegen ein merkwürdiges Phlegma und läßt mehr die hilfreichen Dämonen und das gute Glück für sich arbeiten, als er selber handelt. Das muthwilligste Märchen dieser Gattung in der vorliegenden Samlung ist das vom Kutscher Toms, der eine Königstochter gewinnt.

Das Märchen von den verwandelten Kindern ist eines der phantasiereichsten. Ein böses Weib ermordet die Kinder der Königin, um sich an ihre Stelle zu drängen. Aus dem Grabe der Kinder wachsen zwei Birnbäume. Daraus läßt sich die falsche Königin ein Bett machen, die Kinder aber sprechen bei Nacht aus dem Holze heraus. Da wird das Bett verbrannt, aber ein Stückchen Kohle bleibt übrig, das frißt eine Ziege. „Nach einiger Zeit, wie sie grade in der Küche war, warf sie ein Paar Zicklein mit goldigen Haaren. Der König hatte sehr großen Gefallen an den Thierchen und that sie in eine besondere Stube neben seine. Aber die Alte hatte keine Ruhe; sobald der König jagen ging, lief sie in die Stube und erstach die beiden Zicklein mit den goldigen Haaren todt. Nun waren zwei Mägde auf dem Hofe, die mußten die Eingeweide der Thierchen in dem Bach, der durch den Garten floß, auswaschen, aber aus Unachtsamkeit ließen sie ein Stück dort liegen. Das sah eine alte Krähe und packte es mit dem Schnabel, dann flog sie damit auf die siebenundsiebzigste Insel im Weltmeere, da baute sie sich ein Nest und legte zwei goldne Eier hinein; wie die auskrochen, da machte sie große Augen, denn es waren zwei Kinder mit goldigen Haaren drin: das eine hatte einen Irrstern auf der Stirne, das andere eine Sonne, und am Arme beide einen goldnen Ring. Die alte Krähe schickte sie nun in die Schule, und da lernten sie sieben Jahre lang bei einem alten Einsiedler, der schon lange auf der Meeresinsel war. Wie nun die sieben Jahre um waren, da sagte die Krähe zu den beiden Knaben: ‚nun kann ich euch nicht länger erhalten, nun geht zu eurem Vater, der ist ein großer König; bei dem wird's euch besser gehn.' Sie unterrichtete sie noch ordentlich über alles, dann flog sie vor ihnen her und die beiden Söhnchen immer hinterdrein, bis sie an's Schloß ihres Vaters kamen; die Krähe sagte ihnen noch einmal, wie sie sich benehmen sollten, dann kehrte sie um auf ihre Insel. Die beiden Knaben gingen nun zum Könige, der fragte sie, was sie bei ihm wollten, da sagten sie ihm alles, was ihnen die Krähe gesagt hatte und die böse Alte wurde gestraft." In unsern deutschen Märchen kommen ähnliche Verwandlungen eines flüchtigen Brüderchens und Schwesterchens vor. Als ältestes Muster derartiger Märchen ist aber die gallische Mythe von Gwidions Flucht vor der bösen Göttin Ceridwen anzusehen.

Das s. g. Lilienmädchen, das aus einer Lilie emporwächst (S. 21), scheint modernen Ursprungs. Solche sentimentale Auffassungen sind nicht alterthümlich. Sehr echt dagegen dürfte das Märchen von der schönen Meerfrau seyn, die einen am Ufer weidenden Pferdeknecht liebt und zu hohen Ehren bringt.

Im „mitleidigen Kaufmann" begegnet uns die poetische Auffassung eines schönen Volksglaubens. Man soll die Todten ehren. Der Kaufmannssohn weigert sich, einer öffentlich der Beschimpfung ausgestellten Leiche irgend eine Unehre anzuthun, ja opfert eine ungeheure Summe, um die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen und seine Ehre herzustellen. Dafür wird er selbst belohnt und überaus glücklich. — Nicht minder schön ist das Märchen von dem muthigen Janus, der eine Jungfrau erlöst, indem er den Muth hat, sich um Mitternacht, wenn sie draußen umwandelt, in ihren leeren Sarg zu legen und ihr denselben zu versperren.

Allbekannte deutsche Märchen erkennen wir in „Gevatter Tod" und in „Hundert auf einen Streich" wieder. Ein Handwerksbursch schlägt hundert Fliegen auf einen Streich todt, renommirt sofort mit seiner Heldenstärke und hat das Glück, daß der Zufall immer die Leute glauben macht, er sey wirklich ein Held.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 92. 18. November 1857.


## Länder- und Völkerkunde.

**Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien von Julius Fröbel. Erster Band. Leipzig, J. J. Weber, 1857.**

Der bekannte Fröbel, früher einer der vorragendsten Radikalen in der Schweiz, im Jahr 1848 Präsident des demokratischen Congresses in Berlin, Parlamentsmitglied in Frankfurt, als Mitschuldiger Robert Blums in Wien begnadigt, 1849 mit der badischen Revolutionsarmee in die Schweiz geflüchtet, hat seitdem eine Zuflucht in Amerika gefunden, ist aber vor kurzem zurückgekehrt und hat diesen ersten Band seiner Reiseschilderungen herausgegeben.

Er ist in Amerika außerordentlich ernüchtert worden und doch noch nicht ganz frei von Humanitätsschwärmerei, ja nicht einmal von der Principienreiterei, denn mit wie vieler Bestimmtheit er auch den Realismus predigt, so weiß er das Wirkliche noch nicht in seiner vollen Wirklichkeit zu fassen, sondern die Idee, in der er seit dreißig Jahren verrannt ist, verblendet ihn immer noch gegen die massenhafteste Realität z. B. in der Kirchlichkeit der Völker diesseits und jenseits des atlantischen Meeres. Sein System nimmt gänzlich Umgang vom Christenthum und gedenkt desselben nur als des letzten Restes von falschem Idealismus, den die Menschheit bald gänzlich abstreifen werde.

Nachdem er sich aus dem Lerm des revolutionären Lagers an der badischen Grenze losgerissen, machte er eine Fußreise über die einsamen und erhabenen Gebirge nach Genf. Von da reiste er über Paris und Havre nach Hamburg, konnte aber hier nicht bleiben, zog sich nach der Insel Helgoland zurück und ging von da (ungern) nach Nordamerika. Da er sich die Rohheit dort ärger vorgestellt hatte, als sie ist, trat ihm überall die Lichtseite des nordamerikanischen Charakters entgegen. Er spricht einige sehr anerkennenswerthe Urtheile aus. „Sah ich auf der Straße eine Schaar von Beschauern um ein zum Verkaufe ausgestelltes Gemälde, so ärgerte ich mich nicht, wie ich es wohl von anderen Europäern weiß, über das schlechte Bild, sondern ich freute mich über das naive Interesse, welches ein Straßenpublikum an einem Kunstwerke nimmt, gleichviel ob es schlecht oder gut sey; und mußte ich mir sagen, daß im Allgemeinen hier der Geschmack tief unter dem europäischen stehe, so hatte ich wenigstens die Genugthuung, hier nicht auf den gänzlichen Stumpfsinn einzelner europäischer Volksclassen zu stoßen. Ganz gewiß mußte ich das offene Auftreten mancher Rohheit wahrnehmen, die in Europa sich nicht leicht an das Licht wagen dürfte, aber es fehlten hier andere Rohheiten, die in der alten Welt nicht etwa als bloße Unvollkommenheiten bestehen und auf Nachsicht Anspruch machen, sondern als wesentlicher Bestandtheil des socialen Systems auftreten, — und sah ich hier den Egoismus mit der Maxime des ‚Hilf dir selbst' ohne Maske erscheinen, so war es mir ein Genuß zu sehen, wie man sich hier in der Regel fremden Erfolges freut, und wie man im Durchschnitte frei ist von dem kleinlichen Neide, welcher sich über jedes andere als das eigne Gelingen ärgert und ihm entgegenarbeitet. Ich konnte nicht übersehen, daß auch hier sich manche unberechtigte Prätension und mancher Hochmuth breit macht, aber ich bemerkte mit Vergnügen, daß der Gleichheitsdrang sich hier nicht in der Form eines allgemeinen Herabziehens, sondern in der eines allgemeinen Emporstrebens und Emporhelfens äußert." Sehr richtig ist auch die folgende Auffassung: „Ich glaube den Mittelpunkt gefunden zu haben, aus welchem das angloamerikanische Leben — seinem historischen Charakter nach ein im Uebergange zu selbstständigen Bildungsformen begriffener Colonialzustand — beurtheilt werden muß.

Von diesem Mittelpunkte aus stellt sich der Gegensatz zwischen dem europäischen Idealismus mit realistischen Umgestaltungstendenzen und dem amerikanischen Realismus mit idealistischen Umgestaltungstendenzen in schlagenden Antithesen dar, welche im Verlaufe meiner Darstellung zu Tage kommen werden." Die nächsten Jahrhunderte werden den Beweis dazu liefern. Aus der Neigung zweier Winkel läßt sich die Spitze berechnen.

Fröbel wollte den deutschen Idealismus hinter sich werfen und wurde zu New-York ein — Saifensieder; das scheinbar Praktische war aber in der That unpraktisch, er legte das Geschäft nieder, ging nach Washington, sah den Präsidenten Taylor &c. und entschloß sich, sein Heil in Virginien zu versuchen.

Beiläufig berichtet der Verfasser über eine Sammlung Gedichte, welche im Jahr 1773 erschienen und von einer jungen Negersklavin verfaßt sind. „Dieses Bändchen Gedichte mit den vorausgeschickten Erklärungen ist in der That ein Denkmal des edlen philantropischen Geistes des achtzehnten Jahrhunderts. Die Welt hat seitdem in gar manchen Beziehungen Rückschritte gemacht. Eine Negersklavin, die jetzt in einem der Sklavenstaaten Nordamerika's ihre Mußestunden damit ausfüllen wollte, daß sie Gedichte schriebe, würde durch die Peitsche belehrt werden, daß die schwarze Race dazu keine Talente hat, und ein Herr, welcher daran dächte, die Gedichte seiner Sklavin im Druck erscheinen zu lassen, würde gelyncht werden. Und doch, wenn man in einem Sklavenstaate fragt, wer eins der hundert Liedchen gedichtet, die, wie das bekannte ‚Oh carry me back, oh carry me back, to old Virginia's shore,' auch von der weißen Race an allen Orten gesungen werden und deren Melodien auf allen Leierorgeln sind, erhält man die stehende Antwort: ‚An old nigger' — ein alter Neger."

Auf der Reise nach dem Süden fand der Verfasser die Vegetation sehr schön. Es war Frühjahr. „Es scheint mir, daß die ersten jungen Triebe der Bäume und Sträucher in dem ganzen Theile Nordamerika's, welcher, wie die östlichen und mittleren Regionen, außerordentlichen Extremen der Temperatur ausgesetzt ist, in denen oft auf einen Frühlingsnachtfrost die sengenden Sonnenstrahlen eines heißen Tages folgen, durch die Natur auf eine ganz auffallende Weise geschützt sind. Wie ein geschlossener Tulpenkelch emporstehend, oder von den über das Herzblatt emporragenden Blattstielen wie ein Mantel herabhängend, umhüllen die ersten Blätter gewisser Bäume und Sträucher schützend die zarteren Theile des jungen Triebes. Am auffallendsten aber ist die dicke Bekleidung mit Wolle, wie man sie bei den Platanen, den Eichen, den verschiedenen Arten von Weinreben und vielen anderen Gewächsen sieht. Bei ihnen erreichen die jungen Schossen eine große Länge, ehe die ersten Blätter sich ausbreiten. Sowie dies geschieht, stößt sich die Wolle ab, und nun erst nehmen die Blätter die grüne Farbe an, statt deren bis dahin die vorher beschriebenen Farbennuancen herrschten. Mit überraschender Schnelligkeit belauben sich dann auf einmal die Wälder, während die Luft so sehr mit der abgestoßenen Wolle erfüllt ist, daß es den Augen und den Organen des Athmens beschwerlich fällt."

In Virginien traf unser Reisender im Postwagen mit einem Herrn zusammen, der seine schwarze Sklavin bei sich hatte, um sie auf dem nächsten Markte zu verkaufen. Die Versteigerung der schwarzen Sklaven, bemerkt er, sey nichts Schlimmeres, als die öffentliche Versteigerung der Unschuld junger Mädchen in den mexikanischen Badeorten. Er spricht die Hoffnung aus, daß die Einwanderung der weißen Bauern und Arbeiter vom Norden her, hauptsächlich aus Pennsylvanien, unwiderstehlich seyn und somit das Uebergewicht des sclavenfreien Nordens über die Sclavenstaaten des Südens entscheiden werde. Allein er knüpft daran die Befürchtung, daß die anglo-amerikanische Race im Süden wieder entarten werde. Das Clima ändere die Menschen. Es sey unmöglich, daß die Weißen im heißen Süden bleiben könnten, was sie im kühlen Norden sind.

Fröbel entwickelt hier sein System des Fortschritts. Er desavouirt alle Principien und hält sich an das Reale, Nützliche und darum allein Wirkliche und Mögliche. „In diesem Sinne muß man den Muth haben, gerad heraus zu sagen, daß vor den Erwägungen dieser höheren Zweckmäßigkeit weder der Freiheit noch der Gerechtigkeit ein absoluter Werth zukommt. Was eine tief religiöse Ueberzeugung geahnet hat, wenn sie sich den Glauben nicht erschüttern ließ, daß durch Gottes weise und gerechte Lenkung das Böse wie das Gute einem höchsten Plane dienstbar gemacht werde, — das drücken wir praktischer und verständlicher aus, indem wir sagen, daß Freiheit und Gerechtigkeit nur so weit leitende Gedanken in der positiven Politik seyn können, wie ihre Forderungen culturgemäß, d. h. vor dem Zusammenhange aller Culturbedingungen in Bezug auf einen bestimmten Fall zulässig sind. Die Entwickelungsbedürfnisse unseres Geschlechtes sind die bewegende Kraft in der Geschichte desselben, und Niemand kann es weiter bringen, als daß er diese Bedürfnisse versteht, mit Bewußtseyn ihnen dient, und sie zur höchsten Richtschnur seines politischen Handelns macht. Fragt man, wer über diese höchste Zweckmäßigkeit, und also auch über Freiheit und Gerechtigkeit in letzter Instanz entscheiden

soll, so gibt es nur eine Antwort darauf, obschon der gläubige Fromme ihr einen andern Ausdruck geben wird als der philosophische Denker. Ob aber der erste sagt: ‚Das Gericht Gottes‘, oder der zweite sagt: ‚der historische Erfolg‘ — es ist eins und dasselbe.“ Es ist nicht ein und dasselbe. Doch wollen wir nicht darüber streiten. Fröbels Hoffnung geht dahin, daß eine Menge welthistorischer Mängel und Uebel ihr Ende erreichen werden, wenn erst die ganze Erde bebaut und bevölkert seyn werde. Bis dahin sey alles nur ein Fortschritt mit Hindernissen, fehlen noch die nöthigen Mittel, um alles Wünschenswerthe zu erreichen. „Ohne eine civilisirte Natur ist keine civilisirte menschliche Gesellschaft möglich, und unser Geschlecht kann von der Civilisation, d. h. von dem nach Beweggründen der Zweckmäßigkeit geordneten gesellschaftlichen Leben, nicht früher ganz umfaßt, das große Kunstwerk einer gebildeten Menschheit kann nicht früher dargestellt werden, als bis die ganze Oberfläche des Planeten den mannigfachen Culturzwecken entsprechend zu einem schicklichen Wohnsitze für eine so respectable Familie eingerichtet seyn wird.“ Das ist dasselbe Ziel, was General von Prittwitz in Berlin schon vor Jahren aufgestellt hat. Es ist der vollendete Optimismus, zu dem wir uns aus dem Grunde nicht bekennen, weil ihm das Vorurtheil zu Grunde liegt, der Mensch könne aus eigener Macht alle seine Schäden heilen und das Böse in ihm überwinden, sich selber erlösen, und das zweite Vorurtheil, der Himmel sey schon hier auf Erden zu suchen.

Um wieder auf die Sclavenfrage zurückzukommen, so äußert sich Fröbel darüber sehr billig und verständig. Indem er die Inferiorität der schwarzen Race anerkennt, will er keine unbedingte Freilassung, sondern nur eine bessere Behandlung und Erziehung derselben. Er erkennt an, die weiße Race werde die schwarze stets bevormunden müssen, aber er sagt, der Vormund habe nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Er schlägt demnach vor, der Neger solle Sclave bleiben, aber nicht verkauft werden dürfen, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, Mann und Frau solle bei ihm geschont werden. Gegen ungerechte und grausame Herren solle er Schutz finden.

Da Fröbel in Virginien seine Rechnung nicht machte, entschloß er sich, sein Glück in Nicaragua zu versuchen und fuhr zur See dahin. Hier ein kleines Seebild. „Eines Tages konnte ich zusehen, wie einer der grünen Fische einen fliegenden Fisch jagte. Ueber dem Wasser flog der letztere, immer eine Strecke weit in gerader Richtung, dann eine der leichten Wellen berührend, um einen Winkel zu machen, wie ein gehetzter Hase, — unter dem Wasser folgte der Raubfisch jeder Bewegung mit der gleichen Geschwindigkeit, und ich sah ihn unter der Oberfläche im Zickzack wie einen blaugrünen Blitz dahinfahren. Endlich war der fliegende Fisch erschöpft, er fiel ins Wasser, gerade vor dem Rachen seines Feindes. Fliegende Fische sahen wir übrigens nie bei vollkommen glatter See. Sie scheinen wenigstens eines schwachen Wellenschlages zu bedürfen, um sich erheben zu können. Bei bewegter See erhoben sie sich oft in ganzen Schaaren.“

In Nicaragua frappirte den Reisenden das spanische Leben. Hier ein Genre- und Naturbild. „In einem deutschen Privathause, in welchem ich später wohnte und wo wir eine schwelgerische Tafel führten, hatten wir für fünf Personen eine Köchin, eine Küchenmagd, einen Bedienten, einen Pferdeknecht, einen Bedienten des Pferdeknechts, und einen Jungen des Bedienten des Pferdeknechts. Wenn die Speisen aufgetragen wurden, bildete diese Dienerschaft eine Procession. Voraus die Köchin, mit bloßen Füßen in weißseidenen Schuhen, im Haare frische chromgelbe Blumen, den Reboso theatralisch über die Schulter geworfen, im Munde eine Cigarre, die Arme zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Höhe der Ohren emporgehoben, und auf jeder Hand eine dampfende Schüssel. In ähnlicher, wenn auch minder studierter Weise folgten die Uebrigen, bis auf den Jungen, der, seiner bescheidenen Stellung in dieser Bedienten-Hierarchie entsprechend, in nichts als einen Strohhut und ein von oben herab bis unter die Arme reichendes Hemd gekleidet war und das bescheidene Geschäft verrichtete, ein Gefäß mit Wasser zu tragen. Während dem Essen unterhielt uns eine Schaar von Chocollitos, welche um die Leckerbissen kämpften, die wir ihnen zuwarfen. Wir hatten zu einer Zeit zwanzig dieser kleinen Papageien in unserem Hofe. Die meisten derselben waren jung und hatten sich noch nicht paarweise zusammengefunden. Doch wie es mit diesem zarten Verhältnisse auch gestanden haben mag, es war ein männliches Individuum darunter, welches gewissenlos genug war, das eheliche Glück eines schon verbundenen Paares zu stören, und es gelang ihm, die weibliche Tugend zu verführen. Dies brach dem schwer gekränkten Gatten das Herz. Das Thierchen setzte sich, als ihm nach den letzten vergeblichen Versuchen, die untreue Gefährtin auf den Pfad der Pflicht zurückzuführen, sein ganzes Unglück klar wurde, einsam auf die Stange, auf der vorher das Paar, eng zusammengedrängt, die Nacht zuzubringen pflegte, und hier blieb es, ohne Speise oder Trank zu nehmen, unbeweglich sitzen, bis wir es eines Morgens darunter todt am Boden fanden.“

Die politischen Zustände Centralamerika's fand Fröbel heillos. Er gibt den Servilen allein die Schuld. „Die Liberalen entschieden sich nach der Emancipation der Colonien vom spanischen Mittelstaate für den föderativen Republikanismus nach dem Muster der Vereinigten Staaten, schufen demgemäß die ‚Republik von Centro-Amerika' — eine Föderation der fünf Staaten Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica, — gaben ihr 1824 ihre Constitution, schafften die Sclaverei ab, führten allgemeine Toleranz ein, gründeten und verbesserten Schulen, und begünstigten die Einwanderung und Niederlassung von Fremden. Diesem Föderalismus gegenüber, welcher den Kern des republikanischen Systemes ausmachte, erklärten sich die Feinde der Republik bald für den Centralismus, von dem sie hofften, daß er der Monarchie näher führen werde, bald für den Separatismus der einzelnen Staaten, welcher wenigstens die Vernichtung des Bundes zur Folge haben und damit die Republik machtlos machen sollte." Dazu kamen nun noch die Intriguen theils der Yankees, theils der Engländer, die in der Schwäche der spanischen Republiken ihren Vortheil sahen.

Fröbel kehrte nach New-York zurück und widmete sich dort der Presse. Was er über die großen politischen Parteien der Union sagt, ist sehr lehrreich. Der Schlüssel der Stellung liegt in wenig Worten: „Während die demokratische Partei im Staate nichts sieht als eine Vereinigung von Individuen zum Schutze ihrer Privatinteressen, erkennt die Whig- oder republikanische Partei in ihm eine Anstalt zur Erreichung allgemeiner sittlicher Zwecke." Die Grundsätze der Demokratie sind von Andrews, einem ihrer Häupter, in Folgendem gegeben: „Nicht nur die Religion, sondern auch die Moral eines Menschen geht die übrigen Menschen nichts an, außer insofern sie dadurch einen directen und reellen Nachtheil erleiden. Es muß dahin kommen, daß Alles, was jetzt Sache einer Regierung ist, dem individuellen Unternehmungsgeiste und der Concurrenz der Privatpersonen überlassen bleibt. Wie in manchen Staaten schon jetzt ganz oder theilweise das Schulwesen, Straßenwesen, Postwesen, so müssen es auch das Rechtswesen, das Kriegswesen, so müssen es alle Interessen der Gesellschaft werden. Das Postwesen, sagt Herr Andrews, wird schon jetzt durch die sogenannten Expreß-Compagnien besser besorgt, als durch die Post der Vereinigten Staaten. Hätte er sein Buch einige Jahre später geschrieben, so hätte er auch den Vorzug der Privatjustiz vor der vom Staatsorganismus ausgehenden Rechtspflege durch das Beispiel des Vigilanz-Comités von San Francisco beweisen können. Und was sind die modernen Flibustierzüge der Anglo-Amerikaner Anderes, als der Krieg in der Form des Privatunternehmens?"

Die Demokraten haben gegenwärtig das Uebergewicht theils durch die Sclavenstaaten, theils durch die deutschen Einwanderer. „Obgleich die freien Staaten der Union — beginnt derselbe — von Anfang an in Allem, was Civilisation und politische Kraft ausmacht, den Sclavenstaaten vorausgewesen sind, ist es eine Thatsache, daß die Sclavenhalter sehr bald die politische Controle über das Land bekommen und dieselbe seitdem behauptet haben. — Wie ist es geschehen, daß die reichen und gebildeten Männer des Nordens, welche von Natur bestimmt sind, dessen politische Führer zu seyn, sich durch eine in jeder Beziehung unter ihnen stehende Classe von Menschen, wie die Sclavenhalter, haben auf die Seite drängen lassen? — Dies ist eine interessante und an Belehrung reiche, aber nicht schwierige Frage. Die hervorragenden Männer des Nordens haben es versäumt, sich das Vertrauen der Massen zu erwerben und dadurch den Einfluß und die Stellung zu behaupten, welche sie zur Zeit Washingtons besaßen. Während sie sich immer als Gegner der demokratischen Principien bewiesen haben, auf welche bei der Losreißung von England unsere nationale Existenz gegründet wurde, warfen sich unter Jeffersons Führung die Sclavenhalter zu Vertheidigern dieser Principien auf, die sie zwar wenig geneigt seyn mochten, in ihren eigenen Staaten zur praktischen Geltung zu bringen, die sie aber in den nördlichen Staaten gegen die locale Aristokratie dieser letzteren in Schutz nahmen. So schufen sie sich eine Partei in dem Volke des Nordens, welches für die ihm gegen seine eigne Aristokratie gewährte Hülfe sich in unüberlegter Dankbarkeit bereit zeigte, der Aristokratie des Südens die Leitung der nationalen Angelegenheiten zu überlassen." Die eingewanderten Deutschen neigen sich der Demokratie zu, weil sie bei derselben Schutz finden, während die Whigs vom Einströmen so vieler Neulinge Gefahr besorgen. „Es liegt nämlich im Wesen des Whigsystemes, daß es die Entstehungsgeschichte der Vereinigten Staaten für geschlossen erklären möchte, während durch das demokratische System dieselbe offen, und damit die Union in ihrem inneren Leben gewissermaßen in einem dauernden Colonialzustande gehalten wird. Von diesem Punkte aus muß das Knownothingthum beurtheilt werden, wenn seine historische Bedeutung, die gewiß noch nicht vorüber ist, gewürdigt werden soll."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1¾ Thaler.

Sonnabend, N° 93. 21. November 1857.

## Sagenkunde.

1) Mythen und Sagen Tirols. Gesammelt und herausgegeben von J. N. Ritter von Alpenburg. Mit einem Vorwort von Bechstein. Zürich, Meyer und Zeller, 1857.

Eine sehr reiche Sammlung, die Arbeit vieler Jahre. Wir lernen daraus auch viel Neues kennen, wenn gleich alle solche Sammlungen Längstbekanntes immer wieder aus dem Grunde wiederholen, weil es überall im Volke verbreitet ist. Im vorliegenden Werke hat sich der Sammler das Verdienst erworben, genauer unter den verschiedenen mythischen Wesen der Tradition zu unterscheiden. Er sortirt uns die Riesen in mehrfache Unterabtheilungen, ebenso die Zwerge und Elben, die Spukgeister und Teufelsgespenster. Er hält sich sodann streng an die einheimischen Namen und läßt nicht zu, daß man mythische Namen, die im übrigen Deutschland, aber nicht in Tirol vorkommen, auf seine Heimath anwende. Das ist sehr löblich und in mancher Beziehung ein Gewinn für die Sagenkunde, hin und wieder aber unterscheidet der Verfasser doch allzu ängstlich und schafft ohne Noth neue Rubriken.

Zuerst von den Saligen, d. h. seligen Fräulein, die mit Frau Hulda ein tief im Gebirge verborgenes Paradies bewohnen, also Lichtelben, Holde (im Gegensatz von Unholden). „Zur Sommerzeit halfen die Seligen auf den Bergwiesen heuen, doch halfen sie nicht jedem, sondern nur den sittlich reinen Mähern. Wenn ein solcher das sogenannte ‚Rodnerinnen-Locken' übte, d. h. wenn er dreimal mit dem Wetzstein über den Rücken der Sense strich, was einen schrillen, weit ins Gebirge hallenden Ton gibt, so erschienen insgemein zwei Selige und streuten mit silbernen Rechen die Mahden zum schnelleren Trocknen auseinander. Das Rodnerinnen-Locken ist noch immer im Brauch, aber selige Fräulein kommen nimmer, nur rüstige irdische Dirndlen folgen noch dem eigenthümlichen Lockruf. Hulda und ihre Fräulein liebten vor allem Alpengesang, Heerdenglocken, Schallmeiengetön, Zitherweisen, und ganz im Gegensatze zu den Zwergen norddeutscher Sagen, die wegen zu vielen Glockenklanges ganze Gegenden verließen, liebten jene Wesen auch den Klang der Kirchenglocken. Ihr Mythus bequemte sich frühzeitig dem Christenthum an; sie ehrten auch das heilige Kreuz, Wanderer haben zum öftern selige Fräulein unter einem Kreuze schlummernd gefunden; wer dann niederkniete, ohne sie aufzuwecken, und still für sie und sich ein Vaterunser betete, der band das Glück an sein ganzes Leben. Dafür gewährte aber auch hinwiederum das Kreuz den seligen Fräulein Schutz, zumal in der späteren Riesenzeit, wenn ein grimmer Riese sie verfolgte. Wenn dann eine Selige fliehend zu einem Kreuze eilte und es umklammerte, oder auf einen Baumstrunk sprang, auf dem drei Kreuze eingehauen waren, so mußte der Riese alsbald von ihrer Verfolgung abstehen. Dieser Zug ist eine ganz getreue Wiederholung der Moos- und Holzweibelsagen im Voigtland und im Fichtelgebirge, welche der wilde Jäger jagt, und die er verschonen und unergriffen lassen muß, wenn ihnen gelang, einen mit drei Kreuzen versehenen Holzstock zu erreichen. Deshalb hacken auch noch immer gewisse Holzknechte und Holzarbeiter drei Kreuze auf solche Baumstrünke, namentlich im Vintschgau."

Von dieser lieblichen und zarten Art begegnen uns hier noch viele Sagen. Unter den Riesen unterscheidet der Verfasser mehrfache Gattungen, z. B. die Fanggen als rauhhaarige Riesenweiber, gleich der rauhen Else. Eine besondere Gattung bilden die Runsen. „Vergebens mag Einer mythologische Wörterbücher und dergleichen Machwerke nach dem Worte Runsa nachschlagen, vergebens bei unsern Mythographen danach fragen gehen,

was Runsa sey? Im besten Falle erläutert ein sprachliches Wörterbuch das Wort durch Rinne, Rinnsal, folglich auch Quelle, und figürlich die Blutquelle einer geschlagenen Wunde, daher blutrünstig, und dann sind wir an der Grenze unseres Witzes. Die Runsa ist ein häßlicher Alpenunhold von schreckbarer Gestalt" 2c. Hier hätte der Verfasser doch wohl an die im Wolfdietrichsliede vorkommende schreckliche Riesin Runze denken dürfen.

Die schon von Börner in seinen schönen Sagen aus dem Orlagau gehörig gewürdigte Mutter Perchta, die mit ihrer zahllosen Heimchen- oder Kinderschaar am Perchtentage (6. Januar) durch die Länder geht, kehrt auch hier wieder und zwar werden hier mehrere Sagen von ihr mitgetheilt, die unsre Vermuthung, daß unter den Heimchen die beim Jahresbeginn ins Leben gerufenen Keime, Embryonen des künftigen Jahres zu verstehen seyen, sehr bestätigt. Die Frau Perchta kommt im Mittelwinter mit den Ungebornen des neuen Jahres, während das wilde Heer die Todten des vergangenen Jahres davonführt. Hier die Sagen: „Ein Sohn des Hechenblaikner Hofbauern kam einst spät in der Gömnacht nach Hause und führte sein Roß zur Tränke; da sah er die Perchtl mit dem Kinderheere über den Hof und vorüberziehen; alle Kindlein trugen weiße Hemden, als Zeichen ihrer Unschuld, und das Hemdchen des letzten Kindes war etwas zu lang, daher trat das Kindlein immer hinein und war in seinem Gange gehemmt. Da rief der Knecht: Huderwachl hint'nnach! Geh her, i will dir das Hemat (Hemde) hinaufbinden — und das Kind kam auch, und der junge Bauer nahm ein Strumpfband und band dem Maidlen das Hemdchen hinauf; das Kind aber sprach: Jetzt dank' i Dir schön, jetzt hab' i einen Namen! und verschwand. Und da drehte sich die alte Perchtl auch um, die schon ein gutes Stück voraus war und rief: Hab Dank, Bueb, daß du den armen Huderwachl durch Namengebung derlöst hast! Und dafür sollt ihr auf dem Hofe hier gesegnet seyn bis ins neunte Glied und auf den neunten Stamm! und damit zog sie von hinnen. — Ein Bub vom Zulehen-Hof sah den Zug, war aber gar keck und hob der Perchtl selbst einen Fetzen ihres zerlappten und zerlumpten Rockes, der nachschleifte, in die Höhe, indem er ausrief: Hudawachtl hint'nnach! — Indem der Bub diese wenigen Worte sprach, war die Perchtl, die so langsam zu schreiten schien, schon weit hinter Alpbach hinaus und schritt übers Hödl, am Thierberg hinauf zum Uebergang nach Thierbach. Der Bub wischte sich die Augen und konnte kaum glauben, was er sah, es war aber doch so. Und von der Higna bis zum Hödl sind nahe an drei Stunden Weges, die war die Perchtl während der zwei Worte gegangen. Das Wort ‚Hudawachtl oder Huderwachl' würde hochdeutsch ‚Haderwackel' lauten. ‚Huder' sind alte Hemden oder sonstiges Gelumpe, und ‚wackeln' steht für ‚wehen im Winde'. Des Kindes Dank in der zweiten Sage hat die tiefe Bedeutung, daß es nun, weil es, wenn auch nur einen Scherznamen, doch einen Namen erhalten, so glücklich war, aus der Reihe der ‚ungetauften', folglich ‚namenlosen' Seelen zu scheiden, wodurch es Gott ‚vom Mund auf in den Himmel' aufnahm." Das Gewand der Unschuld, die Namenlosigkeit charakterisirt die Kinder als noch Ungeborne. Das rasche Dahinschweben des Zuges bezeichnet die Großartigkeit der Erscheinung. Es gilt die ganze Erde, der kleine Hof verschwindet vor der Größe der Bewegung. Daß die Seele durch Namengebung gleich in den Himmel zurückkehrt, scheint zu beweisen, man habe sich die Seele als (auf der Milchstraße) vom Himmel herkommend gedacht, als zur Erde übergehend in einen Verbannungszustand, als gefallene Engel nach dem uralten Glauben der Perser.

Im Zwergen- und Elbengeschlecht macht der Verfasser wieder zahlreiche Unterschiede, wählt jedoch im Wesentlichen von ihnen nur dieselben meist humoristischen und neckischen Sagen, wie sie auch anderwärts vorkommen. Eine besondere große Rubrik widmet er den Butzen und Spuckgeistern, die als arme Seelen und verdammte Menschen zu ihrer Strafe umgehen müssen. Daß er auch die Schlangenjungfrauen S. 193 zu dieser Rubrik zählt, ist ein Fehler. Diese mythischen Wesen, die schon Herodot bei den Skythen fand, sind keine Gespenster.

Wieder eine besondere Rubrik umfaßt die schönen Alpensagen von versunkenen Matten, reichen Dörfern 2c., deren Besitzer sich ihr Verderben durch Geiz, oder Uebermuth und Gottlosigkeit zugezogen. Am eigenthümlichsten ist die Sage vom Oetzthalgletscher S. 240. Hier war einst das reiche Dorf Tannen-Eh', wo alles in Hülle und Fülle war, wie im Paradiese, die Reichen aber übermüthig wurden und bei einer großen Hungersnoth die Armen verderben ließen. „Die Armen litten unsäglich, aber die Reichen verschloßen Truhen und Vorrathskammern und gaben den um Brod flehenden Armen lose Reden. Sie seyen doch nichts als ein ganz miserables Volk, und sollten in Gottes Namen sterben, das sey das beste für sie, da kämen sie stracks ins Himmelreich. Und Viele starben aus Hunger dahin. Da kam der Spätherbst, und da fiel ein Schnee, und fiel höher und immer höher, bis an die Fenster, bis an die Dächer, bis über die Dächer. Da läutete die große Glocke um Hülfe, aber durch das dichte Schneegewölke drang

kaum ihr Schall, und es kam keine Hülfe herauf nach Tannen-Eh', denn drunten in den Gründen rings umher wohnte nur armes Volk, das die Reichen droben gedrückt und gedrängt hatten. Und der Schnee fiel immer dichter und dichter, just so lange, als es bei der Sündfluth geregnet hatte. Niemand sah mehr eine Spur von Tannen-Eh' und seinen Bewohnern. Aber der riesige Thurm, den sah man später noch weit und breit, nur daß er von Eis ganz überglast war und wie eine Silbernadel hinauf nach dem Himmel wies, von wo herab die göttliche Strafe gekommen war. Diese eisumstarrte Felsennadel ist der Oetzthal-Ferner. Der Schnee, der Tannen-Eh' bedeckte, ist zum Oetzthalgletscher geworden."

Sehr reich sind hier auch die Teufels- und Hexensagen vertreten. Doctor Theophrastus, der im benachbarten Salzburg begraben liegt, spielt eine große Rolle als Zauberer. Hier die Sage von seinem Tode. Er wollte sich im Alter verjüngen durch ein Zauberpulver. „Er gab seinem Diener das Pulver und gebot ihm: ‚Wenn ich gestorben seyn werde und erkaltet, so zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in diese eherne Truhe, streue dieses Pulver oben darauf, und öffne nach neun Monaten erst, und keinen Tag früher, das Gefäß. Dafür soll dir reicher Lohn werden.' Der Doctor starb, die Goldtinctur lag, damit kein Nachfolger sie besitze, im Inn, dessen Wasser noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz strahlt, und der zerhackte Leib des Wundermannes lag in der Truhe. Aber leider ließ die Neugierde den Diener nicht ruhen. Er öffnete schon nach sieben Monaten die Truhe, und erblickte mit Schreck in ihr eine menschliche Sieben-Monatsfrucht, die krümmte sich und starb vom Zutritt der kalten Luft."

Zum Schluß eine Menge Aberglauben z. B.: „Im Gehirn liegen drei Blutstropfen neben einander. Fällt der linke Blutstropfen herab, so wird des Menschen linke Seite gelähmt; der rechte, so trifft die rechte Seite der Schlaganfall. Fällt der mittelste Blutstropfen, so bleibt der Mensch auf der Stelle todt. — Von großer Wichtigkeit werden in Tirol die Gemskugeln, eine Art Bezoarstein, gehalten. Nicht selten findet man im Innern der Gemsen Kugeln, welche von Haaren zusammengewurzelt und rund oder etwas oval sind. Mit diesen Gemskugeln kann man sich gfrorn (schußfest) machen. Wenn sie wirksam seyn soll, so muß man eine solche Kugel zum Meßopfer bringen, ohne daß der Geistliche davon etwas weiß. Man verbirgt sie unterm Hochaltar, so wird die Messe darüber gelesen. Andere sagen, man finde, obwohl selten, im Munde geschossener Gemsen einen runden Stein von schwarzer Farbe. Wirft man diesen gegen eine Mauer, so macht er ein Loch, daß man bis hinein ins Innere sehen und alle Geheimnisse des Hauses wissen kann. Die Gemsenkugeln sind wichtig, wie kein anderes Ding im Lande, die Jäger und sympathetischen Bauerndoctoren und die Bauern führen sie in der Hausapotheke. Mit einer Gemskugel im Sack hat man einen Universaltalisman für Seele und Leib gegen die Uebel der Natur, wie gegen böse Geister. — Die Gemsjäger geben daher ihren Weibern auch Eichhörnchenfleisch zu essen, wenn sie einen kleinen Jäger erwarten. Ein solches Knäblein wird dann schon von klein auf auf Klippen und Felsenspitzen lustig und ohne Gefahr klettern."

Beiläufig gesagt heißen die Kröten Brotzen und man glaubt von ihnen, sie hüteten Schätze oder hätten einen kostbaren Edelstein im Kopfe. Daher der Uebelname Geldbrotzen für reiche Dummköpfe.

Eine gar hübsche Sage von der Eiche S. 391. „Der Teufel versuchte einstmals Gott Vater und wollte, daß er ihm eine Bitte gewähre. Gott der Herr versprach, sobald den Eichen alle Blätter würden abgefallen seyn, wolle er die Bitte gewähren. Der Teufel war darüber froh und wartete den Herbst ab, aber die Blätter fielen nicht. Es kam der Winter — die Blätter fielen noch nicht ab, obschon sie ganz gelb und braun im Winde rauschten. Als der Frühling kam, wuchsen wieder neue grüne Blätter, und als diese ziemlich stark waren, fielen erst nach und nach die vorjährigen ab. Da sah der Teufel, daß seine Bitte niemals in Erfüllung gehen werde, weil vom Eichenbaum nie alle Blätter abfallen. Das erzürnte den Teufel dermaßen, daß er in die Eichenbäume wüthend fuhr, und mit den Krallen die Blätter zerfetzte. Und bis jetzt trägt der Eichenbaum seine Blätter durch den Winter, bis die neuen stehen, und das Laub zeigt noch die zerschlitzten Blätter von den Teufelskrallen." Ein schöner Glaube vom Hollunderbaum: „Stirbt ein Hausvater, dann trägt man ihm von dem lieben Hollunderbaum ein einfaches Kreuz vor der Bahre, ‚Lebelang' geheißen. Das ist eines der schönsten Freundes- und Liebeszeichen und nützt dem Todten zum letzten Gang. Daher beeilen sich namentlich die Nachbarknaben, gleich auf die Todesbotschaft ein solches anzufertigen, und wer das erste bringt, wird mit Dank begrüßt. Es herrscht der Glaube, daß ein solches Hollunderkreuz, auf das Grab gesteckt, lange fortgrüne, wenn der Verstorbene wirklich selig geworden."

2) Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert von E. L. Rochholz. Zweiter Band. Aarau, Sauerländer, 1857.

Ueber den ersten Band vgl. unsre vorjährigen Blätter Nr. 55. 56. Auch dieser Band ist wieder außerordentlich reichhaltig. Kaum hat je ein Sammler aus einem verhältnißmäßig kleinen Bezirk so viel Material zusammengebracht und es mit so umfassendem Fleiß erörtert.

Die erste Rubrik umfaßt die Zauberthier-Sagen von Drachen, dämonischen Stieren, Pferden, Hunden, Katzen, Hasen rc. Die zweite: brennende Männer, Irrlichter rc., meist Seelen von Frevlern, welche die Grenze verrückt hatten rc. Die dritte: Rechtssagen, uralte Sagen von der Entstehung localer Rechte und Freiheiten. Die vierte: Zauberei und Hexenwesen. Die fünfte: Heiden- und Römerbauten. Die sechste: Legenden und Märchen. Die siebente und letzte: Geschichtliche Sagen, die Erbauung der Habsburg rc.

Einzelne Partien sind mit besonderem Fleiß behandelt, z. B. der alte Volksglaube vom Wirbelwinde S. 184 f. Das Vorkommen des Hirsches in der Volkssage S. 189: „Unter der Landbevölkerung von Schinznach und Brugg, soweit sie dem linken Aarufer und den nächsten Jurahöhen angehört, hört man jetzt noch den Tod Alahirzi nennen, in nachläßigerer Aussprache auch Alehizzi. Dieser Name hat noch außerdem die allgemeine Bedeutung von Tod und Teufel. Entsprechende Wortbildungen sind in derselben Mundart: Algrind, Dickkopf; alhübisch, algroß: ein starker oder hübschgewachsener Bursche (ahd. alafesti, firmissime). Stalder kennt auch alleblind (stockblind), allebuscer (munter). Der erste Theil obigen Namens erweist sich also als eine sinnverstärkende Partikel, wie sie schon in den ältesten Sprachresten vorkommt. Goth. ala = omnium, inter omnes. (Maßmann Skeireins VIII b.) ala-thuma, der ganze Daumen, entgegen der verstümmelten Hand (Merkel Lex Salica XL.) ala-rûn, mandragora (Graff 2, 523), die Allerforschende, die alles Geld ausbrütende Schatzkröte. almeinda, compascuum, v. J. 1207. alemêne ager compascuus, König Rother, Vers 5125. (Haupt, Ztschr. 8., 392). Alahirzi erscheint demnach ganz gleich gebildet, wie die geschichtlichen Eigennamen Alareiks (omnipotens) Alamôds, Alaman (vir eximius). So sagt man auch Allermannsbirsch, Allium victorialis, und die Alte Fasnacht hieß sonst Allermanns-Fasnacht, gegenüber der Herren- und der Frauen-Fasnacht, welche beide auf verschiedene Tage fielen. Demnach wäre die Bedeutung des Wortes Alahirzi buchstäblich der Ganzhirsch, und in so ferne ein Verlaß ist auf nachfolgende Stelle, wäre er auch der Königshirsch. Vopiscus in Aureliano 33 gedenkt nämlich eines gothischen Königswagens mit Hirschen bespannt: fuit alius currus quatuor cervis junctus, qui fuisse dicitur regis Gothorum. Grimm, RA. 263. Das a und e der Wortmitte ist dabei Compositionsvocal, wie bei Alemann (Grimm, Gramm. 2, 628). Was ist dies nun für ein Hirsch? Das Volk im Jura wird darauf antworten, der ‚Holzhirzi', also jener die Seelen in den Wald abholende Todesgott. Dieser hieß sonst auch Holzmeier (Myth. 811), und derselbe Name kommt mhd. dem Todtengräber zu: Ziemann Wb. Holzweiblein ist altbayrisch das Waldgespenst (Schmeller, Wb. 2, 190) und in Sachsen heißt es Buschgroßmutter (Sommer, thüring. Sag. pag. 167). Auch hiefür hat unsere Sprachgeschichte den fränkischen Eigennamen Electrudis, gegenüber dem ahd. Alahtrut, Waldpriesterin. Daß nun der Todesgott früherhin ein Holzhirsche genannt war, dies erweist sich aus dem Todtentanz der Brüder Conr. u. Rud. Meyer, Zürich 1650. Daselbst auf Bl. 53 fährt der Todesgott in einem Wagen, dem zwei Hirsche vorgespannt sind, dem nahen Walde zu. Wir haben also an dem einen Namen Alahirzi und Holzhirsche sowohl einen reitenden, als einen fahrenden Todesgott, und dies ist ein Zeugniß für die besonders hohe Würde, welche ihm im Glauben zukam." Der Verfasser geht dann noch weiter zu den vielen Sagen über, in welchen der Hirsch als Todesbote erscheint, den Jäger in eine unbekannte Ferne lockt, aus der er nicht wiederkehrt rc., und zu den Volksfesten in der Wintermitte, bei denen Einer als Hirsch verkleidet eine große Rolle spielte.

Merkwürdig ist ein Schwank vom h. Petrus S. 309. Daß unter Petrus hier, wie in so vielen andern Sagen, in denen er mit Christus wandernd eine etwas lächerliche Rolle spielt, ein älterer heidnischer Gott verstanden werden muß, von dem alte Volkserinnerungen nur in die Legende übertragen wurden, ist bekannt. Dagegen scheint es uns mißlich, daß der Verfasser S. 307 auch unter dem ewigen Juden nur den wandernden Wuotan verstehen will. Die Sage vom ewigen Juden ist eine specifisch christliche und hat ein Motiv, welches mit dem alten Heidenthum nicht in Berührung kommt.

Daß Herr Rochholz seine reiche Sammlung durch ein sorgfältiges Register am Schluß noch brauchbarer gemacht hat, ist sehr dankenswerth.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, **Nº 94.** 25. November 1857.


## Volkskunde.

Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild von W. H. Riehl. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag, 1857.

Riehl, der das Volk besser kennt und beurtheilt, als viele, die dasselbe regieren oder die für dasselbe Gesetze machen, entwirft uns in vorliegendem, ziemlich umfangreichen Buche ein sehr anschauliches und klares Bild von der bayrischen Rheinpfalz.

Dieses unser kleines deutsches Grenzländchen befand sich seit den Siegen der französischen Republik bis zum Sturze Napoleons unter französischer Herrschaft und hat heute noch den code Napoleon, den das Volk sehr hoch hält. Auch in dem, was man Bildung und öffentliche Meinung nennt, hat der Pfälzer einen gewissen französischen Schliff. Allein die gute deutsche Natur verleugnet sich doch bei ihm nicht. Sie hat sich im Familienleben und in der Häuslichkeit bewahrt. Das Volk ist viel besser, als man erwarten sollte, nachdem so viel Kriegselend, Verheerung, so viel Mißregierung, Pfaffenregiment und härteste Intoleranz, dann wieder die seichteste Aufklärerei und Frivolität darüber gegangen sind. Die größere Auflockerung, die man hier findet, schreibt sich schon aus früherer Zeit her. Der Volksstamm ist nicht rein, sondern aus Franken und Alemannen gemischt. Die Confessionen haben in der Pfalz unter despotischem Druck mit unnatürlicher, ja schrecklicher Schnelligkeit gewechselt und stehen sich heute noch gegenüber. Auch Boden und Lebensweise sind hier sehr mannigfach, der Rheinbauer kämpft mit dem Strom, wie der Holländer mit dem Meere. Dann folgt reiches Ackerland, reiches Weinland, zuletzt armes Wald- und Bergland.

Das größte Lob der Pfälzer ist, daß sie sich weder durch die Gegensätze und Wechsel im Innern, noch durch die erschütternden Stöße von außen haben ermüden und erschöpfen lassen. Mit der zähesten Ausdauer und durch unendlichen Fleiß haben sie alles öffentliche Elend immer rasch wieder überwunden. „Die Pfälzer gehören zu den fleißigsten Landwirthen Europa's; ein gesegneter Boden begünstigt diesen Fleiß. Doch genügt dies nicht, die glänzenden Resultate der pfälzischen Wirthschaft zu erklären. Es kommt noch die fränkische glückliche Hand dazu, die Beweglichkeit, der Fortschrittsbetrieb, der Rationalismus des Franken. Der schwäbische Bauer ist nicht so hitzig, dagegen vielleicht noch zäher in seinem Fleiße wie der Pfälzer, aber er ist nicht so flink, nicht so gewürfelt, er hat jenen schlagfertigen fränkischen Mutterwitz nicht, für welchen der Pfälzer ein ganz eigenes Wort besitzt: er ist nicht so ‚schlitzöhrig'. Andere sprechen ‚schlitzhärig' und meinen, es bedeute einen Haarspalter. Das trifft aber den Sinn nicht, und der grübelnde Schwabe wäre viel mehr ein Haarspalter als der Pfälzer. Wer so praktisch pfiffig ist, wie Einer, dem der Büttel schon einmal die Ohren geschlitzt hat, ist schlitzöhrig, ein ‚durchtriebener' Schlaukopf. Kraft dieser angestammten Lebensklugheit hat sich der Franke in der Pfalz, am Mittelrhein und Untermain den Boden dienstbar gemacht wie kein anderer deutscher Stamm. ‚Dem Pfälzer kalbt selbst der Ochs.' Der französische Marschall Grammont erzählt uns in seinen Memoiren, wie er zehn Jahre nach dem westphälischen Frieden durch die Pfalz gereist sey und das Land, welches er zwei Jahre vor dem Frieden als ein von Grund aus verwüstetes geschaut, nun wieder aufblühend und bevölkert gesehen habe, ‚als sey niemals Krieg gewesen.“ S. 111.

Bei dieser Rührigkeit sind die Pfälzer geistesmunter, mutterwitzig, gescheidt, aber ihr Geist geht nicht sehr in die Tiefe. Sie haben zu der literarischen und arti-

stischen Größe Deutschlands kein Contingent gestellt. Sollte das ihnen zum Vorwurf gereichen dürfen? Wir glauben nicht. Herr Riehl findet darin einen demokratischen Zug. Die Pfälzer sind einander zu gleich, als daß sich unter ihnen aristokratische Geister hervorthun könnten. „Es stimmt zu dem demokratischen Zuge des Rheinpfälzers, daß sein Land eine der bildsamsten und verständigsten deutschen Volksgruppen beherbergt, aber innerhalb derselben ragen seit Jahrhunderten nur wenige berühmte Männer hervor und kaum ein großer Name." Der Verfasser charakterisirt desfalls den Gegensatz, in dem die vorzugsweise schon fränkischen Pfälzer zu den unbeholfeneren, aber viel tiefsinnigeren Schwaben, zu den Altbayern und zu den Niederrheinländern stehen. Es ist in der That auffallend, wie viel mehr altkatholische Romantik sich am Niederrhein im Volk erhalten hat, als am Oberrhein.

Wir übergehen die ausführlichen Betrachtungen, welche der Verfasser über die alten Bauten in der Pfalz anstellt. Hier nur eine orientirende Bemerkung: „Es gibt drei Haupt- und Stammdenkmale, welche maßgebend wurden für die typischen Formen der ganzen pfälzischen Architekturzone: der Speyerer Dom für den romanischen Kloster- und Burgbau; die Katharinenkirche zu Oppenheim für die spätgothischen Dorf- und Stadtkirchen und das Heidelberger Schloß für die pfälzischen Paläste der Renaissancezeit." Im Allgemeinen aber herrscht der ältere romanische und der spätere Renaissancestyl in der Pfalz entschieden über das Gothische vor. Das findet Herr Riehl in Uebereinstimmung mit der nüchternen Auffassung kirchlicher Dinge.

Sehr ausführlich wird nun insbesondere die Wohnung, die Küche und Kleidertracht des Pfälzers beschrieben. Im Hause ist hier noch das meiste vom guten Alten geblieben. Aber die Eisenbahnen, die Nord und Süd in so nahe Berührung bringen, werden auch hier bald vieles umändern. Folgende Bemerkungen werden gewiß alle Leser interessiren: „Während vor sechzig Jahren die Strömung von Westen nach Osten neue Elemente in die deutsche Küche brachte, ist jetzt vielmehr durch den Austausch süd- und norddeutscher Lebensgewohnheiten eine wahre Revolution unserer provinciellen Nahrungsweise eingeleitet. Man kann dies in dem so leicht empfänglichen Uebergangsgebiete der Pfalz besonders deutlich wahrnehmen. Nord- und mitteldeutsche Kost gewinnt von Jahr zu Jahr neuen Boden im Süden. Das schwäbische Brod macht in der Pfalz entschiedene Rückschritte gegenüber dem vordringenden fränkischen. Ja seit einigen Jahren wird selbst in Stuttgart versuchsweise fränkisches Schwarzbrod gebacken. Die sogenannten Frankfurter Würste verdrängen in den oberdeutschen Städten sichtbar die alten volksthümlichen Wurstgattungen, während die altberühmten Regensburger, Lindauer, Augsburger Würste schon in Mitteldeutschland kaum mehr dem Namen nach bekannt sind. In der Pfalz herrscht die fränkische Wurstbereitung schon ganz ausschließend; sie steht auf gleichem Princip mit der norddeutschen. Schon an einer Frankfurter Bratwurst kann man alle Hauptzüge norddeutscher Fleischkost demonstriren: rohes Fleisch, geräuchert, mäßig zerhackt, stark mit Speck vermischt, das Ganze nur flüchtig in siedendes Wasser getaucht; — dagegen zeigt schon eine ganz nachbarliche Karlsruher Knackwurst die Grundzüge schwäbisch-bayerischen Geschmackes: stark durchgekochtes Fleisch, klein zerhackt, mäßig mit Speck vermischt, fest zusammengepreßt, wozu dann im eigentlichen Oberdeutschland wohl gar noch ein Beisatz von Mehl oder geriebenem Weißbrod kommt. Denn die provincielle Vorliebe für Mehlspeise erstreckt sich dort selbst bis in die Würste. Wie zu unserer Großväter Zeit recht als ein Siegeszeichen der aus Westen eindringenden Revolution die französische Cotelette in ganz Deutschland sich einbürgerte, so ist jetzt das englisch-norddeutsche Beefsteak bis in die Städte unserer Hochalpen vorgedrungen, während wir dem Norden keine unserer volksthümlichen Speisen zu ähnlich allgemeiner Herrschaft zurückgeben konnten." S. 261.

In der Pfalz haben sich unter 128,000 Familien nur zehn adelige erhalten. Auch das charakterisirt ihre gesellschaftlichen Zustände (S. 333). Auch fehlt eine größere Stadt, es fehlen sogar die großen Bauern. Im Durchschnitt gibt es lauter kleine Besitzer, die bei großem Fleiß auch auf einem sehr beschränkten Boden leben können. „Vielleicht gibt es keinen Winkel Deutschlands, wo die Bodentheilung zu solcher Consequenz durchgeführt wird, wie in den so musterhaft bebauten Gauen der Vorderpfalz, namentlich im Landcommissariate Frankenthal. Mehr als ein Dritttheil aller Grundbesitzer nennt hier nicht einmal ein ganzes Tagewerk sein eigen; ein weiteres Viertheil besitzt nur 1 bis 3 Tagewerk. Viele Leute halten Vieh, ohne eine Scholle Landes zu besitzen, andere haben Aecker aber kein Vieh. Allein die Bodengüte und die Sorgfalt der Ausbeutung ist so groß, daß oft ein Ackergütchen schon einen wohlhabenden ‚Mittelmann' macht, welches anderswo nur einen bäuerlichen Proletarier ernähren würde, und man kann hier bei einem Landbesitz schon als ‚Großer', als ‚Landwirth', ‚Oekonom' oder ‚Gutsbesitzer' mit allem Fug auftreten, während man anderwärts mit demselben

Gutsumfang kaum einen ordentlichen Bauer vorstellen würde.“ S. 341.

Da nun aber doch das schon so sehr in Güter zerstückelte Land bei der Zunahme der Bevölkerung nicht ausreicht, so erklären sich daraus die immer wiederkehrenden großen Auswanderungen aus der Pfalz. Auch fehlt es nicht an einem zurückgebliebenen Auswurf der Gesellschaft. Generalstabsprokurator Schmitt in Zweibrücken sagte bei Eröffnung der Assisen 1853: „Die Verwilderung im Schooße der Familie nährt und steigert den Hang zum Müßiggange und ertödtet alles sittliche und religiöse Gefühl. Mehrfach ist vorgekommen, daß Diebe nach eitler Verprassung des gestohlenen Gutes zur Haft und Strafe sich selbst beanzeigt haben, um in den Gefängnissen einen Ort der Ruhe und ihnen zusagenden Aufenthalt in Gesellschaft anderer Uebelthäter und frei von Nahrungssorgen zu finden. Ein Mann, der, demselben Hange folgend, ein Delict verübte, um ins Gefängniß zu kommen, wurde mit 6 Monaten Haft belegt; kaum aus dem Straforte entlassen, verübte er dieselbe That, erstand dafür neunmonatliches Gefängniß, beging dann unmittelbar nach seiner Freilassung dasselbe Deliet in noch grellerer Weise und ließ sich zum drittenmal verhaften. Ob er nach Erstehung der ihm jetzt zugemessenen Strafdauer von einem Jahre gebessert wiederkehre, ist nach meinen bisherigen Erfahrungen wohl mehr als zweifelhaft. Sein Beispiel fand nicht Abscheu unter einer gewissen Klasse von Menschen, sondern Nachahmung; in derselben ausgesprochenen Absicht, ins Gefängniß zu kommen, verübten vier andere verworfene Subjecte dieselbe That; einer von diesen Auswürflingen hatte sogar die unsägliche Frechheit, daß er dem Strafgerichte in öffentlicher Sitzung seine Absicht, die That nach erstandener Strafe zu wiederholen, förmlich ankündigte, eine Frechheit, für welche eine angemessene und wirksame Strafe die Gesetzgebung der Pfalz nicht darbietet.“ S. 364.

Einen sehr düsteren Schatten werfen auch die großen Wucherprozesse auf die Pfalz. „Im Januar 1852 begann der erste Wucherprozeß vor dem Bezirksgerichte Frankenthal, und binnen drei Jahren hatte jenes Gericht 15 solcher Prozesse, darunter einige riesenhafte zu entscheiden. Nahe an 700 Fälle wurden dabei erwiesen, in welchen das Vergehen des Gewohnheitswuchers vorlag und 19 Beschuldigte wurden in eine Geldstrafe von beiläufig 150,000 Gulden verurtheilt, wovon etwa die Hälfte eingezahlt worden seyn dürfte. Die Geldstrafen aber, welche in dieser Frist in der ganzen Pfalz wegen gesetzwidrigen Wuchers erkannt wurden, schätzte man auf beiläufig 300,000 Gulden.“ Damit hängt die große Anhäufung von Juden in der Pfalz zusammen. Der Jude arbeitet in der Regel nicht, sondern weiß sich durch allerlei Mittel den Erwerb vom Fleiße der Christen anzueignen. „In der bayerischen Rheinpfalz ist von je 37 bis 40 Menschen Einer mosaischen Glaubens, im Kanton Grünstadt sogar Einer unter Dreizehn, und im Dorfe Steinbach bei Waldmoor nahezu Einer unter Dreien. Es ist ein Wahrzeichen des Landes, daß die Vogesenkette hier einen ‚Mosesberg‘ hat, und dazu ein ‚Mosesthal‘ und einen ‚Mosesbruch‘ — drei Punkte, die in einem wahren orographischen Ghettowinkel liegen, in der Wüste, nicht im gelobten Land, am Saum der Frankenweide, des rauhesten und dorfärmsten Gebirgsrückens. Als die Stadt Ludwigshafen noch keine Kirche, keinen Kirchhof und kein Straßenpflaster gehabt, hatte sie doch schon eine ‚Judengasse‘ — auf dem Stadtplan wenigstens.“

Schließlich noch eine Charakteristik der in der Pfalz immer noch vorherrschenden religiösen Gleichgültigkeit. „Ein Vers, der zu unserer Väter Zeit mit einer charakteristisch spöttischen Melodie noch viel gesungen ward, zeichnet die drei pfälzischen Religionsparteien folgendergestalt:

Die Calvinisten
Sind gar keine rechten Christen:
Die Katholiken
Stecken voller Ränk' und Tücken;
Und die größten aller Ochsen
Sind die luther'schen Orthodoxen.

Da hier jede Confession ihren Hieb kriegt, so könnte man meinen, es habe wohl ein Pfälzer Jude diesen Vers aufgebracht. Er ist aber ganz gewiß christlicher Abkunft, ein Zeugniß des Humors der pfälzischen Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert, die hier in ihrer Weise ausruft: ‚Eure Ringe sind alle drei nicht echt.‘“ Wir glauben nicht, daß die Stimmung auch der späteren Pfälzer, z. B. am Hambacher Fest und bei den Volksversammlungen 1849 eine kirchlichere gewesen ist. Die Gedichte Nadlers in Pfälzer Mundart sind als treue Spiegel jener Zeit übrig geblieben. „Die besten Gedichte Nadlers sprechen eine ganz besondere Zeitstimmung aus, ja viele gehören offenbar in das Gebiet der Tendenzpoesie. Es ist der vormärzliche pfälzische Liberalismus, den wir hier mit Händen greifen, der Begeisterungsjubel freisinniger Zweckessen und Zweckräusche, die Wichtigthuerei mit weltbewegenden Kammerreden, Ausschußvorträgen und Zeitungsartikeln, das ganze südwestdeutsche politische Gebummel und Gebrummel der Jahre 1846 und 47, dazu der Zopf klein-

städtischen Gemeinderegiments und krähwinkeliger Bürgerwehrfatalitäten, endlich aber auch manche Züge echten und unverwüstlichen Volkslebens in bunten Bildern. Da Nadler als Satyriker über jenen Bewegungen steht, die er schildert, so weiß er besonders die dem pfälzischen Idiom so auszeichnend eigenthümliche satyrische Schneide scharf zu wetzen und den Wortschwall hohler politischer Phrasen gleichsam in und mit der Muttersprache der liberalen Bummelei lächerlich zu machen."

Das Endergebniß der Betrachtung ist für uns, daß man sich der trefflichen Volksnatur, die den Pfälzern auch unter großen Uebeln und Verführungen treu geblieben ist, erfreuen, ihnen aber doch eine wenigstens allmählige Erlösung von der Trivialität des gebildeten Zeitbewußtseyns wünschen soll.

## Conversations-Lexikon.

Herder's Conversationslexikon. Kurze, aber deutliche Erklärung von allem Wissenswerthen ꝛc. Fünf Bände. Freiburg im Breisgau, Herder, 1857.

Mit dem fünften Bande ist dieses Werk nunmehr vollendet. Seine Concurrenz mit früheren berühmten Werken dieser Art hat eine andere Berechtigung, als die einer gewöhnlichen Buchhändlerspeculation. Bei dem Einfluß nämlich, den dergleichen weitverbreitete Handbücher auf die Lesewelt zu üben pflegen, und bei dem bislang an ihnen haftenden Monopol einer flachen und rationalistischen Bildung, mußte für christliche Leser, oder bei der vorherrschend protestantischen Tendenz solcher Werke mußte für katholische Leser eine andere Quelle der Belehrung gesucht, über viele Dinge und Menschen mußte ein ganz anderes Urtheil zur Geltung gebracht werden. Das ist nun in dem vorliegenden Lexikon nach besten Kräften erstrebt und auch erreicht worden.

Hin und wieder hätten die Artikel können noch kürzer gefaßt, manche sogar weggelassen werden. Zumal Biographien unwichtiger Personen, z. B. des Dichter Stieglitz. Auch Kupferstecher, nach denen Niemand fragt oder wegen deren im vorkommenden besonderen Falle der Fachmann die Künstlerlexika nachschlägt, sollten nicht immer wieder in die gewöhnlichen Conversations-Lexika aufgenommen werden, in denen sie nur Ballast sind.

## Schauspiel.

Das Passionsspiel im Ober-Ammergau. Von Ludwig Clarus. Der Ertrag für ein Krankenhaus. Erfurt, Gerhardt und Schreiber, 1857.

Ueber dieses berühmte Passionsspiel der Bauern in Oberbayern hat bereits Eduard Devrient ein interessantes kleines Buch geschrieben und den Werth der Leistung in vollem Maße anerkannt. In der vorliegenden kleinen Schrift wird dieses Lob bestätigt, das Schauspiel aber vorzugsweise nach seiner erbaulichen Tendenz hin gewürdigt. Auch Protestanten, selbst ganz Ungläubige, wurden tief davon ergriffen und gerührt. „Der berühmte Pantheist Oken hat im Jahre 1830 einem G'spiel beigewohnt und einen Bericht darüber veröffentlicht, welcher ihm durch die Wärme seiner Anerkennung den Verdacht des Kryptokatholicismus zuzog. Auch er bezeugt den ‚tiefen Eindruck, den die Darstellung auf Tausende machte.' Er sah ‚oft das ganze Publikum bis zu Thränen gerührt, ein Beweis, was schlichte, ungekünstelte, ernste Darstellung eines ernsten und heiligen Gegenstandes vermag.' Seinen Bericht schließt er mit der Versicherung: ‚wohl Niemand sey ohne Rührung, ohne Erhebung und ohne Achtung für die Tiefe der Wahrheit und Wirkung dieses Volksschauspieles. Selbst der Künstler könnte hier lernen, was der Zuschauer mit Lust in sich einsaugt und was dem Geber Dank verschafft.' Aehnliche Wahrnehmungen hat Guido Görres bei der Darstellung im Jahre 1840 gemacht. Gleiches erfuhr Professor Deutinger in Dillingen, welcher einen ausführlichen Bericht über das Passionsspiel des Jahres 1850 veröffentlicht hat. Auch er kann die beobachtete Wirkung des Totaleindruckes nicht mächtig genug schildern und muß bezeugen, daß die ganze Darstellung im Gemüthe des Zuschauers eine wahrhafte Begeisterung erweckte."

Von besonderem Werth ist die ausführliche Beschreibung des Schauspiels nach allen seinen Theilen, wie es vor den Augen des Verfassers am 25. Juli 1850 aufgeführt worden ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 95. 28. November 1857.

## Biographie.

Ulrich von Hutten. Von David Friedrich Strauß. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1858.

Ein sehr interessantes Buch, das aber etwas viel kostet (4 Th. oder 7 fl.). Die Biographie Huttens ist vom Verfasser durch eben so gründliche Studien vorbereitet und eben so vortrefflich geschrieben, wie die frühere des Nicodemus Frischlin. Jedoch vermissen wir darin die das letztgenannte Werk zu seinem Vortheil auszeichnende Unbefangenheit und Unparteilichkeit. Herr Strauß hegt für seinen Hutten eine größere Vorliebe, als sie sich mit der streng geschichtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit verträgt. Wir wollen ihm Schritt vor Schritt folgen.

Ulrich von Hutten, einem geachteten Adelsgeschlecht in Franken entstammt, wurde im Kloster zu Fulda erzogen, von wo er entfloh, um nicht Mönch werden zu müssen. Seiner Familie zum großen Kummer und Aerger. Sein Vater verstieß ihn. Er wandte sich nach dem nördlichen Deutschland, erschien der dort schon etablirten antikirchlichen Opposition als ein junger Herr von Adel, als ein Flüchtling aus den verhaßten Klostermauern und angehender Schöngeist interessant genug und wurde damals schon stark in seiner Eitelkeit gekitzelt. In Erfurt war der berühmte Philologe Eoban Hesse sein Gönner. „Wenn die humanistisch erneuerte Latinität in Erasmus ihren Prosaisten hervorgebracht hatte, so hatte sie nun in Eoban ihren Poeten. War Jener der moderne Cicero, so war dieser Virgil und Ovid. Die letztere Vergleichung ist in so fern nicht blos Phrase, als Eoban mit diesem Römer die Leichtigkeit gemein hat, die Verse nur so hinzuschütten." Seine Idyllen, Elegien, Heroiden, seine Uebersetzung des Homer und Theokrit sind vergessen, denn er schrieb lateinisch und war lediglich Nachahmer der Classiker. Ein zweiter Gönner des jungen Hutten war Mutianus, gleichfalls ein großer Humanist, bei dem aber der geheime Haß aller Humanisten gegen das Christenthum weit offener hervortrat. „Auch über die Bibel, insbesondere die Evangelien, hatte Mutian helle Blicke, die sich aber zum Theil mit wunderlichen Grillen mischten. Von dem Unterschiede exoterischer und esoterischer Lehrart ausgehend, meint er, die Verfasser der evangelischen Geschichte haben manches Geheimniß in Räthsel und Gleichnisse eingehüllt. Wie Apulejus und Aesop fabeln, so auch die heilige Schrift der Juden. Dahin rechnet er das Buch Hiob, dahin die Geschichte des Jonas, dessen Wunder er durch die Auskunft löst, der Wallfisch sey ein Bad mit einem solchen Schilde, der Kürbis aber ein Badehut gewesen. Das ist lächerlich, setzt er selbst hinzu. Doch ich habe noch spaßhaftere Dinge, die auf Lateinisch sacramenta, Griechisch Mysterien heißen, von denen ich nichts sagen werde. Dahin gehört auch die Aeußerung Mutians, in der Meinung der Muhamedaner, daß Christus nicht selbst gekreuzigt worden sey, sondern Einer, der ihm ähnlich gesehen, stecke eine geheime Weisheit. Zwar deutet er es zunächst auf Christi Stillschweigen vor Pilatus, da des Menschen wahres Ich die Seele sey, welche durch das Wort sich kundgebe: doch behält er offenbar die Hauptsache noch zurück, denn er bricht mit den Worten ab, er wolle hier nicht aussagen, was Geheimniß bleiben müsse. Es war etwas Neuplatonisches in den Ideen dieser Humanisten, das sie mit ihren Sprachkenntnissen in Italien geholt hatten. Es ist nur Ein Gott, schreibt Mutian seinem Urban ein andermal, und eine Göttin. Aber es sind viele Gestalten und viele Namen. Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria. Aber hüte dich, das auszubreiten." In dieses Mutianus Hause war es, wo auch

„Crotus seine schärfsten Witze in dieser Richtung losließ, wo er die Messe eine Komödie, die Reliquien Knochen vom Rabenstein, den Horagesang in der Kirche ein Hundegeheul, in den Häusern der Domherren ein Summen nicht von Bienen, sondern von faulen Drohnen nannte. Ganz im Geschmacke des Crotus war es hinwiederum, wenn Mutian am Magdalenentage über diese magna lena sich allerhand Scherze erlaubte."

In dieser Schule der Erfurter „Fortschrittsmänner" nun wurde Hutten zu seiner späteren Rolle vorbereitet. Herr Strauß nimmt unumwunden die Partei der Fortschrittsmänner, als ob es sich von selbst verstünde, daß sie gegenüber den Dunkelmännern der damaligen alten Kirche in ihrem vollen Rechte gewesen wären. Aber hier gilt doch das audiatur et altera pars. Wenn auf der einen Seite nur zu wahr ist, daß ein großer Theil der damaligen Pfaffheit im Grunde verdorben war und daß die Kirche einer Reformation an Haupt und Gliedern dringend bedurfte, so war doch für die Christenheit nichts zu hoffen, wenn die Reform von den Humanisten, von der classischen Schule ausgehen sollte, die sich lediglich auf einem heidnischen Standpunkt befand und das Christenthum einfach negirte, also gar nicht die Fähigkeit besaß, es zu reformiren, d. h. aus seinem inneren Geiste heraus die Corruption auszustoßen. Die humanistische Verachtung nicht etwa nur der faulen Mönche und weltlich gesinnten Bischöfe, der Concubinen und des Ablasses ꝛc., sondern der christlichen Mysterien, der heiligsten Personen selbst kann von jedem wahrheitsliebenden und gerechten Historiker nur als das andre Extrem bezeichnet werden, in welches man hineingerieth, indem man sich von dem einen losriß.

Wir folgen dem jungen Hutten nach Greifswald. Hier nahm ihn die reiche Familie Lötz gastlich auf und streckte ihm Geld vor. Da er aber ein lüderliches Leben führte und frühzeitig von der, bei ihm nie mehr ganz heilenden venerischen Krankheit angesteckt wurde, braucht man nicht zu fragen, warum jene ehrenwerthe Familie seiner satt bekam. Er muß einen schlechten Streich an ihr begangen haben, denn der alte Lötz (Bürgermeister der Stadt) ließ ihm nachsetzen, ihn ausziehen und durchhauen. Hutten selbst erklärt das so, als habe man ihn aus Habgier der Kleider beraubt. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß der reiche Bürgermeister so kleinlich gewesen. Er hat ohne Zweifel ganz andre Gründe gehabt, die Hutten nicht zur Ehre gereichen. Hutten rächte sich durch ein schändliches Pasquill, welches aber nur ihm selbst schadete, denn die Familie Lötz blieb nach wie vor bei aller Welt in Achtung. Er zeigt sich in diesem Handel lediglich als ein mauvais sujet und Herr Strauß würde wohlgethan haben, dies offen einzugestehen.

Hutten kam nach Wien, wo die Humanisten durch den berühmten Celtes schon sehr einflußreich waren. Kaiser Maximilian I. war damals in Händeln mit Venedig und um sich ihm zu empfehlen, schrieb Hutten gegen die Venetianer, ja er begab sich nach Italien und diente dort gegen sie. Papst Julius II. hatte damals sein Oberhirtenamt heruntergewürdigt zu den infamsten politischen Cabalen, hatte daher auch mächtige Feinde, am Kaiser selbst. Es gehörte mithin kein großer Heldenmuth dazu, ihn, als er 1513 starb, zu verhöhnen. „Hutten widmete dem Hirten, der ein Wolf, dem Bullenhändler, der selbst nur eine Blase (bulla) gewesen, eine Grabschrift. Ein Todtengespräch führte den Verstorbenen in Begleitung seines Genius vor die Himmelspforte. Er will aufschließen; aber er hat nur den Schlüssel zur Geldtruhe, nicht den zum Himmelsthore bei sich. Auf sein Klopfen und Lermen erscheint Petrus. Die Ansprüche seines vorgeblichen Nachfolgers imponiren ihm so wenig, als dessen Aussehen, Anzug und Begleitung ihm gefallen. Mit Selbstgefühl zählt Julius seine Thaten her; wobei der ganze Contrast dessen, was Papst und Kirche damals in der Wirklichkeit waren, mit ihrer ursprünglichen Bestimmung, zur Anschauung kommt. Da hienach Petrus sich nur um so weniger zur Oeffnung der Pforte herbeiläßt, so erklärt Julius den Himmel in Belagerungszustand und hofft, ihn mit Hülfe der 60,000 Kriegerseelen, welche aus den von ihm erregten Kriegen in der nächsten Zeit herüberkommen werden, in Kurzem zu erobern." Darin ist viel Witz, in einem andern Gedicht vom „braven Mann", das Hutten bald darauf schrieb, waltet dagegen die Allegorie bis zur Abgeschmacktheit vor: „Das Bild stellt einen Mann vor, dessen mit weiten Ohren versehener Kopf auf einem langen gewundenen Schlangen- oder Schwanenhalse sitzt: das soll bedeuten, daß der brave Mann lieber hört als redet. Aus seinem Munde geht ein Lilienzweig und ein Schwert: jener die wohlthätigen Wirkungen seiner Rede, dieses die gerechte Strenge anzudeuten, die er, wo gute Worte nicht fruchten, in Anwendung bringt. Vorn auf der Brust sitzt ihm ein Löwenkopf, das Sinnbild des Muthes, der eine Fuß ist eine Bärentatze, das Zeichen der Beständigkeit; die rechte Hand hält einen geschlossenen Beutel, während die linke Geld ausstreut: d. h. Sparsamkeit und Freigebigkeit, jede zur rechten Zeit ꝛc."

Nachher wurde Hutten dem Mainzer Kurfürsten Albrecht empfohlen, der ihn in seinen Dienst nahm.

In Mainz lernte er den aus England heimkehrenden Erasmus kennen. Im Jahr 1515 aber ereignete sich etwas für Hutten höchst Ersprießliches. Ein Vetter von ihm, Hans von Hutten, wurde bekanntlich von Herzog Ulrich von Württemberg ermordet. Das benutzte unser Hutten augenblicklich. Während er einen fast rasenden Schmerz um den Ermordeten, der ihm höchst gleichgültig gewesen war, heuchelte, und eine Philippika nach der andern gegen Herzog Ulrich schleuderte, ging er nur darauf aus, sich seiner Familie, die ihn bisher verstoßen hatte, wieder zu empfehlen und überhaupt Aufsehen zu erregen. Was ihm, wenn man ihn las, das Allerleidefte und Unerträglichste zu seyn schien der Tod des armen Vetters, war in der That das Angenehmste und Erwünschteste für ihn. Die Affectation seiner Erzürnung verrieth sich überall in der lächerlichen Karikirung des Herzog Ulrich. Ein echter Ritter würde seinen Feind nicht auf solche Art angegriffen haben. Sogar Huttens eigene Familie unterschied ihren wohlbegründeten Rechtsanspruch von seinem maßlosen Plaidoyer. Ihr zurückhaltendes Benehmen, ihr wohl auch offen ausgesprochener Tadel muß ihm empfindlich gewesen seyn, denn er schrieb nun sein Werk Nemo (Niemand). Seine Verwandten pflegten ihn nämlich immer noch als Taugenichts zu behandeln. Dafür rächte er sich nun, indem er sich als ein Nichts charakterisirte, das eigentlich Alles sey. Auch diese Schrift ist ganz werthlos, außer daß sie auf den Egoismus und die Eitelkeit Huttens ein noch helleres Licht wirft.

Die Familie verzieh ihm endlich unter der Bedingung, daß er nach Italien gehe und dort Rechtswissenschaft studiere. Er that es, aber ungern und, wie zu erwarten stand, ohne Ergebniß. Denn in Rom selbst fand er ein Nest von Humanisten, in denen wie in Erfurt, schon ganz im Geiste Voltaires alles Kirchliche verhöhnt wurde. Auch fand er wieder einen Anlaß, sich der Welt als einen Helden aufzudringen. „Eines Tages ritt Hutten mit einem Bekannten nach Viterbo, als gerade ein Gesandter des Königs von Frankreich an den Papst dort durchreiste. Fünf Franzosen, vielleicht vom Gefolge des Gesandten, machten sich über Maximilian, der eben noch um Mailand kämpfte, lustig; Hutten nahm sich seines Kaisers an. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten; die Fünfe fielen über den Einen her, den sein Reisegefährte im Stiche ließ. Nun zog Hutten vom Leder, stach den, der ihm am nächsten auf dem Leibe war, nieder, und schlug, selbst nur in die linke Wange verwundet, die übrigen Viere in die Flucht. Nicht mit Unrecht hielt er das für eine brave That, verherrlichte sie durch sechs Epigramme, die er Crotus schickte, rühmte sich ihrer dem Kaiser gegenüber in der dritten seiner Ulrichsreden, und erzählte von derselben, nach Deutschland zurückgekehrt, seinen Freunden, wohin ihr Ruf, durch seine Briefe und Epigramme, ihm bereits vorangegangen war." Die Heldenthat an sich wäre sehr anerkennungswerth, wenn sie durch Jemand Anders, als durch Hutten selbst beglaubigt wäre. Sie wird etwas verdächtig, wenn man weiter liest, Hutten sey fein säuberlich weitern französischen Begegnungen ausgewichen (I. 166). Um sich nochmals dem Kaiser zu empfehlen, schrieb er abermals gegen Venedig. Seine Satire Marcus ist witzig: „War Venedig von Hutten schon in seinen Epigrammen unter dem nahe liegenden Bilde eines Frosches dargestellt worden, so erscheint nun bestimmter sein Genius als der König Pausback (Φυσίγναθος) der Homerischen Parodie, der, nicht mehr zufrieden, die Euganeischen Sümpfe zu bewohnen, auf das feste Land herüberkommt, sich in eine Löwenhaut hüllt, dazu Flügel annimmt, und sich als Marcus verehren läßt. Als solcher hält er sich berufen, die römische Weltherrschaft auf Venedig zu übertragen, und macht dazu durch Gewaltthaten, Treulosigkeiten und Räubereien jeder Art einen ziemlichen Anfang. Endlich, da er in seinem Uebermuthe bis zum Himmel emporfliegen will, beauftragt Jupiter seinen Adler (wie schon oben im Epigramme), ihn zu demüthigen und in seine heimischen Sümpfe zurückzustürzen."

Nach Deutschland zurückgekehrt, wärmte Hutten die Sache seines Vetters wieder auf und schrieb den Dialog „Phalarismus", worin er den Herzog Ulrich zum Schüler des Tyrannen Phalaris machte. Wieder ein gesuchtes Echauffement ohne wahren Witz. Das Glück aber wollte, daß Hutten in der berühmten Reuchlinischen Streitsache wieder einen erwünschten Anlaß fand, sich hervorzuthun. Hier spricht Herr Strauß seine ganze Verehrung für den Humanismus aus. Er billigt S. 189, daß Erasmus und Reuchlin die beiden Augen Deutschlands genannt worden seyen, als ob im übrigen Volke nur Blindheit geherrscht habe. Wir müssen dazu doch bemerken, daß unbeschadet der reellen Verdienste des Erasmus und Reuchlin um die Philologie, classische Philologen überhaupt gar nicht berufen und befähigt waren, allein mit ihrer jedenfalls classisch gefärbten Brille über einer so großen und eigenthümlichen Nation, wie die deutsche, zu wachen. Reuchlin war im besten Recht, als die Kölner Pfaffheit, durch den getauften Juden Pfefferkorn dazu angereizt, ihn wegen seiner Pflege der griechischen und hebräischen Sprachstudien verketzerte. Jeder Billige und Vernünftige mußte

sich auf Reuchlins Seite stellen und des Juden Frechheit von sich weisen. Der Kaiser, der Papst selbst thaten es. Mithin war auch keine Gefahr für die Humanisten vorhanden. Sey unbesorgt, sagte Leo X. zu Poggius, wir werden dem Manne nichts geschehen lassen. Unter solchen Auspicien nun schrieb Hutten seinen Triumph Capnios (Reuchlins), eine ziemlich plumpe Allegorie. Die Kölner ziehen, feuerspeiend und in Ketten, oder als Ochsen den Triumphwagen ihres berühmten Gegners.

Hutten wurde ferner ausnehmend durch das Glück begünstigt, daß ihm ein Antheil an den berühmten Briefen der Dunkelmänner (epistolae obscurorum virorum), welche damals erschienen, zugeschrieben wurde. Herr Strauß hat sich das Verdienst erworben, als den wahren Urheber und Verfasser des ersten Theils dieser Briefe den Crotus nachzuweisen. Da sie ihres trefflichen Humors wegen ungeheuren Beifall fanden, gereichte es Hutten sehr zum Vortheil, daß ihm die Autorschaft zugetraut wurde. Er betheiligte sich aber nur bei den Fortsetzungen, ohne den feinen Geist des Crotus zu erreichen.

Man mochte damals noch so ungenirt über die Pfaffen herfallen, den Papst und die ganze Kirche verhöhnen, es wurde alles von den Großen freundlich belächelt. Gefahr war für die Satiriker nirgends. Hutten, gerade damals im brennendsten Eifer gegen die Pfaffen, wurde öffentlich vom alten Kaiser Max zum Poeten gekrönt, und gab gleich nachher die Schrift des Laurentius Valla (über die angebliche Schenkung Karls des Großen) heraus, die er sogar dem Papst zu dediciren die Stirn hatte. Der Mainzer Kurfürst, eben zum Cardinal erhoben, nahm Hutten wieder in seine Dienste. In diesem Hofdienst schrieb er eine Allegorie Aula (der Hof), worin er das Hofleben einem Meere mit allen seinen Gefahren verglich. Jetzt erst (1519) kam die württembergische Frage zur Entscheidung, wobei es sich nicht sowohl um eine Rache für Hutten, als für die mißhandelte Herzogin Sabine und um die Politik der Nachbarn handelte. Der schwäbische Bund rüstete gegen den Herzog und Hutten hatte nur das Vergnügen, mitzuziehen und durch das Begräbniß des ermordeten Vetters wieder von sich reden zu machen, worauf er ins Wildbad ging, vergeblich dort Heilung hoffend.

Damals sehnte sich Hutten sehr nach einem reichen Besitz und schrieb seine „Fortuna". Die Göttin erscheint ihm, er verlangt von ihr blos ein großes Haus in der Stadt, draußen Landgüter, Diener genug 2c. Sie weist ihn ab, er will in ihr Füllhorn hineinsehen, aber sie thut einen Wurf daraus nach Spanien hin und läßt zu den vielen Kronen, die das Haus Habsburg schon besitzt, noch die spanische fallen. Dann wirft sie ein schönes Mädchen, welches Hutten gern gehabt hätte, heraus, das fällt einem widerwärtigen Höfling in die Arme. Da verzweifelt Hutten am Glück und meint, nun wolle er sich doch entschließen, statt der heidnischen Glücksgöttin den Herrn Christus anzurufen (thut es aber nicht, sondern bleibt Humanist). In einem anderen Dialoge vom Fieber wünscht Hutten das letztere den Pfaffen in den Leib und räth den deutschen Fürsten, sich das unermeßliche Kirchengut anzueignen. Noch weiter ging er in dem Gedicht Vadiscus, dem er sein berühmt gewordenes jacta est alea voransetzte. Hier häuft er Vorwürfe und Schmähungen auf Rom, als ob es von jeher der Pfuhl aller Laster gewesen sey und nur darauf ausgegangen sey, unter heiligen Vorwänden die Völker auszuplündern. Dieser Schrift folgte noch in demselben Jahre (1520) sein Dialog Inspicientes. Apollo und sein Sohn Phaeton überschauen vom Sonnenwagen aus die Welt, loben die Deutschen, äußern sich aber höchst ungnädig über die Kaufleute und über die Pfaffen. Da findet der päpstliche Legat Cajetan, es sey in Deutschland zu kühle und trübe Luft und schilt die Sonne. Apollo und Phaeton entschuldigen sich, aber der Legat schilt immer heftiger und thut endlich die Sonne in den Bann. Da verhöhnt ihn Phaeton und stolz schwebt die Sonne davon. Dieser „zu aristophanischer Höhe sich erhebende" Schluß ist in der That geistreich.

Es war indessen kein großes Wagniß, dergleichen zu schreiben. Schon seit drei Jahren waren Luthers Thesen in Wittenberg angeschlagen und hatte Zwingli in Zürich sich gegen die Curie erhoben, hatten sich die Fürsten und der Kaiser selbst den antirömischen Bestrebungen hold erwiesen. Luther hatte bereits so gewaltigen Anhang, daß Hutten seinem Impulse folgte und jetzt erst (denn bisher hatte er immer nur lateinisch geschrieben) deutsch zu schreiben anfing, ja sogar die classischen Citate auf einmal mit biblischen vertauschte. Das war bei ihm, dem eingefleischten Humanisten und Libertin, in dem keine christgläubige Ader war, unnatürlich und lediglich gemacht.

(Schluß folgt.)

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 96. 2. Dezember 1857.

## Märchen.

Tuti-Nameh. Das Papagaienbuch. Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum erstenmale übersetzt von Georg Rosen. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1858.

„Tuti-Nameh', das ‚Papagaienbuch', so genannt von dem weisen Vogel, welcher darin dieselbe Rolle spielt, wie die Schahrazad in der ‚Tausend und eine Nacht', ist eins jener berühmten Sammelwerke von Erzählungen, welche im tiefen Osten und in dunkler Vorzeit entstanden, sich durch ihre eigenthümliche Anmuth bald ganz, bald bruchstückweise den Weg nicht blos zu den Nationen Vorderasiens, sondern sogar nach dem fernen Europa gebahnt haben. — Das älteste Original lebt noch jetzt unter dem Namen ‚Çuka Saptati' (‚Die siebenzig Geschichten des Papageien') in seinem Heimathlande als beliebtes Volksbuch fort, und wenn sich auch nicht annehmen läßt, daß die zerstörende Macht der Jahrhunderte an ihm spurlos vorübergegangen, so würde dennoch die noch fehlende Veröffentlichung desselben, als vielleicht den dürftigen Nachrichten über die Urgestalt des darin enthaltenen Stoffes ein neues Moment beifügend, von Wichtigkeit seyn." Aus Indien kam das Buch zuerst nach Persien, wo es der berühmte Naschschebi bearbeitete. Die vorliegende Arbeit aber ist wieder eine andere, nämlich eine türkische.

Said kauft einen Papagai, der überaus klug ist und ihm durch seine Rathschläge zu Reichthum verhilft. Als er aber einmal auf länger in Handelsgeschäften verreist und den Papagai daheim der Hut seiner jungen Frau Mahi-Scheker überläßt, wird dieser die Zeit lang, sie verliebt sich in einen Jüngling der Nachbarschaft und will zu ihm gehen, wird aber durch die weisen Reden und Erzählungen des Papagaien aufgehalten, so daß sie immer den rechten Zeitpunkt versäumt und ihr Vorhaben nicht ausführen kann. Ganz so wie in 1001 Nacht Schahrazades Hinrichtung durch ihre Erzählungen verschoben wird. Der Papagai will seines Herrn Ehre wahren, aber auch zugleich sein durch die verliebte Frau bedrohtes Leben schützen, muß also doppelte List gebrauchen, um sich der Frau zu empfehlen und scheinbar ihren Entschluß billigend, unvermerkt sie von der Nichtswürdigkeit desselben zu überzeugen. Was er ihr erzählt, ist vom feinsten Tact und mit äußerstem Scharfsinn erdacht. Schade nur, daß die Sprache uns häufig abstößt. Ihr Grundton ist nämlich gereimte Prosa, wie bei Hariri, z. B. „Dein Gatte löscht nun die Gluth seiner Liebe durch Reisen; er findet Unterhaltung und Vergnügen — stets neue Länder zu durchfliegen — und hier Tulpenauen — aufblühender Jungfrauen — und dort Stirnen anzuschauen — klar und rein — wie der Mondsichel Schein — und dort an rosigen Wangen — zu hangen — mit Blicken voll Verlangen ꝛc." Indeß geht es so nicht immer fort, sondern die gewöhnliche Erzählungsprosa tritt wieder ein.

Gleich die erste Erzählung ist sehr sinnreich. Der Papagai erzählt der verliebten Frau eine Geschichte, worin sie ihr eigenes Schicksal wie im Spiegel sieht, falls sie das beabsichtigte Verbrechen der Untreue begehen würde. Eine Frau wird dem Manne untreu, rupft dem treuen Papagai desselben die Federn aus und wirft ihn aus dem Fenster, wird aber zuletzt vom Mann verstoßen, vom untreuen Liebhaber verlassen und nur durch die List und Großmuth des gerupften Papagaien dem Mann wieder zugeführt. — In den folgenden Geschichten wird abwechselnd die Treue der Frauen gepriesen, die Untreue mit ihren schrecklichen Folgen ausgemalt.

Wir heben einige der artigsten Erzählungen aus. Ein Goldschmied und ein Tischler stehlen ein goldenes Götzenbild der Inder und bringen es glücklich in ihre muhamedanische Heimath. Der Goldschmied aber, der das Bild bei sich hat, betrügt den Tischler, indem er vorgibt, der ganze Werth sey schon unter ihnen vertheilt, während noch der größte Theil vorhanden ist. Der Tischler stellt sich, als glaube er es, macht sich aber eine Puppe, dem Goldschmied gleich, legt derselben Fleisch auf die Schulter und richtet zwei junge Bären ab, der Puppe täglich auf die Achsel zu steigen. Dann raubt er heimlich des Goldschmieds beide junge Kinder und gibt vor, sie seyen in Bären verwandelt worden. Die Bären klettern wirklich dem Goldschmied liebkosend auf die Schultern. Das Gericht entscheidet, es seyen seine verwandelten Söhne. Da nun der Goldschmied die List des Tischlers merkt, bietet er ihm das rückständige Gold für seine Kinder an und erhält sie.

Die Geschichte der frommen und keuschen Merhuma ist derjenigen unserer h. Hildegard ähnlich. Merhuma wird von ihrem Manne, der verreisen muß, seinem Bruder anvertraut. Dieser macht ihr unerlaubte Anträge, wird abgewiesen, rächt sich durch eine falsche Anklage und bringt es dahin, daß die edle Frau als Ehebrecherin gesteinigt wird. Gott erhält sie, ein Beduine aber, der sie rettet, begehrt gleichfalls ihre Liebe und rächt sich, da sie ihn abweist, durch die Anklage eines Mordes, den er selbst begangen. Gott erhält sie abermals. Ein Dritter, dem sie das Leben rettet, handelt eben so schändlich an ihr. Endlich kommt sie auf einem Schiffe in die äußerste Gefahr, indem die ganze Mannschaft in Liebe für sie entbrennt. Aber Gott vertilgt mit einem Blitz alle Männer auf dem Schiffe und sie landet allein. Vom reichen Gut des Schiffes baut sie dann ein Spital und wird eine berühmte Aerztin. Unterdeß hat Gott die drei, die zuerst an ihr gefrevelt, mit Blindheit und andern schweren Krankheiten geschlagen und sie kommen herbei, sich von ihr heilen zu lassen, ohne sie zu kennen.

Einer andern abendländischen Erzählung scheint folgende entnommen zu seyn. Vor einem großen Herrn ist die Rede von einer treuen Frau. Zwei seiner Diener vermessen sich, ihre Tugend zu besiegen, werden aber von der treuen Frau einer nach dem andern überlistet und eingesperrt, und als der Herr selber kommt, müssen beide in Weiberkleidern als Sklavinnen bei der Tafel serviren.

Sehr originell ist die Geschichte von der hölzernen Jungfrau. Vier Handwerker reisen zusammen und einer muß bei Nacht für die andern wachen. Der erste, ein Zimmermann, haut, um sich bei Nacht wach zu erhalten, aus einem Baumstamm eine weibliche Figur. Der zweite, ein Goldschmied, fügt ihr Schmuck hinzu. Der dritte, ein Schneider, hüllt sie in schöne Kleider. Der vierte, ein Mönch, betet, daß sie lebe und singe, und siehe, sie lebt und ist das schönste Mädchen von der Welt. Nun streiten sie aber um ihren Besitz. Ein Derwisch soll entscheiden, der will sie aber selbst haben und gibt vor, sie habe ihm schon früher zugehört. Dasselbe thut ein Polizeimeister und ein Kadi. Jeder will sie haben, der sie sieht. Das Volk verlangt ein allgemeines Gebet auf dem Begräbnißplatze, um von Gott die Lösung des Räthsels zu erbitten. Da lehnt sich das schöne Mädchen an einen Baum, dieser öffnet sich und sie verschwindet darin und wird wieder, was sie vorher gewesen ist.

Echt indisch ist Folgendes. Ein Königssohn ist so verliebt, daß er sich im Tempel zu opfern gelobt, wenn er zum Besitz seiner Schönen gelangen könne. Er gelangt dazu, vergißt sein Gelübde, kommt aber einmal beim Tempel vorbei, denkt daran, geht sogleich hinein und schneidet sich pflichtschuldigst den Kopf ab. Sein treuer Mentor, ein Bramine, will ihn nicht überleben, weil man ihn als Mörder anklagen würde, und schneidet sich ebenfalls den Kopf ab. Die Schöne kommt dazu und will desgleichen thun. Des Gottes Stimme aber befiehlt ihr zu leben und die Köpfe den Leibern wieder aufzusetzen, dann würden auch sie wieder leben. Sie gehorcht in so zitternder Eile, daß sie die Köpfe verwechselt. Seitdem nun streiten sich der Königssohn und der Bramine, wer von beiden er selber sey. Der Papagai aber sagt, der Kopf allein entscheide.

Indisch ist auch die Geschichte des Ghalatnuma. Dieser kann zu seiner Geliebten, einer eng im Harem verschlossenen Königstochter, nur dadurch gelangen, daß er sich von einer Zauberin ein kleines Siegel entlehnt, welches ihn, wenn er es in den Mund nimmt, in ein Mädchen verwandelt. Als solches kann er unschwer zu seiner Herzensdame kommen, nimmt dann nur das Siegel aus dem Munde, und ist ein Mann. Aber des Königs Sohn, der Geliebten Bruder verliebt sich in das fremde Mädchen und Ghalatnuma kann demselben nur entgehen, indem er abermals mit Hülfe der Zauberin seine Geliebte entführt. Die letztere nämlich bekommt jetzt das Siegel und kann sich dadurch bei Tage in einen Mann verwandeln, während sie bei Nacht wieder ein Frauenzimmer und in Ghalatnuma's Armen sicher ist.

Wir finden hier auch die Geschichte, welche Gozzi auf die italienische Bühne gebracht hat (vom König

Hirsch). Ein König kann seine Gestalt vertauschen, wird aber von einem treulosen Diener betrogen, der sich selbst in seine Gestalt verwandelt. Seine Gemahlin ahnt indeß den Betrug und verlangt von dem falschen Könige eine Probe seiner Zauberkunst. Indem nun seine Seele den Körper verläßt und in einen todten Esel fährt, besetzt die Seele des wahren Königs geschwind den leblosen Körper wieder.

Es wäre zu wünschen, daß das indische Original selbst einmal übersetzt würde. Wenn es so geistvoll ist, wie Somadeva's Märchensammlung, dürfen wir uns viel davon versprechen.

## Biographie.

**Ulrich von Hutten. Von David Friedrich Strauß. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1858.**

(Schluß.)

Damals knüpfte Hutten auch mit Franz von Sickingen an. Herr Strauß urtheilt II. 73 über diesen berühmten Ritter gerecht. „Den ritterlichen Gestalten jener Zeit, einem Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und ihresgleichen, ist für uns, die wir in einem ganz andern Weltzustande leben, nicht leicht, in unserm Urtheile gerecht zu werden. Entweder wir nehmen sie zu hoch, oder zu niedrig. Ersteres begegnet uns insgemein, so lange wir nur Allgemeines und Unbestimmtes, Letzteres, wenn wir einmal das Einzelne von ihnen wissen. Denn der Wahn verschwindet in diesem Falle gründlich, als hätten jene Ritter ihr Schwert in der Regel zum Besten der Unterdrückten, aus uneigennütziger Liebe zu Recht und Freiheit, gezogen. Sie erscheinen nicht allein roh, sondern auch mit Berechnung eigennützig. An ihren Fehden empört uns nicht blos die Unbarmherzigkeit, mit der Einer des Andern arme Leute plündert, ihre Dörfer anzündet, ihre Felder verwüstet; sondern fast mehr noch die Beobachtung, daß das alles wie ein Gewerbe betrieben wird, bei dem der Gewinn an Beute oder Lösegeld der Zweck, das Recht aber, die angebliche Beleidigung durch einen andern Edelmann, eine Stadt u. s. f., meistens nur ein Vorwand ist, um die Bauern des Einen brandschatzen, die Kaufleute der Andern niederwerfen und berauben zu können. Dies wird aus Götzens naiven Selbstbekenntnissen zum Greifen deutlich, und auch Franz von Sickingen, den man nicht mit Unrecht einen Götz in höherm Style genannt hat, war doch aus demselben Holze geschnitzt." Aus demselben Eigennutz erklärt sich, daß Sickingen einmal dem König von Frankreich diente und nicht das mindeste Bedenken fand, Deutschland zu zerrütten und zu schwächen. Sein Plan war niemals ein großartig patriotischer, sondern nur, wie er die Gährung der Zeit benutzen könne, um sich in den Fürstenstand zu erheben. Da nun Herr Strauß von diesem Charakter an der erwähnten Stelle eine richtige Ansicht ausspricht, müssen wir uns wundern, wie er an einer andern Stelle S. 139 die revolutionäre Plauderei zwischen Sickingen und Hutten in ihren Winterabenden auf der Ebernburg „eines der schönsten Bilder in der Geschichte unseres Volks" nennen mag.

Luther hatte eben die päpstliche Bulle verbrannt. Da schrieb Hutten eine bulla vel bullicida. Darin balgen sich die päpstliche Bulle und die deutsche Freiheit herum. Die letztere wird unterdrückt und ruft um Hülfe. Da kommt Hutten: „‚Was gibt es hier? wer ist da? wer ruft?' — ‚Die Freiheit', antwortet diese, ‚die Freiheit wird unterdrückt, Hutten. Ich selbst bin es, ich rufe. Diese dort ist es, die mich unterdrückt, des zehnten Leo Bulle.' Jetzt bekommt es die Bulle mit dem heißblütigen Ritter zu thun. Zu ihrem nicht geringen Schrecken nennt er sich den Bullentödter, der, wenn auch kein Lutheraner, doch gegen die Bullen und gegen Rom überhaupt noch feindseliger als selbst Luther gestimmt sey." Zuletzt platzt die Bulle, denn sie ist eine hohle Blase. Aus diesem Gedicht blickt eine nicht sehr rühmliche Eifersucht auf Luther heraus. Hutten will sich ihm vordrängen, den Ruhm des Bullentödters, der ohne Zweifel dem Wittenberger allein gebührt, sich vindiciren.

Dann schrieb Hutten den „Warner", worin er Luther selbst auftreten läßt, um ihn zu belehren, er solle revolutionärer vorgehen. Auch Sickingen tritt auf und ihm wird von Hutten zugemuthet, die Rolle des Ziska zu spielen. In dem Gespräch „die Räuber" sucht Hutten, was er früher gegen die Kaufleute und Bürger geschrieben, wieder gut zu machen und schlägt eine innige Verbindung derselben mit dem Adel vor, um die Revolution Deutschlands durchzuführen. Endlich erließ Hutten auch ein aufdringliches Mahnschreiben an den Kaiser. Begreiflicherweise wurde er von allen Seiten desavouirt. Auf dem Reichstage zu Worms entschieden ganz andre Männer als er, und wurde alles ohne ihn abgemacht. „Die Tage des Reichstags zu Worms bilden einen Wendepunkt in Huttens Leben. Und keinen glücklichen. Sein Anlauf brach sich, er mußte wahr-

nehmen, daß er zu weit vorgerannt war, mußte nach der einen Seite hin dies, nach der andern das Zurückbleiben der That hinter dem Wort entschuldigen. Seine Schriften hatten je länger je bestimmter über sich hinaus auf Thaten gewiesen; da er diese nicht einsetzen konnte, so mußte von selbst auch in seiner Schriftstellerei eine Pause der Verlegenheit eintreten." Der bald darauf erschienene „neue Karsthans", worin die Bauern ins Interesse der deutschen Revolution gezogen werden, entspricht zwar ganz der Gesinnung und Situation Huttens, es ist aber wahrscheinlicher, daß er von einem andern ausgegangen ist.

Sickingen hatte nach dem Wormser Reichstag kurze Zeit dem Kaiser gedient, dann seinen berüchtigten Zug gegen Trier unternommen, in dem er unterlag. Von Hutten fehlen alle Nachrichten aus dieser Zeit. Daß ihm Sickingen, so lange bis er selbst auf der Feste Landstuhl belagert wurde und umkam, Schutz auf seinen Burgen zugesichert, ist beurkundet. Wie es scheint, wollte Hutten ihn nicht compromittiren oder fürchtete zu viel für sich selbst. Kurz, er flüchtete nach Basel. Hier aber fing er, ganz seinem Charakter gemäß, mit dem alten Erasmus Händel an und ließ eine maßlose Schmähschrift (expostulatio) gegen ihn drucken, als gegen einen Verräther, der die große Zeitbewegung mit habe veranlassen helfen und ihr jetzt hemmend entgegentrete, oder sich wenigstens passiv verhalte. Doch würzte Hutten, wie immer, diese Polemik mit den gehässigsten Persönlichkeiten. Erasmus antwortete mit überlegenem Verstande. Hutten ging nun nach Mühlhausen, von wo er floh, da er erfuhr, man stelle ihm nach. Zürich nahm ihn auf, im Bade Pfäffers versuchte er noch einmal vergebens eine Heilung und bald darauf starb er auf der kleinen Insel Ufnau im Zürichersee, erst 35 Jahre alt. In seinem Nachlaß fand man noch einen Dialog „Arminius", worin er diesen deutschen Helden in der Unterwelt klagen läßt, daß die Deutschen, die unter ihm die alten kraftvollen Römer geschlagen, sich jetzt von den verweichlichten Welschen überwältigen und beherrschen lassen.

Man muß das große Talent Huttens gelten lassen und ihn wegen seines Mißgeschicks bemitleiden. Man darf auch seine krankhafte Erhitzung und maßlose Leidenschaft mit seinem körperlichen Zustand entschuldigen. Allein seine Affectationen können uns nicht gefallen und uns auch keine Achtung vor ihm einflößen. Die Eitelkeit und der Drang, sich um jeden Preis vor andern geltend zu machen, haben ihn doch viel mehr beherrscht, als echte Begeisterung. In seiner patriotischen Erzürnung vermissen wir das sittliche Moment, und in seinem Reformationseifer den Glauben.

---

## Christliche Alterthumskunde.

Christliche Alterthumskunde von F. H. Krüll. Zwei Bände. Regensburg, Manz, 1856.

Ein sehr reichhaltiges und lehrreiches Buch, welches die genaueste Orientirung in dem bezeichneten Gebiete gewährt.

Der erste Theil handelt von der Kirche im Allgemeinen, vom Priesterthum und seiner Gliederung, den Sakramenten, dem Laienstande, Familienleben, vom Verhältniß des Christen zum Staate, der Kirche zur Kunst und Wissenschaft, endlich von den Leiden der Kirche, vom Martyrium. Der zweite Theil vom Gottesdienst, von der Kleidung und Verrichtung der Priester, von den kirchlichen Räumlichkeiten und örtlichen Erfordernissen, von allen Gegenständen und Handlungen des Cultus, von den h. Zeiten, der Eintheilung des Kirchenjahrs, vom Klosterleben. Sodann von der kirchlichen Zucht, Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

Das alles wird nun nicht blos nach seinem heutigen Bestande, sondern nach seiner historischen Entwicklung erörtert, so daß in diesem Werke nicht nur, wer sich speciell für kirchliche Dinge interessirt, sondern auch der Freund der Geschichte, Kulturgeschichte und Kunstgeschichte mannigfache Belehrung finden wird.

---

## Historischer Roman.

Eine Galizische Geschichte, 1846. Schaffhausen, Hurter, 1858.

Dieser Roman spielt in Galizien und versetzt uns mitten in die Revolution des Jahres 1846. Die Hauptpersonen gruppiren sich nach der damaligen Parteistellung. Hier folgen wir dem polnischen Adel in seine vertrautesten Berathungen, dort finden wir den trutzigen Bauern, aufgeregt durch ausgediente Soldaten, welche das Banner des Kaisers erheben und den unglücklichen Adel mit Sensen und Dreschflegeln niederschlagen. Der Verfasser gibt sich als einen Landsmann, der dabei war, zu erkennen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 97. 5. Dezember 1857.

## Naturkunde.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 10. Leipzig, Abel, 1857.

Auch dieser Theil der schätzbaren Abel'schen Sammlung enthält wieder mehrere äußerst belehrende Aufsätze.

Zuerst über „Cement und hydraulischen Kalk", eine Analyse der älteren und neueren Cemente mit vorzüglicher Rücksicht auf die Kriegsbaukunst, da dem Fortschritt der Zerstörungswaffen auch ein Fortschritt der Schutzwaffen entsprechen sollte. Schließlich wird auf die lange Erstreckung des Mergels vom Bodensee bis Ungarn hingewiesen als auf eine unerschöpfliche Fundgrube „für ein eben so vorzügliches Product, wie das Portland-Cement".

Der zweite Aufsatz behandelt den Sinn des Gehörs, zergliedert die Gehörorgane und erörtert fernerhin die Gesetze der Schallverbreitung. Der Schall existirt nur für das Ohr; ohne den Gehörnerven, der ihn vernimmt, gibt es gar keinen Schall. „Die Tonschwingungen sind nur innerhalb gewisser Gränzen der Geschwindigkeit hörbar, d. h. im Stande, den Hörnerven in Erregungszustand zu versetzen. Wir sind unter günstigen Verhältnissen eben noch im Stande, einen Ton, den tiefstmöglichen, zu hören, wenn eine Saite oder eine Luftsäule u. s. w. in der Secunde 16 Schwingungen ausführt, während bei noch langsameren Schwingungen unter allen Umständen der Hörnerv in Ruhe bleibt, mag die Intensität der Bewegung noch so beträchtlich seyn. Auf der anderen Seite gibt es auch eine Maximalgeschwindigkeit, bei welcher die höchstmögliche Tonempfindung entsteht; diese obere Gränze der Hörbarkeit ist jedoch nicht ganz genau festzustellen, weil sie bei verschiedenen Gehörorganen bald höher bald tiefer liegt. Man nimmt an, daß keine Tonempfindung mehr zu Stande kommt, wenn die Zahl der Schwingungen in einer Secunde 46000 übersteigt. Diese Thatsache ist recht geeignet zu zeigen, daß der Ton nicht außer uns liegt, nicht in der schwingenden Saite entsteht, sondern erst in unserer Empfindung; sonst wäre ja nicht einzusehen, warum mit einer gewissen niedrigsten und höchsten Zahl der Schwingungen bei völlig unveränderten Gesetzen der Bewegung letztere die Eigenschaft des Tones verlieren sollte."

In der dritten Abhandlung werden die Ursachen der Wärme besprochen. Sie sind bekanntlich Sonne, Erdwärme, Electricität, Reibung ꝛc. und im thierischen Körper das Athmen, die Blutcirculation, die Bewegung. Die letzten Ursachen der Sonnen-, wie auch der Erdwärme bleiben freilich noch unenträthselt. Alle Erklärungen der Sonnenwärme sind bisher ungenügend gewesen. Doch hat man scharfe Beobachtungen gemacht. „Schon im Jahr 1845 hat Professor Nervander in Helsingsfors gezeigt, daß wenn man die Pariser Temperaturbeobachtungen von 1816—1839 und die Insbrucker von 1777—1828 der Berechnung zu Grunde legt, sich allerdings eine solche Periodicität vorfindet und aus seinen Rechnungen ergibt sich, daß der Unterschied zwischen den Temperaturen, je nachdem der wärmste oder kälteste Meridian der Sonne uns zugekehrt ist, ungefähr ²⁄₁₀ Grad der Celsiusschen Thermometerscale beträgt. Ja es schien sogar, als hätte die Sonne zwei wärmere Seiten und zwischen diesen mitten inne liegend zwei kältere. Diese letztere Wahrnehmung ist von Professor Darrest in Leipzig durch Berechnung der Berliner Temperaturbeobachtungen von den Jahren 1836 bis 1846 bestätigt worden. Diese Verschiedenheit der Sonnenwärme auf den verschiedenen Seiten dieses Weltkörpers ist nicht uninteressant, wenn man bedenkt, daß auch andere Fixsterne eine ähnliche Veränderlichkeit in

ihrer äußern Erscheinung zeigen." — Von der Erdwärme nimmt der ungenannte Verfasser des Aufsatzes als bekannt an, sie sey durch den Gluthzustand des Erdinnern bedingt. Allein so bekannt diese Hypothese ist, so bleibt sie eben doch nur Hypothese und ist mit vollem Recht in neuerer Zeit oft und gründlich bestritten worden.

Interessant sind die Versuche, das Feuer zu ersetzen durch trockne Hitze: „Schon um das Ende des verflossenen Jahrhunderts tauchte diese Idee in mehreren Köpfen auf und der Hofgerichtsassesser von Strombeck in Braunschweig forderte die deutschen Mechaniker auf, eine Maschine zu construiren, welche durch künstlich bewirkte Reibung eine zu mancherlei Behuf anzuwendende Hitze hervorzubringen im Stande sey. Der Mechaniker Stockenschneider zu Nienburg an der Weser faßte diese Idee auf und führte auch wenigstens im Kleinen einen derartigen Apparat aus. Er schrieb deswegen am 15. Juni 1797 an einen seiner Freunde, ‚daß er ohne Feuer koche'. Die Einrichtung dieser Kochmaschine war folgende. Durch ein Räderwerk wurde mit Hülfe einer Kurbel eine aufrechtstehende Axe in schnelle Drehung versetzt. Diese trug an ihrem oberen Ende eine horizontale eiserne Scheibe von zwei Fuß Durchmesser. Bei der Drehung rieb sich diese Scheibe an einer anderen darüberliegenden, durch vier starke Stahlfedern angedrückten Eisenplatte von 1 Zoll Dicke, und erregte dadurch die gewünschte Hitze, welche sich einem auf der oberen Eisenplatte angebrachten Kochgefäß von Weißblech mittheilte. Das Ganze wurde von einem Gehäuse von Eisenblech eingeschlossen. Später hat Graf von Rumford gezeigt, daß man die beim Bohren der Kanonen erzeugte Hitze dazu verwenden kann, um Wasser zum Sieden zu bringen. Man sieht aus diesen Thatsachen, daß diese Idee keineswegs so neu und am wenigsten französischen Ursprungs ist, wie uns Beaumont und Meyer zur Zeit der letzten Pariser Industrieausstellung glauben machen wollten."

Die letzte Abhandlung bespricht den Wein und ergeht sich eben so ausführlich als gründlich über die Geschichte seiner Cultur, über seine Anpflanzung und Zubereitung, über den chemischen Gährungsprozeß, die Krankheiten und Heilmittel des Weins ꝛc. und gibt überall Winke zur Nutzanwendung. Es ist gewiß, daß noch eine Menge alter Vorurtheile beim Weinbau und bei der Weinpflege im Keller nicht überwunden sind. Doch darf auch nicht vergessen werden, daß die Erzeugung eines geringen, wohlfeilen Weins immer Bedürfniß bleiben wird und daß auf solche eine kostspieligere Pflege nicht anwendbar ist. Wenn aller Wein vortrefflich und für den Verkäufer in immer höherem Grade ergiebig würde, würde er eben nur eine Luxuswaare werden und die Eigenschaft verlieren, die er jetzt noch mit dem Biere und Brod theilt, nämlich auch den niedern Ständen zugänglich zu seyn. Dies ist so gewiß, daß in dem Maaß, wie der natürlich producirte Wein theurer wird, die Surrogate desselben für die große Masse der Trinker sich vervielfältigen.

Viele Leser dürfte interessiren, was hier S. 240 über die Zubereitung des Champagner gesagt ist: „Wenn man in gewöhnlichen Wein mittelst einer Druckpumpe Kohlensäure einpreßt, auf die Art, wie man das künstliche schäumende Wasser erzeugt, so beobachtet man in der Regel eine milchige Trübung, die sich, wenn sie einmal da ist, nur sehr schwer beseitigen läßt. Die Ursache davon ist, daß die in jedem Weine noch enthaltenen eiweißartigen Körper durch die Kohlensäure entfernt werden. Die ganze Kunst der Champagnerfabrikation beruht also darauf, nach vollendeter Hauptgährung diese Bestandtheile so weit fortzuschaffen, daß eine Trübung durch Kohlensäure nicht entstehen kann, aber das für die Nachgährung nöthige Ferment dennoch vorhanden ist. Diese sogenannte Entschleimung, also die Schönung, ist die wichtigste Operation; erst seitdem man hierbei auch den Gerbstoff anwendet, ist man zu genügenden Resultaten gelangt. Früher konnte man den Champagner nicht lange aufbewahren, weil derselbe sehr häufig, eben in Folge der ungenügenden Entschleimung von der unter dem Namen ‚Spinnen der Weine' bekannten Krankheit befallen wurde. Bis zum Januar wird der Wein fest verspundet in dem Gährungsfasse aufbewahrt; dann wird in der Regel die erste Schönung mit Hausenblase vorgenommen, vierzig Tage später die zweite mittelst Gerbstoff und oft noch eine dritte. Im April oder Mai zieht man den vollständig klaren Wein auf Flaschen; aber zu dieser Zeit enthält derselbe nicht mehr Zucker genug zu einer zweiten Gährung, durch die ja eben die ‚Mousse' erzeugt werden soll. Deshalb thut man in jede Flasche drei Volumprocente des Weines von reinem Syrup, — d. h. einer Auflösung von Candiszucker in seinem gleichen Volum klarem Weißwein, die den Namen Liqueur führt. In dem Halse einer jeden Flasche bleibt ein leerer Raum von wenigstens zwei Zoll. Die Stöpsel werden mit einer Maschine eingetrieben und dann, wie bekannt, mit Bindfaden und Draht gehörig befestigt. Nun werden die Flaschen in einem Raum über der Erde aufgestapelt, der zur Noth geheizt werden kann, da zum Hervorrufen der Nachgährung eine Wärme von 20° C. erforderlich ist. Man gibt hierbei der Flasche eine solche Lage, daß der Hals unter einem Winkel von etwa 20

Graden geneigt ist, damit die bei der langsamen Gährung entstehende Hefe sich an dem Kork ablagern kann. Nach und nach vergrößert man die Neigung immer mehr, bis endlich die Flaschen ganz senkrecht stehen; hat sich endlich die Hefe ganz abgelagert, so muß sie entfernt werden, zu welcher Operation bedeutende Geschicklichkeit gehört. Ein geschickter Arbeiter nimmt die Flaschen eine nach der andern unter den Arm und zieht allmählig den Kork heraus, auf welchen sich der Niederschlag festgesetzt hat. Indem er einen Augenblick einen Theil der Oeffnung offen läßt, gelingt es ihm, den Niederschlag zu entfernen. Alsdann gibt er eine frische Dosis ‚Liqueur' in die Flasche und befestigt den Kork wieder gehörig. Sehr oft muß die schwierige Arbeit des Reinigens noch einmal oder öfters wiederholt werden, wobei stets auch ein Zusatz von Liqueur erfolgt. Diese Operation nennt man das Degorgiren. Der erneute Zuckerzusatz ist deshalb nöthig, um alle stickstoffhaltigen Bestandtheile durch die Gährung auszuscheiden, damit nicht später noch eine Trübung stattfindet. Da hierbei stets ein Theil des Zuckers unzersetzt bleibt, so erhält der Schaumwein die gehörige Güte und Süße."

Die Abhandlung gibt auch eine Schilderung der größten Champagnerfabrik auf dem Erdengrunde: „Eines der großartigsten Etablissements für die Champagnerfabrikation ist das der Gebrüder Jacquesson zu Chalons an der Marne. Die Anlage umfaßt eine große Anzahl von Gebäuden, die durch Thürme, Kuppeln und Altane verziert sind. Hier werden nicht nur alle Operationen ausgeführt, welche zur Gewinnung der moussirenden Flüssigkeit erforderlich sind, sondern auch alle dahin gehörigen Nebengewerbe, als Tischlerei, Küferei, Schlosserei u. s. w. betrieben. Die Keller sind mit großen Kosten über eine Meile lang in Felsen ausgehauen und werden durch zahlreiche Metallreflectoren überall durch das Tageslicht erhellt. Um auf dieser beträchtlichen Ausdehnung die Communication zu erleichtern, liegt auf der Sohle des Kellers eine Eisenbahn, auf der die mit Flaschen beladenen Wagen zur Paris-Straßburger Bahn oder zu dem Kanale gelangen, um von hier aus den Weg zu allen Gegenden der civilisirten Welt anzutreten. Zur Zeit der Lese sind 10 große Pressen im Gange und 20 Maschinerien dienen dazu, um die Flaschen herauf- und hinunterzuschaffen; Weinkörbe und Fässer werden mit Leichtigkeit aus den Kellern bis in das fünfte Stockwerk transportirt. Von allen Wundern, die man bei einer Wanderung durch die ausgedehnten Anlagen schaut, gehört die mechanische Flaschenreinigungsanstalt mit zu den interessantesten. Diese Arbeit, die für die Erhaltung aller feinen Weine unumgänglich nothwendig ist und mit großer Sorgfalt ausgeführt werden muß, gehörte früher mit zu den schwierigsten. Mit aller Anstrengung konnte eine Frau nur täglich 500—600 Flaschen reinigen; daher waren in der Zeit, wo der Wein auf Flaschen gezogen wurde, Tag für Tag 80 Frauen mit Flaschenspülen beschäftigt. Um sich dieser Last zu entledigen, hat man diese Arbeit einfachen Maschinen übertragen, die täglich 12 bis 14,000 Flaschen reinigen ꝛc."

Schließlich wird auch die Zubereitung der Palm-, der Agaveweine ꝛc. in den andern Welttheilen besprochen.

Man legt keinen Band dieser reichhaltigen Sammlung aus der Hand, ohne sich angenehm unterhalten und etwas gelernt zu haben.

---

## Reise.

Reise in Ostsibirien von J. Bulitschef. Aus dem Russischen von G. Baumgarten. Erster Band. Leipzig, Schlicke, 1858.

Ein nur 9 Bogen starkes Bändchen, aber reichhaltigen Inhalts. Der Verfasser, Mitglied der k. russ. geographischen Gesellschaft, gibt eine kurze Geschichte und eine ausführlichere Statistik des östlichen Sibirien und spricht dann aus eigener Erfahrung über die dortigen Zustände.

Man muß sich Ostsibirien nicht als eine weite Ebene denken, wie etwa das nördliche Deutschland, Polen und das europäische Rußland. Es ist vielmehr „uneben, gebirgig und von vielen Flüssen durchschnitten, über die weder Brücken noch sonstige Uebergänge führen. Der Reisende muß unübersehbare Sümpfe und Tundras (Moose) überschreiten und in den Wäldern sich den Weg selbst bahnen. Im Winter sind diese Beschwerden noch weit größer; in Folge der gänzlich ungebahnten Wege ermüden die Hunde, Pferde oder Rennthiere. Die Kälte steigt im Winter bis zu 46° R. und welche Kleidung vermag dann dagegen zu schützen? Die Pferde werden in dieser Jahreszeit hinter einander gespannt, von den Jakuten dirigirt und mit rasender Schnelligkeit über den Boden hinweggeführt. Um bei abschüssigen Stellen das Umwerfen des Schlittens zu verhindern und die Pferde in ihrem Laufe aufzuhalten, stemmt der Jakute auf sehr geschickte Weise einen spitzen Stock in den Schnee. Zur Belohnung aller seiner Mühen trinkt der Führer Branntwein und raucht Tabak. Die Tungusen sind besser von Charakter und dienstfertiger als die Jakuten; auf ihren

Rennthieren galoppiren sie mit erstaunlicher Schnelligkeit dahin und haben für ihre Reisenden die größte Sorgfalt. In den Nachtquartieren bewirthen sie dieselben mit Fischen, Milch und geräucherten Rennthierzungen. Die Rennthiere werden, wie die Pferde, einzeln hinter einander gespannt. Den letzten Theil des Weges nach Ochotsk fährt man mit Hunden, was sehr bequem ist. Die Hunde laufen mit erstaunlicher Geschwindigkeit und werden durch die Stimme des Führers regiert. Viel Geschicklichkeit ist nothwendig, um die Hunde aufzuhalten, sobald diese Füchse oder Haselhühner erblicken, denn alsdann stürzen sie darauf los und verlassen den Weg. Der Führer stemmt in diesem Falle sofort einen spitzen Stock in den Schnee, hemmt hierdurch den Lauf des Schlittens und sucht nun durch Liebkosungen die Hunde von ihrer Aufmerksamkeit auf das Wildpret abzulenken und auf den rechten Weg zurückzuführen."

Das Land ist öde und höchst sparsam von Jakuten und Tungusen bewohnt. Man muß es aber passiren, um von Jakutsk nach Kamtschatka zu kommen und auf dieser Route stehen die Reisenden im Sommer wegen der Sümpfe, im Winter wegen der Kälte die größte Noth und Gefahr aus. „Die Ansiedelungen, welche man an der Meeresküste von Ochotsk bis zur Gischighinskischen Grenze vorfindet, sind sehr klein und liegen 100—400 Werst von einander entfernt, das dazwischen liegende Terrain ist gänzlich unbewohnt und höchstens findet man bisweilen einige elende Jurten; nicht selten geschieht es nun, daß die Reisenden unterwegs vom Unwetter überfallen werden, viele Tage hintereinander auf ein und derselben Stelle bleiben müssen, und die Lebensmittel für Menschen und Thiere zu Ende gehen, dann bleibt für diese Unglücklichen keine andere Hoffnung als die, daß vielleicht irgend ein glücklicher Zufall sie vom Tode retten werde. Außerdem hat die Reiseroute keine bestimmte Richtung, Jeder fährt, wo es ihm am passendsten erscheint, und behält nur die Hauptdirection im Auge. — Im Sommer ist es noch weniger tröstlich, denn das ganze Land von Jakutsk bis zum Eismeere bildet, so zu sagen, einen unübersehbaren Sumpf, von bewaldeten Gebirgen und kleinen Anhöhen durchschnitten, die gleichfalls morastigen Boden haben. Mücken gibt es hier ganze Myriaden und an 200 Flüsse und Flüßchen, größtentheils ohne Brücken und Uebergänge, vollenden die Unbequemlichkeit einer solchen Reise; einen eigentlichen Weg gibt es nicht, Jeder muß suchen, durch das Gehölz sich hindurchzuwinden."

Der Verfasser theilt die Reiseabentheuer des Priester Prokop mit, aus denen wir nur Einiges wiedergeben. „Am anderen Tage setzte die Karawane über den Fluß Allach-Juna und machte auf Bitten der Jakuten eine Rast. Das Wasser trat plötzlich über die Ufer, gefährdete den Lagerort, verwandelte denselben in kurzer Zeit in eine Insel, und drohte den Reisenden mit sicherem Verderben. Es wurden Kisten übereinander gesetzt, auf welche die Leute flüchteten, und so verging die Nacht. Das Wasser stieg bis zum Morgen, aber es war unmöglich, die Reisenden während der Nacht mittelst Kähnen zu retten, da die Strömung außerordentlich heftig war. Den 3. Juli endlich vermochte man dieselben bis auf die Station zu bringen, aber die Reise am nächsten Tage fortzusetzen war nicht ausführbar, die ganze Gegend stand unter Wasser. Den 14. Juli wurde die Reise bei kaltem Wetter und Regenschauer fortgesetzt; als die Reisenden bergauf stiegen, fielen zwei Pferde und krepirten. Das Pferd, welches die beiden Wiegen mit den kleinen Kindern trug, wurde wild, die eine Wiege fiel herab und kam, zum Entsetzen der Eltern, unter das Pferd zu liegen, das über dem Kinde zusammenstürzte. Als man die Wiege hervorzog, fand man zum Glücke das Kind unversehrt. Das Unglück des Tages war aber noch nicht vorüber. Das ruhige Pferd, auf dem Prokopius saß, wurde plötzlich unruhig, ging in der Carriere ab und stürzte mit einem Seufzer zu Boden."

Die russische Regierung hat endlich den Hafen Ochotsk, zu dem man bisher von Jakutsk aus gelangte, eingehen lassen und den weit besser gelegenen von Ajan zur Hauptstation am östlichen Ozean gemacht. In Ochotsk mangelte sogar das Trinkwasser und wurden die Einwohner durch den Skorbut fortwährend decimirt.

Die Tungusen fand der Verfasser in jeder Beziehung angenehmer, als die Jakuten. Am meisten barbarisch und noch in der tiefsten Abgötterei steckend die Korjaken und Tschuktschen. Er bemerkt, wo durch die Russen das Christenthum eingedrungen sey, herrsche auch ungleich bessere Sitte. Die Tungusen aber seyen von Natur ehrlich, viel ehrlicher als die Russen selbst.

Uebrigens fand Bulitschef die Völker, die noch Müller in seinem Verzeichniß aufführt, nicht alle wieder, z. B. die Owen. Müller meinte damit fischfangende Tungusen, aber der Name kommt nicht mehr vor. Bulitschef erklärt die Dauren für ackerbauende, die Lamuten oder Nanken für nomadisirende Tungusen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 98. 9. Dezember 1857.


## Reisen.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—1854. Von Dr. Heinrich Barth. Drei Bände. Gotha, J. Perthes, 1857.

Dieses Prachtwerk, reich mit Bildern, Holzschnitten und Karten ausgestattet und auf dem schönsten Papier gedruckt, enthält die Entdeckungen unsres berühmten Landsmanns Dr. Barth, von denen bereits vor einigen Jahren alle Zeitungen voll waren. Dr. Barth und Dr. Overweg durften die auf Kosten der englischen Regierung unternommene große Expedition Richardsons mitmachen. Als Richardson tief im Innern Afrika's starb, erhielt Barth von Lord Palmerston Vollmacht und Auftrag, die Leitung der Expedition zu übernehmen. Auch Overweg erlag dem Clima und Dr. Barth allein kehrte nach fünf Jahren glücklich und ruhmvoll zurück. Dr. Vogel, der ihm von der englischen Regierung nachgesandt wurde, ist in Afrika zurückgeblieben und setzt die Forschungen fort.

Die Expedition ging von Tripoli aus in gerader Richtung südwärts auf einem Wege, den die Karawanen zu nehmen pflegen, durch das schöne Thal von Misda. Hier stieß sie überall noch auf römische und vorrömische Ruinen. Besonders auffallend fand Herr Barth die mehrfach vorkommenden Steinpfeiler, die nahe bei einander stehend oben mit einem Querstein bedeckt sind, wie in Stonehenge. Zu eng, um Thore vorzustellen, scheinen sie, wie Barth richtig vermuthet, zu gewissen Einweihungen gedient zu haben. Der Neophyt mußte, wie es scheint, durch sie hindurchgehen. Einmal fand Barth (I. 84) ein merkwürdiges Basrelief, das einen Centauren im Kampf mit einer Schlange darstellt. Mehrere thurm- oder obeliskenartigen Denkmäler hoch und spitz (wie das zu Igel) standen noch wohlerhalten in der Ebene, römischen Ursprungs und wahrscheinlich errichtet, um von hieraus weit in die Ferne zu spähen (Luginsland). Auch Ruinen von römischen Festungen zeigten sich.

Von Mursuk aus wandte sich die Expedition westwärts der großen Naturstraße des Wadi-Thalspaltes entlang. Alles ist hier noch muhamedanisch. Dr. Barth macht hier eine sehr interessante Bemerkung über die Zukunft des Islam (I. 192): „Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß, während der Islam an den Küsten des Mittelmeers, wo er zuerst gepflanzt wurde, mit schnellen Schritten seinem Verfall entgegengeht, einzelne asketische Secten im Innern sich verbreiten, welche die letzten eifrigen Bekenner zusammenhalten. Die besondere Secte, der die Tinylkum, welche im Allgemeinen Maleki sind, zugehören, ist durch einen Mann Namens Mohammed el Medani begründet. Er stiftete eine Art Kloster oder Sauya in der Nähe von Masrata, welches mit einem gewissen Grundeigenthum versehen war, von dessen Ertrag er viele Pilger bewirthete und sich dadurch eine große Menge Anhänger erwarb. Die ausgezeichnetste Seite der Lehre dieses Sectirers ist die Abschaffung der Verehrung verstorbener Heiligen, die in so hohem Grade die Reinheit und hochzuschätzende Einheit der Lehre des Islams beschmutzt hat. Mit dieser Lehre hängt der gegenwärtige Verfall einiger berühmter Kapellen, die ich oben erwähnt habe, innig zusammen. Mohammed el Medani ist, wie man mich versichert hat, vor kurzer Zeit gestorben, doch setzt sein Sohn das fromme Institut fort; es ist eine Art von Freimaurerei damit verbunden. Ich gestehe, daß ich mit Wohlgefallen die Ausbreitung dieser strengeren Secte des Islam sehe, da ich nicht zu denen gehöre, welche einen besonderen Fortschritt darin erkennen, daß Mohamedaner gegen ihre Religionsprincipien gleichgültig gemacht und an berauschende Getränke und dergleichen

christliche Vorrechte gewöhnt werden. Ich habe noch keineswegs den Glauben aufgegeben, daß Lebensfähigkeit im Islam liege, welche nur durch einen Reformator wieder hervorgelockt werden müsse. Ich halte es nicht für unmöglich, daß ein solcher in dem ruhigen Kampf und Zusammenstoß, in welchem nicht nur Christenthum und Islam, sondern die ganze christliche und moslimische Welt unter den gegenwärtigen Verhältnissen gerathen ist, früher oder später sich erheben werde."

Bei Telt-ssarhe fand der Verfasser wieder merkwürdige Scrupturen, worin Menschen mit Thierköpfen figuriren. Er glaubt sie auf den Gott Hermes zurückführen zu dürfen, der auf tyrischen Münzen und ägyptischen Denkmälern einen Ibiskopf trägt. — Auf dieser Route verirrte Barth einmal und wäre beinahe umgekommen. Die s. g. Tuaregs, die hier beginnen, sind Berbern, die von den Arabern gegen die Wüste gedrängt wurden. Dr. Barth gibt uns eine möglichst kurze und klare Uebersicht über die Bevölkerung von ganz Nordafrika (I. 242): „Die gesammte ursprüngliche Bevölkerung von Nordafrika scheint semitischer Abkunft gewesen zu seyn, hat aber durch eine Mischung mit Stämmen, welche von oder über Egypten hergekommen sind, ein fremdartiges, wenn gleich verwandtes Element aufgenommen. Hierdurch wurden viele Verschiedenheiten hervorgerufen, und die Alten unterschieden Libyer, Mauren, Numiden, Liby-Phönizier, Gätuler u. a. m. Das Sprachidiom jedoch und der allgemeine Charakter des Volks scheinen im Grunde dieselben gewesen zu seyn, und nur die Farbe und sonstige Eigenthümlichkeiten mögen Anlaß zu jener Trennung gegeben haben. Wie dem auch sey, es kann kein Zweifel herrschen, daß die Hauptmasse dieser verschiedenen Stämme zu der Race gehörte, die wir auf allerdings unwissenschaftliche Weise mit dem Namen ‚Berber' bezeichnen. Die Berbern scheinen sich in ihren Grenzen gehalten zu haben, bis sie aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen durch die Araber verdrängt wurden. Denn von den früheren Eroberern des Landes, den Phöniziern, Römern, Vandalen und Byzantinern, scheinen sie mit einer gewissen Milde behandelt worden zu seyn. Ja, zum großen Theil nahmen sie selbst das Christenthum an, während einige Stämme beim Judenthum beharrten. Die Annahme eines bestimmten religiösen Bekenntnisses war natürlicherweise nur eine Ursache mehr, die einheimische Bevölkerung in den vollständigsten Gegensatz zu den mohamedanischen Eroberern zu stellen, und ein großer Theil von ihr wurde ohne Zweifel genöthigt, in jene öderen, unfruchtbareren Gegenden, die in ihrem Rücken lagen, sich zurückzuziehen." Das sind nun die Tuaregs.

Der höchste Punkt der Wüste, den die Expedition überschritt, war ein Bergrücken, nicht über 4000 Fuß überm Meere.

Dann kamen die Reisenden in das Land Air oder Asben, wo sie von den Tuaregs sehr schlecht behandelt wurden. Die Häuptlinge zeigten die niedrigste Habgier. Unsre Reisenden wurden angegriffen, zurückgehalten, mit dem Tode bedroht, zum Theil beraubt. Indeß kamen sie doch durch nach der Stadt Agades, der Metropole dieses Landes, und fanden immer muhamedanische Kaufleute und andre ehrenwerthe Männer, die sich ihrer annahmen. Der König von Agades ist nur Vasall des mächtigen Gebieters von Sonrhay, dem er jährlich einen Tribut von 150,000 Dukaten zahlt. Ein Beweis, wie ergiebig das Land und sein Handel sind.

Ferner kamen die Reisenden durch das Damerghu-Land und trennten sich in dem kleinen Ort Taghetel, um jeder das Innere Afrika's nach einer andern Richtung zu durchdringen, Richardson, Overweg, Barth. Der letztere schlug den Weg westwärts nach Sudan ein und kam durch die Länder der Fulbes (Fellatahs), eines schwarzen aber fanatisch muhamedanischen Stammes, der nach allen Seiten hin erobert, in das Königreich Bornu. In Sudan fand er den Salz- und Natronhandel in großem Aufschwung. Ganze Karawanen führten diesen Artikel. Hier auch ein Naturbild (II. 105): „Meine Aufmerksamkeit ward aber bald von diesem nackten Aestengerippe der Kuka auf ein lebensvolleres Bild der Schöpfung hingezogen. Es war die aufs engste verschlungene Gruppe einer Delebpalme — ‚gigina' — mit einem Tamarindenbaum; die Krone der Palme reichte kaum noch aus dem reichen Laubwerk des mächtigen Baumes hervor, der untere Stamm war ganz verzehrt oder verschlungen. Im ferneren Verlaufe meiner Reisen wurde meine Aufmerksamkeit auf die in so häufigen Beispielen sich zeigende liebevolle Beziehung oder Sympathie zwischen dem Tamarindenbaum und der Kuka gerichtet. Diese Bäume fand ich oft in den zärtlichsten, liebevollsten Umarmungen und gänzlich in einander verschlungen; hier aber schien die Gruppirung von andrer Art zu seyn. Die schöne Fächerkrone der Gigina ist, wie ich oft zu erwähnen Gelegenheit haben werde, der Lieblingsaufenthalt einer Menge großer Vögel, die unbewußt manches Samenkorn mit sich in ihre Ruhestätte nehmen; hier geht dann das Korn auf, genährt von dem Dünger der Vögel und dem mancherlei Unrath, der sich daselbst angehäuft hat, und gibt einem ganz verschiedenen Baume, der allmählig undankbar die Mutter verschlingt, das Leben."

In der Stadt Kono erlebte Barth trübe Tage. Er

hatte kein Geld mehr. Die Expedition war nicht reich genug ausgerüstet gewesen, um die Habgier der Räuber und Protectoren zu befriedigen. Es blieb nur noch ein treuer Diener. In dem kleinen Ort Gummel aber wurde ihm von Tripolis ein Paket mit Briefen aus Europa überbracht und zufällig hatte ein Kaufmann zwei spanische Thaler beigelegt, um eine frühere Rechnung auszugleichen. Das war nun das einzige Geld, was Barth noch blieb und das denn auch bald ausgegeben war. Allein der Scheich von Bornu ließ sich nach einigen Schwierigkeiten bewegen, an Barth den gesammten Nachlaß des unterdeß gestorbenen Herrn Richardson auszuliefern, ihn als Chef der englischen Gesandtschaft offiziell anzuerkennen und ihm demgemäß Credit zu gewähren.

Hier fügt der Verfasser eine ausführliche Geschichte des Königreich Bornu ein. Er verweilte in der Stadt Kukaua und besuchte den ganz nahe liegenden großen Tsadsee, das merkwürdige Binnenmeer Centralafrika's. (I. XXII.) „Es ist gewiß, daß die Erforschung dieses Wasserbassins eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Expedition war. Man muß die Natur dieses Beckens richtig verstehen, um völlig zu begreifen, wie unendlich schwierig, ja für zeitweilig hier sich aufhaltende Reisende unmöglich die Erforschung seiner ewig wandelbaren Ufer ist. Er bildet eine ungeheure seichte Lache, die nur in der Mitte ein schiffbares Fahrwasser von ein bis zwei Klaftern Tiefe enthält, mit Inseln bestreut, die von einem unabhängigen, den Anwohnern feindlichen Stamm bewohnt sind, während rund umher Sumpf und niedriger Wiesengrund von gewaltiger Ausdehnung sich lagern. Jede Woche verändert der Tsad seine Ufer; diese Ufer aber sind in den Händen verschiedener unter sich feindlicher Stämme. Es war daher schon von Bornu aus, daß ich der englischen Regierung schrieb, wie die fruchtbare Erforschung dieses Wasserbeckens auf die Beschiffung des Fahrwassers und auf die Untersuchung der in das Becken einmündenden Ströme sich beschränken müsse, während die Aufnahme der Ufer die augenscheinliche Lebensgefahr, die damit verknüpft sey, nicht verdiene." Barth hat sich überzeugt, daß der Binnensee nach keiner Seite hin einen Abfluß habe. Hier fand er seinen jungen Freund Overweg wieder, leider schon sehr erschöpft.

Barth wandte sich nach Adamaua, wieder im Reiche der Fulbe, mußte sich aber die Begleitung eines bornuischen Offiziers gefallen lassen, der, ohne daß es Barth wußte, eine Gebietsforderung an die Fulbes machte, weshalb sie allesammt von den Fulbes wieder heimgeschickt wurden und Barth an der Untersuchung Adamauas gehindert wurde. Aber er lernte hier die Fulbes von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen. Von zwei Grenzorten sagt er (II. 431): „Es ist in der That auffallend, wie der ganze Anblick von Sharau Berebere, dem von Bornuleuten bewohnten nördlichen Dorfe dieses Namens, von demjenigen von Esarau Fulfulde oder Fellani, dem von den Fulbe oder Fellani bewohnten gleichnamigen südlichen Dorfe, verschieden ist, sowohl in dem ganzen Charakter der Ortschaft, als demjenigen ihrer Bewohner. Hier Alles düster und melancholisch, mit kleinlicher Sorgfalt angelegt; höchst regelmäßige Hütten mit überaus sorgfältig geflochtenen Rohrdächern; wenige kümmerliche Bäume ihren spärlichen Schatten ausbreitend; die männlichen Bewohner mit ihrer dunkelschwarzen Hautfarbe, in dunkele Toben gekleidet, mit breiten Nüstern und düsteren Zügen; die Frauen wohlgenährt, mit kurzen, rundlichen Formen — in der That sind sie die schönsten Bornauerinnen, die ich je gesehen habe — mit vollem Busen, ihre Züge verunstaltet durch eine Korallenperle im Nasenflügel und ihr Haar mit penibelster Sorgfalt in Gestalt eines Helmes frisirt. Dort im Fulbe-Dorfe leichte, lustige Hütten, die Gehöfte von reicher Vegetationsfülle belebt, Alles sprossend und freundlich, Menschen und Vieh in traulichster Gemeinschaft; die Männer mit geradem schlankem Wuchse und heller Hautfarbe, mit offenen, lebensvollen, intelligenten Zügen, weißen, sauber gewaschenen Hemden; Frauen und Mädchen in den leichtesten, anmuthigsten Formen, das Haar leicht in Locken auf den schlanken Nacken herabfallend, den Hals mit Reihen bunter Perlenschnüre geschmückt, um den Leib ein helles Gewand; — so ist Alles in diesen beiden so nahe zusammenliegenden Dörfern verschieden."

Der Verfasser entdeckte unfern von Jola, der Hauptstadt von Adamaua, die Gabelung der Flüsse Benue und Faro. Der Faro fällt in den größern Benue; dieser prachtvolle Strom vereinigt sich weiter unten mit dem großen Kuara und beide fließen nun zusammen als Niger in die Bay von Benin. Barth macht die englische Regierung darauf aufmerksam, daß den Kuara hinauf der lebhafteste Sklavenhandel zwischen den Eingebornen und den Südamerikanern getrieben werde, daß es mithin im englischen Interesse liegen würde, diesem Menschenverkauf ein Ende zu machen und dagegen die Einfuhr englischer Producte zu befördern.

Von Kukaua aus, wohin er umkehren mußte, machte unser Reisender einen neuen großen Ausflug westwärts dem großen Tschadsee entlang. Er beschreibt, wie man hier Salz bereitet. Auch Natron wird in einem Theil dieses seichten Gewässers gefunden. Vom See gelangte

er zwischen den beiden Strömen Benue und Schari noch eine Strecke weit. Er schloß sich einer kleinen Schaar berittener Araber an, die im Dienst des König von Bornu stehend, mit dessen Erlaubniß die kleinen und unter sich uneinigen Negerstämme dieser Gegend überfielen und ausplünderten. Da wurden alle Dörfer verbrannt, wurde alles Vieh weggetrieben und von dem schwarzen Volk, was nicht fliehen konnte, zu Sklaven gemacht. Als Barth sich von den Räubern wieder trennte, wurde er verdächtig und kurze Zeit verhaftet. „Während ich mich in diesem Zustande befand, dachte ich darüber nach, welche Möglichkeit für Europäer vorhanden sey, diese Länder zu civilisiren, und ich kam zu dem Ergebniß, daß es zu diesem Behufe unumgänglich nothwendig seyn würde, die günstigste Strecke des Landes zwischen den Flüssen Kuara, Benue und Kaduna zu kolonisiren und somit Handelsverkehr und Civilisation nach allen Richtungen im Innern des Welttheils zu verbreiten; ich schrieb daher an Ort und Stelle die Worte in mein Tagebuch: Dies ist das einzige Mittel, welches dem gewünschten Zwecke entspricht; alles Uebrige ist vergeblich." III. 323.

Dies war der östlichste Punkt, bis wohin Barth vordrang. Es ist das kleine Königreich Boghirmi, dessen Geschichte er mittheilt. Das Volk findet er weit schöner, als das von Bornu, aber wieder verschieden von den Fulbes. Von hier reiste er nochmals nach Kukaua zurück. In diese Zeit fällt Overwegs Tod.

Nur so weit reicht der dritte Band, dessen Anhang noch eine Beschreibung und Geschichte des Königreichs Wadai, welches im Osten von Boghirmi liegt, und mehrere Reiserouten von geographischem Interesse mittheilt. In den folgenden Bänden werden wir dem berühmten Reisenden erst auf seiner weitern großen Reise westwärts nach Timbuctu folgen.

---

## Biographie.

Cardinallegat Kuno, Bischof von Präneste. Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Heinrichs V. Von Dr. Gustav Schöne. Weimar, Böhlau, 1857.

Im Vorwort bringt der Verfasser eine gerechte Klage an, daß es so überaus schwer halte, historische Arbeiten, wie die vorliegende, zum Drucke zu befördern. Verleger, die für die Wissenschaft ein Opfer bringen, sind leider immer seltener geworden. Und doch würde bei so kleinen Schriften auch das Opfer nur klein seyn. Man darf hinzufügen, die Akademien thun in dieser Beziehung noch weniger als die Buchhändler und haben freilich auch weniger Mittel.

Cardinal Kuno war ein Deutscher, wenn auch kein Graf von Urach. Er ließ sich mit einem Gefährten in dem Walde Arroasia nieder. Hier hatten vorher Räuber arg gehaust unter ihrem Hauptmann Berengar. „Nach dessen Tode höhlten die Räuber einen Baumstamm aus und einer von ihnen schlüpfte in denselben; die Gefangenen wurden zu diesem Stamme geführt, und der darin versteckte Räuber bestimmte, indem er als Geist Berengars sprach, die Höhe des Lösegeldes, an welcher dann nichts geändert werden durfte." Nachdem die Räuber endlich vertrieben waren, gründete nun Kuno hier ein Kloster, kam deshalb nach Rom, bewährte großes Talent, stieg bis zum Cardinal empor und wurde vom Papst in wichtigen diplomatischen Sendungen als Legat in Griechenland, später noch lange in Frankreich gebraucht. Hier und in Deutschland präsidirte er mehreren Concilien in der bewegten Zeit unter Kaiser Heinrich V.

Einem größeren Leserkreise dürfte besonders von Interesse seyn, daß Kuno eine die Dreieinigkeit antastende Schrift des berühmten Abälard verdammt hat. Herr Schöne weist nach, daß Abälard in diesem Prozeß eine schlechte Rolle gespielt und in seinen eigenen Schriften darüber keineswegs die Wahrheit gesagt hat. „Es wird kein Verehrer Abälards leugnen können, daß derselbe denn doch ein eitler, in sich selbst verliebter Narr und arger Schwätzer gewesen sey. Auch die vorliegende Erzählung strotzt von Lobeserhebungen, die er sich selbst macht, und überall blickt die Aufforderung an den Leser durch: ‚räuchere mir!' Soll man von einem solchen Manne nicht erwarten, daß er ohne allzugroße Gewissenhaftigkeit sich in das möglichst beste Licht zu stellen sucht. — Weiter spielt Abälard selbst noch in seiner eigenen Erzählung eine klägliche Rolle; man weiß nicht, ob es eine Folge seiner Entmannung ist, daß er beständig in Thränen schwimmt. Er mußte sein Buch eigenhändig verbrennen und that es. Der furchtsame Mensch hatte nur in Sicherheit den Muth, seine Zunge zu gebrauchen; bei Gefahr nur Thränen; wenn nun Jemand so leicht seine Ueberzeugung, die doch für ihn die Wahrheit ist, verdammt, eine wie starke Wahrheitsliebe darf man von einem solchen voraussetzen?"

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, **N° 99.** 12. Dezember 1857.

## Politik.

Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Von Gustav Diezel. Gotha, Scheube, 1857.

Man ist jetzt so gleichgültig für politische Schriften wie nie vorher. Der Fluth politischer Brochuren ist daher eine Ebbe gefolgt. Im Allgemeinen ist die Erscheinung erklärlich, denn man hatte früher allzu viel geschwatzt und nur geschwatzt, anstatt zu handeln. Dergleichen wird man am Ende satt. Inzwischen macht die gegenwärtige Apathie auch wieder empfänglich für manche nützliche Wahrheit. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, das heutige Geschlecht dämmere gar zu arglos in eine gefährliche Zukunft hinein und thäte besser, sich mehr über seine Pflicht, wenigstens über sein eigenes Interesse zu besinnen.

Das Thema, worüber Herr Diezel sich diesmal verbreitet, ist S. 13 kurz zusammengezogen: „Das war und ist unsere Lage: eingekeilt zwischen mächtigen Staaten, die eine bestimmte Politik zu verfolgen vermögen, im Innern zertheilt durch dynastische Interessen, die sich an die Stelle der nationalen gesetzt, durch afterpolitische Differenzen und kleinliche Gesinnung; aller nationalen Organe, die eine Erhebung vermitteln könnten, beraubt; leben wir ein jämmerliches, weil gefesseltes Daseyn, gefristet durch die Schwäche und Uneinigkeit des Auslandes, ohne in uns selbst die Bürgschaft, die Kraft für die Gestaltung unsrer Zukunft zu fühlen. Daß unter solchen Umständen der Philister in Deutschland sich resignirt und die Politik für etwas dem deutschen Charakter Fremdartiges und Unangemessenes erklärt, ist ebenso natürlich, als daß diejenigen, welche sich mit dem Geist der bestehenden Gewalten Eins wissen, sich dem politischen Gedanken in Deutschland überall widersetzen, ihn sogar für verbrecherisch erklären müssen. Denn der politische Gedanke kann auch in Deutschland nur seyn: nach außen volle Unabhängigkeit und Sicherheit herzustellen und ihr ein innerlich-freies, den Anlagen und dem Bildungsgrad der deutschen Nation angemessenes Staatswesen zur Unterlage zu geben. Da indeß unsre Unfreiheit nach außen mit unsrer Unfreiheit im Innern auf's genaueste zusammenhängt und wir unsre Abhängigkeit vom Ausland vor Allem in unsrem eigenen Innern zu überwinden haben, so bestimmt sich der politische Gedanke näher dahin, daß wir über den unechten und unfreien, mehr oder weniger patrimonialen Staat zum äußerlich unabhängigen, innerlich freien und in sich selbst starken nationalen Staate durchzudringen haben."

Sieht der Verfasser auch nirgends eine Stimmung oder Kraft in der Nation, die dem von ihm bezeichneten Ziele zuführen könnte, so tröstet er sich doch mit der Auflösung des Bisherigen, welche gleichsam von selbst erfolge. „Niemand wird sich wohl mehr darüber täuschen, daß der deutsche Einzelstaat seine Blüthezeit hinter sich hat und in einem Umwandlungsprozeß begriffen ist. Er theilt das Loos aller irdischen Dinge, deren Verfall in dem Augenblick beginnt, in welchem sie ihren Höhepunkt erreicht haben. Der deutsche Einzelstaat erstieg seinen Höhepunkt in der Einsetzung des deutschen Bundes nach Beendigung der napoleonischen Kriege, die das lose Band der Vasallenschaft zum Reiche vollends zerschnitten hatten. Unmittelbar nach dieser Vollendung des Einzelstaates wurden die Anzeichen des beginnenden Verfalles sichtbar. Die Märzbewegung constatirte diesen Verfall in äußeren unverkennbaren Thatsachen. Das Unerfreuliche unserer Zeit liegt darin, daß wir zwar die untrüglichen Symptome des Verfalls, aber von politischer Neubildung kaum eine Spur erkennen."

Im Uebrigen führt uns der geistvolle Verfasser im Cirkel herum, denn indem er einmal Oesterreich rühmt, daß es allein das deutsche Nationalinteresse in der orientalischen Frage vertreten habe, beklagt er ein andermal, daß der Identificirung Deutschlands mit Oesterreich unübersteigliche Schranken im Wege stehen. Was hilft es, daß er den confessionellen Gegensatz etwas Kindisches nennt, was unsre politische Unreife vor allem bekunde? Was hilft es, daß er die Philisterpolitik, die Sophistik des Sonderinteresses 2c. angreift? Was hilft es, daß er Oesterreich eine mehr nationale, Preußen eine mehr die innere politische Ausbildung betreffende Mission zuweist? „Preußen hat nicht die Kraft, sich Deutschland stückweise ‚anzugliedern', und es ist im Interesse Deutschlands nicht zu beklagen, daß es diese Kraft nicht hat. Dagegen scheint die innere Mission Preußens für Deutschland eine bestimmt gegebene, aus der Lage der Dinge mit Nothwendigkeit folgende. Preußen ist der Typus des bureaukratischen deutschen Territorialstaates, der seine Zeit offenbar ausgelebt hat. Die übrigen deutschen Staaten haben den Weg aus dem bureaukratischen Staate zum Staate der freien Selbstregierung nicht gefunden. Ihre Versuche, dahin zu gelangen, haben nur ‚Verwirrung und Auflösung' zur Folge gehabt. Es muß sich nun zeigen, ob Preußen, glücklicher als sie, diesen Weg finden wird." Was helfen solche Phantasien gegenüber dem derben Realismus der Thatsachen? Wir sagen Phantasien, denn für etwas mehr können wir den gehofften Uebergang vom bureaukratischen Staate zur „freien Selbstregierung" nicht halten.

Das kleine Buch gleicht einem bösen Traum. Aber es ist doch besser, wenn man träumt, als wenn man ganz dumm in den Morgen hineinschnarcht. Herr Diezel hat das Verdienst, wenn nicht die Zukunft enthüllt, doch die eigentlichen Schwächen der Gegenwart denen zum Aufmerken empfohlen zu haben, die es interessiren sollte.

Frankreich beurtheilt der Verfasser in gewissem Sinne sehr richtig: „Der frühere Cäsarismus wurde von einem spezifisch-nationalen Geist getragen, der heutige Cäsarismus muß diesen Geist bekämpfen. Während die Staatsmaschine dem früheren Cäsarismus dazu diente, die Nation in ihrer ganzen einheitlichen Kraft dem Ausland gegenüberzustellen, muß sie dem heutigen dazu dienen, um die verschiedenen Klassen durch gemeinsame Niederhaltung vor gegenseitiger Zerfleischung zu schützen. Der moderne Cäsarismus bezeichnet den Punkt, wo eine Nation, Jahrhunderte hindurch in einer Richtung fortgetrieben, sich an einem Abgrund erblickt, in den sie sich, dem gewaltigen Zug ihrer Vergangenheit folgend, stürzen müßte, wenn nicht eine kräftige Hand sie vor sich selbst schützend, gewaltsam sie zur Umkehr zwänge. Die Staatsgewalt, sonst das gewaltigste Organ des nationalen Geistes, hat im heutigen Cäsarismus einen merkwürdigen Kampf begonnen gegen die Leidenschaften, die Vorurtheile, die ganze Geschichte der französischen Nation." Das ist wahr und schön gesagt. Aber daraus folgt nicht, wie es eine Zeile weiter heißt: „alles an diesem Cäsarismus ist antinational." Wer eine Nation gegen ihre eigenen Leidenschaften und Thorheiten schützt, dessen Politik ist keineswegs antinational.

Ueber Rußland sagt der Verfasser sehr wahr: „Die Erklärung des gewaltigen Einflusses, den Rußland in den letzten Jahrhunderten auf Deutschland und durch Deutschland auf Europa gewonnen hat, setzt heute Niemanden mehr in Verlegenheit. Sie liegt in dem tiefen und schneidenden Gegensatz, in den die abendländische Welt durch die Reformation auseinander ging, in der schweren Bedrängung des germanischen Elementes durch das romanische. Das Ringen der beiden Elemente, aus deren Vermischung die abendländische Gesittung hervorgegangen ist und von denen ein jedes, insbesondere aber das germanische, sich zeitweise an ein beiden fremdes, an Rußland anlehnte, um sich des unmittelbaren Gegners zu erwehren oder seiner Herr zu werden — dieses Ringen um Herrschaft drohte Rußland zum Herrn beider, des ganzen Abendlandes zu machen. In Deutschland war es, außer der furchtbaren Zerspaltung, in welcher das Bewußtseyn der Nationaleinheit unterging, noch die entsetzliche Verwilderung, in die wir durch die langen Religionskämpfe gestürzt wurden, welche die Hingabe an den Staat herbeiführte, dessen rein barbarischer Charakter wenigstens in jener Zeit nicht geläugnet werden kann. Da kam die Revolution, diese letzte gewaltige Aufwallung und Kraftanstrengung des romanischen Wesens zur Beherrschung der Welt, nachdem Kirche und Königthum ihren Zauber erschöpft hatten. Jeder Fußbreit Terrain, den die Revolution eroberte, kam mittelbar Rußland zu gut, auf welches alle die durch Zahl, Besitz, Intelligenz und politischen Einfluß mächtigen Klassen, welche sich durch die Revolution bedroht sahen, ihre Hoffnung bauten, als könnte und wollte sie dieses wieder in ihre bedrohten und verlornen Rechte einsetzen. Dies gilt ganz vorzugsweise von Deutschland. Die Bruchstücke des zerrissenen Deutschland, das selbst keinen politischen Centralpunkt mehr bildete, gravitirten nach fremden Mittelpunkten; die Revolution mit ihrer Richtung gegen Aristokratie und Herrschaft der Geburt trieb Alles, was in Deutschland

Hochstand, Rußland in die Arme. Dieses war die Schutzwehr, das Bollwerk des Rechts gegen die Revolution. Es war eine seltsame Täuschung, die Frucht Jahrhunderte langen nationalen Unheils, aber sie wirkte darum nicht minder verderblich. Während die französische Revolution in den verschiedenen Auffassungen, die sich ihr abgewinnen lassen, die Geister in Deutschland entz ndete und — wir dürfen es uns wohl sagen — mit thörichten Hoffnungen erfüllte, ging die wirkliche Herrschaft über Deutschland in einem stillen, sichern Gang auf Rußland über."

## Altdeutsche Dichtkunst.

Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne. Von Dr. J. M. Watterich, Prof. in Braunsberg. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1858.

Ein sehr interessanter Beitrag zur Geschichte unsrer Minnesänger.

Bekanntlich hat Gottfried von Straßburg das große Epos „Tristan" gedichtet und darin die ehebrecherische Liebe seines Helden zu der an König Marke verheiratheten schönen Isolde mit den reizendsten Farben ausgemalt, ein Werk, welches lange vor Göthe's Wahlverwandtschaften und unendlich poetischer, als diese, das unbedingte Recht der Liebe gegenüber der Ehe vertheidigt. Aber derselbe Gottfried von Straßburg hat auch geistliche Gedichte hinterlassen, in denen Reue, Sündenbekenntniß, Anflehen des himmlischen Erbarmens vorherrschen, und in denen die Minne, die in Tristan nur übermüthig in sinnlicher Gluth brannte, zur demuthsvollsten Gottesminne wird. Dieser Gegensatz ist den Literarhistorikern bisher nicht auffallend genug gewesen, als daß sie daraus weitere Schlüsse auf den Charakter und Lebensgang des Sängers hätten ziehen sollen. Herr Watterich ist der erste, der solche Schlüsse zieht.

Er argumentirt S. 19 sehr richtig: „Nie wird ein Dichter, nachdem er dem Laster alle Reize seiner Kunst geliehen, darauf die heiligen Wonnen der Gottesminne zu schildern vermögen, ohne vorher von Grund aus ein Anderer geworden zu seyn. Ist nun jenes bei Gottfried der Fall, so liegt in dem Vorhandenseyn des Tristan und des geistlichen Liedes der unumstößliche Beweis vor, daß es außer seiner im Tristan veranschaulichten Lebensperiode noch eine andere, ihr in sittlicher Beziehung vollkommen entgegengesetzte gegeben habe. Es fragt sich nun, ob die letztere der andern vorangegangen oder gefolgt ist. Der Dichter gibt uns selbst eine befriedigende Antwort. In der Einleitung nämlich zum Tristan gesteht er offen, daß er der Minne, die im Tristan zu verherrlichen er sich vorgenommen, selber von jeher (an einer andern Stelle bekennt er: ‚seit seinem eilften Jahre') ergeben sey:

> dem lebene si min leben ergeben,
> der werlde wil ich gewerdelt wesen,
> mit ir verderben oder genesen.
> ich bin mit ir biz her beliben
> und hân mit ir die tage vertriben:
> die mir uf nâhegânde leben
> lêre und geleite sollen geben!

Das geistliche Lied, beziehungsweise die darin beurkundete Lebenszeit, muß demnach dem Tristan gefolgt seyn. Hiemit freilich steht die allgemeine Annahme, gemäß welcher es des Dichters Tod gewesen ist, durch den der Tristan unterbrochen worden und unvollendet geblieben ist, in Widerspruch. Es liegt uns ob, den Werth dieser zu prüfen. Die Zeugnisse, worauf sie sich stützt, gehören den beiden Fortsetzern des Tristan, Uelrich von Türheim und Heinrich von Freiberg an." Sie sind aber so allgemein gehalten, daß nichts weiter daraus erhellt, als die Fortsetzer hätten eben erst nach Gottfrieds Tode das Werk wieder aufgenommen.

Dagegen sagt Gottfried selbst in seinem Gedicht von der Gottesminne: „Vom Reize der weltlichen Minne geblendet, hat er verschmäht, um das ewige Leben, die himmlische Minne zu werben (Str. 6); da fiel er in Sünden, zahllos wie die Wogen des Bodensees; die Gluth der tiefen Herzenswunde, Gott so lange nicht geliebt zu haben (Str. 7), ist ihm nun ein Weh, das er laut allen Menschen klagen möchte (Str. 6, V. 1—2). Wenn er deß gedenkt, will ihm, dem Unwürdigen, vor Schmerz die Stimme zum Gotteslob versagen (Str. 5); nur im Vertrauen zu Gottes Erbarmung (Str. 7, V. 1—4) und ‚guter Herzen' Fürsprache (Str. 8) hebt er dann muthig zu singen an. Bald hat der selige Muth vollkommen aller Betrübniß obgesiegt, und er ruft alle Menschen auf, eines Liedes zu horchen, wie sie von ihm noch keins vernommen (Str. 9, 10, 11). Es ist nicht zu zweifeln, daß insbesondere die letzteren Worte ein Geständniß in Bezug auf seine früheren, einer andern Minne dienenden Lieder enthalten, und das feierliche Gelöbniß, solche Lieder, wie man sie von ihm zu hören gewohnt sey, nimmermehr zu singen."

Herr Watterich vermuthet, die Umstimmung des Dichters sey auf einer Kreuzfahrt vor sich gegangen.

In einem Minneliede sagt nämlich Gottfried, er wolle „zu Babylon fahren". „Es ist früher nachgewiesen, daß die Zeit, in welcher der Tristan gedichtet wurde, am sichersten in die Jahre 1212—1215 gesetzt wird. Nehmen wir auch an, sie sey bis 1216, ja bis 1217 auszudehnen, so trifft des Dichters Entschluß, ‚ze Babylone' zu fahren, der die Unterbrechung des Tristan veranlaßt hat, gerade in eine Zeit, welche durch die großartigsten Vorbereitungen des gesammten Abendlandes zu einem neuen Kreuzzuge bewegt war. Auf dem Concil im Lateran 1215 hatte Innocenz III. an alle christlichen Völker den Aufruf zur Kreuzfahrt erlassen, am 25. Juli desselben Jahres, dem Tage seiner Königskrönung, hatte Friedrich II. mit vielen Fürsten und Herrn das Kreuz genommen, im folgenden Jahre sollte die Fahrt von Statten gehen."

Da nun Gottfried ausdrücklich und mit sichtbarer Vorliebe die Armuth preist, wagt der Verfasser die Vermuthung, er könne in den Orden der freiwilligen Armuth eingetreten und vielleicht mit dem Stifter desselben, dem h. Franciscus von Assisi selbst zusammengetroffen seyn. Der Orden wurde gerade in dieser Zeit gestiftet. Noch entschiedener aber ist die innere Verwandtschaft beider. Franciscus war ein Minnesänger, wie Gottfried, und bei beiden treten auf überraschende Weise dieselben Elemente hervor, die Verklärung der irdischen Minne zur Gottesminne, die Liebe zur Natur und allen ihren Werken als zu unsern Mitgeschöpfen, weshalb Franciscus die Sonne Bruder nannte und Gottfried von der Minne der Erde, des Meeres, der Winde und aller Elemente zu Gott sang; endlich die Liebe zur Armuth, welche beide Dichter gleich sehr preisen.

Demnach nun glaubt der Verfasser voraussetzen zu dürfen, daß Gottfried von Straßburg den Tristan unvollendet habe liegen lassen, nicht weil er darüber gestorben sey, sondern weil sich sein ganzer Sinn geändert habe. Obgleich die äußeren Zeugnisse nicht ausreichen, so sind doch die inneren Beweise stark. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Gottfried so tiefe Reue, wie er sie in seiner geistlichen Dichtung bezeugt, nur erheuchelt habe; auch setzt sie Lebenserfahrungen voraus, die ein späteres Lebensalter bezeichnen, so daß bei ihm die Gottesminne unmöglich der Dichtung des Tristan kann vorhergegangen seyn. Sie erklärt sich gewiß, wie Herr Watterich zuerst erkannt, am einfachsten und natürlichsten aus einer gänzlichen Umwandlung des Gemüthes, aus einer Bekehrung.

Vielleicht finden sich noch weitere Zeugnisse, welche die Ansicht des Verfassers bestätigen. Sie hat uns sehr angesprochen. Bei der Innigkeit, die Gottfried überall auszeichnet, ist auch psychologisch sehr erklärbar, was Herr Watterich vermuthet. Die minnegerende Seele hängt sich in der ersten Jugend an die irdische Minne mit einer nichtsachtenden Hingebung und Innigkeit, um später um so gewisser ihren Irrthum zu erkennen und sich der ewigen Minne zuzuwenden. Es ist etwas Magdalenenhaftes in der Gefühlsweise des Straßburger Meisters. Die männliche Kraft und Strenge des Wolfram von Eschenbach war ihm nicht gegeben.

---

## Landeskunde.

Der Kochersberg, ein landschaftliches Bild aus dem Unter-Elsaß von August Stöber. Mülhausen, Rißler, 1857.

In dieser kleinen Monographie beschreibt der um Elsäßische Volkskunde hochverdiente Verfasser den s. g. Kochersberg, einen früher zu Straßburg gehörigen Bezirk um den Berg gleiches Namens her. „Der Menschenschlag ist durchgängig kräftig und stattlich und ob seiner Derbheit in Reden und Gebahren schon von Alters her sprichwörtlich. Wie man im Oberelsaße den groben Sundgauer hat, so ist im Unterelsaße Einer, vergleichungsweise, grob wie ein Kochersberger. Unsere älteren elsäßischen Schriftsteller sind voll von Beziehungen dieser Art. Von argem Schwören sagt Th. Murner, ‚wie man schwert im Kochersperg.' ..... ‚Das Volk am Kochelsperg,' wird nach Bernhard Herzog, ‚zu einem gemeynen Sprüchwort geführt, wann man einen groben bäuerischen vnerfahrenen Menschen will anzeigen.' — Als Ausbünde derber Bauern stellt Fischart die Odenwälder und Kochersberger zusammen." Aber das Volk hat auch noch seine alte Biederkeit behalten. Der Verfasser gedenkt seiner alterthümlichen Sitten, Gebräuche, des noch herrschenden Aberglaubens ꝛc.

Es ist merkwürdig, daß sich unter der französischen Herrschaft die deutschen Bauernsitten reiner erhalten, als diesseits des Rheins unter dem Einfluß unserer modernen Schulmeisterei.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart

# Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 100. 16. Dezember 1857.


## Aufforderung.

Das Literaturblatt wird im Jahr 1858 in derselben Form und unter denselben Bedingungen ausgegeben, wie bisher. Um die Auflage rechtzeitig bestimmen zu können, bittet der Herausgeber die H.H. Abonnenten, möglichst frühe ihre Abonnements bei der Post oder bei den betreffenden Buchhandlungen einzuzeichnen. Die H.H. Verleger werden ersucht, neue Verlagswerke von allgemein interessantem Inhalt zur Beurtheilung einzusenden und dabei auf die bisherige Tendenz des Blattes Rücksicht zu nehmen.

## Ein Buch für Jäger.

Jagdbrevier. Jagdalterthümer, Waidsprüche, Jagdcalender, Jägerkünste ꝛc. Dresden, Schönfeld (Werner), 1857.

Sehr schön gedruckt, damit es auch vornehmen Waidmännern gefalle. Der ungenannte Verfasser hat mit großer Belesenheit alles von deutschen Jagdalterthümern gesammelt, was noch erhalten ist, zuerst die merkwürdigen und zahlreichen alten Waidsprüche und Jägerscherze, welche zuerst von den Brüdern Grimm in ihren altdeutschen Wäldern herausgegeben worden sind. Sie athmen den Duft der Tannen. Sie enthalten zugleich eine kleine Naturgeschichte des Wildes und streifen nicht selten ins Frivole, denn der Jäger verräth sich immer auch als Mädchenjäger. Hier ein merkwürdiges Jagdgeschrei beim Treiben des Hirsches. Der Jäger hat mitten in der Flucht und Hast der Jagd doch noch Zeit, an seine Buhle zu denken:

„Da laufft der edel Hirsch einher Gesell, da laufft der edel, wehe Jäger, da laufft er hierher.

Da laufft er Jäger wehrts gut, da laufft er hierher, da laufft er nach aber, guter Hund, da laufft er nach als aber.

Da laufft er noch, Jäger sicherlich, es ist ein edler Hirsch, das weiß ich.

Da laufft er wancks und schwancks, seiner Mutter Sohns heut Undancks.

Da fleucht der edel Hirsch über diesen Weg, daß Gott meines schönen Bulens heut pfleg.

Da fleucht der edel Hirsch über die Straß und Heerd, das hat unser Tag manchem edlen Hirsch gewehrt.

Da laufft der edel Hirsch Wasser und Grund, mich freut meines Buhlen rother Mund.

Da laufft er über Wasser und Grieß, wie gern der edel Hirsch heut geneß, wer ihn ließ.

Da laufft er über die Straße, mit seinem Wiederloß und dem Rück, das thut der Hirsch heut offt und dick.

Da laufft der edel Hirsch, Berg und Thal, Gott grüß meinen schönen Buhlen überall.

Da laufft der edel Hirsch, Führer und Hund, das ist heut allen Geylen ungesund.

So der Jäger fast rennet.

Da laufft der edel Hirsch abher, und macht ein Gewend, ich wollt, ich hätt meinen schönen Bulen bei der Händ.

Da laufft der edel Hirsch über diese Heide, den Hunden zu Lieb, ihm selbst zu Leyde.

Hieher, lieber Knecht hieher, da laufft der Hirsch noch als hieher.

Da laufft der edel Hirsch über dieß Zeit, mit seiner

schweißigen Haut, und mit dem gespaltenen Fuß, der uns heut Zech halten muß.

Da laufft der edel Hirsch über die Stroßen, ich wolt ich säß meinem Bulen in ihrem Schoßen.

Da laufft der edel Hirsch über die Heid, Gott grüß meinen schönen Bulen in ihrem weißen Kleid.

Da fleucht der edel Hirsch durch den Thau, wie gern ich meinen Bulen anschau.

Daher, daher, da laufft er noch als hierher."

Dieses Jagdlied ist dem Schweizer Kuhreihen nahe verwandt, denn auch in diesem wird stets getrieben und zwischen dem Treiben an etwas Anderes gedacht. — Den Jägerschreien folgen Sprüche von Thieren und Wild, dann ein Jagdcalender in Reimen und eine Sammlung von Jägerkünsten und Jägeraberglauben, endlich Jägersagen. Die Jäger, einsam im wilden Walde, hatten von jeher eine Beziehung zum Dämonischen. Ihr Vorbild war schon in uralter Zeit der wilde Jäger, Gott Wodan, der durch die Lüfte fährt. Der Jäger lebt in der Natur, kennt die Eigenschaften der Bäume und Kräuter, der Hunde und des Wildes genauer, wie andre Menschen. Gleich dem Schäfer trieb er Zauberei oder schrieb man sie ihm zu.

Der Jägerzauber hat gleichsam zwei Pole, das Waidmannsetzen, d. h. der Bann, durch den ein Jäger verhindert wird, zu treffen, und das Freischießen oder der Zauber, durch den der Jäger in den Stand gesetzt wird, alles, was er will, zu treffen. Um Freischütz zu werden, muß man Gott beleidigen und sich dem Teufel ergeben. „Im Hexenhammer wird erzählt: ‚Es gibt zauberische Bogenschützen, die am Charfreitag (die Dominicae passionis, sexta videlicet feria Parasceues) in dem Augenblick, wo die Messe celebrirt wird, das Bild des Gekreuzigten nehmen und darnach wie nach einer Scheibe schießen. Weil sie nun gewöhnlich hierbei drei oder vier Schüsse nach dem Crucifix thun, können sie auch eine gleiche Anzahl Menschen an jedem Tage tödten. Wen sie nun aber treffen wollen, der mag sich verbergen, wohin er will, er ist ihnen verfallen, ihr Geschoß erreicht ihn, auch wenn sie ihn nicht sehen. Sie können aber auch, wenn sie wollen, einem Andern einen Pfennig vom Kopf herunterschießen, ohne ihm Schaden zu thun, sey es mit einem Pfeile, sey es mit einer Kugelbüchse. Um diese Fertigkeit zu erlangen, müssen sie jedoch ein völliges Bündniß mit dem Teufel schließen. — Bei dem Förster in Zellerfeld am Harze war ein Jägerbursche in Dienst, der konnte jede beliebige Kugel als Freikugel schießen. Der Förster hatte einen dreizehnjährigen Knaben, der wollte auch die Kunst lernen. Er quälte also den Jäger alle Tage, sie ihm beizubringen. Der Jäger sagte zu dem Knaben: wenn er confirmirt würde, sollte er den wahren Leib behalten und nach Haus bringen, das Weitere wollte er ihm dann noch sagen. Ein halbes Jahr nachher wurde der Knabe confirmirt und brachte den wahren Leib mit nach Hause. Der Jäger ging mit ins Holz, spendelte das Brod an einen Baum, lud das Gewehr und gabs dem Knaben, der nun nach dem Brode schießen sollte. Dieser weigerte sich und sagte, nach der Oblate könnte er unmöglich schießen. Der Jäger aber sagte, jetzt müsse er nach der Oblate dreimal schießen oder er wäre verloren. Der Knabe nahm das Gewehr, schoß nach der Oblate dringlich und traf jedesmal bei alledem, daß er nicht darnach gezielt hatte. Seit dieser Zeit hat er freie Kugeln schießen können. Nachher ist er Förster geworden und hat manchmal seine Geschicklichkeit sehen lassen des Spasses wegen. Wenn er zuweilen an langen Winterabenden Gesellschaft gehabt, so hat er gefragt, was sie essen wollten, Hasenbraten, Rehbraten oder einen Auerhahn. Dann hat er seine Flinte genommen, blindlings zum Fenster hinausgeschossen und gesagt: geht in den Garten, oder: geht in den Hof, oder: auf die Gasse, da liegts. Und wenn sie dahin gegangen sind, wo er gesagt hat, haben sie es gefunden." Das ist die christliche Form des Zaubers. Ihr geht noch eine ältere, wahrscheinlich heidnische vorher, d. i. der Schuß in die Sonne. Die hieher gehörigen Sagen scheint der Herausgeber nicht gekannt zu haben.

Oefters wird der Zauber bewirkt, dadurch daß man nicht nach der Hostie schießt, sondern eine Hostie in die Büchse ladet und damit schießt (S. 137). Wieder nach einer andern Vorstellungsweise kommt der Zauber in die Flinte durch eine Bremse, d. i. ein dämonisches Thier, der Teufel selbst, von dem gleichsam die Flinte besessen wird (S. 131).

Wenn zwei Freischützen, oder ein Freischütz und eine Hexe zusammenkommen, so wettzaubern sie und suchen sich gegenseitig zu verderben, was oft einen tragischen, nicht selten aber auch einen komischen Ausgang nimmt. Davon werden allerlei Schwänke hier mitgetheilt. Hier ein Beispiel: „Ein Jäger, welcher Zauberei verstand, ging eines Tages mit drei Genossen von der Stadt Hall im Tyrolischen Innthal, wo reicher Segen im Salz aus Steinkammern und Quellen sprießt, um Wildgänse zu schießen. Sie sahen sechs Stück, schossen mehrmals darnach, fehlten aber immer, obgleich sich die Gänse, wie neckend, stets in ihrer Nähe hielten. Da rief der Jäger gereizt: ‚Jetzt will ich gewiß eine treffen!' lud etwas in sein Gewehr, schoß und traf eine Gans, welche herab ins Gebüsch fiel. Als er hinkam,

fand er statt der Gans eine nackte Frau unverwundet darin sitzen, in der er die sogenannte Haarschneiderin aus der Stadt erkannte. Er warf ihr ein Schnupftuch zur Bedeckung zu; sie aber bat ihn, sie ja nicht zu verrathen und ihr aus ihrem Hause Kleider herbringen zu lassen. Beides sagte er zu und erfüllte es richtig. Am nächsten Morgen waren seine viele Tauben, an denen er große Freude hatte, alle kreuzlahm. Sogleich that er eine in seinen Büchsensack und ging damit in den Wald, wo er sie an einen Spieß steckte und am Feuer briet. Da kam die Frau eilends herbei und flehte, die Taube wegzunehmen, weil sie selbst den Brand fühlte 2c."

Das ganze Buch ist sehr unterhaltend.

---

## Geschichte.

**Vor hundert Jahren. Zwei Gedenktage deutscher Geschichte von Prof. Dr. J. Kutzen. Zwei Theile. Breslau, F. Hirt, 1857.**

Vor hundert Jahren war der siebenjährige Krieg entbrannt und wurden die beiden blutigen Schlachten von Collin und Leuthen geschlagen, die unglücklichste und die glücklichste für den großen König. Der kundige Verfasser, der früher schon ein schätzbares Buch über deutsches Land geschrieben hat, entwirft hier ausführliche Monographien der beiden denkwürdigen Tage und stellt alle Nachrichten zusammen, die authentisch, zum Theil auch nur sagenhaft in Bezug auf jene Schlachten erhalten sind. Es ist merkwürdig, wie mitten in der historischen Zeit sich immer noch kleine Sagen bilden und Thatsachen zweifelhaft bleiben, die uns doch eigentlich noch nahe liegen.

Das Hauptverdienst des Buchs beruht in der kritischen Vergleichung der gegentheiligen Schlachtberichte und in der Ermittlung aller Ursachen, aus denen Friedrich der Große in dem einen Falle besiegt wurde, in dem andern Sieger blieb. Auf dieses kriegsgeschichtliche Detail können wir uns hier nicht einlassen, wollen aber die charakteristischen Anecdoten beleuchten, die sich an jene Schlachten knüpfen und im Gedächtniß des Volks tief wurzeln.

Von der Schlacht bei Collin; die Schlacht ist verloren, 14 preußische Bataillone sind niedergeschmettert. Der König „bemüht sich persönlich, die Fliehenden zu sammeln; aber die meisten beachten ihn nicht. Da soll der ergrimmte Kriegsfürst, wie eine früher nicht selten gehörte Erzählung, die sogar in Werken von Männern hochgefeierten deutschen Namens, z. B. bei Göthe Platz gefunden hat, behauptet, die Worte geäußert haben: ‚Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?' Er strebt mit diesem Ausdrucke des Zornmuthes seiner mächtigen Seele, welche eine Zahl Lebenstage mehr für nichts hält, gewöhnliche Seelen zu eben der Gleichgültigkeit emporzuheben; aber die Stimmung von diesen ist eine andere, und selbst in dem Drucke jener schweren Stunde fehlt die gute Laune nicht, um eine scherzhafte Antwort zu geben. ‚Fritz,' soll ein Grenadier erwiedert haben, ‚für acht Groschen ists heute genug!'" In den Anmerkungen erörtert der Verfasser diese Sage: „Vgl. Göthe, Kunst und Alterthum. Bd. III. Heft 3. (Stuttgart 1822.) S. 161. Die Anrede ‚Ihr Racker' oder bei Göthe ‚Ihr Hunde') habe ich nicht ohne Beifügung eines ‚soll' in den Text aufgenommen; denn sie erregt einiges Bedenken. Aeltere Mittheilungen nämlich haben die gedachten Worte nicht. So wird bereits in dem Recueil de Letters de S. M. le Roi de Prusse. A Leipzig 1772. première partie p. 87, Note, dem Könige die Aufforderung in den Mund gelegt; aber hier heißt sie: ‚Croyes-vous donc toujours vivre? oder: Voulez-vous donc vivre éternellement?' Auch in dem Eloge de Frédéric des Grafen Guibert, à Londres (eigentlich Paris) 1788 (vgl. J. F. Zöllners Uebersetzung, Berlin 1788, S. 133) heißt die Anrede so; desgleichen in Fischers Geschichte Friedrichs II. Halle 1787. Thl. I. S. 523. — Die Antwort des Grenadiers fehlt in diesen Zeugnissen ganz, was jedoch noch nicht gegen ihre historische Glaubwürdigkeit spricht, da sie für den Zusammenhang an diesen Stellen und für ihre Zwecke den genannten Autoren nicht nöthig war. Dagegen findet sie sich in (v. Berenhorsts) Betrachtungen über die Kriegskunst, Abthlg. II. (Leipzig 1798.) S. 170. Bei Gelegenheit des hier in Rede stehenden Gegenstandes sey noch erwähnt, daß sich auch die Sage der damaligen zornvollen Stimmung des Königs bemächtigt und sich bis in unsere Zeit erhalten hat. Friedrich habe nämlich (so wurde mir im Frühjahre 1856 bei meiner letzten Bereisung der Gegend in dem Dorfe Krzeczhorz erzählt) einige Zeit hindurch die Schlacht von der später nach ihm genannten Höhe geleitet, und um ihn habe sich daselbst eine Menge Bauern gesammelt. Als nun der linke preußische Flügel gegen die Kaiserstraße herunter die Flucht begonnen und die Bauern sich dies in auffallender Weise einander bemerklich gemacht, habe er im Aerger mit seiner Reitgerte unter sie geschlagen, worauf sie alle davongelaufen."

Von der Schlacht bei Leuthen hat sich ebenfalls eine

weltberühmte, die Charaktere und Situationen trefflich charakterisirende Anecdote erhalten. König Friedrich kam nach der Schlacht in das Schloß von Lissa, ohne zu wissen, daß es voll österreichischer Offiziere lag, trat aber kühn und freundlich grüßend mitten unter sie mit den Worten: kann man hier auch mit unterkommen? Die Offiziere empfingen ihn ehrerbietig und unterdeß kamen seine Leute nach. In neuerer Zeit ist durch Wuttke eine andere Version verbreitet worden, wornach der König die erste Bestürzung der österreichischen Offiziere benutzt haben soll, sich wieder zurückzuziehen und dann erst mit dem nöthigen Succurs wiedergekommen sey. Das wird nun mit Recht bezweifelt von Herr Kutzen (Theil II. S. 212). „Es steht, wie auch aus unserer Arbeit hervorgeht, geschichtlich fest, daß der König mit einer stärkeren Bedeckung gegen Saara und Lissa vorgerückt ist. Auch wäre, ohne jede Bedeckung, das Wagniß allzuabenteuerlich gewesen und in dieser Weise kaum denkbar. 2) Eben so ist kaum denkbar, daß der König und sein Begleiter mit den Pferden davon-, dann wiedergekommen und gleichwohl Niemand aus den zahlreichen Dienern der Offiziere im Schlosse oder aus diesen selbst von dem Vorfalle etwas bemerkt und angezeigt haben sollte.“ Auch die Sage, daß der Besitzer des Schlosses, Baron Mudrach, den König auf die Gefahr nicht aufmerksam gemacht, nachher von ihm deshalb schrecklich angelassen worden und vor Kummer gestorben sey, hat keinen Grund, sofern der gedachte Baron noch eine Reihe von Jahren gelebt hat.

---

## Sittengeschichte.

Aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutionsarmee. Charakter- und Sittengemälde aus der französischen Schreckenszeit. Nach dem Tagebuch eines Zeitgenossen bearbeitet von Graf Theodor von Scherer. Drei Bände. Zweite Auflage. Frankfurt a. M. Hedler, 1857.

Ein mit dem breitesten Pinsel ausgeführtes Schreckengemälde. Die Wirkung desselben würde stärker seyn, wenn alles besser zusammengedrängt und die Dialoge der handelnden Personen nicht zu weit ausgedehnt wären. Ueberall sehen wir hier edle und unschuldige Opfer des politischen Fanatismus ihren Häschern, Richtern und Henkern gegenüberstehen. Jedes Alter, jedes Geschlecht, jeder Stand leidet unter dem Wahnsinn der Terroristen. Die größten Unmenschlichkeiten werden im Namen der Humanität, die furchtbarsten Gewaltthaten im Namen der Freiheit begangen.

Manches Einzelne gestaltet sich zu einer kleinen Novelle. Hier eine Probe, das Gespräch mit einem Mann von Einfluß in der Revolution:

„Als Pistache mich sah, rief er: He! Kamerad! willst du mir schon wieder eine schöne Aristokratin abjagen? Oder ist dir bange um deinen Sieg? Sey unbesorgt, statt einer stehen mir zwanzig solcher Geschöpfe zu Gebote, ich kann dir diese Amelie wohl überlassen. — Nur Eines verlange ich von dir, nämlich daß du mir unverbrüchliches Stillschweigen über das Vorgefallene gelobst.

Ich: Wie kommt es, daß unter den vielen Damen, welche du zu einem Besuche in deinem Cabinett gezwungen, nicht Eine dich verrathen hat?

Pistache: Da erkennt man wieder das unschuldige Kind. Gestern glaubte ich, daß aus dir Etwas werden könnte, heute überzeuge ich mich von dem Gegentheil. Wisse denn, unschuldiges Kind, daß der Weg aus meinem Cabinet alle diese Damen und Dämchen in gerader Linie auf das Schaffot führt; nun aber kenne ich keinen verschwiegeneren Freund, als die Guillotine; da hast du die einfache Lösung deines unschuldigen Räthsels.

Ich: Fräulein Amalie also, nachdem sie zur Rettung ihres Vaters sich deiner Leidenschaft geopfert, hätte, statt das Leben ihres Vaters, ihren eigenen Tod unter dem Fallbeil davongetragen?

Präsident: So hätte ich mich an dem Marquis und seiner Tochter gerächt, so räche ich mich an allen diesen Aristokraten.

Ich (empört über diese ruchlose, cynische Sprache): Nun ersuche ich dich noch um eine Gefälligkeit.

Pistache: Und die wäre?

Ich: Daß ich dir, Ungeheuer, offen mein Urtheil über deine Person in das Gesicht sagen darf.

Pistache. Unschuldiges Kind, das ist vollkommen überflüssig. Ich bin, der ich bin.“

Das im ersten Bande. Im zweiten begegnet uns eine viel tragischere Novelle von einem edlen Fräulein, welche sich gezwungen sah, den Mörder ihrer Eltern zu heirathen und die ihren früheren Geliebten, einen Grafen, in dieser schrecklichen Situation wiedersieht.

---

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 101. 19. Dezember 1857.

## Indische Geschichte.

Geschichte von Indien von Thomas Keightley. Zwei Bände. Leipzig, Lorck, 1857.

Obgleich das Werk von Mill umfassender und in Bezug auf die innere Politik ausführlicher und lehrreicher ist, so hat doch auch die Uebersicht der geschichtlichen Ereignisse, wie sie Keightley gibt, für die Gegenwart viel Interesse. Wenn man liest, wie die Engländer ihre Herrschaft in Indien gegründet haben, so wundert man sich nicht mehr über die Siege, die sie auch jetzt noch, in kleiner Anzahl, einer ungeheuren Mehrheit von Eingebornen gegenüber, erfechten und kann um so weniger an der Fortdauer ihrer Herrschaft zweifeln, bis etwa neue Elemente hinzutreten, die der Opposition gegen sie mehr Stärke verleihen.

Bekanntlich waren es zuerst Spanier, die sich auf den indischen Inseln, und Portugiesen, die sich auf der Westküste Vorderindiens niederließen. Mit ihnen begannen schon am Ende des 16. Jahrhunderts die Holländer zu concurriren und zwar mit solchem Glück, daß sie die Uebermacht in den indischen Gewässern behaupteten, als die Engländer auch ihrerseits Expeditionen dahin zu senden anfingen. Es kam vor, daß die Engländer bedeutende Benachtheiligungen durch die Holländer erlitten und aus Klugheit sich gefallen ließen, bis sie sich stark genug wußten, um nichts mehr von Holland zu dulden.

Der Handel der Engländer nach Indien wurde gleich Anfangs Monopol einer, dann zweier Gesellschaften, die es nach schlimmen Erfahrungen für praktischer hielten, sich zu verschmelzen. An lebhafter Opposition gegen das Monopol hat es von Anfang an nicht gefehlt, allein das Monopol hat sich bis auf den heutigen Tag behauptet, zum Beweise, daß es für England in der That vortheilhaft war. Es handelte sich für England um nichts weiter, als aus Indien die möglichst größten Summen zu ziehen. Das geschah nun durch eine Compagnie, die ihren Sitz im Mutterlande behielt und ihre Beamten immer wieder, mit Schätzen bereichert, ins Mutterland zurückzog, weit methodischer, als wenn die Colonie Jedermann geöffnet worden wäre, eine europäische Bevölkerung in Indien sich angesiedelt und ihre Reichthümer für sich behalten hätte, um sich am Ende vom Mutterlande überhaupt unabhängig zu machen, wie Nordamerika. Daß Nordamerika gerade damals sich von England unabhängig machte, hat ohne Zweifel auf die Aufrechthaltung des englischen Monopols in Indien wesentlich eingewirkt.

Auch standen die Dinge in Ostindien so, daß es keiner außerordentlichen Anstrengung des Mutterlandes bedurfte, um die Macht der Compagnie auszubreiten. Die heidnischen Hindus waren von den Muhamedanern unterjocht. Diese standen noch dem Namen nach alle unter dem Großmogul von Delhi, aber der Großmogul war nur noch eine Puppe, und die Großen des Reichs hatten sich als Statthalter bereits in die Provinzen getheilt und unabhängig gemacht. Man kann sich nichts Scheußlicheres von menschlicher Entartung vorstellen, wie diese Nabobs und Rajahs. Stets unter sich uneins, oft Bruder gegen den Bruder und Sohn gegen den Vater empört, stets treulos und wortbrüchig, durchgängig entweder die grausamsten Wüthriche und Henker oder weibisch und unfähig, wurden sie bald der Spielball jener unternehmenden englischen Kaufleute, die an der Küste ihre Factoreien errichtet hatten. Schon kurz vorher hatten die Franzosen sich ebenfalls an den indischen Küsten niederzulassen angefangen und Pondichery zu ihrer Hauptstation gemacht. Ein muhamedanischer Fürst nun, der die Franzosen los seyn wollte, bewilligte den Engländern ein Fort und nahm ihre be-

waffnete Macht in Sold. Oder er bediente sich der Engländer, um einen muhamedanischen Nachbar oder Lehensherrn zu bekämpfen. Die Engländer lernten bald das Terrain kennen und mit eben so viel Arglist als Energie benutzen.

Im ersten Anfang hatten sie noch viel auszustehen. Jedermann kennt die grausame Einsperrung von 164 englischen Gefangenen in der s. g. schwarzen Höhle von Calcutta. Suradsch, der bengalische Unterkönig, der diese Schandthat befahl, wurde durch den jungen Engländer Clive, der damals das Ruder in die Hand bekam, schrecklich bestraft. Clive verband sich gegen ihn mit dem treulosen Mihr Dschaffier, besiegte und entthronte ihn und Suradsch wurde hingerichtet. Man hatte sich in diesem Handel eines gewissen Omitschund, Vertrauten des Suradsch, bedient, um diesen zu täuschen und den Verschwornen in die Hände zu liefern, und Clive hatte ihm in einem eigenen Vertrage Lohn versprochen. Nachher aber schob ihm Clive einen falschen Vertrag unter und jagte ihn ohne Lohn höhnisch davon. Solche Scenen geben uns ein treues Bild der indischen Zustände. Die Engländer, wohl erkennend, mit Treue sey hier nicht durchzukommen, übertrafen die Eingebornen noch an Untreue. Auch ließen sie es an Grausamkeit nicht fehlen. Die Inder gehorchen nur, wenn und weil sie müssen. Also war es von Anfang an englisches Princip, Furcht einzujagen. Das vor die Kanonen Binden der Gefangenen, was jetzt so häufig vorkommt und was man für neu hält, wurde schon damals von den ersten englischen Eroberern geübt, namentlich um die Seypoys im Zaum zu halten, welche damals schon mehrfach versuchten, das Joch der neuen Herren abzuschütteln.

Der alte Großmogul, Schah Allum, war von den Rohillas aus Delhi vertrieben und ergab sich den Mahrattenfürsten, um durch sie wieder eingesetzt zu werden. Er wandte sich auch an die Engländer, die damals der energische Warren Hastings befehligte. Nun wiederholte sich in größerem Maßstabe, was Clive früher im kleineren getrieben. Nachdem die Engländer die Rohillas besiegt, und die Mahratten, wie immer, am Großmogul treulos geworden waren, war das für die Engländer ein willkommener Vorwand, auch über die Mahratten herzufallen und so, immer eine Partei der Eingebornen gegen die andre benutzend, zuletzt selbst Alleinherren des Terrains zu werden. Die Franzosen vernachläßigten ihre indische Colonie auffallend, sonst würden sie den Engländern große Schwierigkeiten haben bereiten können. Sie unterstützten zwar den Nabob von Misore, Heider Aly, dessen Truppen sie einexercirten und dem sie Offiziere gaben, aber ein respectables französisches Heer kam niemals nach Indien. Man schickte nur den Auswurf dahin. Daraus erklärt sich, warum die Engländer mit sehr beschränkten Mitteln doch überall Sieger blieben. Heider Aly hatte 100,000 Mann und 100 Kanonen und wurde dennoch besiegt, wie früher die Mahratten. Es war den Eingebornen niemals möglich, wie sie auch noch so zahlreich waren, der Disciplin und Tapferkeit englischer Truppen zu widerstehen, und was jetzt Havelok ꝛc. mit wenigen tausend oder auch nur hundert Mann gegen eine zehnfach überlegene Macht ausrichten, das vollbrachten damals schon Oberst Goddard, Capitain Popham ꝛc. Indem die Engländer so im Felde siegten, übten sie auch eine meisterhafte Diplomatie, so zwar, daß sie während des schweren Kriegs mit Heider Aly doch die erbitterten Mahrattenfürsten von einer neuen Erhebung abzuhalten wußten. Die Rivalität der Häuptlinge war immer, wie auch noch heute, so groß, daß es jeder vorzog, sich mit den Engländern gegen seine Landsleute zu verbinden, als umgekehrt.

Warren Hastings war ein überaus gewaltthätiger und arglistiger Mann, wie Clive. Er wurde deshalb angeklagt, aber mit Recht sagt Keightley, „Warren Hastings ging nie auf bösen Wegen, außer wenn *es das* Staatswohl erheischte.“ Er war ein Unmensch zum Nutzen der englischen Politik.

Diese ruhte nicht, bis Misore ganz unterworfen war. Heider Alys Nachfolger Tippu wurde umstrickt und gehetzt, bis man Vorwand hatte, ihn zu vernichten. In dem Kampf gegen ihn erstieg Wellington die höchste Stufe des Ruhmes und wir dürfen uns erinnern, daß auch ein an England schnöde verkauftes württembergisches Regiment Seringapatnam hat stürmen helfen. Nachdem Misore gefallen war, galt es auch die Mahratten vollends unschädlich zu machen. Auch sie wurden von Wellington in einem glänzenden Feldzuge besiegt. Dann kam Nepal an die Reihe, hierauf das östliche Birma. Nach allen Seiten hin dehnte sich die englische Herrschaft aus, während die Holländer keinerlei Concurrenz mehr machen konnten und auch die Franzosen bereits ganz von Ostindien ausgeschlossen waren. In ganz Indien gab es keine physische noch moralische Macht mehr, welche im Stande gewesen wäre, den Waffen der Compagnie zu widerstehen.

Nun hätte Keightley manches ausführen sollen, worüber zu berichten er unterlassen hat. Das durch das Monopol der Compagnie bedingte System erkannte nur zwei Zwecke an, einen handelspolitischen nämlich, die Herrschaft in den arabischen und ostindischen Gewässern,

dem möglichst ausschließlichen Handel von da auch mit China; sodann den nationalökonomischen, die größte mögliche Bereicherung Altenglands durch die Summen, welche jährlich theils mittelst des Handels, theils durch die heimkehrenden Beamten aus Indien eingeführt wurden. Das System schloß aber demgemäß die Colonisirung in Indien aus. Es duldete keine massenhafte Niederlassung freier Engländer oder Europäer in Indien, sondern nur Diener und Agenten der Compagnie. Es duldete auch keine Christianisirung Ostindiens. Die Missionäre wurden von der Compagnie nur ungern gesehen, oft zurückgesetzt und mishandelt, zuletzt nur der öffentlichen Meinung im christlichen England wegen geduldet, aber nicht unterstützt, ja in ihrem Wirken möglichst gehemmt. Die Compagnie freute sich nämlich des bestehenden Gegensatzes zwischen heidnischen Hindus und Muhamedanern und baute auf deren beständige Zwietracht ihre eigene Herrschaft. Sie war daher auch weit davon entfernt, durch christliche Proselytenmacherei beide Parteien gegen sich zu vereinigen. Sie duldete den Götzendienst, sie baute selbst Tempel. Von Indien aus, wo der beste Mohn wächst, wurde der Opiumhandel nach China in größtem Maaß und mit ungeheurem Gewinn betrieben, ein die Menschheit schändender Handel, die bewußte Entnervung und Vergiftung eines ganzen Volks. So gewährt denn die englische Politik in Ostindien ein schauderhaftes Bild von Entchristlichung und Entmenschung zugleich und wenn irgend etwas in der neuen Zeit den Blitz des göttlichen Zorns auf sich ziehen muß, so ist sie es. Das hätte gesagt werden müssen. Es ist kein guter Patriotismus, der die Sünden der Nation entschuldigt, weil sie für den Augenblick Geld eintragen. Auch die noch tiefere Verderbniß der muhamedanischen Fürsten in Indien gereicht den Engländern zu keiner Entschuldigung. Wenn das unglückliche Volk der Hindu durch die Muhamedaner so entsetzlich tyrannisirt worden ist, daß die Herrschaft der Engländer als eine Art Erlösung begrüßt werden konnte, so hätten die Erlöser sich doch in der That christlicher und menschlicher benehmen müssen, als sie gethan haben.

Den ersten Stoß bekam die Herrschaft der Compagnie in Afghanistan, als sie sich verleiten ließ, dasselbe Spiel, was ihr in Bengalen und Delhi so gut gelungen war, auch hoch im Norden zu spielen. Auch hier diente ihren Eroberungsgelüsten der Schutz eines schwächeren einheimischen Herrn gegen einen Usurpator zum Vorwand. Aber die Expedition mislang. Das englische Heer wurde in Kabul aufgerieben. Gleichzeitig mislang auch die russische Expedition gegen Chiwa, welche Kaiser Nicolaus in keiner andern Absicht unternommen hatte, als um der englischen Expedition entgegenzuwirken (im Jahr 1839). Allein die zähen Engländer erholten sich bald von ihrer damaligen Niederlage und erhielten anstatt Afghanistans das näher liegende Pendschab, obgleich ihnen die Seikhs hier noch viel zu schaffen machten. Auch die Stämme am Indus wurden durch Sir Charles Napier unterworfen und zuletzt den Birmanen in einem neuen Kampfe Pegu entrissen und vom Königreich Audh Besitz ergriffen.

Damit schließt das vorliegende Werk, die Empörung der Seapoys ist noch nicht darin inbegriffen. Man belehrt sich aber aus dem Vorangegangenen sehr gut über die Gegenwart. Man lernt die Schwäche und Passivität der Hindus, die tiefeingewurzelte Zwietracht unter den muhamedanischen Häuptern, den unvereinbaren Gegensatz zwischen den Mahratten, Seikhs, Afghanen &c. kennen und überzeugt sich, daß alle diese Völker weder jemals einig werden, noch auch einzeln eine solche Energie entwickeln können, wie sie nothwendig wäre, um die englische Race aus Indien zu vertreiben.

Nur wenn es Rußland gelänge, über Chiwa nach Afghanistan vorzubringen und die Herrschaft der Engländer im Pendschab anzugreifen, oder wenn Frankreich unter irgend einem Vorwande an den indischen Küsten Niederlassungen etablirte und nach einem, dem englischen entgegengesetzten System colonisirte, könnte die Macht Englands in Ostindien ernstlich gefährdet werden.

Es wird zunächst wohl darauf ankommen, ob England, wenn es den Aufruhr besiegt hat, das bisherige System beibehalten oder die Vorrechte der Compagnie aufheben, Ostindien unter die unmittelbare Verwaltung des Staates stellen und Colonisirung und Christianisirung fördern wird?

Wenn kaum zu zweifeln ist, daß die Streitkräfte Englands ausreichen werden, um den großen Aufstand niederzuschlagen, so frägt es sich doch immer noch, wie es die Unterworfenen fernerhin im Zaum halten soll, nachdem es sich der einheimischen Truppen nicht mehr bedienen kann, sondern überall bei der künftigen Bewachung des ungeheuer ausgedehnten Landes eine hinreichende Anzahl Europäer zur Hand haben muß. Bleiben ihnen auch einige Regimenter, einige kriegerische Volksstämme, wie bisher die Siekhs, treu, so kann es sich doch nicht unter allen Umständen auf sie verlassen, kann nur eine Minderzahl von ihnen in der Armee behalten, und muß jedenfalls das europäische Truppencontingent auf eine viel größere Zahl bringen und dabei erhalten, als bisher der Fall war. Das wird auf die Dauer ungeheure Kosten verursachen und immer wird es sich darum handeln, den Ausfall der untreu gewor-

denen Sepoys durch andre zu ersetzen, deren Treue man sicherer seyn kann. Um aber solche zu erhalten, müßten sie Christen geworden seyn. Die Frage, ob das Bekehrungswerk in der bisherigen schlaffen Weise fortgetrieben werden, oder ob man es mit Ernst treiben solle, wird in dem nächsten Jahre eine der wichtigsten für die englische Nationalvertretung werden.

---

## Geschichte.

Kirchengeschichte der Schweiz von Dr. Gelpke, Prof. in Bern. Erster Theil. Bern, Dalp, 1856.

Eine sehr ausführliche Kritik der ältesten kirchlichen Zustände und Traditionen der Schweiz. Zwar nach dem Vorgang des Rettberg'schen Werkes über die deutsche Kirchengeschichte geschrieben, doch im Urtheil von ihm unabhängig. Das Werk handelt fast ausschließlich von der ersten Bekehrung (vorzugsweise durch christliche Soldaten der römischen Besatzung), von der Gründung des ersten Bisthums in Genf, vom Verhältniß der Kirche zu den barbarischen Eroberern des Landes, Alemannen und Burgundern, von den ersten kirchlichen Einrichtungen. Die Legende spielt hier eine Hauptrolle und der Verfasser ist beflissen, so viel als möglich die Dichtung von der historischen Wahrheit auszuscheiden. Dabei ist er so billig, nicht überall Pfaffentrug zu wittern, sondern einen geschichtlichen Kern der Tradition anzuerkennen, zu dem sich die weitere poetische Ausbildung der Legende etwa verhält, wie die apokryphischen Evangelien zu den echten.

In dieser Weise erkennt er in den berühmten Legenden von der thebaischen Legion, in der die Geschichte der wichtigsten Kirchen der Schweiz wurzelt, allerdings eine geschichtliche Grundlage. Römische Soldaten aus Aegypten, wo das Christenthum mit Begeisterung verbreitet wurde, kamen allerdings in die Alpen und solche Soldaten waren es, welche hier die ersten Bekehrungen begannen.

Welchen Maaßstab der Verfasser des vorliegenden Werks bei seiner Kritik zu Grunde legt, erhellt am besten aus dem, was er über die Legende der h. Ursula, die mit ihren 11,000 Jungfrauen auch Basel berührt, S. 281 vorträgt: „In neuester Zeit, wo bei neu erwachendem Ultramontanismus mit dem Trier'schen Rock auch die 11,000 Jungfrauen neu verherrlicht wurden, hat deshalb Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (1840) die Sache gründlicher angegriffen; der katholische Theolog Floß (Aschbachs allgemeines Kirchenlexikon s. v. Ursula) ist ihm gefolgt. Er hat mit einer Menge geschichtlicher Zeugnisse, verschiedenen aufgefundenen Calendarien den Fortbildungsgang der Legende beleuchtet; auf die Bestimmung des historischen, durch die phantastischen Zuthaten verwischten Kernes glaubte er gänzlich Verzicht leisten zu müssen. Auf diese Vorgänge gestützt hat endlich Oskar Schade ‚die Sage von der h. Ursula 1854' einen Versuch gemacht, dieselbe statt auf einen historischen auf einen mythischen, mit reicher Belesenheit schattirten Hintergrund zu stellen. Der Schüler Grimms benutzt dabei die neuen Aufschlüsse über die alte deutsche Mythologie; die Ursula wird zur Göttin Nehalennia, die ihr zu Ehren veranstaltete Umführung von Schiffen erklärt ihre Seefahrt. Es wird aber hierbei zu viel und zu wenig gethan. Der Zug von dem Ausziehen auf Schiffen und den nautischen Uebungen ist nur ein untergeordneter in der Legende; auch er gewinnt aber nicht einmal seine volle Erklärung und Analogie. Dort wird ein Schiff zur Verehrung der Göttin auf dem Lande herumgezogen; hier stechen die Jungfrauen in die See. Der Hauptzug der Erzählung, der Märtyrertod der einem aufgedrungenen oder zudringlichen Bräutigam durch die Flucht sich Entziehenden, bleibt völlig unerklärt. So möchte diesem Versuche in prinzipieller Beziehung nicht mehr Werth zukommen, als dem gleich einseitigen historischen. Es werden hier und dort zwei Factoren, die mit einander wirkten, auf eine unlebendige Weise aus einander gerissen; es ist diese Legende, wie andere, ein Gebilde der religiösen Phantasie, welche auf der Basis des mittelalterlichen Glaubens und Cultus das Geschichtliche mit ihren Fäden durchflocht. So gehen wir auch hier an der Hand der historischen Forschung auf die ältesten Bestimmungen zurück und nehmen an, daß eine alte Notiz von einigen Märtyrerinnen bei Cöln unter dem Einflusse verwandter historischer Reminiscenzen, nahe liegender Combinationen, einzelner Ausgrabungen die vorliegende Hülle und Einfassung in der Zeit annahm, als Deutschland und Frankreich sich auf Bonifacius innigst an Rom angeschlossen hatten und die großen Pilgerfahrten begannen. Wie dies geschah, suchten wir oben möglichst getreu aufzuweisen; ganz die mitwirkenden Factoren zum Geständniß über das ihnen Angehörige auf der kritischen Folterbank zu bringen, wird selten gelingen."

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 102. 23. Dezember 1857.

## Physiognomik.

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenerkenntniß. Von C. G. Carus. Zweite vielfach vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1858.

Der Verfasser hat mit feinem Sinn die menschliche Physiognomie nicht blos im Gesicht, sondern in allen Theilen der Gestalt beobachtet. Darnach ergeben sich gewisse Hauptunterschiede, Classifikationen, die mit den herkömmlich allzu summarisch gefaßten z. B. der Menschenracen und der 4 Temperamente, nicht genügend erschöpft scheinen. Er gibt daher folgende Generalübersicht:

**Namensverzeichniß der sämmtlichen besondern Anlagen des Menschen, durch deren verschiedenartige Vereinigung die unendliche Vielartigkeit der Charaktere und Individualitäten gebildet wird.**

**Constitutionen.**

| | |
|---|---|
| 1. Celebrale oder psychische, | 9. Pneumatische, |
| 2. Sensuelle oder sensible, | 10. Cholerische, |
| 3. Athletische, | 11. Chlorotische, |
| 4. Phlegmatische, | 12. Atrophische, |
| 5. Apathische, | 13. Phthisische, |
| 6. Asthenische, | 14. Lymphatische, |
| 7. Böotische, | 15. Lascive, |
| 8. Phlethorische. a) arterielle, b) venöse, | 16. Sterile. |

(Die symbolischen Zeichen für dieselben sind wesentlich am Stamme und dessen Gliedmaßen gegeben.)

**Temperamente.**

| | |
|---|---|
| 1. Cholerisches oder energisches, | 4. Melancholisches, |
| 2. Phlegmatisches, | 5. Psychisches, |
| 3. Sanguinisches, | 6. Elementares. |

(Die symbolischen Zeichen für dieselben sind wesentlich der mittlern Region zwischen Stamm und Schädel, d. h. dem Antlitze, zu entnehmen.)

**Geistige Anlagen.**

A. Verschiedenheit derselben nach dem Grade der Energie der Seele überhaupt — d. h. Geistesstufen:

| | |
|---|---|
| 1. Genius, | 3. elementare Menschheit. |
| 2. Talent, | 4. Idiot. |

B. Verschiedenheiten derselben nach den einzelnen Anlagen:

| | | |
|---|---|---|
| a) Erkenntniß überhaupt, | c) Gefühle überhaupt, | e) Wille überhaupt, |
| b) besondere geistige Sinne, | d) besondere vergeistigte Gefühle, | f) besondere Triebe, |
| 1. Ortsinn, | 1. Anhänglichkeit am Boden, | 1. Nachahmungstrieb in Formen, |
| 2. Formensinn, | 2. Vaterlandsliebe, | 2. Nachahmungstrieb in Farben, |
| 3. Farbensinn, | 3. Liebe zum Besitzthum, | 3. Bautrieb, |
| 4. Zahlensinn, | 4. Lebensliebe, | 4. Nachahmungstrieb in Tönen. |
| 5. Ordnungssinn, | 5. Selbstachtung, | 5. Verheimlichungstrieb, |
| 6. Zeitsinn, | 6. Egoismus. | 6. Erwerbtrieb, |
| 7. Tonsinn, | 7. Geschlechtsliebe, | 7. Kampstrieb, |
| 8. Sprachsinn, | 8. Kinderliebe, | 8. Nahrungstrieb, |
| 9. Vorsichtssinn, | 9. Anhänglichkeit, | 9. Geschlechtstrieb. |
| 10. Gegenstandssinn. | 10. Ehrfurcht, | |
| 11. Gewichtssinn, | 11. Anbetung. | |
| 12. Sinn für Vergleichung und Beurtheilung der verschiedenen Sinnesvorstellungen. | | |

(Die symbolischen Zeichen für dieselben sind wesentlich der Region des Antlitzes und Schädels eigen.

Das Hauptverdienst des Werkes besteht nun darin, daß Herr Carus langjährige und einläßliche Beobachtungen in Betreff der einzelnen Theile des menschlichen Körpers gemacht hat, Beobachtungen, die in mannigfacher Beziehung interessant sind, indem sie uns zum Theil nach dem Vorgange Herders und Winkelmanns auf plastische und malerische Schönheiten aufmerksam

machen, die das gemeine Auge leicht übersieht, zum Theil aber auch charakteristische Merkmale auffinden, welche die Völker, die Geschlechter, Lebensalter, Berufsalter und die Temperamente unterscheiden. Der alte Neapolitaner Porta hat schon vor einigen hundert Jahren ein ähnliches Werk geschrieben, worin er besondern Werth auf die Vergleichung solcher Charakterzüge der menschlichen Physiognomie mit denen des Thieres legt. Es wäre nicht überflüssig gewesen, wenn Herr Carus auch darauf mehr Rücksicht genommen hätte.

Eine Nutzanwendung übrigens, wie sie der Verfasser macht, der wie weiland Gall, der Schedelbetaster, den Charakter des Menschen aus seiner Physiognomie klar und bestimmt erkennen und diese Kenntniß sogar in der gerichtlichen Praxis geltend machen will, lassen wir nicht gelten. In dieser Beziehung täuscht die Theorie des Herrn Carus so leicht, wie die von Gall. Wir wundern uns, daß er das nicht selber erkannt hat.

Lesen wir z. B., was er über die dicken Menschen sagt S. 87: „Diese Wohlbeleibtheit ist es also, welche auf phlegmatische, venöse, zuweilen auch lymphatische Constitution, und elementares, oder phlegmatisches Temperament, seltener gemischt mit sanguinischem, deutet, und welche unter den geistigen Anlagen die des Willens gewöhnlich mehr zurücksetzt, dagegen nicht selten günstig wirkt, die leichtern Formen der Intelligenz und Fühlung zu entwickeln. — Wir haben von Chambers eine interessante Arbeit über die Ursachen, Arten und Folgen größerer Fett- und Zellstoffablagerungen im menschlichen Körper, welche auch für die Symbolik dieser Zustände manchen merkwürdigen Beitrag liefert. In Wahrheit urtheilt schon der gesunde Sinn der Menge meist sehr richtig über die Bedeutung solcher Erscheinungen. Der Wohlbeleibte wird schon, blos als solcher, und abgesehen noch von den besonderen Proportionen seiner Gliederung, zum Typus eines ganz andern Charakters als der Abgemagerte und Hagere; ja es ist charakteristisch für die Eigenthümlichkeit der Völker, ob der Magere mehr unter ihnen im Ansehen steht als der Wohlbeleibte oder umgekehrt. Nur der bequeme, mit Lust unthätige Orientale und Chinese verehrt den oder die mit besonderm Embonpoint Begabte oder Begabten, während unter den Spartanern solche Bildung kaum zu denken war und nur Verachtung erregt hätte. — Das Volk fühlt gleichsam an dem so Aufgenährten dessen Geschichte heraus; ohne besonders zu reflectiren, erkennt es daran das Symbol einer mehr unthätigen bequemen Lebensweise, einer langen Ruhe, reichlicher, darum vielleicht als unverdient vorausgesetzter, Nahrungsaufnahme, und zugleich der wenigen Hoffnung, die ein solcher gewährt durch ein entschiednere Handeln irgend etwas Größeres durchzuführen. — Cäsar sagt schon bei Shakespeare:

> Laßt wohlbeleibte Männer um mich seyn
> mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen.

Das eigentlich sind die Fanatiker der Ruhe, die, denen jede Neuerung, jedes Ringen der Zeit ein Gräuel ist und die von jeher den Männern der Bewegung zum heilsamen Gegengewicht in der Geschichte gegeben waren." Solche allgemeine Behauptungen täuschen im einzelnen Falle sehr. Der bekannte Nationalökonom Friedrich List hätte Cäsars Forderung leiblich gut entsprochen, war aber eine der lebhaftesten und feurigsten Naturen, die uns im Leben vorgekommen sind. Und ein bekannter sehr corpulenter König im Anfang unseres Jahrhunderts, war er nicht durch und durch cholerisch, willenskräftig, zornig? das reinste Gegentheil vom Phlegma.

In den Betrachtungen über den Hals muß der Verfasser das Unzuverläßige seiner Theorie selber eingestehen S. 265: „Man nehme den Hals des Farnesischen Hercules, mit seiner ausgeprägten mächtigen Muskulatur, seinem auf das starke Hinterhaupt deutenden Stiernacken, seiner straffen Streckung, und das Athletische, Plethorische, zugleich wohl auch Cholerische der Constitution, ist daran mit unverkennbaren Lettern geschrieben. — Man sehe dagegen die feine Halsbildung eines Rafael Sanzio (nach dem von ihm selbst gemalten Bilde in Florenz, gestochen von Fr. Müller), nicht schwach und frauenhaft, aber schön, schlank und gerundet, sinnlich etwas rückwärts gebogen mit leicht gewölbt hervortretendem Kehlkopf, und das Sensuelle, Arterielle und Pneumatische der Constitution, sowie das Psychisch-Sanguinische des Temperaments spricht sich so klar darin aus, als die Schönheit seines Gemüthes in der vom Haupt und Antlitz auf den Hals sich fortsetzenden Schönheit seiner Linien und Flächen. — Wieder so viel anders der Hals eines pythischen Apollo und eines olympischen Jupiter. Im erstern die volle große Thatkraft des Geistes, ausgedrückt in der schönen kühnen Muskelbewegung und dem vollendeten Ebenmaße jugendlich reifer Bildung, während im andern nur die breite und großartig schöne Basis eines Hauptes gegeben scheint, dessen Lockenbewegung den Olymp zu erschüttern bestimmt war. — Man hat gesagt: ‚alle Helden seyen kurzhalsig,' und Cäsar, Karl XII., Napoleon und Aehnliche angeführt, auch ist schon nach frühern, aus Gründen comparativer Psychologie und Symbolik sich ergebenden Sätzen, kein Zweifel, daß der kürzere muskelstarke Hals sich mehr mit dieser thatkräftigen Individualität verbunden zu zeigen pflegt; nichtsdestoweniger

ist jener Satz in solcher Allgemeinheit zu weit greifend, da nicht jedes Heldenthum in unmittelbarer Muskelwirkung sich aussprechen wird und aussprechen kann. Die schönen Münzen des Alterthums von Alexander dem Großen, dem Niemand das Heldenthum streitig machen wird, zeigen einen ziemlich langen Hals." Dieser Widerspruch beweist, daß die Theorie hier nicht ausreicht, daß sie hier gar keine Anwendung finden darf.

Herr Carus verlangt gleichwohl, seine Theorie solle allgemein anerkannt werden und sogar in den Gerichtssälen zur Norm dienen. „Wenn in irgend einer Beziehung gesagt werden darf, daß die rationelle Anwendung der Symbolik menschlicher Gestalt noch in der Kindheit liege, so gilt dies ganz besonders von ihrer Anwendung in der Sphäre des Gerichtsarztes. Es ist zu beklagen, daß sowohl die gewöhnlichen Vorträge, als die meisten Werke über Staatsarzneikunde, noch so fast gar keine Notiz nehmen von Allem, was die Wissenschaft in neuerer Zeit vollbracht hat, um die Zeichenlehre geistigen Lebens am körperlichen Bau auf gewisse feste physiologische Grundsätze zu stellen! — fast nie werden Kopfmessungen wissenschaftlicher Art bei Gutachten über gerichtliche Fälle erwähnt, feinerer Anwendung der Symbolik nach andern Seiten hin gar nicht zu gedenken." S. 369. Die Rechtsgelehrten handeln aber gewiß sehr vernünftig, wenn sie sich auf so vage physiognomische Theorien nicht einlassen. Der Verfasser bemerkt weiter S. 377, nachdem er eine Anzahl von Merkmalen in der Physiognomie roher Verbrecher verzeichnet hat: „Summiren wir nun die Bedeutung aller dieser Zeichen zusammen, so geht ganz einfach und deutlich daraus hervor, daß sie sich nur an einer geistig und namentlich gemüthlich sehr kümmerlich ausgestatteten Individualität vorfinden konnten, einer Individualität, welche dagegen von heftigen Trieben leicht bewegt werden mußte und überhaupt nur wenig Anlage zu feinerer seelischer Entwickelung zeigte. — Mit diesem Urtheil ist demnach ausgesprochen, daß eine Seele dieser Art, ohne besonders günstige Einwirkungen, unfehlbar weit leichter als tausend andere in Rohheit und Verbrechen sich verlieren mußte; es ergibt sich aber auch zugleich hieraus, daß sie, wäre das Eigenthümliche dieser Anlage zeitig erkannt und berücksichtigt worden, freilich eine weit umsichtigere Leitung und Beschützung gefordert haben würde, und daß es sonach nur eine ebenso natürliche Folge blieb, daß ohne diesen Schutz, und bei irgend hinzutretender Versuchung, sie ebenso unrettbar zu Grunde ging, als ein Kind, mit Anlage zur Schwindsucht geboren, rettungslos verloren ist, wenn nicht zeitig über dasselbe gewacht und jede Schädlichkeit sorgfältig vermieden wird, welche den Keim der Krankheit zum Ausbruche zu bringen im Stande war. — Wie anders allerdings dann, wenn der Entwickelungsgang und die Anlage eines solchen Verbrechers in dieser Weise gehörig beachtet wird, die Frage nach der eigentlichen Schwere seiner Schuld sich stellen muß, ergibt sich hiernach von selbst, und wir überlassen wahrhaft philosophisch und psychologisch gebildeten Juristen somit von hieraus den Gegenstand zu weiterer Folgerung und Beachtung."

Aber gerade das unmittelbar darauf von Herrn Carus angeführte Beispiel der Giftmischerin Gesche Gottfried, deren abschreckendes Portrait im Holzschnitt dem Text eingedruckt ist, beweist die Unanwendbarkeit seiner Theorie. Diese Frau hatte allerdings die unheimlichste Physiognomie, eine Mischung von krankhafter Verkümmerung und Blödsinn mit dem Typus nordamerikanischer Wilden; allein wie viele ähnliche häßliche und abschreckende Physiognomien finden sich nicht überall, ohne daß es Jemand einfällt, ihre Inhaber verdächtigen zu wollen. Sie leben und sterben im gewöhnlichen bürgerlichen oder ländlichen Berufe, ja man lernt oft die rechtschaffensten und selbst intelligenten Leute mit solcher halbthierischen Bildung kennen. Auf der andern Seite ist bekannt, wie viele der schwersten Verbrecher, der boshaftesten Naturen von bezaubernder äußerer Schönheit waren. Giftmischerinnen z. B. Wir erlebten die Hinrichtung einer sehr hübschen in unserer Nähe. Der hätte Niemand ihr Verbrechen angesehen. Und wer hätte es wagen wollen, auch jener Gesche Gottfried ein solches zuzutrauen? Welcher Richter, welcher Arzt und Naturforscher hätte irgend ein Recht gehabt, diese Bremer Frau blos wegen ihrer Häßlichkeit zu verdächtigen?

Oder will Herr Carus, sie hätte, nachdem sie in die Gewalt der Gerichte gefallen, milder beurtheilt, wohl gar als unzurechnungsfähig geschont werden sollen? Wohin würde eine solche milde Praxis führen? Auch die Erziehungskunst besitzt kein Mittel, die physiognomisch gezeichneten Kinder vor dem Bösen zu hüten, selbst wenn sie die Physiognomie richtig beurtheilt. Die Richtigkeit dieser Beurtheilung ist aber unbedingt zu bestreiten. Die Menschen nach einer Theorie zu beurtheilen, die Herr Carus sich ausgedacht, die aber mit dem Thatbestand in Gottes Schöpfung nicht zusammenstimmt, wäre eine heillose Ungerechtigkeit. Eine Menge Leute sind schön und regelmäßig geformt von Körper und sind mangelhaft oder verschroben an Geist und Seele. Eine Menge sind häßlich, sogar widrig, thierisch, den Wilden ähnlich, wie Sokrates und Aesop, und doch die edelsten und liebenswürdigsten Menschen. Stahl hatte Unrecht, wenn er behauptete, die Seele

baue den Körper. Noch viel weniger darf man sagen, der Körper bestimme die Seele. Wie das Eintreten der Seele in den Leib ein Mysterium der Natur ist, so auch das Verhältniß beider während ihrer Verbindung. Zeigt uns hier die Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit widersprechender Fälle, so ist es uns nicht erlaubt, Theorien zu bilden, wie das Prokustesbette, für die sie immer zu kurz oder zu lang ist.

Schließlich müssen wir auch die Anwendung der Theorie auf die Nationalitäten bestreiten. Herr Carus sagt S. 400: „Man darf im Ganzen gewiß mit Recht behaupten, unter den hervorstehenden Nationalitäten Europa's sey der Deutsche am meisten zum Denken, der Engländer am meisten zum Thun, der Franzose am meisten zum Sprechen geschaffen, während der Italiener das Vorrecht der Schönheit für sich nimmt und die angestammte große Befähigung zur Kunst besitzt. Achte ich nun auf den verschiedenartigen Bau Aller, und namentlich auf ihre Kopfbildung, so kann ich nicht verkennen, daß jener große Schädelbau, welcher durch seine hohe und breite Wölbung im Ganzen, und namentlich des Vorderhauptes, wesentlich eine starke Ausbildung des Gehirns bedingt, und, insofern er mit der gesammten Körperbildung in bestimmter Proportion sich befindet, eben dadurch das Material zu einer reichen Geistesentwicklung darbietet, offenbar mehr als unter den andern Stämmen Europa's (und das heißt doch der eigentlich cultivirten Welt überhaupt) bei den Deutschen zu Hause ist. — Schon mitten im Volke sind jene großen starken Köpfe, welche zwar oftmals nur erst eine überhaupt kräftige und große Lebensform andeuten können, und unsern Altvordern in ihren Eichenwäldern schon nach Römerzeugniß eigen waren, eine sehr häufige Erscheinung, und eben aus diesem Boden sind denn nach und nach so viele Geister hervorgegangen, in welchen das in einer starken Hirnbildung gegebene Material nun auch zu glänzender und reicher Geisteserscheinung sich entwickelte; ja manche derselben haben denn wohl auch erst auf fremdem Boden den Raum gefunden, zur vollen Wirksamkeit zu gelangen. So ist dies früher von Gall, dessen große starke Kopfbildung ihn in Paris immer von den eigentlichen Franzosen unterschied, mehrfach erwähnt worden, so gilt dies noch in höherem Maße von G. Cuvier, dessen deutscher Ursprung mehr als durch seinen Namen (von ‚Küfer‘ in Cuvier umgewandelt) durch seinen ausgezeichnet großen Kopfbau bewiesen war und dessen deutsche Richtung in vielen seiner Arbeiten für immer unverkennbar bleiben wird. Ein ähnliches Beispiel bilden die beiden großen denkenden Musiker, beide von großem starkem Kopfbau, der erste unter den Franzosen, der zweite unter den Engländern, Gluck und Händel. Andere für immer Deutschland ausschließend zur Zierde gereichende Denker und Forscher, von Luther und Leibniz an, zu Lessing, Kant, Hegel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Werner, Rudolphi, Ehrenberg, Lichtenstein, ebenso wie seine größten Componisten, Mozart und Beethoven, und sein größtes Dichterpaar Göthe und Schiller, sie sind allesammt, wie gewaltig in ihren Werken, so auch in ihrem Kopfbau bedeutend, und beweisen dadurch mit für unsern obigen Satz, und geben Deutschland, dem im Materiellen und Politischen andern Nationen oft nachstehenden Lande, somit für das geistige Leben der Menschheit eine eigenthümliche und kosmopolitisch besonders hohe Bedeutung.“

Wir gestehen, daß uns dieses leere Gerede angewidert hat. Ein irgend namhafter Deutscher sollte so geringschätzig von seiner eigenen Nation nicht reden, wenn er einen Funken Achtung vor ihr hat. Es heißt seine eigne Nation verachten, wenn man ihr die Rolle des Denkens, andern aber die des Handelns zuweist. Das ist die Rolle, die man den spätern, ihrer Selbstständigkeit beraubten Griechen zuerkannte, die Rolle geistreicher Sklaven und Parasiten an den Tischen kräftigerer fremder Herren. Ein solcher Vergleich ist unehrenhaft für die deutsche Nation und durch und durch ungerecht. Wir sind keine impotenten Denker, sondern ein thatkräftiges und tapferes Volk von jeher gewesen. Die Deutschen haben eine mehr als zweitausendjährige Geschichte. Sie haben sich immer als ein Heldenvolk bewährt und erst in jüngster Zeit hat ein kleiner Theil der Nation, nämlich der gelehrte, sich den Vorwurf des unpraktischen Denkens mit Recht zugezogen. Was aber von diesen wenigen gilt, kann doch nicht der Nation im Ganzen aufgebürdet werden. Der bei weitem größte Theil des deutschen Volks ist heute noch, wie immer, mehr zum Handeln geschickt, als zum Denken. Die Dickköpfe, die têtes carrées, kommen nicht vom Denken her, sondern sind Starr- und Trotzköpfe. Den Denkern und Dichtern mit großen Köpfen übrigens, die Herr Carus aufzählt, lassen sich eben so viele und noch viel mehr entgegensetzen, welche kleine und zarte Köpfe hatten.

Das sinnreiche und auf vielen guten Beobachtungen beruhende Werk des Herrn Carus würde ungleich mehr Werth haben, wenn der Verfasser ein besonneneres Maaß eingehalten und nicht alles hätte beweisen wollen, was ihm einfiel.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, № 103. 26. Dezember 1857.

## Geschichte.

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. Von Franz Palacky. Vierter Band, erste Abtheilung. Prag, Tempsky, 1857.

Bekanntlich ist das die beste bis jetzt geschriebene Geschichte Böhmens. Der Verfasser ist zwar zu sehr Tscheche, um nicht gelegentlich partheiisch gegen Deutschland zu seyn; andrerseits aber schreibt er nicht tschechisch, sondern deutsch.

Der vorliegende Band umfaßt die nächste Zeit unmittelbar nach der ersten großen Niederlage der Hussiten bis zum Tode des jungen König Ladislaw Posthumus (1439—1457). Es war eine Zeit des unklaren Wogens, wie nach einem heftigen Sturme, nach welchem die Gewässer sich noch lange nicht beruhigen können. Der Habsburger Albrecht gründete als Erbe des Kaiser Sigismund noch keine feste Herrschaft in Böhmen. Unter seinem schwachen Sohn Ladislaw nahm Georg Podiebrad als Gubernator die erste Stelle ein, um später die böhmische Krone auf sein Haupt zu setzen. Allein auch er hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Er war nur Beamter, noch lebte der legitime Herrscher. Die Böhmen selbst waren unter sich entzweit, der Adel und das gemeine Volk. Die hussitische Secte war in viele Untersecten auseinandergegangen, die sich gegenseitig anfeindeten.

Nichts erscheint auffallender, als die theologische Speculation, der sich nicht etwa die Geistlichkeit allein, sondern das ganze böhmische Volk hingab. Die slavische Race hat sich überall als eine schnellkräftige, aber leichtsinnige kund gegeben. Auf den geistigen Gebieten hat sie nie eine vorragende Rolle gespielt, Grübelei, Vertiefung in Ideen war ihre Sache nicht. Nur bei den Böhmen und auch nur im 15. Jahrhundert tritt diese religiöse Grübelei mächtig hervor. Herr Palacky erklärt das Phänomen aus einer Art von Ansteckung. Die Böhmen waren von Huß und Ziska eine Zeit lang gleichsam magnetisirt: „Der geistige Zustand Böhmens um die Mitte des 15. Jahrhunderts konnte nicht mehr als erfreulich und hoffnungsvoll gepriesen werden; es fehlte dem Geiste jene allseitige Empfänglichkeit, Lebendigkeit und Schwungkraft, wodurch sich die früheren Jahrhunderte ausgezeichnet hatten. Es war auch dies ein Beweis der zauberhaften Gewalt, die einst Huß und Ziska ausgeübt, daß sich ihre Landsleute noch nach hundert Jahren nicht davon befreien und losmachen konnten; immer wandte sich das Streben und Trachten derselben beinahe ausschließlich den Religions- und Kriegsangelegenheiten zu. Jeder Böhme dieser Zeit, der seinen Geist über das Alltagsleben hinaus in das Reich der Gedanken und Ideen erhob, wußte dort nichts anderes zu suchen und zu finden, als endlose Fragen über Kirche und Ketzerei, das Wort Gottes und den Antichrist, das Altarssacrament und den Kelch, die Rechte und Pflichten der Hierarchie u. s. w., und im praktischen Leben kannte er nichts Angelegentlicheres, als sich in den Waffen zu üben, Wagenburgen zu bauen, Schlachtordnungen zu bilden, und die Kriegskunst gegen Lohn auszuüben ohne Rücksicht darauf, für oder gegen wen er kämpfe. Auf solche Art wurde nicht nur das weite Feld der formalen Wissenschaft, der Naturkunde und der Geschichte vernachlässigt, nicht nur die schöne Kunst verscheucht und Barbarei eingeführt, sondern es erlahmte auch der Unternehmungsgeist und Fortschritt in der Industrie, die sich dann blos auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse beschränkte. Daran war freilich auch die Intoleranz der Gegenpartei Schuld, die wissentlich und offenbar dahin strebte, den Geist der Böhmen verkümmern zu machen, und indem sie den

Ihrigen allen Umgang mit den Böhmen verbot, diese zu isoliren und gleichsam aus der Welt auszuscheiden suchte."

Die Abendmahlsfrage war es vor allem, welche die Böhmen beschäftigte und entzweite. Man erstaunt, wenn man liest, in welche Spitzfindigkeiten sich desfalls ihre Prediger und Führer einließen. Die Utraquisten waren die Gemäßigten, die Prager und der Adel, ihr größter Theologe und damals Haupt der böhmischen Kirche der berühmte Rokyzana. Weiter links gingen die Taboriten und noch weiter die Waisen (wie sie sich nach Ziska's Tode nannten).

Die Taboriten hatten ihren Sitz in der Stadt Tabor, auf einem Berge. Indem Aeneas Sylvius, der bald nachher selber Papst wurde, damals als päpstlicher Gesandter nach Böhmen kam, gerieth er einmal mitten unter die wilden Taboriten. Er selbst hat diese Begegnung lebendig beschrieben. „Als die Gesandten sich auf ihrem Wege (wahrscheinlich am 17. Juli 1451) des Abends Tabor näherten, hielten sie es aus Furcht vor Räubern und bewaffneten Gewaltthätern nicht für geheuer, in einem Dorfe zu übernachten, sondern schickten in die Stadt voraus, um ihre Ankunft zu melden und um ein Nachtlager ersuchen zu lassen; ‚wir wollten uns,' sagt Aeneas, ‚lieber den Wölfen als den Hasen anvertrauen. Die Taboriten waren darüber erfreut, und strömten uns haufenweise entgegen, um uns zu begrüßen. Sonderbares Schauspiel! Ein grobes und ungeschlachtes Volk, das höflich erscheinen wollte. Die Witterung war regnerisch kalt. Sie kamen uns theils zu Pferd, theils zu Fuß entgegen, einige in leichten Röcken, andere in Pelzen, der eine mit einem Auge, der andere mit einer Hand, der ohne Sattel, jener ohne Stiefel und Sporen, alle ohne Ordnung und mit Lärm, brachten jedoch Bewillkommnungsgeschenke: Fische, Wein und Bier.'" Die Häupter der Taboriten machten dem Legaten ihre Aufwartung, aber „die Unterredung ging bald in Streit über, an dem sich besonders Niklas, den sie Bischof nannten, ‚ein Mensch voll böser Tage,' Wenzel Koranda, ‚ein alter Sklave des Teufels,' und Johann Galet betheiligten, ein Priester, der sich kurz vorher aus Polen, wo er hatte verbrannt werden sollen, hierher geflüchtet. Aeneas, obwohl ungern, wich dennoch nicht aus, damit er durch Schweigsamkeit den Taboriten nicht Gelegenheit gebe, sich zu rühmen, er habe, als ein Bischof des römischen Glaubens, ihren Argumentationen zu widerstehen entweder nicht verstanden, oder nicht gewagt. Natürlich, daß sie eben so aus einander gingen, wie sie zusammen gekommen waren. Aeneas aber dankte Gott, als er aus diesem ‚Ketzerneste', aus dieser ‚Synagoge des Satans' wieder heraus war, und sich unter freiem Himmel befand; ‚mir war um's Herz,' sagte er, ‚als ob ich aus der Hölle entronnen wäre.'"

Damals wirkte der begeisterte Missionär Capistranus in Böhmens Nachbarländern, Schlesien und Mähren, durfte sich jedoch nicht nach Böhmen selbst hineinwagen. Die Leistungen dieses einen Mannes waren bewunderungswürdig. Obgleich er nur lateinisch predigte und ihn das Volk nicht verstand, rührte er doch alle Zuhörer zu Thränen und erweckte eine wunderbare Begeisterung. Sein Bild contrastirt mit dem der Taboriten und durfte der bewegten Zeit nicht fehlen.

Je hartnäckiger die Hussiten sich Rom auch jetzt noch immer widersetzten, um so schlauer glaubte die griechische Kirche zu handeln, indem sie Versuche machte, die Hussiten an sich zu ziehen. Ihr offenes Schreiben an die Häupter der Utraquisten in Prag ist eines der interessantesten Denkmäler der Zeit: „Die heilige constantinopolitanische Kirche, die Mutter und Lehrerin aller Rechtgläubigen, den geehrten Brüdern und in Christo geliebten Söhnen des böhmischen Volkes, der erhabenen Prager Stadtgemeinde, den hochgebornen tapferen Fürsten, Wojwoden, Herren und Rittern, den hochwürdigen Priestern, Doctoren, Magistern und Vorstehern der Kirche, so wie den Bürgern und Beamten und allen rechtgläubigen Bekennern Jesu Christi, die dieses Blatt zu Gesichte bekommen, ihren Gruß im Sohne der hochgebenedeiten Jungfrau und hundertfältiges Seelenheil! Die heilige Braut des himmlischen Bräutigams, welcher das Haupt der allgemeinen Kirche ist, kennt keine größere Lust, als wenn sie vernimmt, daß ihre Söhne auf dem Wege der Wahrheit wandeln. Und weil die Kunde von Eueren Fortschritten im Bekenntniß des wahren Glaubens freudenreich, als Bürgschaft künftigen Glückes, zum Ohr der barmherzigen Mutter drang, und wir besonders durch Eueren Bruder, den Sohn unserer Kirche, Constantinus Angelicus, den Ueberbringer dieses Schreibens, Doctor und achtbaren Priester, die vollkommene Gewißheit erlangten, daß Ihr der Neuerungen nicht achtet, die manche der Kirche Christi zuwider einführen, und festhaltet an der Grundlage des Glaubens, die uns von dem Herrn und seinen Jüngern geboten worden: so trug uns die heilige Kirche auf, sogleich an Euch zu schreiben und Euch aufzufordern, daß Ihr Euch zur Einigung mit uns entschließet, nicht zu der, die in Florenz angezettelt wurde und die wir gänzlich verwerfen, da sie vielmehr ein Abfall von der Wahrheit genannt zu werden verdient, sondern zu der, die auf der unveränderten Norm des Glaubens beruht, auf deren Grund wir uns wahrhaft und sicher einigen kön-

nen. Denn die Kirche Christi zweifelt nach dem, was sie von Euch vernommen, nicht, daß Ihr, die Ihr Euch den gefährlichen römischen Neuerungen widersetzt, Euch mit ihr einigen werdet durch Vermittlung der heiligen Schrift, des wahrsten aller Richter. — Was Euere kirchlichen Gebräuche und Ceremonien anlangt, wollen wir, gleich dem Apostel, mild und nachgiebig seyn in Allem, was aus gesunder Wurzel und reiner Absicht hervorgeht, und zu Euerer Vervollkommnung dient, noch der Ehre und dem Gehorsam, welchen die heilige Mutter Kirche zu fordern hat, entgegen ist u. s. w. Es unterfertigten dies Schreiben im Namen der ganzen griechischen Kirche drei Metropoliten, Makarius von Nikodemia in Bithynien, Ignatius von Trnowa in Bulgarien und Joseph Acacius von Philippopel, dann drei Gelehrte und Schriftsteller, Sylvester Syropulus, Theodorus Agallianus und Gennadius, ausgezeichnete Männer und in Europa größeren Theils schon durch ihre Wirksamkeit bei der einst in Florenz abgehaltenen Kirchenversammlung wohlbekannt. Einen Patriarchen gab es damals in Constantinopel nicht; doch wurde bald nach Verfassung des Schreibens der letzgenannte Mönch Gennadius dazu gewählt, der sich im weltlichen Stande unter dem Namen Georgius Scholaris berühmt gemacht, und aus dessen Feder wahrscheinlich auch das Schreiben an die Böhmen geflossen war."

Wir können uns hier im engen Raum einer Rezension über die interessanten Schachzüge der damaligen Diplomatie nicht ausbreiten. Der Papst band sich an das Basler Concil nicht und verlangte von den Böhmen Unterwerfung. Das Haus Habsburg aber war getheilt und damals ohne ein intelligentes Haupt. Ein solches fanden dagegen die Böhmen an ihrem Georg, wie die Ungarn an Mathias. Es war eine merkwürdige Thätigkeit kluger Regenten und Diplomaten in dieser Zeit. Ihr Wirken war jedoch nicht von Dauer. Man kann aus der Geschichte Böhmens und Ungarns im fünfzehnten Jahrhundert lernen, wie wenig es diesen Ländern möglich ist, inmitten zwischen dem deutschen Reich und den großen Reichen im Osten (damals das türkische und polnische, jetzt das russische) volle Selbstständigkeit zu erreichen. Sie sind durch ihre geographische Lage gezwungen, sich entweder dem gebildeten und verhältnißmäßig freisinnigen Westen anzuschließen, oder von der Barbarei und Despotie im Osten verschlungen zu werden.

Dagegen führten die Stürme der Zeit im böhmischen Volke zu dauernden Aenderungen. Dieses Volk, allzufeurig im Bestreben, die allumfassendste weltliche wie geistliche Freiheit zu erreichen, sank unvermerkt in eine nie vorher gekannte Knechtschaft, und zwar schon ehe das Zwischenreich Georgs geendet hatte und der Habsburger Gewalt hergestellt war. „Vergleichen wir die Rechtsverhältnisse der verschiedenen Stände und Klassen der böhmischen Bevölkerung zu einander, wie wir sie im Anfange des 19. Jahrhunderts kennen lernten, mit dem Zustande, in welchem wir sie am Ende dieses Jahrhunderts gewahren, so erschrecken wir über die Größe und den Ernst der Veränderung, welche im Laufe von etwa zwei Menschenaltern begann und vollendet wurde. Von Leibeigenschaft des Bauern- und niederen Volkes überhaupt war im Anfange jenes Jahrhunderts noch keine Spur vorhanden: am Ende desselben zeigt sie sich schon als feste anerkannte Thatsache, als allgemeines Merkmal des untern Volkes. Obwohl die Katastrophe zu ihrer Verwirklichung fast ein ganzes Jahrhundert bedurfte, so erfolgte sie nichts desto weniger über die Maßen schnell, wenn wir erwägen, daß sie nicht durch plötzliche Ueberfluthung fremder, raubgieriger Eroberer entstand, sondern so zu sagen aus dem Schooße des Volkes, durch bloßen Mißbrauch der Verhältnisse emporwuchs. Es waren dies freilich ungewöhnliche Verhältnisse, die eine solche Umwälzung begünstigten, unerhörte und wiederholte Stürme und Krisen, die bis in das innerste Mark der Nation drangen, und in denen nicht Gerechtigkeit, sondern nur brutale Kraft und Kriegslist entschieden. — Thatsache ist: 1) daß vor dem Ausbruche des Hussitenkrieges die Zahl der Zemane und Landsassen, d. h. der mittleren, freien und nur dem Könige allein untergebenen Gutsbesitzer beinahe unermeßlich war, so daß wir uns von der Wahrheit nicht weit entfernen werden, wenn wir sagen, daß sich beinahe zwei Drittheile der Oberfläche Böhmens in ihrem Besitze befanden; 2) daß diese Klasse, einst der Kern der Nation, im Verlaufe der Zeiten sich verminderte und immer mehr und mehr einging; 3) daß die Ursachen dessen nicht nur natürliche, wie Kriege und Seuchen, sondern auch politische waren, d. h. das durch den Krieg begünstigte Emporkommen des höheren Adels über die anderen Landesbewohner, die je weiter, desto stärkere Concentrirung des Nationalvermögens in ihren Händen, und die Erhebung selbst des Ritterstandes über die gemeinen Zemane überhaupt. Mit dieser Veränderung zugleich und gemeinschaftlich wuchs auch die Eifersucht der politisch berechtigten Stände unter einander, und nahm je weiter, desto mehr die Unterdrückung der untergebenen Bauern und Kleinstädter zu, die noch unter König Wenzel bloße Pächter gegen Zins waren, unter Wladislaw II. jedoch allmählich in schwere Knechtschaft geriethen."

## Zur Nationalökonomie.

Normaltestamente. Ein Mittel, dem Stand der Landwirthe und Bauern Wohlstand und Achtung zu sichern. Von Rechtsconsulent E. Schübler. Stuttgart, Neff, 1857.

Herr Schübler hat schon in mehreren kleinen Schriften zum Besten der Bürger und Bauern zu wirken getrachtet. Seine Grundansicht ist gesund und historisch nur zu wohl begründet. Er beklagt den allmähligen Verfall des echten Bauernstandes, die Vermehrung des ländlichen Proletariats, und erkennt als Hauptursache die zu weit gehende Theilung des Landes, den Güterschacher, den ewigen Wechsel des Landes.

Er sagt im Eingang: „Ein wohlhabender, tüchtiger Bauernstand ist die sicherste Unterlage der Gesellschaft und des Staats, eine der besten Bürgschaften der Ordnung. In Württemberg steht dem Gedeihen dieses Standes in vielen Gegenden die zu sehr erleichterte und zu weit ausgeführte Zertheilung der Bauerngüter im Wege. Eine bestimmte Größe des Bauernguts ist nöthig, damit der Landwirth in hinreichender Ausdehnung Zug- und Melkvieh halten kann, damit er im Stande ist, den für die Schonung des Bodens erforderlichen Fruchtwechsel eintreten zu lassen, damit er nicht zur Unzeit verkaufen muß und einen Theil seiner Erzeugnisse auf die Zeiten des Mangels aufbewahren kann. Alle diese Vortheile des großen Besitzers gehen dem kleinen zum größten Theil verloren. Er muß oft aus Mangel an Zugvieh die Arbeiten desselben selbst verrichten, er kann den Boden nicht durch Fruchtwechsel schonen und durch Düngung verbessern, er muß oft verkaufen, wenn die Früchte den niedersten Preis haben. Er ist bei jedem Mißgeschick dem bittersten Mangel preisgegeben, und veranlaßt besonders die großen Schwankungen zwischen großer Theurung und Werthlosigkeit der Frucht. Allerdings bedarf jedes Land auch kleiner Güter und Besitzer und Bodenparcellen. Die Besitzer der Parcellen sind die besten, oft unentbehrlichen Taglöhner der großen Besitzer. Aber gerade deßwegen ist der kleine Besitzer nur im angemessenen Verhältniß zum großen ein Bedürfniß, ein Vortheil. Bodenparcellen sind auch nothwendig und unvermeidlich in der Nähe von Städten und Fabriken, für die Besitzer kleiner Gewerbe und für viele Fabrikarbeiter. Aber gerade diese von der Industrie abhängigen kleinen Besitzungen sind durch die Nähe der Industrieorte bedingt, daher im größeren Theile des Landes ungeeignet. Die württembergische Regierung hat auch die Nachtheile des Mangels an größeren Gütern, das fehlende Gleichgewicht zwischen großen und kleinen Gütern längst erkannt. Aus dieser Ueberzeugung ging die Verordnung vom 4. Januar 1852 und das Gesetz vom 23. Januar 1853 hervor. Aber jene Verordnung ist eine bloße Aufforderung an die Beamten, der zu großen Zersplitterung bei Erbtheilungen möglichst entgegenzuwirken. Das Gesetz von 1853 erstreckt sich gar nicht auf diese häufigste Art der Vertheilung und tritt nur einzelnen Mißbräuchen bei der Güterzertheilung in den Weg, nicht dieser selbst. Man hat deßwegen das Beispiel anderer deutschen Länder empfohlen. In Bayern wird nach dem Gesetz vom 1. Juli 1834 auch von Solchen, welche durch Geburt der Gemeinde angehören, beim Antritt des Bürgerrechts und bei ihrer Niederlassung als Landwirthe der Besitz eines Grundvermögens verlangt, welches zum Mindesten mit einem Gulden Steuersimplum belegt ist oder etwa 1200 fl. Werth hat, wird aber von Uebersiedlern die Hälfte mehr, von Fremden sogar noch einmal so viel verlangt. In Baden ist durch mehrere, noch nicht aufgehobene Verordnungen der Theilbarkeit der Güter durch Bestimmung eines Minimums eine Schranke gesetzt. Hier ist außerdem durch ein Gesetz vom 23. März 1811 die Untheilbarkeit aller herkömmlich geschlossenen Güter vorgeschrieben, außerdem zum Zwecke der Erbtheilung das Gut zum Vortheile des Uebernehmers um ein Zehntel bis Achtel unter seinem wahren Werth zu taxiren gestattet. In Sachsen sind durch Gesetz vom 30. November 1843 alle geschlossene Bauerngüter als untheilbar erklärt, ist nur für ein Dritttheil des Guts und in einzelnen Fällen die Lostrennung gestattet."

Der Verfasser schlägt nun vor, Formulare zu Normaltestamenten zu entwerfen und die Bauern zu deren Annahme zu vermögen. In diesen Testamenten würden sie nur einem Sohn ihr Gut vererben, die übrigen Kinder mit ⅓ abfinden. Um aber die daraus entstehenden ländlichen Majorate als Familiengut zu schützen, soll es dem jeweiligen Inhaber nicht gestattet seyn, sie ohne Einwilligung der appanagirten Familienglieder zu veräußern. Der Grundgedanke ist gut, aber es scheint uns mißlich, dergleichen den Bauern anzurathen und freizustellen. Wo nicht die Gesetzgebung selbst mit klarem Bewußtseyn für das Volkswohl solche Bestimmungen trifft, darf man sich vom bloßen Wünschen und Anrathen keinen Erfolg versprechen.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
# Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 104. 30. Dezember 1857.

## Geschichte.

Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. In Archiven gesammelt und erläutert von M. Koch. Leipzig, Voigt und Günther, 1857. Groß 8°.

Die Meinungen über Maximilian II. schwanken noch sehr, weil seine Geschichte noch nicht gehörig aufgehellt ist. Uebrigens war auch seine Stellung und sein Princip von der Art, daß er gegentheilige Meinungen der Parteien hervorrufen mußte. Während nämlich die altkirchliche Partei auf Wiedereroberung und die calvinistische Partei auf Forteroberung ausging, hielt er die Parität für das allein Berechtigte und suchte sie so weit möglich gegen den Ungestüm der Parteien aufrecht zu erhalten, ein Justemilieu, was in bewegten Zeiten immer der Anfechtung ausgesetzt ist und als Schwäche erscheinen muß, weil es allerdings nicht im Stande ist, die Leidenschaften zu zähmen und den Ausbruch des Kampfes zu hindern.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift stellt sich in rechtlicher Beziehung ganz auf den Standpunkt des Kaisers und mißbilligt (obgleich selbst Katholik) die Identificirung des Staats- und Kircheninteresses oder eigentlich die Aufopferung des Staatsinteresses zu Gunsten des Kircheninteresses in der Politik Philipps II.

Seine Acten schöpft der Verfasser aus den Wiener und Stuttgarter Staatsarchiven, aus den ersten hauptsächlich die äußerst werthvollen Depeschen des k. k. Gesandten in Madrid, Fürsten Adam von Dietrichstein während der Jahre 1563—1568.

Die erste kürzere Erörterung betrifft die Reisen Maximilians II., die wir hier übergehen. Die zweite längere den berüchtigten Grumbachischen Handel. Herr Koch weist nach, daß Grumbach die so lange auf ihn gehäufte Schmach zu tragen nicht verdient hat. Erstens ist es nicht wahr, daß Grumbach der Mörder des Bischofs von Würzburg sey. Er hat es stets geleugnet und als triftigen Grund angegeben, ein todter Bischof habe seiner Sache nichts nützen können, er habe daher, weit entfernt seinen Tod zu wünschen, den Bischof nur gefangen halten wollen. Der Bischof hatte ihm das beste Recht vorenthalten und Grumbachs Zorn gegen denselben war wohl motivirt. Ueberdieß hat sich der wahre Mörder genannt und ausdrücklich erklärt, er sey durch Grumbach nicht zu dem Morde veranlaßt worden. Auch in Betreff des Antheils, welchen Grumbach an den revolutionären Umtrieben des unglücklichen Herzog Johann Friedrich hatte, zeigt Herr Koch, der erstere sey nicht der Verführer, sondern der Verführte gewesen, der Herzog habe sich seiner und seiner Genossen nur zu Werkzeugen bedient. Der Herzog, Sohn des abgesetzten Kurfürsten gleichen Namens, mußte begreiflicherweise ein Todfeind des kursächsischen Hauses seyn, das ihn aus seinem Erbe verdrängt hatte, und darnach trachten, das Verlorene wiederzugewinnen. Er verband sich deshalb mit den Calvinisten gegen den strenglutherischen Kurfürsten von Sachsen, und seine Verschwörung stand in enger Beziehung zu der niederländischen. „Wenn schon diese Darstellung der Grumbacher Wirren die bisherige Auffassung, als seyen sie eben nur schwache Zuckungen des Faustrechts oder Bestrebungen für innere Reformen gewesen, als nicht länger haltbar erkennen läßt, so werden wir durch eine andere Mittheilung des Kaisers vollends davon zurückkommen. In einem seiner eigenhändigen, vom 4. August 1567 datirten Schreiben, findet sich folgende Stelle: ‚Do die gothische handlung nit war an die hand genommen worden, das ich gentzlich glaube, der kunig (von Spanien) hette das Niderland sobald nimmer in seine handt gebracht, dann die niederländer vnd die

Rechter wunderliche conspirationes mit ainander gehabt hawen, wie man denn alle sachen gefunden hat, zu dem das ich auch so vil gearbeitet hab, das die niederlender mit Reuter vnd Knechten nit hawen kunen auf kumen, aber das meist hat sie machen zum kreutz kriechen diese gothische execution. Ich kann Euch jetzt von derselben handlung nix schickhen, den mirs der curfürst erscht neulich zugeschickht. So sein der schrifften feintlich vil, doch will ich fürdern so vil möglich, dan es ein nothdurfft ist, das es der kunig wisse. Doraus wird er wunder sechen, mit wo sie vmbgangen sein, vnd ist wol von nöthen gueten auffsechen vnd das wir hart zusammenhalten. Dann hetten sie vns beiden vertilgen kunnen, so wer es geschechen, aber got hat es durch diese execution wunderlich verhüethet.' An diesen Zusammenhang der Grumbachischen Unruhen mit denen der Niederlande, wobei es jedenfalls auf einen gemeinschaftlichen Operationsplan hinausläuft und es auf Entthronung oder gar auf den Mord Philipps und Maximilians abgesehen seyn mochte, müssen wir die in der Geschichte bekannten Verbindungen mit Schweden und Frankreich, zu welchen vielleicht auch welche mit den Woiwoden von Siebenbürgen zu ziehen sind, halten, um uns von der Größe der Gefahr, in welcher Deutschland in den Jahren 1566 und 1567 schwebte, eine richtige Vorstellung machen zu können. Dabei dürfen wir nicht zu erwägen vergessen, daß der Kaiser gerade in diesen beiden Jahren in die schwersten Türkenkriege verwickelt war und das größte bis dahin aufgebrachte Heer in Ungarn stand."

Die dritte, wieder kurze Erörterung des Verfassers betrifft die Zögerung Maximilians II. im Türkenkriege. Der Kaiser wollte, seiner Natur gemäß, nicht gerne viel wagen.

Die letzte, längste und auch interessanteste Erörterung geht die spanischen und niederländischen Dinge an. Es sind die theils wörtlich mitgetheilten, theils erläuterten Berichte des Fürsten Dietrichstein. Herr Koch billigt hier die Politik des deutschen Kaisers, welcher beiden Religionsparteien gleiches Recht und Frieden wünschte, und tadelt den Fanatismus Philipps. „Der Grundfehler seiner Denk- und Handlungsweise liegt allein in seinem überspannten Religionseifer und in seiner Herrschsucht, wodurch er den Katholicismus und die monarchische Verfassung verhaßt machte, und sich und seinen Unterthanen das größte Unheil bereitete. Indessen kann die Bemerkung nicht oft genug wiederholt werden, daß weder sein Fanatismus aus einer grausamen Gemüthsart, noch sein unbegränztes Machtschalten aus einer niedrigen Gesinnung ihren Ursprung nahmen, sondern beide Producte der tiefsten, von den Kindesjahren her eingesogenen, und von seinen Hoftheologen ausgesponnenen religiösen Ueberzeugungen waren. Nicht blos der Glaube, der Katholicismus sey die allein wahre Religion, sondern auch die Meinung, er sey für Seelenheil jedes einzelnen seiner Unterthanen Gott Rechenschaft schuldig und er ziehe sich die ewige Verdammniß zu, wenn er ihre Abtrünnigkeit dulde, begründeten seine Unduldsamkeit und seine Bekehrungswuth. In diesem Sinne äußerte er in seinem Schreiben an Alba (bei Gachard II. 415) von den niederländischen Angelegenheiten redend: ‚Je vois que les choses sont arrivées à ce point qu'il faut penser à tous les moyens susceptibles de les rétablir; bien que je n'entende pourtant leur accorder jamais rien qui ne soit juste et compatible avec notre sainte foi catholique et mon autorité, quand même je devrais perdre les Pays-bas.' Dieser Ausspruch ist wahrlich nicht seiner Gemüthsart, nicht dem Hasse, der Rache, dem Eigenwillen, sondern lediglich religiöser Begriffsüberspannung, die er mit allen Spaniern und noch vielen anderen Katholiken gemein hatte, zuzuschreiben. Es leuchtet aus ihm hervor, daß Philipp sich nicht entfernt bewußt war, daß er das Recht gar nicht besitze, die Niederlande dem Gewissenszwange und der Absolutie aufzuopfern, sondern meinte, er könne und dürfe, dem göttlichen Pflichtgebote gemäß, nicht anders handeln. Fassen wir Philipps Handlungsweise unter dem hier geschilderten Gesichtspunkte auf, so retten wir in ihm den Menschen, wie er es verdient, doch werden wir uns gegen die Posaunenstöße der ultrakirchlichen Geschichtschreiber verwahren und in Abrede stellen müssen, in Philipps unerschütterten und aufopfernden Glaubenseifer glänze Regentengröße ab. Wir erblicken darin überall die bedauerlichste und schädlichste Vernunftverirrung und Rechtsüberschreitung. Belehrt die Geschichte Regenten, so können sie nirgend bündiger als aus der Regierungsgeschichte Philipps Belehrung schöpfen, wie rasch auch der mächtigste Staat in sich zusammenstürzt, der von der Kirche beherrscht, nach ihren Grundsätzen geleitet, und für ihre Endzwecke ausgebeutet wird."

Dem fanatischen Philipp stand der schlaue Oranien gegenüber. Herr Koch gibt der Wahrheit die Ehre, diesen Wilhelm von Oranien zu zeichnen, wie er gewesen ist und von den übertriebenen Lobeserhebungen, die man demselben gemacht hat, zu abstrahiren. Wilhelm von Oranien war durch und durch berechnende Arglist, wie vor ihm Moritz von Sachsen, den er sich zum Vorbild genommen zu haben scheint und dessen Tochter er auch in zweiter Ehe geheirathet hat. Wie

Moritz Karl V. durch Wohldienerei betrog und täuschte, so der Oranier Philipp II. „Was soll man dazu sagen, wenn Prescott, der gründliche und geachtete Geschichtschreiber Philipps II., Oraniens ekelhafte Gleißnerei mit der Bemerkung entschuldigt, der Prinz war in der Lage, der Verstellungskunst Philipps mit der gleichen Waffe begegnen zu müssen, und wenn er sein Spionirsystem und den Briefdiebstahl als Handlungen bezeichnet, die ‚im Geiste der Zeit lagen und weiter nichts bedeuten, als Philipps eigene Künste gegen ihn zu kehren' ꝛc." Es ist billig, daß jede Partei etwas auf die Männer hält, durch welche sie zum Siege gelangt ist; aber man braucht deshalb die Wahrheit nicht ins Gesicht zu schlagen. Wenn Staatsmänner sich daher Listen bedienen, wie Feldherrn im Kriege, so darf man das ja wohl eingestehen und es ist durchaus nicht nothwendig, es leugnen oder beschönigen zu wollen. Aus jenem Wilhelm aber, welcher „kahl war an Leib und Seele", der kälteste Intriguant, den je die Sonne beschienen hat, einen sentimentalen und gutmüthigen Schwärmer machen zu wollen, ist lächerlich.

Darin aber mag Herr Koch zu weit gehen, wenn er S. 240 die Behauptung aufstellt, die niederländischen Unruhen seyen allein durch den Oranier und die niederländischen Großen erregt worden. „Es ist endlich Zeit, diesen von den Geschichtschreibern des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Absichtlichkeit verbreiteten Irrthum zu entfernen und die wahren Entstehungsursachen jener gewaltigen Bewegung aufzudecken. Dies geschieht gegenwärtig schon von mehreren Seiten, doch dringt die richtige Ansicht noch nicht durch, weil die falsche zu tiefe Wurzel geschlagen hat. Quelle der niederländischen Unruhen ist weder der spanische Druck noch die Religion, sondern einzig und allein der Ehrgeiz und die Selbsucht einiger hervorragenden Edelleute, bevorab des Prinzen von Oranien, der von dem Augenblick an, als Philipp nicht ihm, sondern der Herzogin von Parma die Statthalterschaft verlieh, eine regierungsfeindliche Stellung annahm und wie sein Charakter vermuthen läßt, damals schon den Sturz der spanischen Herrschaft bei sich beschloß. Für die Ausführung dieses von ihm eingeleiteten und mit der größten Ausdauer verfolgten Planes besaß Wilhelm von Oranien eine alle Staatsklugheit Philipps und seiner Räthe (Granvelle nicht ausgenommen) weit übertreffende Begabtheit ꝛc." Ohne allen Zweifel hat Wilhelm die Parteien zu seinem Nutzen gelenkt, allein das Volk war auch ohne Zuthun des Adels aufgeschreckt und ergrimmt. Die Pfaffen waren hier längst verhaßt und von den bürgerlichen Rederykern verhöhnt worden. Die lutherischen und schweizerischen Predicanten waren gewiß nicht alle vom Adel bestellt, sondern schlichen sich unter den Handwerkern der Städte aus eigenem Antrieb ein. Die Inquisition, wenn sie auch nicht die spanische war, mußte doch für eine, der spanischen nachgebildete gehalten werden und erregte natürlicherweise in den Niederlanden denselben Widerwillen, den einst ein ganz ähnlicher Versuch des Conrad von Marburg im 13. Jahrhundert bei den Deutschen hervorgerufen hatte.

Eine der anziehendsten Parthien des Buches ist die Enthüllung der geheimen Verbindung, in welcher Don Carlos mit dem Oranier stand. In einer sehr scharfsinnigen Auseinandersetzung erklärt Herr Koch das Benehmen Philipps II. gegen seinen Sohn aus der doppelten Nothwendigkeit, den gefährlichen Sohn unschädlich zu machen, und doch einen Schleier über den ganzen Vorgang zu decken. „Hatte Don Carlos sich mit den Verschworenen der Niederlande in einen ihn und seinen Vater compromittirenden Verkehr eingelassen, bestand der Plan, ihn nach seiner Entweichung dem Prinzen von Oranien zu überliefern, so konnte Philipp die Welt unmöglich mit einer in seinem eigenen Hause angesponnenen, durch seines Sohnes Unbesonnenheit geförderten Verrätherei bekannt machen, ohne dem Spotte sich auszusetzen und den Aufständischen die größte Ermunterung zu bieten. Von diesem Gesichtspunkte dürfte Philipps beharrliches, selbst auf seine nächsten Verwandten ausgedehntes Schweigen über die Ursachen der Verhaftung und die Vertröstung auf eine später erfolgende Erklärung, zu beurtheilen seyn." Im Uebrigen ist zu erwägen: „Es würde wenig Scharfsinn verrathen, vom Prinzen von Oranien vorauszusetzen, daß er, der sein Netz überall ausspannte, den mißvergnügten, gegen seinen Vater heftig eingenommenen, den Herzog von Alba tödtlich hassenden, und mit der höchsten Leidenschaftlichkeit nach den Niederlanden verlangenden Prinzen, nicht werde ins Auge gefaßt, nicht umgarnt, nicht verführt haben. Was wäre im Plane der Verschworenen gerathener gewesen, als Philipps Sohn darein zu verwickeln, zumal sie sich den günstigsten Erfolg vom Versuche versprechen konnten und im Falle des Gelingens wie mit einem Schritte ans Ziel gelangt waren, denn befand sich Don Carlos in Oraniens Gewalt, so waren Alba's Operationen gelähmt und Philipp mußte gewähren, was die Großen der Niederlande ihm vorschrieben. Cabrera, der unterrichtetste und glaubwürdigste aller spanischen Geschichtschreiber sagt, Don Carlos sey bei seinem Entweichungsversuche vom Prinzen von Oranien, Egmont, Hornes, Berghes und Montigny unterstützt worden und die beiden Letzteren hätten ihn nicht nur im Entschlusse dazu

bestärkt, sondern ihm auch Geld zur Reise angeboten rc."

Es folgen nun noch weitere Zeugnisse. Insbesondere wird Don Carlos beschuldigt, seinem Vater wichtige Papiere entwendet und dem Oranier zugesandt zu haben. Daß dem König aus seinen geheimsten Gemächern Briefe entwendet und im Original in Wilhelms Hände geliefert wurden, ist Thatsache. Der meiste Verdacht aber in Betreff des Thäters ruht auf Don Carlos. „Da der Diebstahl richtig ist, weil Margarethens Briefe ihn enthalten, so verdient auch Strada's weitere Angabe, daß er dem Prinzen und dem Berghes und Montigny zur Last fällt, Glauben, und da Philipp in dem Handbillete vom 14. Mai 1567 (bei Gachard I. 535) dem Ruy Gomez befiehlt, von seiner Anordnung wegen Berghes dem Infanten nicht das Mindeste mitzutheilen, so dürfen wir nicht länger zweifeln, daß Don Carlos das Interesse der niederländischen Großen förderte und mit ihnen enge verbunden war. Es ist ein geringfügiger Umstand, daß Don Carlos Schuß- und Hiebwaffen an seinem Bette aufhing und wie De Thou berichtet, an der Thüre seines Schlafgemaches einen künstlichen Riegel anbringen ließ, und doch erregen diese Vorkehrungen den Verdacht, daß er sich einer Schuld bewußt war, gegen deren Folgen er sich sichern wollte. Seine Schuld deutet auch die Zurücknahme der Heirathszusage von Maximilians Seite an, welche, wie ich versichern kann, nicht erfolgt wäre, wenn die Gefangensetzung blos Sittenbesserung bezweckt hätte. Die Strenge der Haft war von der Besorgniß eines Flucht- oder eines Befreiungsversuches motivirt. Dietrichstein bemerkt LXXIX, daß der Prinz einen bedeutenden Anhang in Kastilien gehabt habe. Seine Empörung gegen seinen Vater hätte höchst wahrscheinlich gefährliche Aufstände in Spanien hervorgerufen, weil man auch hier mit Philipp nicht ganz zufrieden war. Da nun bei Don Carlos Auftreten gleichzeitig auch die Niederlande sich unabhängig erklärt hatten, so wäre Philipp in eine vielleicht ihm selbst den Thronverlust bereitende schlimme Lage gerathen. Man hat daher wahrlich nicht Ursache, nach den Gründen der Verhaftung lange zu fragen. Sie liegen auf der Hand, zudem waren die Schreiben des Prinzen an die spanischen Großen, worin sie zur Unterstützung einer großen, nicht genannten aber von ihm ausgehenden Unternehmung aufgeboten wurden, dann die Geldaufnahme, und die bei dem Generalpostmeister Taxis eingeleiteten Reiseanstalten, öffentliche Schritte, welche den König nöthigten, eben solche zu thun. Dietrichsteins wiederholte Versicherung, in Madrid sey Niemand, der dem König wegen der Gefangennehmung des Prinzen Unrecht gäbe, weil man allgemein überzeugt sey, daß er dazu die wichtigsten Gründe gehabt haben müsse, gestattet um so weniger, dem Vater dieserwegen heutzutage Unrecht zu geben."

---

## Meteorologie.

Der Höhenrauch und dessen Geburtsstätte. Herausgegeben von Benedikt Ellner. Frankfurt a. M., Hedler, 1857.

In dieser kleinen Schrift wird nachgewiesen, daß der s. g. Höhenrauch nur von Erdbränden herrührt. Im Jahr 1783 hatte ein ganz außergewöhnlicher Höhenrauch einen großen Erdbrand auf der Insel Island zur Ursache. Der regelmäßig im Mai und Juni über Deutschland und halb Europa sich ausbreitende Höhenrauch kommt her von den um diese Zeit in Ostfriesland künstlich erzeugten Moorbränden. „Es dürften zum Beweise des Gesagten die nachstehenden Erfahrungen der neuesten Zeit, welche wir in einer untenfolgenden Tabelle niedergelegt haben, eine besondere Beachtung verdienen. Wir glauben durch dieselbe dargethan zu haben, daß alle bisher erschienenen Höhenrauche, wie sie namentlich von 1825—1857 hier beobachtet und auf hiesigem meteorologischen Observatorium notirt wurden, eine Folge jener Moorbrände des nördlichen Theiles der Küstenländer (Moorländer) von Europa waren und sind." Der Verfasser schreibt aus Bamberg. Aus der tabellarischen Uebersicht geht deutlich hervor, wie der Höhenrauch sich vom Moorbrand in Ostfriesland aus von Tag zu Tage regelmäßig nach der Windströmung weiter ausgebreitet hat. Auch der bekannte brenzliche Geruch des Höhenrauchs ist ausschließlich dem Moorbrand eigenthümlich.

Damit widerlegt der Verfasser die mannigfachen andern Erklärungsversuche, die viel weiter hergeholt sind, und beruhigt diejenigen, welche vom Höhenrauch eine schädliche Einwirkung auf die Gesundheit, auf das Gedeihen der Saaten und des Obstes gefürchtet haben.

Wir finden an dieser ganz vernünftigen kleinen Schrift nichts auszusetzen, als daß sie mit keiner Sylbe der ihr lange vorangegangenen (im Jahr 1835 gedruckten) Broschüre von Egen gedenkt, in welcher bereits dieselbe Meinung von der Entstehung des Höhenrauchs aus den ostfriesischen Moorbränden und mit eben so genauen tabellarischen Nachweisen vorgetragen ist.

Verleger und verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.